Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Vierzehnter Band.

Berlin.
Verlag von O. Häring.
1896.

Inhalt.

Die Zukunft.

Berlin, den 4. Januar 1896.

Hammerstein und Friedmann.

Der Freiherr von Hammerstein hat Unglück. Er wähnte wohl, die Staatsraison würde stärker sein als der Eifer der Themisdiener und kluge Politiker würden dem deutschen Land die gefährlich gewürzten Wonnen eines neuen sensationellen Prozesses ersparen. Deshalb saß er gelassenen Sinnes in Athen, sah vom Akropolisfelsen nach dem Nymphenhügel hinüber und dachte vielleicht des Parteiführers Kylon, der einst die Tyrannis errichten wollte und den Eupatriden, den athenischen Junkern, dann so schweres Mißgeschick schuf. Kindergewohnheit, das Gespensterheer der Traditionen, das selbst hinter dem Verbrecher noch herkeucht, wohl auch eine leise Sehnsucht nach weihender Wärme, trieben den Flüchtigen in die Kirche; er ist nicht von der Art bußfertiger Sünder, die an einen Kreuzweg treten und offen vor allem Volke sich schuldig bekennen, aber er mag in der Weihnacht, die er so oft als ein sittiger Familienvater mit Frau und Kindern unter dem Tannenbaum verlebt hatte, Etwas wie Heimweh empfunden haben, ein Bedürfniß nach Reinheit und Ruhe und fröhlichem Frieden. So ging er in die katholische Kirche und fand in dem duftenden Gepränge für einen Augenblick vielleicht Vergessen. Aber in der Kirche wurde er erkannt und er, Wilhelm Freiherr von Hammerstein, der so wacker gegen Anarchisten und Sozialisten zu wettern wußte, wurde als Anarchist aus dem Griechenland fortgewiesen und bald darauf von einem deutschen Kriminalbeamten beim Kragen gepackt. Und wenn die traurige Fahrt nun beendet ist und der vor einem Jahr noch so mächtige Mann ins

Untersuchungsgefängniß eingeliefert wird, wenn er in seinem Gedächtniß sucht und sinnt, wen er zum Vertheidiger seiner Sache bestellen könnte, dann findet er den berühmten Fürsprecher der Belasteten nicht mehr, an den er zuerst denken möchte, den Rechtsanwalt Friedmann, denn der hat inzwischen, mit einem aufgelesenen Liebchen, das Weite gesucht. Der Freiherr von Hammerstein hat Unglück. Einen besseren Vertheidiger wird er nicht werben können, keinen wenigstens, der so geschickt alle unangenehmen Erörterungen abschneiden und den sensationellen Prozeß ins rührsame Reich des Ewig-Trivialen hinabziehen kann. Fritz Friedmann hätte sich nicht in das schlüpfrige Gelände der hohen Politik locken lassen; er hätte von dem alten Namen, von einem schmählich zerrütteten Familienglück, von der Macht der Verführung und dem Apfel der Eva gesprochen und den Angeklagten als einen dummen Kerl hingestellt, dessen gutmüthiger Leichtsinn ausgebeutet wurde; er hätte seufzend daran gemahnt, daß wir allzumal arme Sünder sind, und schließlich sicher die fünf Richterherzen erweicht. Auch als Menschen hätten die beiden Männer bald einander verstanden; Beider Unheil begann damit, daß sie ihrer Kaste entfremdet wurden, Beide zerhöhlte die Geldgier, die immerwährende Angst des gehetzten Schuldners, Beide schleppten schwitzend Jahre hindurch ein Scheindasein hin und Beide könnten von Flora und Anna wohl die selben Geschichten erzählen. Den Rechtsanwalt, der sich vor adeligem Wesen die ganze scheue Ehrfurcht des kleinen Mannes bewahrt hatte und der an einem Meyerinck sogar noch die vornehmen Kavalierssitten bestaunte, hätte das Schicksal des Freiherrn gewiß gerührt und er hätte, wenn nach der Verurtheilung auf allen Gesichtern ringsum das Leuchten frohen Triumphes erschienen wäre, wüthend vielleicht, als wärs seine eigene Sache, wie auf dem Henkerskarren einst die Marquise von Brinvilliers ausgerufen: „Ja, nun freut Ihr Euch, weil Ihr nicht erwischt worden seid, Ihr Kanaillen!“

Die Freude ist jetzt schon riesengroß. Zwar: Friedmanns Zusammenbruch wird nur als eine Lokalnachricht behandelt, schlecht erfundene Klatschgeschichten werden erzählt und die Moraltrompete, die, wie es sich ziemt, am Grabe des gestern noch Gefeierten schmetternd erschallt, wird vorsichtig mit weicher Watte umwickelt. Was ist uns, heißt es, Fritz Friedmann, der kein Politiker, nicht Abgeordneter und nicht Parteiführer war, und warum soll sein Untergang uns das Gewissen rütteln? Dorthin wendet den Blick, sehet Hammerstein an, den typischen

Junker, und erkennet in seinem Geschick das Walten des Bürgergottes, der an dem verrotteten Adel das rächende Strafgericht nun vollzieht; mit Hammerstein kommt das Junkerthum und die konservative Partei, kommen Agrarier und Bimetallisten auf die Anklagebank. So tönt es, in Vers und Prosa, von links, so wird es mit fetten Lettern gedruckt; ein Indianergeheul, das wüthend den Skalp des gefangenen Feindes begehrt. Wieder, wie in den Tagen, da der Börsenwitz sich an der Wechselreitschule labte, wird der Versuch gemacht, zwischen der guten Bourgeoisie und der bösen Aristokratie einen Prozeß anzustrengen, und die Eifernden, die so emsig Steine herbeitragen, scheinen wieder ganz zu vergessen, daß sie selbst im Glashause sitzen. Ist es denn wirklich das erste Mal, daß ein Zeitungschreiber Betrügereien verübt hat? Die Herren, die über das Laster jetzt ihr schönes Pathos oder ihren grimmig witzelnden Hohn ausströmen lassen, sind ja gewiß alle, alle ehrenwerth; ihnen ist die leichtsinnige Verschuldung ein fremder Begriff, sie haben zu Glücksspielen nie eine Karte berührt, nie ihr Amt als Verkäufer von öffentlichen Meinungen benutzt, um sich die Tasche zu füllen, und sie sind an dem sechsten Gebot niemals zu Sündern geworden. Sie sind fleckenlos rein und untadelig, wahre Bayards der Presse, und brauchen auf menschliche Schwachheit deshalb nicht mitleidig zu blicken. Aber sind sie so weltfremd, so kindhaft einfältig, daß sie gar nichts von Alledem merken, was dicht neben ihnen täglich geschieht? Wissen sie wirklich nichts von Konsortialbetheiligungen und bezahlten Reklamen, von dem regen Interesse manches Zeitungmachers an einem Theater, einem Cirkus, einer Gasglühlichtgesellschaft, nichts von dem großen Feldzug für Villardwerthe und Mexikaner? Und haben sie völlig die Thaten vergessen, die den Herz und Arton, Wolff und Sommerfeld, Abter und Rosenberg hohen Ruhm in der sogenannten Kulturwelt erwarben? Ach nein: einfältig sind sie nicht, auch nicht vergeßlich; sie sind nur Taktiker, halten sich, wo es ihrem Vortheil entspricht, jenseits von Gut und Böse und stürzen sich gierig auf jeden Kadaver, von dem vielleicht ein Beutestück zu erraffen ist. Ihnen war Hammersteins Niederbruch, dem die Führer der konservativen Partei rathlos und thatenlos zusahen, ein gefundenes Fressen; kein verständiger Mensch glaubt, daß diese Führer absichtlich unehrenhafte Handlungen begünstigen oder vertuschen wollten, aber der Versuch ist doch lohnend, mit dem einen Sünder zugleich die ganze verhaßte Klasse ins Verderben zu reißen. Man erglüht in humaner Empö-

rung, wenn für einen Sommerfeld alle Juden oder auch alle Bankiers verantwortlich gemacht werden sollen, aber man möchte mit einem Hammerstein gern das ganze Junkerthum in die Tiefe ziehen. Am Ende läßt sichs aber erweisen, daß Hammerstein längst nicht mehr dem Typus des Junkers glich, daß er für seine Klasse nicht annähernd eine so typische Erscheinung war wie Fritz Friedmann für seine und daß Beide von dem vergiftenden Hauch der höchsten bourgeoisen Macht verseucht worden sind. Das wäre ein Strich durch die feine Rechnung; Das klänge heute namentlich unangenehm, wo uns an dem allzu viel beschwatzten Schicksal des Jämmerlings Lebaudy das unsägliche Leid des modernen Millionärs gezeigt und erklärt werden soll. Der Roman des petit sucrier ist süß, recht passend für die muntere Punschstimmung, die bittere Wahrheit nicht hören mag. Aber die heißen Dämpfe werden zerflattern und den Ernüchterten wird dann die Erkenntniß wiederkehren. Jede herrschende Klasse ist von den Gefahren der Korruption umlagert, jede ist ihnen, so weit die Erinnerung auch zurückschweift, erlegen und die sozialistische Gesellschaft müßte aus ganz besonderem Stoff gefügt sein, wenn sie im Besitz der Macht doch die Kraft des Widerstandes bewahren sollte; so schnell aber und so völlig ist noch nie eine herrschende Klasse korrumpirt worden wie die der behenden Bankiers, die seit hundert Jahren erst auf den Thron gelangt ist, und die Bourgeoisie sollte sich deshalb hüten, wegen eines Hammersteines einen weltgeschichtlichen Prozeß gegen die Aristokratie anzustrengen.

Gehört der mit Zuchthausstrafe bedrohte Freiherr wirklich noch zur Aristokratie, noch zum preußischen Junkerthum? Wenn er auf Ratzow in Mecklenburg seine Tage verbracht oder bis ans selige Ende das pommersche Gut Schmartow bewirthschaftet hätte, wäre er wohl ein ehrlicher Mann geblieben, — kein Tugendheld zwar, aber ein derber Geselle, der mit dem Strafgesetz nicht in Berührung kommt. Er hätte gejagt, Gäste bei sich gesehen, wacker gezecht und vielleicht verspätete Herrenrechte geheischt; ein Spielchen oder ein wildes Werben hätte ihn mitunter in Bedrängniß gebracht, aber im Ganzen wäre die Sache gegangen und eines Tages hätte der Dorfpfarrer, den er mit hartem Wort aus dem Kreise christlich-sozialer Bethätigung zwang, in der Gutskirche ihm eine schöne Leichenrede gehalten. Es sollte nicht sein. Der Freiherr von Hammerstein kam nach Berlin, in die fremde Welt des Parlamentarismus und Journalismus, wo er wurzellos war, ein

eingesetzter Schößling aus anderer Erde. In den Parlamenten fand er sich bald zurecht und hier wurden seine Junkereigenschaften ihm nützlich: ein starker Wille, die Fähigkeit rascher Orientirung, ein, wo es nöthig schien, zäher Fleiß und, als wichtigste Gabe, eine sichere Witterung für das im Augenblick gerade Vortheilhafteste. Er begriff, daß die Zeiten vorüber sind, wo eine konservative Partei von der Gnade der Regirung leben kann, und hielt auf steife Selbständigkeit; er erkannte Stoeckers ungewöhnliche agitatorische Kraft und schloß mit ihm ein unverbrüchliches Bündniß, das die ersten Regungen evangelisch-sozialen Lebens in den Dienst der konservativen Sache lenkte; er merkte früh die ungeheure Macht der Bauernbewegung und fing sie, die der Parteileitung eben entgleiten wollte, mit dem schlau gesponnenen Tivolinetz geschickt wieder ein. Er wäre ein guter Parteiführer geworden, wenn nicht zwei schlimme Fehler ihn auf seinem Wege gehemmt hätten: er war eigensinnig und ungebildet. Der Eigensinn ließ ihn Bismarcks große Persönlichkeit verkennen, die man als ein märkisches Wunder froh und dankbar hinnehmen muß, auch wenn man ihr nicht immer folgen kann, und mit deren oft freilich unbequemer Genialität jede konservative Partei rechnen mußte. Die Unbildung hielt ihn bei rückständigen Ansichten fest, bei einer Orthodoxie, der das Volk entfremdet ist, und bei einer knotigen Art des Antisemitismus, mit der, von ethischen Bedenken ganz abgesehen, ernsthafte Erfolge nicht zu erzielen sind. Er stand nicht auf dem Boden der modernen Bildung, nicht auf dem Boden des historisch gewordenen Reiches und half sich mit Schlagwörtern und abfegenden Phrasen. Ob er, als alter Forstmann vermummt, die Vernichtung des deutschen Waldes bejammerte, ob er die bis ins Mark verfaulten Tschinownikss geißelte oder mit frommem Aufblick bestöhnte, daß die Betrügerei in dieser argen Welt so verbreitet sei: die Ueberzeugung und das wägende Urtheil, das die Ueberzeugungen gründet und stützt, fehlte und man sah stets einen Mann, der, mit geschickter Berechnung der Effekte, eine Rolle spielte. Die Rolle spielte der energische und betriebsame, aber politisch gar nicht begabte Mann ganz gut und eine brutale Frechheit, die er für kernhaftes Germanenwesen ausgab, trug ihn leicht auch über Klippen und Irrthümer hinweg. In der Zeitungwelt aber wurde er nie völlig heimisch. Er hatte ein beträchtliches Anpassungvermögen und wurde durch mimicry in manchem Zug den Berufsgenossen recht ähnlich, aber es blieb doch immer ein Unterschied.

Er wollte kein gewöhnlicher Zeitungschreiber sein, wollte der Freiherr bleiben, — und so war er in der neuen Kaste vereinsamt, während die Verbindung mit der alten Kaste sich mählich doch lockerte. Den Standesgenossen roch er nach Druckerschwärze, die Berufsgenossen scheuchte er durch Stallgestank und feudale Vorurtheile aus seiner Nähe; irgend ein winziger Kropatscheck fühlte sich wohl geehrt, wenn er an seinem Arm den Mächtigen durch die Königgrätzerstraße geleiten durfte, aber zu einer rechten Intimität, die ein Treugefühl in sich schließt, kam es auch da nicht, weil der Adelige immer geneigt war, den Roturier seine höhere Art fühlen zu lassen. Den deklassirten Junker — und ein Freiherr, der für Geld Artikel schreibt und redigirt, hat seine Klasse verloren — duldet es selten in dem engen Gleise, das den Durchschnittsmenschen gemächlich durchs Dasein führt; ein unruhiger, unbefriedigter Geist peitscht ihn vorwärts und er wird schnell zum Revolutionär oder zum Glücksritter. Hammerstein wählte die breite Straße, an deren Ende das Zuchthaus ragt. Er blieb äußerlich der korrekte Herr, der streng auf Sitte und Sittlichkeit hielt, für Thron und Altar kämpfte und bei jedem unfreundlichen Blick dräuend nach der Pistole schielte, und schuf sich heimlich ein wüstes Abenteurerglück im Arm einer verlaufenen Dirne. Solches Glück kostet Geld, viel Geld sogar, — und deshalb begann nun die unsaubere Schachermachei, die den Angefaulten rasch bis zu Fälscherpraktiken riß. Seine Zeitung war ihm ein Werkzeug, das seine Privatinteressen fördern mußte, ein Instrument, das er benutzte, um heute die seinen Wählern verhaßte Tabaksteuer abzuwehren und morgen mit einem Reklämchen eine Hotelrechnung zu bezahlen. Aber er beherrschte dieses Instrument nie so meisterhaft wie die nicht in freiherrlichen Betten gezeugten Genossen, sonst hätte er es verstanden, unentdeckt sein Schäfchen zu scheeren, sonst wäre er nicht ohne Geld durchgebrannt. Er holte sich bei dem jähen Klimawechsel eine Moralvergiftung und war der veränderten Sphäre nicht genug angepaßt, um sich insgeheim mit dem erkrankten Organismus behaglich einrichten zu können. Ein korrumpirter Schreiber muß maßvoll sein, muß persönliche Angriffe vornehm verachten, gern über Verleumdungen zetern und mit den Kollegen auf Du und Du stehen; ein Korrumpirter, der über die Genossenschaft die Nase rümpft, der hetzt, schimpft und schießt und ein schneidiger Ritter sein will: Das geht nicht, Das kann nicht geduldet werden. Was den Freiherrn von Hammerstein noch mit der alten Kaste verband, ward ihm in der

neuen Kaste verhängnißvoll und man darf vielleicht sagen, daß er vom Junker nur gerade genug sich bewahrt hatte, um als journalistischer Strauchdieb auf die Dauer unmöglich zu sein.

Auch Fritz Friedmann hatte seine Kaste verloren, aber er war aus dem zäheren Katzengeschlecht und hielt sich viel länger als Hammerstein heiter auf dünnen Beinen. Die Psychologen der Hintertreppe haben sich mit dem geschmeidigen Manne in diesen Wochen ohne Ermatten beschäftigt, wundervolle Theorien vom Abfärben der Verbrecherwelt und vom morbiden Boden der Genialität zu Tage gefördert und schließlich ein Bild zusammengepinselt, in dem höchstens die grenzenlose Eitelkeit des Gemalten entzückt Aehnlichkeiten entdecken könnte. Mit solchen Künstlern braucht der gefährliche Wettbewerb hier um so weniger gewagt zu werden, als Herr Friedmann in diesen Heften schon früher charakterisirt worden ist; er war mit der Charakteristik damals sehr unzufrieden, aber Das spricht nicht gegen ihre Richtigkeit. Es würde auch genügen, auf die Meisterskizze zu verweisen, die Freytag in „Soll und Haben" vom Doktor Hippus entwirft, — wenn zwischen Hippus und Friedmann nicht ein gutes Stück moderner Entwickelung läge. Auch Friedmann „galt für den entschiedensten und kühnsten Mann, um ein mißliches Recht in ein gutes Recht zu verwandeln", auch er liebte ein schmackhaftes Frühstück und theueren Rothwein, aber er hatte nicht, wie Hippus, mit Veitel Itzig zu thun, sondern mit Paul Polke und Hugo Loewy, neben denen Ehrenthals Commis nur ein schüchterner Stümper ist. Fritz Friedmann hätte der gewöhnlichen Advokatengefahr vielleicht widerstanden, aber er gerieth in die Jobberwelt und wurde da, als ein kleiner Bissen, rasch aufgespeist; er ist nicht aus der Rechtsanwaltssphäre, sondern aus dem Börsenmilieu heraus zu erklären. Von den Advokaten sagt Zanardelli: „Weil sie gewohnt sind, das Wahre und Falsche mit gleicher Geschicklichkeit zu vertheidigen, kommen sie schließlich dahin, daß sie selbst das Eine vom Anderen nicht mehr genau unterscheiden." Das ist die allgemeine Advokatengefahr, der, wie wir sehen, mancher ehrenhafte Mann sich zu entziehen vermag. Für Friedmann kam eine besondere Gefahr hinzu: er war ungewöhnlich beredt und ungewöhnlich eitel auf seine Beredsamkeit. In einem alten Schauspiel von Delavigne stehen die Verse:

Oui, monsieur, l'éloquence
Est un mal, quand le mal en est la conséquence:

Celui-là fait le mal qui prouve éloquemment
Que la raison a tort, que la vérité ment;
Et dans ce député, qu'à sa honte on renomme,
J'admire l'orateur, mais je méprise l'homme.

So ungefähr lautete seit Jahren das Urtheil über Fritz Friedmann. Er war ein ausgezeichneter Vertheidiger, weil ers verstand, bei jeder Sache das große A der Allgemeinheit zu treffen, weil er die vom langen Sitzen ermüdeten Richter durch seine unverwüstliche Frische und durch seinen berlinischen Gassenwitz aufzumuntern wußte, weil er nie langweilig, nie unbequem war und mit natürlicher Pfiffigkeit in den Schöffen, Geschworenen und Landgerichtsräthen die Menschen zu packen suchte. Für den Angeklagten war er mitunter ein Kreuz, denn er hatte nie einen Schriftsatz gelesen, kannte das Beweisthema nicht, machte Witze, während der Staatsanwalt sprach, und stellte den Klienten gern als einen dummen Kerl hin, weil er gelernt hatte, daß Dummheit immer als mildernder Umstand angerechnet wird. Aber er traf mit so sicherem Instinkt stets den richtigen Punkt, er fand sich so schnell in jede Sache hinein, die Hand, die dann die Fäden entwirrte, war so weich und über das Fuchsgesicht huschte eine so schlaue Vergnüglichkeit, daß man dem liebenswürdigen Manne nicht ernstlich böse sein konnte. Er war im Grunde ein ausgewachsener Gassenjunge, der durch alle schmutzigen Pfützen gewatet ist und sehr stolz die Schlammspuren zeigt, er glich einem sittlich Farbenblinden, der sich sehr interessant findet, weil er zwischen Gut und Böse nicht zu unterscheiden vermag. Dabei ein durch und durch banales Geschöpf, mit den Schwänken und Schnurren eines Coulissenspaßmachers und der Sentimentalität einer angesäuselten Kellnerin. Und dieses leichtsinnige Menschenkind, das gar zu gern so schlecht wie sein Ruf sein wollte, kam nun in das rastlose Räderwerk der Börse und wurde ein gieriger Spieler. Daß Friedmann dabei sein Geld verlor, war für ihn noch nicht das Schlimmste; er konnte, obwohl er niemals die Honorare erhielt, die ihm in den Zeitungen jetzt nachgerechnet werden, das Verlorene leicht wieder gewinnen. Aber er nahm Gewohnheiten an, die ihm verhängnißvoll werden mußten, er wollte leben wie ein großer Bankier und vergaß, daß er nichts als ein kleiner Pfuschspekulant war, den man im Kreise der Geldpotentaten nur litt, weil man ihn eines Tages vielleicht in Moabit brauchen konnte. Er hatte seine Kaste verloren und schwankte nun taumelig zwischen Kapitalistensehnsucht und

literarischen Neigungen umher. Er fühlte sich nicht mehr als Rechtsanwalt und wurde von schweren Geldleuten und ernsten Schriftstellern doch nur belächelt. Inzwischen rang er wie ein Verzweifelter mit einem Troß unerbittlicher Wucherer, und wer ihn in diesem Kampf sah, in dieser erdrückenden Fülle von Arbeit und Qual, wird ihm eine mitleidige Regung nicht versagen. Er wäre vielleicht auch in diesem Kampf Sieger geblieben, denn seine Lebenskraft schien unerschöpflich. Aber da kamen die guten Freunde und wisperten, er könne, wenn er nur wolle, ein Banksyndikus mit märchenhaftem Einkommen oder ein Feuilletonist ersten Ranges werden; da wurden seine spottschlechten Romane gedruckt und den Lesern als besondere Leckerbissen gepriesen. Und der kindisch eitle Mann glaubte nun, auf jedem Gebiet spielend Meisterpreise erraffen zu können, und vergaß, daß seine Größe in dem Augenblick knallend zerplatzen müsse, wo er aufhören würde, der berühmte Gerichtsredner zu sein. Er ließ sich gehen und sagte Jedem, ders hören wollte, er werde kreuzfidel sein, wenn ihm der Ehrenrath erst die Robe aberkannt hätte. Er war unter den Rechtsanwälten noch ein beliebter Clown, aber ein Bote aus einer anderen Welt. Er gehörte der niedrigsten Börsenschicht an, dem neuberlinischen Milieu, das von der kleinen Spekulation und den kleinen Theatern begrenzt ist. So nur ist er zu erklären, ist sein tiefer Fall zu begreifen. Ein Rechtsanwalt, der die intimsten Geheimnisse der Klienten verhökert, wäre eine schreckende Kolportagegestalt; einen Spekulanten, der, wenn ihm das Wasser bis an den Hals steigt, alles Erreichbare rasch noch zu Geld macht, wird Niemand in starrem Entsetzen bestaunen.

Der Bürgergott, dessen rächendes Strafgericht nun beginnen soll, scheint es mit dem Adel doch immer noch gut zu meinen: er hat neben den deklassirten Junker, den ein Rest alter Standesvorurtheile in der neuen Kaste nicht heimisch werden ließ, den schmächtigen Mann auf die Anklagebank gesetzt, der für eine schmale bourgeoise Schicht deshalb typisch ist, weil er wähnte, er könne die Geldmoral der Großen mitmachen, während er doch nur ihr gemietheter Kuli war. Und da selbst ein Bürgergott wohl weise ist und weiter sieht als ein armer Holzpapierschächer, wird er mild lächelnd gewiß auf das laute Markttreiben herniederblicken und mit himmlischer Sanftmuth sogar die Kanaillen umfangen, die sich jetzt so laut freuen, weil sie nicht erwischt worden sind.

Heilige Bücher.

Der im letzten Menschenalter üblich gewordene Ausdruck „historische Theologie“ ist nach meinem Gefühl von sehr weittragender Bedeutung. Er sagt aus, daß die Theologie nicht mehr blos als ein System fertiger Dogmen, an denen die Berufstheologen ihr Wohlgefallen finden, zu betrachten ist, sondern als Geschichte, als das ununterbrochene Wachsthum menschlichen Denkens, das in allen bewohnten Theilen der Erde und in allen Perioden der geschichtlichen Entwickelung in seinen mannichfaltigen Aeußerungen erforscht werden muß. Von diesem Gesichtspunkte aus kann ich mich vielleicht selbst einen Theologen zu nennen wagen; denn wenn ich auf die fünfzig Jahre zurückschaue, in denen mir auf dem Gebiete der alten Literatur zu arbeiten verstattet war, so finde ich, daß alle meine Arbeiten entweder direkt oder indirekt den Zweck gehabt haben, die Geschichte der Theologie aufzuhellen und dazu beizutragen, eine genauere und quellenmäßigere Kenntniß der Aeußerungen der menschlischen Vorstellungen vom Unendlichen und Göttlichen in den alten Religionen der Welt auszubreiten. Das Wort „historisch“ kann sehr verschiedene Bedeutungen haben. Gewöhnlich bedeutet es wahr oder quellenmäßig, so z. B., wenn wir von geschichtlichen Quellen sprechen. Wenn wir aber von historischer Theologie reden, so bezeichnet der Ausdruck nicht sowohl das Studium der positiven, fertigen und gesicherten Dogmen als vielmehr einen Bericht über die Geschichte, d. h. den Ursprung, die Entstehungbedingungen und die fortschreitende Entwickelung jedes Dogmas. Die wahre Geschichte ist niemals eine Aufzählung von nackten Thatsachen, sondern ein Versuch, über die Thatsachen dadurch Rechenschaft abzulegen, daß man die Ursachen der Ereignisse aufspürt, den Einfluß früherer Stufen auf spätere verfolgt, die ununterbrochene Kette, welche die verstreuten Glieder zusammenhält, ans Licht bringt und schließlich einen Zweck ermittelt, der sich durch die verschiedenen Zeitalter der Welt hindurchzieht. Genau so ist es mit der historischen Theologie. Ihr höchstes Ziel ist nicht eine bloße Aufzählung von Dogmen oder Glaubensartikeln, sondern der Versuch, an die Wurzel jedes Dogmas zu gelangen, seine Entstehungbedingungen zu entdecken und die Umstände zu verstehen, unter denen ein kleiner und fast unsichtbarer Keim hervorbricht und ein Baum wird, schließlich vielleicht ein Riese unter den Bäumen des Waldes.

Aber wie sollen wir die Hauptreligionen der Welt in ihrer Entstehungform oder, wenn man so sagen kann, in ihrem noch formlosen Zustande studiren? Die natürliche Antwort darauf wäre wohl, daß die historische Theologie die

geschichtlichen Denkmäler jeder Religion, oder mindestens jeder Religion, die solche Denkmäler in Gestalt Heiliger Bücher hat, zu studiren habe. Das wird wohl Niemand bestreiten, so weit es auch führt, und aus diesem Grunde habe ich einst einige Freunde und Fachgenossen dazu eingeladen, mir bei der Herausgabe einer englischen Uebersetzung der „Heiligen Bücher des Orients" ihren Beistand zu leihen. „Des Orients" hätte ich eben so gut weglassen können, denn nur im Orient giebt es ja Heilige Bücher. Daß ein Studium dieser Heiligen Bücher die erste Vorbedingung für ein historisches Studium der Theologie sein muß, ist selbstverständlich. Aber setzen sie uns denn in Stand, die wirkliche Geschichte, die Ursprünge, die verborgenen Wurzeln, die entlegenen Denkschichten, aus denen die Saugwurzeln jeder Religion entspringen oder durch die sie sich durchzudrängen haben, bis sie auf geschichtlichem Boden auftauchen, zu studiren? Ich bezweifle es und es ist nicht wahrscheinlich, daß ich den Werth von Büchern unterschätze, denen ich selbst den größten Theil meines Lebens gewidmet habe. Und doch ist es ganz leicht, einzusehen, warum die Heiligen Bücher der Hauptreligionen der Welt uns so oft täuschen und uns so wenig oder gar nichts über die wirklichen Entstehungbedingungen oder über die Geburt einer neuen Religion berichten. Heilige Bücher stellen immer nur ein sekundäres Wachsthum dar. Es ist kaum ein Bedürfniß nach ihnen vorhanden, so lange eine Religion noch nicht eine dauernde Form angenommen hat; sie werden selten für die erste Jüngergeneration geschrieben, sondern erst für die zweite und dritte, wenn die persönlichen Erinnerungen dünn gesäet und schwach geworden sind und die mündliche Ueberlieferung nicht mehr genügt, um die Mütter in den Stand zu setzen, ihre Kinder zu lehren, was sie zu glauben und was sie nicht zu glauben haben. Es mag seltsam erscheinen, aber es ist trotzdem eine Thatsache, daß keiner der Gründer der großen historischen Religionen der Welt es für nöthig befunden hat, ein Buch oder auch nur eine einzige Zeile zu schreiben, auf denen seine Religion ruhen sollte oder von denen sich ihre Jünger leiten lassen konnten. In unseren Tagen, wo Buch und Religion fast gleichbedeutend sind, mag Das unglaublich erscheinen. Trotzdem bleibt die Thatsache bestehen, und wenn wir uns den Fall sorgfältiger und vom rein geschichtlichen Gesichtspunkt aus betrachten, so werden wir sehen, daß es kaum anders sein konnte.

Es giebt drei Arten von Religionen, die wir ethnische, nationale und individuelle nennen. Die erste Art umfaßt Religionen, die entstanden sind, ehe die Familien oder Stämme, die an sie glauben, zu Völkern zusammengewachsen waren und das Gefühl der Einheit und gemeinsamen Verantwortlichkeit bekommen hatten, das z. B. die Griechen und Römer von den frühesten Zeiten, in denen wir Etwas von ihnen und von ihrer Religion wissen, zusammenhält. Zu dieser Art gehören die Religionen der uncivilisirten

Stämme in Afrika, Amerika und Polynesien, — wenn diese den Namen Religion überhaupt verdienen. Wir kennen sie hauptsächlich aus den mehr oder weniger zuverlässigen Berichten von Reisenden und Missionaren. Sie wimmeln von verblüffenden Variationen und Widersprüchen, da sie dem Einfluß persönlicher Phantasien und örtlicher Eigenthümlichkeiten sehr stark ausgesetzt sind, und eine im Mittelpunkt stehende, überragende Gewalt fehlt ihnen fast ganz. Nach den Begründern dieser ethnischen Formen des Glaubens und der religiösen Bräuche zu fragen und gar einen Kodex Heiliger Schriften zu erwarten, der unter einer größeren Anzahl von Stämmen als höchste Instanz anerkannt wäre, würde nutzlos sein. Allerdings finden sich trotzdem gewisse mehr oder weniger religiöse Bräuche manchmal unter verwandten — namentlich sprachlich verwandten — Stämmen, auch wenn sie weit verstreut und offenbar viele Generationen hindurch von einander getrennt sind. Das ist besonders in Australien der Fall; aber es giebt keine Beweise dafür, daß es sich auf gemeinsame geschichtliche Ueberlieferung oder das frühere Vorhandensein gemeinsamer Lieder und gemeinsamer Gesetze gründe.

Die zweite Art der nationalen Religionen ist zweifellos aus der ersten entstanden, aber sie lassen sich von ihr unterscheiden und sollten von ihr unterschieden werden, da sie das gemeinsame Eigenthum eines ganzen Volkes geworden sind, ja, da sie in vielen Fällen das stärkste Einigungband bilden, das die Glieder eines Volkes als solches zusammenhält. Diese nationalen Religionen besitzen oft, aber nicht immer, Heilige Bücher, wie die alte indische, persische, chinesische und jüdische Religion, aber nirgends kennen wir ihre wirklichen Begründer und noch weniger die Verfasser der Bücher, die sie heilig nennen und von denen sie sich leiten lassen. Niemand kann sagen, wer der Begründer der vedischen Religion gewesen ist, und obgleich den Verfassern zahlreicher vedischer Hymnen Namen zugeschrieben werden, so sind diese doch entweder rein imaginär oder doch bloße Namen, die uns über ihre Träger keinerlei Auskunft geben. Die alte persische Religion wird Zarathustra zugeschrieben und ist manchmal unter die individuellen Religionen gezählt worden. Aber die gelehrte Kritik hat Zarathustra lange als rein mythischen Namen anerkannt und Alles, was uns die Ueberlieferung von ihm berichtet, gilt jetzt als von spätem Ursprung. In der avestischen Religion läßt sich sicherlich das Wirken eines individuellen Geistes und eines persönlichen Willens erkennen, der sich den Anschauungen und Bräuchen, die vor ihm und um ihn existirten, widersetzt, aber wir haben kein Recht mehr, Zoroaster den Urheber und noch weniger den Verfasser des Avesta zu nennen, nicht einmal von dessen ältesten Theilen, den sogenannten Gâthas, die, wenn Darmesteter Recht hat, in ihrer heutigen Form nicht älter wären als das erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung. In diesen Gâthas ist Zarathustra bereits der Mittelpunkt eines Mythenkreises. Er

gehört einer Familie, der Familie Spitama, an. Er ist der Gatte von Huogvi, der Tochter Frashaoshtras, und der Schwiegervater Jâmâspas, der der Gatte von Zoroasters eigener Tochter Pourusishta war. Alle diese Namen setzen bereits einen Sagenkreis voraus, aber die Gâthas geben uns keine weiteren Einzelnheiten darüber. In der späteren Prosaliteratur des Avesta wird die wunderbare Geburt Zoroasters ausführlich dargestellt. Wir erfahren da, daß ein Strahl der göttlichen Majestät sich in den Schoß Dughdos niedersenkte und daß Zoroasters Frohar oder Genius in eine Homapflanze eingeschlossen war. Diese Homapflanze wurde bei einem Opfer von Paurushaspa verzehrt und der Verbindung von Paurushaspa und Dughdo entsprang Zoroaster. Er hatte sich vielen Gefahren zu entziehen, bis er dreißig Jahre alt war. Da begann er seine Unterhaltungen mit Ahura und erhielt von ihm seine Offenbarungen. Zehn Jahre lang hatte er nur einen einzigen Jünger, Maidhyomâonha. Später bekehrte er zwei Söhne Hogvas, Jâmâsp und Frashaoshtra, und zuletzt wurde selbst König Vishtâspa durch seine Gattin Hutaosa für Zarathustras Religion gewonnen. Eben so wird uns berichtet, daß, als Zarathustra in der Schlacht gefallen war, seine Arbeit von seinen drei Söhnen Ukhshyat-areta, Ukhshyat-nema und Saoshyant fortgesetzt worden sei, die alle Drei in wunderbarer Weise am Beginn der drei Millennien (hasâr) geboren waren, der letzte Sohn, Saoshyant, bei der schließlichen Auferstehung und dem Beginn der Herrschaft der ewigen Seeligkeit und des ewigen Glückes, des wahren Millenniums. Was nach meiner Ueberzeugung das Wirken eines individuellen Geistes in dem Avesta beweist, ist nicht sowohl die Veränderung der Devas in Teufel als der Uebergang von dem ursprünglichen Glauben an einen höchsten Gott, Ahura, verbunden mit dem Glauben an gewisse Naturgötter, gleich den Devas des Veda, zu dem Glauben an zwei Mächte, die einander entgegengesetzt sind, Spenta Mainyu oder Ormusd und Angra Mainyu oder Ahriman, und dem ausgearbeiteten System der Amshaspands.

Das Selbe gilt von der alten Nationalreligion Chinas. Hier haben wir die direkte und oft wiederholte Erklärung von Confucius selbst, daß er nicht der Begründer der chinesischen Religion oder der Lehren, die in den Heiligen Büchern Chinas enthalten sind, gewesen sei, sondern daß er nur gesammelt und wiederhergestellt habe, was seit undenklichen Zeiten vorhanden gewesen sei. Da wir den selben Sachverhalt in Indiën, Persien, China wiederfinden, so wird es uns weniger überraschen, wenn wir auch bei den Juden eine Nationalreligion ohne persönlichen Stifter finden und eine Heilige Urkunde, bei der die Theile, die sie bilden, nur in wenigen Fällen wohlbekannten geschichtlichen Persönlichkeiten zuzuschreiben sind. Wir kommen da zu der Erkenntniß, daß Dies nicht nur natürlich, sondern geradezu unvermeidlich ist. Religiöser Glaube und religiöse Bräuche entstehen wie Mund-

arten, die sicherlich die Schöpfung von Menschen sind. Kein einzelnes Individuum könnte freilich eine Mundart erzeugen, und wenn es Das thäte, so würde doch das Zusammenwirken Vieler nothwendig sein, ehe sie eine wirkliche Sprache werden könnte. Genau so ists mit der Religion. Um nicht nur die Stimme Eines zu sein, der in der Wildniß ruft, muß eine Nationalreligion ihre verborgenen Saatkörner in tausend, ja in millionen Menschenherzen haben, so daß sie einen natürlichen Wiederhall weckt und nicht als das Ergebniß eines Diktates oder einer Offenbarung, sondern als der echte Ausbruch spontaner Ueberzeugungen erscheint, — als die plötzliche Geburt von Gedanken, die sich in den Herzen und Köpfen des Volkes im Großen lange aufgehäuft haben und daselbst langsam gereift sind.

Aber während wir in den Fällen, die wir bisher betrachtet haben, Nationalreligionen im Besitze Heiliger Bücher sahen, obgleich sie ihren Ursprung offenbar aus viel älteren Quellen ableiteten, ja, in ihrem Anfang thatsächlich ganz unabhängig waren von den Büchern, die sie in ihren späteren Zeiten als maßgebend annahmen, so giebt es auch andere Fälle, in denen Nationalreligionen entstanden sind und Jahrhunderte hindurch geblüht haben, ohne Etwas, das wir Heilige Bücher nennen würden, zu besitzen. Die griechische Religion war eine Nationalreligion und wir können sie bei Homer und Hesiod, vielleicht auch bei Pindar und in den Aussprüchen alter griechischer Weisen, studiren. Aber die homerischen Gedichte, die Theogonie, die olympischen Hymnen Pindars und die Sprüche des Heraklit würden wir niemals „Heilige Bücher“ nennen. Sie erwuchsen aus der griechischen Religion, die griechische Religion erwuchs nicht aus ihnen.

Somit haben wir eine Thatsache festgestellt, nämlich, daß die alten Nationalreligionen gleich den ethnischen Religionen lange bestanden, ehe sie Heilige Bücher hatten. Wir haben uns nun den Fall der individuellen Religionen näher anzusehen, die sich rühmen, wirkliche geschichtliche Persönlichkeiten zu ihren Gründern zu haben, und die dazu neigen, die Heiligen Bücher, die sie besitzen, als die einzige Quelle und das einzige Zeugniß für ihre religiösen Dogmen zu betrachten. Die wichtigsten individuellen Religionen sind der Buddhismus, das Christenthum und der Mohammedanismus. Wohl zu beachten ist, daß sie alle drei nach ihren Gründern benannt sind und nicht einfach nach dem Lande oder dem Volke, dem sie angehörten. Bei diesen Religionen könnte es allerdings scheinen, als müßten sie hauptsächlich in ihren Heiligen Büchern studirt werden, in dem Tripitaka der Buddhisten, dem Neuen Testament der Christen und dem Korân der Mohammedaner. Und es ist auch nicht zu leugnen, daß eine Kenntniß dieser Bücher für eine wirklich wissenschaftliche Erforschung des Buddhismus, des Christenthumes und des Mohammedanismus wesentlich ist. Ich behaupte nur, daß wir, da diese Bücher nicht von

den Gründern dieser Religionen geschrieben worden sind (der Fall des Korân ist ein besonderer und muß für sich betrachtet werden), in ihnen nicht die Entstehungbedingungen für diese neuen Religionen zu finden erwarten können, und eben so wenig Angaben über die persönlichen Motive, die ihre Gründer bewogen, eine neue Religion stiften zu wollen.

Ich habe eben bemerkt, der Fall des Korân sei ein besonderer, und eine genauere Betrachtung seines Ursprunges wird vielleicht dazu beitragen, auch auf den Ursprung und die allmähliche Entstehung anderer Heiliger Bücher Licht zu werfen. Der Korân ist sicher nicht von Mohammed geschrieben worden; aus einem sehr einfachen Grunde: weil nämlich Mohammed weder lesen noch schreiben konnte. Nach dem Tode des Propheten ist der Korân zusammengestellt worden. Trotzdem haben wir keinen Grund, zu bezweifeln, daß viele begeisterte Aussprüche Mohammeds von seinen Freunden und Bewunderern genau im Gedächtniß bewahrt oder auch wirklich niedergeschrieben worden sind, wenn auch nur in fragmentarischer Form. Es giebt einen bemerkenswerthen Bericht in der berühmten Sammlung von Ueberlieferungen von Al Bukhari, etwa zweihundert Jahre nach der Hedschra. Er erzählt, wie Zaid ibn Sâbit die Umstände berichtet habe, die zu der ersten Sammlung von Mohammeds Aussprüchen und zu der Niederschrift des Korân geführt hätten. Er, Zaid ibn Sâbit, wurde zu Abu Bakr (dem nachmaligen ersten Chalifen) gerufen, zur Zeit der Schlacht mit den Leuten von Yamâmah. „Ich ging zu ihm“, sagte er, „und fand Omar (den späteren zweiten Chalifen) bei ihm, und Abu Bakr sagte zu mir: ‚Omar kam zu mir und sagte: Wahrlich eine große Anzahl von Lesern des Korân sind an dem Tage der Schlacht mit den Leuten von Yamâmah erschlagen worden; und ich bin wirklich in Furcht, wenn das Gemetzel groß sein sollte, möchte viel von dem Korân verloren gehen, weil jeder Einzelne sich auf Etwas daraus besinnt; und wahrlich, ich halte es für rathsam, daß Du den Korân in ein Buch zusammentragen läßt.‘“ Hieraus sehen wir, daß selbst diese frühen Bruchstücke von Mohammeds Aussprüchen, die im Gedächtniß seiner Anhänger lebten, der Korân hießen. „Dann“, fährt Zaid ibn Sâbit fort, „sagte Abu Bakr zu Omar: ‚Wie kann ich Etwas thun, was der Prophet selbst nicht gethan hat?‘“ Wir sehen also, daß der Prophet seine Reden oder den Korân nicht gesammelt hatte. „Aber Omar sagte: ‚Ich schwöre bei Gott, dieses Sammeln des Korân ist etwas Gutes‘. Und Omar kam beharrlich immer wieder zu mir zurück und sagte: ‚Du mußt den Korân sammeln‘, bis endlich Gott mir die Brust öffnete, Das zu thun, und ich sah, was Omar gerathen hatte. Dann sagte Abu Bakr zu mir: ‚Zaid ibn Sâbit, Du bist ein junger und verständiger Mann und ich habe Dich nicht im Verdacht der Gedächtnißschwäche, Nachlässigkeit oder Treulosigkeit; und wahrlich, Du schriebst für den Propheten

gewöhnlich seine Weisungen von oben nieder; suche also den Korân überall und sammle ihn.'" .... „Dann suchte ich den Korân," sagt Zaid ibn Sâbit, „und sammelte ihn von den Dattelblättern, von weißen Steinen und aus der Brust der Leute, die sich darauf besannen, bis ich den letzten Theil des Kapitels mit dem Titel ‚Reue' fand .... Diese (von Zaid ibn Sâbit gesammelten) Blätter blieben in dem Besitz Abu Bakrs, bis Gott ihn sterben ließ. Danach hatte sie Omar sein Leben lang; dann blieben sie bei seiner Tochter Haffah; danach ließ sie Othmân (der dritte Chalif) zu einem Buche zusammenfügen". Ich habe diese Stelle ganz angeführt, weil sie lehrreich ist, wenn auch nur als Parallele. Wir sehen daraus, daß viele Leute gewisse Theile von Mohammeds Reden auswendig konnten, wahrscheinlich sogar in Form von Sûrahs, Kapiteln, und daß, als sie fielen, große Besorgniß vorhanden war, die Lehren des Propheten möchten ganz und gar verloren gehen. Wir sehen auch, wie ein Mann, in unserem Falle Omar, der zweite Chalif, der Abu Bakr 634 folgte und 644 ermordet wurde, einem Anderen, Abu Bakr (dem ersten Chalifen), dem Schwiegervater des Propheten, den Gedanken eingab, es müsse versucht werden, die Bruchstücke zu sammeln, die vordem auswendig gelernt und von bestimmten Leuten vorgetragen worden waren. Diese erste Sammlung wurde auf Blätter niedergeschrieben von Zaid ibn Sâbit, der Mohammed gekannt hatte, und die von ihm beschriebenen Blätter gingen durch die Hände Abu Bakrs, Omars und Haffahs, dessen Tochter, ehe Othmân, der dritte Chalif (23 bis 35 nach der Hedschra) sie Zaid ibn Sâbit zurückgab und von ihm und einigen Genossen den Text in der koranischen Mundart feststellen ließ. Zu dieser Zeit waren die Leute entsetzt über die verschiedenen Lesarten des Korân. Es hieß, daß sie „in dem Buche Gottes eben so von einander abwichen, wie die Juden und Christen in den ihren". Um diesen Skandal zu verhüten, soll Othmân Exemplare der neuen Fassung in jedes Land, wo der Islam herrschte, gesandt und alle anderen Manuskripte verbrannt haben, so daß sein Text seitdem stets der maßgebende und unveränderte Text des Korân geblieben ist.

Aus Alledem ergiebt sich, daß, im Vergleich mit anderen Heiligen Büchern, der Korân unter sehr günstigen Umständen zusammengestellt worden ist. Obgleich es kein Zeugniß dafür giebt, daß Mohammed selbst je Etwas geschrieben habe, so ist doch Das, was man von seinen Aussprüchen noch im Gedächtniß hatte und gelegentlich vortrug und was vorher niedergeschrieben worden war, von einem Manne gesammelt worden, der Mohammed gekannt und ihm als eine Art Sekretär gedient hatte und von dem wir hören, er sei weder gedächtnißschwach noch nachlässig oder treulos gewesen. Was er zuerst niederschrieb, ist in der Familie des Propheten sorgsam aufbewahrt und dann von dem selben Mann endgiltig festgelegt worden, unter dem

Beistand Anderer, die mit der Mundart, die der Prophet selbst gesprochen hatte, der koranischen, vertrauter waren. Solche Zeugnisse für die Echtheit eines Heiligen Buches finden wir sonst selten. Aber selbst unter diesen Umständen können wir nur erwarten, in dem Korân ein Bild des Propheten zu finden, wie es sich in den Köpfen seiner Jünger spiegelte. Vielleicht haben wir in dem Korân alles Das, was seine Hörer am Mächtigsten berührte, aber wir können es nur aus zweiter Hand haben, nachdem es bereits durch das Gedächtniß verschiedener Leute gegangen war. Diese Leute haben vielleicht Das, was Mohammed meinte, nicht richtig aufgefaßt, wie es in mehreren Fällen bei den Aposteln der Fall gewesen ist. Wir können also verstehen, warum wir in dem Korân, wie wir ihn besitzen, beträchtliche Abweichungen und Widersprüche in den Mohammed zugeschriebenen Aussprüchen finden.

Trotzdem ist zuzugestehen, daß die Echtheit von Mohammeds Lehre viel fester steht als die der Aussprüche Jesu oder die der Sutras von Buddha. Was würden die christlichen Theologen nicht darum geben, wenn sie beweisen könnten, daß das Neue Testament von Jemand nieder geschrieben wurde, der der Freund und Sekretär Christi war, und daß später nichts mehr darin geändert worden ist! Man kann sagen, daß wir Ueberlieferungen besitzen, nach denen Christus und Buddha schreiben konnten, was Mohammed, wie wir genau wissen, nicht konnte; aber Niemand hat je behauptet, wir besäßen etwas von ihm selbst Geschriebenes oder auch nur irgend welche ipsissima verba, die, während sie gesprochen wurden, niedergeschrieben wurden. Somit vermögen uns also auch in ihrem Falle die Heiligen Bücher nur ein Bild zu geben, wie es sich in anderen Köpfen spiegelte, und zwar in Köpfen, die in vielen Fällen unfähig waren, selbst die einfachsten Gleichnisse ihrer Lehrer zu verstehen. Vom geschichtlichen Gesichtspunkt aus mag Das zu bedauern sein und es mag scheinbar im Falle der individuellen Religionen den Werth Heiliger Bücher vermindern. Aber es hat auch einen sehr großen Vortheil: denn überall, wo der Geist der Wahrheit in uns sich gegen gewisse Sätze in diesen Büchern als unwürdig des hohen Charakters der Gründer dieser Religionen auflehnt, können wir die Freiheit für uns in Anspruch nehmen, die selbst die Alten in Bezug auf die Geschichten forderten, die von ihren Göttern im Umlauf waren, nämlich: daß nichts in ihnen wahr sein könnte, was der Götter unwürdig wäre.

Es ist überraschend, die Anstrengungen mit anzusehen, denen man sich unterzieht, um wahrscheinlich zu machen, daß die Evangelien mindestens vor dem Ende des ersten Jahrhunderts niedergeschrieben worden seien, wo wahrscheinlich noch Leute am Leben waren, die den in diesen Urkunden berichteten Ereignissen beigewohnt hatten. Nach meiner Meinung würden wir, wenn Das möglich wäre, weit mehr verlieren als gewinnen. Wie jetzt die

Sache liegt, steht es uns immer, wenn wir etwas Unglaubliches oder Unwürdiges von Christus, wie wir ihn uns vorstellen, lesen, frei, zu sagen, es stamme nur von seinen Jüngern, die ihn oft nicht verstanden haben; oder es sei erst von Denen hinzugefügt worden, die die Ueberlieferung vor ihrer Aufzeichnung weiter gegeben und oft gedacht haben, je wunderbarer sie die wahren Werke und Wunder Christi ausmalten, desto mehr würden sie ihn in den Augen der Menge heben. Den wahren Interessen der christlichen Religionen würde man besser durch den Nachweis dienen, wie viel Zeit und wie viele Gelegenheiten menschliche Mißverständnisse gehabt hätten, sich in die Evangeliengeschichte einzuschleichen. Das Alles soll den Werth der Heiligen Bücher aller Religionen keineswegs herabsetzen, sondern uns nur davor warnen, ihre Bedeutung zu übertreiben. Sie sind sicher eine unerläßliche Vorbedingung für den Religionforscher und es giebt keine geschichtlichen Zeugnisse, die uns den Gründern einer Religion näher bringen als die kanonischen Bücher. Kaum jemals bekommen wir ein unabhängiges gleichzeitiges Zeugniß, — natürlich; denn für die Außenwelt giebt es eine entstehende Religion eben kaum. Die erste Generation hindurch fristet eine Religion ein rein subjektives Dasein. Sie lebt in den Gedanken und Unterhaltungen der ursprünglichen Jünger, und so lange der erste Lehrer und seine Jünger noch am Leben sind, so lange ist kein Wunsch nach etwas Anderem vorhanden. Das Bedürfniß nach etwas Geschriebenem macht sich zuerst in der zweiten oder selbst dritten Generation fühlbar, wenn die Mütter eine zuverlässige Führung brauchen, um ihre Kinder Das zu lehren, was sie selbst in ihrem Verkehr mit der ersten und zweiten Jüngergeneration aufgegriffen haben. Es giebt gewöhnlich kein Angebot, als bis sich ein Bedürfniß oder eine Nachfrage einstellt, und nach meiner Meinung verdanken viele Heilige Bücher und besonders die Evangelien, dem natürlichen Bedürfniß oder der natürlichen Nachfrage nach Handbüchern zur Belehrung der Kinder ihre Entstehung. Sie sind, wie uns ausdrücklich gesagt wird, geschrieben worden, auf daß Schüler und Bekehrte „die Gewißheit der Dinge wüßten, die ihnen eingeprägt worden waren“.

Wenn uns also die historische Ehrlichkeit diesen Abzug von dem Werthe Heiliger Bücher als den Autoritäten über den Ursprung und die Entstehungbedingungen einer neuen Religion machen heißt, so ist doch ein zweites Bekenntniß oder Eingeständniß nöthig, ehe wir sie selbst in späteren Zeiten, nachdem sie mit voller kanonischer Autorität begabt worden waren und als die fast ausschließliche Quelle der religiösen Nahrung für Millionen Gläubiger gelten, als Quellen für unsere Kenntnißnahme benützen können. Natürlich können wir mit vollkommenem Recht sagen, daß Jeder, der den Brahmaismus kennen lernen will, die Veden, und Jeder, der den Buddhismus kennen lernen will, das Tripitaka studiren muß, gerade wie wir von dem Gelehrten, der sich mit

der jüdischen Religion beschäftigt, erwarten, daß er sich seine Belehrung aus dem Alten Testament, und von einem Forscher, der sich mit dem Christenthum beschäftigt, daß er sie sich aus dem Neuen Testament holt. Wir wissen, wie schwer es ist, eine Kenntniß der wirklichen Religion der Griechen und Römer, der Babylonier und Egypter, der alten germanischen und keltischen Völker zu erwerben, eben weil wir hier keine maßgebenden Heiligen Bücher besitzen, aus denen wir sie kennen lernen und nach denen wir sie beurtheilen könnten. Aber man muß auch die Thatsache nicht übersehen, daß bei den alten Religionen, selbst wenn es in ihnen Heilige Bücher gegeben hat, die Anzahl der Leute, die sie benützen und von ihnen beeinflußt werden konnten, außerordentlich klein war. Sicherlich waren es nicht Millionen, auch nicht Tausende oder Hunderte. Die Zahl Derer, die in alten Zeiten lesen und Bücher studiren konnten, muß immer sehr klein gewesen sein. Wenn wir von Heiligen Büchern reden, so müssen wir auch bedenken, daß sie für eine lange Zeit gar keine Bücher in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes gewesen sind. Was bis jetzt auch dagegen behauptet worden ist: noch ist nirgends ein greifbares Zeugniß vorgebracht worden, das uns das Dasein wirklicher Bücher in unserem Sinne des Wortes viel vor 600 vor Christi bewiesen hätte. Wenn ich Das ausspreche, so brauche ich das Wort Buch in seinem anerkannten Sinn, als eine literarische Komposition, als Kunstwerk, das dazu bestimmt ist, von dem Publikum gelesen und genossen zu werden. Der Ausdruck „Buch" ist offenbar auf babylonische, egyptische, persische oder indische Inschriften, und seien sie auch noch so lang, nicht anwendbar; eben so wenig auf babylonische Cylinder; ja nicht einmal auf die egyptischen Papyri, wie sie das sogenannte „Buch der Toten" bilden. Für einen alten chinesischen Text könnte man ihn noch zur Noth in Anspruch nehmen, aber im gewöhnlichen Gebrauch schließt der Begriff des Buches alphabetische Schrift und einen Inhalt ein, der von einem gebildeten Publikum gelesen werden soll. Als ich sagte, wir kennen lange vor 600 vor Christi keine Bücher, hatte ich gewiß nicht die Datirungen des Veda, egyptischer und babylonischer Inschriften vergessen, und auch nicht die fast vorgeschichtlichen Daten, die die Chinesen für ihre früheste Literatur in Anspruch nehmen. Die Griechen haben praktisch zuerst geschriebene Bücher erfunden und sie sind sich ihres verhältnißmäßig jungen Datums ganz wohl bewußt. Plato scheint sich noch auf die Zeit zu besinnen, wo die Literatur einzig eine mündliche war, und er betrachtet die Einführung geschriebener Literatur keineswegs als eine ungemischte Segnung. Auch Klemens von Alexandrien ist ganz vertraut mit der Idee, daß geschriebene Bücher nicht sehr lange vor der Zeit des Perikles in Gebrauch gekommen sind; denn er giebt an, der erste Grieche, der ein geschriebenes Buch veröffentlicht habe, sei Anaxagoras gewesen.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß alle Heiligen Bücher der alten

Welt zuerst nur mündlich geschaffen und Jahrhunderte hindurch nur in mündlicher Ueberlieferung verbreitet worden sind. Es hat keinen Sinn, zu sagen, Derartiges sei unmöglich gewesen; denn wenn wir selbst auch von den fast wunderbaren Fähigkeiten des menschlichen Gedächtnisses vor der Erfindung des Schreibens keine Ahnung haben, so können wir uns doch, wenn es uns beliebt, noch jetzt mit unseren eigenen Augen und Ohren überzeugen, daß in Finland und in Indien, wo doch Schrift und Druck lange bekannt sind, eine ungeheure Menge von Versdichtungen und selbst Prosa nur mündlich geschaffen und auf dem selben Wege überliefert wird.

So lange die alten Heiligen Bücher nur in mündlicher Ueberlieferung existirten, stand es ihren Besitzern frei, sie entweder für sich und eine kleine Anzahl von Schülern zu behalten oder sie vom Hausdache aus aller Welt zu predigen. Und hier ist es eine seltsame psychologische Thatsache, daß in vielen Religionen die Heiligen Bücher bald geheime Bücher geworden sind und daß ihre Kenntniß den Leuten, zu deren Bestem sie dienen sollten, vorenthalten worden ist. Es ist ein oftmals wiederholter Irrthum, die Brahmanen hätten die Veden Allen, außer ihrer eigenen Kaste, vorenthalten. Das Vorrecht, die Veden zu lehren, haben sie ihrer Kaste allerdings vorbehalten, aber in alten Zeiten haben sie es der zweiten und dritten Kaste wie der ersten sogar als Pflicht auferlegt, die Veden auswendig zu lernen. Nur die vierte Klasse, die Sûdras, waren ausgeschlossen, weil ihre geistigen und sozialen Fähigkeiten sie für eine solche Aufgabe ungeeignet machten.

Ein anderer wichtiger Punkt, der im Auge behalten werden muß, ist, daß in mehreren Fällen die Sprache der Heiligen Bücher veraltete und nach einiger Zeit unverständlich wurde. Als natürliche Folge davon wurde die Zahl Derer, die sich eine Kenntniß der alten heiligen Sprache und Literatur erwarben, immer begrenzter. Deshalb ist es völlig wahr, daß die Veden nur einen sehr indirekten Einfluß auf die großen Massen der Bevölkerung Indiens ausüben konnten und daß die Leute nur Das von ihrer alten Religion wußten, was die Brahmanen ihnen sagen wollten. Eben so wahr ist es, daß unter dem Volke, ganz unabhängig von der Religion der Veden, religiöse Bräuche und Anschauungen sich entwickelten. Trotzdem bleibt es nach all diesen Eingeständnissen eine Thatsache, daß der Historiker, der die alte Religion Indiens studiren will, einzig die Veden als Grundlage zu benutzen hat. Von der Religion der großen Masse des Volkes haben wir keinen Bericht und werden niemals einen haben. Aber was heute wahr ist, ist es in vedischen Zeiten wahrscheinlich auch gewesen. Ich führe das Zeugniß eines völlig vorurtheilslosen Reisenden, Moncure Conway, an. „Auf meinem Bücherbrett“, schreibt er, „finden sich all die Heiligen Bücher des Ostens und ich habe Jahre lang beglückt über ihnen gesessen. Die edlen Bestrebungen jener alten Schriftsteller, die glühende

Poesie der alten Veden, die erhabene Bildersprache ihrer Seher, sind ein Theil meines Lebens geworden. Aber als ich dann nach den großen Städten Indiens ging, nach den Pilgerstätten, zu denen sich alljährlich Millionen Derer drängen, die sich zu dem Glauben der Männer bekennen, die jene Bücher verfaßt haben, — wehe, der Gegensatz zwischen Wirklichkeit und Ideal war herzbrechend. Kein Schimmer der großen Gedanken ihrer Dichter und Weisen erhellte ihre verdunkelten Tempel. Nichts von Religion in geistigem Sinne. Wer sich Religion wünscht, Der wird sie im heutigen Brahmaismus nicht finden." Das Selbe hätte man wahrscheinlich in vedischen Zeiten auch sagen können. Damals so gut wie jetzt hat es eine populäre Religion gegeben, die von der der Seher der Upanishads eben so abwich, wie heute die Religion der Verehrer von Durgâ von dem Gottesdienst von Männern wie Rammohun Roy oder Keshub Chunder Sen abweicht. Die jetzige Generation besitzt die Veden gedruckt und erkennt sie feierlich als höchste Autorität in allen religiösen Fragen an. Aber der Bruchtheil der Leute in Indien, die überhaupt lesen können, ist sehr klein, die Zahl der Gebildeten, die Sanskrit lesen, noch viel kleiner, während die Gelehrten, die die Veden lesen und verstehen können, sich wahrscheinlich an den Fingern zählen lassen. Die selbe Einschränkung gilt für alle Heiligen Bücher des Orients. Die Gâthas des Avesta waren bereits in der Zeit, wo sie niedergeschrieben wurden, unverständlich geworden; entweder im dritten oder im ersten Jahrhundert nach Christus, wie man heute behauptet. Das Alte Testament mußte gegen 300 vor Christus ins Griechische übersetzt werden, nicht für die Griechen allein, sondern auch für die Juden selbst, die in den verschiedenen Ländern, wo sie eine Zuflucht gefunden hatten, das alte Hebräisch nicht mehr zu verstehen vermochten. In China kann nur noch der Gelehrte die kanonischen Bücher des Confucius lesen und verstehen. Der Buddhismus macht in diesem Punkte, wie in anderen, eine vortheilhafte Ausnahme. Seine Heiligen Schriften sind in der Volksmundart der Zeit abgefaßt worden, und als diese Sprache wiederum veraltete, hat man Uebersetzungen in die Sprachen aller der Völker gemacht, die die Lehren Buddhas aufgenommen hatten. So ist es zuerst auch mit dem Neuen Testament gewesen. Es war griechisch geschrieben und mußte zum Besten des Westens ins Lateinische und zum Besten der ersten bekehrten Germanen ins Gothische übersetzt werden. Im Osten finden wir syrische, koptische, äthiopische, armenische, griechische und slavische Uebersetzungen, die alle für den Eifer der früheren Kirche sprechen, ihre Glieder, Klerus und Laien, zu befähigen, das Evangelium in ihrer eigenen Sprache zu lesen. Ein Wechsel trat ein, als Gregor der Siebente anordnete, Lateinisch, und zwar Lateinisch allein, solle die allgemeine Kirchensprache sein (1080 n. Chr.). Den slavischen Einwohnern Böhmens wurde es damals untersagt, sich ihrer gesprochenen Sprache beim kirchlichen Gottesdienste zu

bedienen. Sie hatten den Lektionen zu lauschen, die lateinisch vorgetragen wurden, was sie natürlich nicht verstehen konnten. Das selbe Verbot wurde später (von Innozenz dem Dritten) gegen die Waldenser und Wicliffiten erlassen, die im Besitze heimischer Uebersetzungen von Theilen der Bibel waren, sie aber nicht benutzen durften; und bis heute ist es die Politik der römisch-katholischen Kirche gewesen, die Laien vom Lesen der Heiligen Schriften nur dann nicht abzuhalten, wenn es unter kirchlicher Leitung geschieht. Wenn man uns also vorhielt, daß wir die alten Heiligen Bücher Indiens und Persiens zum Studium der in diesen Ländern herrschenden Religionen nicht benutzen dürften, so würde der selbe Einwand auch für die christlichen Länder zutreffen, wo, wie wir wissen, noch immer Tausende nicht im Stande sind, das Neue Testament zu lesen und zu studiren; und es trifft thatsächlich für sie zu. Das Christenthum und das Neue Testament für den Aberglauben und den Bilderdienst neapolitanischer Bauern verantwortlich zu machen, wäre eben so vernünftig, wie den Veden die Schuld an dem Verbrennen von Wittwen, an der grausamen Verehrung des Siva oder Durgâ oder an den selbstauferlegten Grausamkeiten berufsmäßiger Asketen in Indien beizumessen. Die guten Bestandtheile, welche die Heiligen Bücher des Orients enthalten, sickern hindurch, selbst wenn sie in den Kanälen, durch die sie zu gehen haben, verunreinigt werden. Das ward mir so recht zu Gemüthe geführt, als ich im Sommer 1893 in der Türkei weilte. Viele Türken können noch immer nicht lesen, und die Zahl Derer, die den Korân lesen können, ist sicherlich sehr klein. Zu diesem Behufe müssen sie nämlich Arabisch lernen, denn eine türkische Uebersetzung des Korans ist nicht gestattet. Und doch, wenn wir die Propheten an ihren Früchten erkennen sollen, — welcher Prophet vermag bessere Früchte seiner Lehre aufzuzeigen als Mohammed? Einen Türken oder eine Türkin sieht man niemals trunken auf der Straße. Die Türkei ist so, wie sich ein kühner Bischof England wünschte, „frei, und doch nüchtern". Außer der Religion giebt es nichts, was vom Trinken abhielte, und in den oberen Klassen ist das Trinken bekanntlich sehr in Zunahme begriffen. Die Leute, die Enthaltsamkeit üben, gehören zu den mittleren und unteren Klassen, also gerade zu denen, die den Korân nicht lesen können. Der Korân legt aber auch gar keinen übermäßigen Nachdruck auf das Verbot berauschender Getränke. Und dennoch wäre es eine Ungereimtheit, die Nüchternheit der Türken und sonstigen mohammedanischen Völker einem anderen Grunde als ihrer Religion zuzuschreiben, obgleich Klima, Gesetz und Ueberlieferung mit dazu beigetragen haben mögen. Es ist die mittelbare, wenn nicht die unmittelbare Macht des Korân, die Millionen solcher Menschen beherrscht, die niemals eine einzige Sûrah gelesen haben.

* * *

Diese Betrachtungen werden es hoffentlich klar machen, was ich damit meine, wenn ich sage, daß der Vertreter der historischen Theologie niemals die Einschränkungen vergessen sollte, unter denen allein die Heiligen Bücher der verschiedenen Religionen Autorität als Zeugnisse für den Ursprung und das Wachsthum von Religionen oder auch nur als vollständig genaue und treue Wiederspiegelungen des Geistes ihrer Gründer beanspruchen können. Sie sind die wichtigsten Zeugnisse, sie sind Zeugnisse, die nimmermehr übergangen werden können. Aber die Religion zieht ihre Nahrung nicht allein aus Büchern, die Religion hat Jahrhunderte lang ohne Bücher, oder nur indirekt von Büchern beeinflußt, bestanden. Diese Bücher führen uns nicht einmal in die unmittelbare Gegenwart der Gründer der Religionen. Zwischen uns und dem Geiste des Gründers steht immer ein anderer Geist; Das ist eine Thatsache, die gewisse Theologen bedauern mögen, die mir aber als wirklicher Segen, als die beste Sicherstellung der Denkfreiheit und als die beste Bürgschaft für die Ausübung des individuellen Urtheils erscheint. Wir vermögen uns kaum vorzustellen, welche Wirkung es haben müßte, wenn der Gründer einer neuen Religion uns einen vollständigen Abriß seiner Lehre in seiner eigenen Handschrift hinterlassen hätte. Das würde nicht nur der betreffenden Religion diejenige dogmatische Starrheit gegeben haben, nach der so viele Theologen streben, und ihr damit keineswegs eine Wohlthat erwiesen haben, sondern es hätte nach meiner Meinung das gesunde Wachsthum jeder Religion geradezu verhindert. Sie wäre damit einer Zwangsjacke ähnlich geworden, hätte eine freie Bewegung des Geistes unmöglich gemacht und wäre bald zum Range eines Fetisch aufgestiegen oder vielmehr erniedrigt worden, von Tausenden mit gebeugtem Geiste angerufen, aber von Niemandem verstanden. Die christlichen Theologen haben das Vorrecht, dessen sie sich in dieser Hinsicht erfreuen, gar nicht genug zu schätzen gewußt, das Vorrecht nämlich, daß sie Heilige Bücher besitzen, deren frohe Botschaft nicht direkt aus dem Munde des Religionstifters kommt, sondern mindestens durch einen, wenn nicht durch mehrere menschliche Kanäle geflossen ist, — Das heißt: durch den Geist Derer, die ehrlich bekennen, wie oft sie die einfachsten Gleichnisse ihres Herrn mißverstanden haben.

Oxford. Professor F. Max Müller.

Die bedingte Verurtheilung in Preußen.

Der an den preußischen Justizminister gerichtete Königliche Erlaß vom dreiundzwanzigsten Oktober dieses Jahres dürfte den Meisten unter den Freunden wie unter den Gegnern der bedingten Verurtheilung unerwartet gekommen sein. Zwar wußte man, daß die Stimmung der maßgebenden berliner Kreise seit längerer Zeit umgeschlagen hatte, daß die schroff ablehnende Haltung, wie sie noch das preußische Justizministerialblatt vom dreizehnten Juni 1890 zur Schau trug, wohlwollender Ueberlegung gewichen war, daß die eben erst von halbamtlicher Seite verspottete Professorenweisheit es nunmehr wagen dürfe, über kurz oder lang wenigstens theilweise auf bureaukratische Anerkennung zu hoffen. Und diese Hoffnung hatte neue Nahrung erhalten, als Sachsen durch Verordnung des Justizministers vom fünfundzwanzigsten März 1895, der erste unter den deutschen Einzelstaaten, der bedingten Verurtheilung Aufnahme in das geltende Recht gewährte und auch andere Regirungen, darunter insbesondere Hessen, erklärten, dem von Sachsen gegebenen Beispiele ihre Aufmerksamkeit zuwenden zu wollen. Aber daß man gerade in Preußen so bald den Muth der That finden und den zähen Widerstand der bei den vortragenden Räthen tiefgewurzelten Vorurtheile überwinden werde, Das haben wohl nur Wenige von uns für wahrscheinlich gehalten.

Es läßt sich nicht leugnen: die Einführung der bedingten Verurtheilung ist eine folgenschwere Neuerung. Der erste Schritt auf der bisher unbetretenen Bahn, mag er noch so zaghaft und tastend gethan werden, muß andere nach sich ziehen. Wer aus dem Bannkreise der erstarrten kriminalistischen Dogmatik einmal herausgetreten ist in die Freiluft des Lebens, Den schrecken die Nachtgespenster der sühnenden Vergeltung nicht mehr. Wer es gelernt hat, dem Menschen in Augen und Herz zu schauen, über Den haben tote Begriffe die Macht verloren.

Wer nicht Fachmann ist, wird die Erbitterung nicht begreifen, mit der vor knapp einem halben Jahrzehnt um die bedingte Verurtheilung gerungen worden ist. Wir Anderen wissen, daß um diesen vorgeschobenen Posten, der ja an sich so herzlich geringe Bedeutung hatte, der Kampf zweier Weltanschauungen entbrannt war, deren Vertreter, froh des gefundenen Anlasses, ihre Kräfte an einander zu messen nicht müde wurden. Fern liegt es mir, die Leser der „Zukunft“ mit der Schilderung jener Kämpfe noch nachträglich zu ermüden; noch ferner, heute, am Tage nach der siegreichen Schlacht, den geschlagenen Feinden übermüthig ihre vergeblichen Anstrengungen vorhalten zu wollen. Aber eine wenigstens der damals gefallenen Aeußerungen sei angeführt, um die Ansicht der Gegner zu kennzeichnen. In der zweiten Auflage seiner „Normen“ schreibt Professor Binding in Leipzig:

„Die Vertheidiger der meines Erachtens durchaus ungesunden bedingten Verurtheilung, die aber in unserer rathlosen Zeit schon ihrer Billigkeit und Fremdartigkeit des Gedankens wegen mannichfach Anklang finden dürfte, obgleich sie das Strafgesetz zum Spott der Allgemeinheit, den Strafprozeß zum Narren des Verbrechers und den Verletzten zum mit Recht empörten Zeugen von dessen Straflosigkeit macht, haben Vornehmeres zu thun, als natürliches Denken und Empfinden zu respektiren."

Heute haben wir die bedingte Verurtheilung in Sachsen und in Preußen; andere deutsche Staaten werden folgen; und daß ein Reichsgesetz den Abschluß der Entwickelung bilden wird, läßt sich auch ohne weittragenden Seherblick heute schon mit Bestimmtheit voraussagen.

Der Königliche Erlaß vom dreiundzwanzigsten Oktober bedeutet also den ersten, entscheidenden, Sieg, den die moderne Kriminalpolitik über die alte formal-doktrinäre Jurisprudenz auf preußischem Boden erfochten hat.

Dennoch ist der Erlaß von der Tagespresse ohne jede Erregung gebucht worden. Der Dank ist ausgeblieben; dafür hat es an kritischen Bemerkungen nicht gefehlt. Daß die Forderungen der kriminalistischen Fortschrittspartei nur zum kleinsten Theile und in einer keineswegs einwandfreien Gestalt verwirklicht worden seien: Das war der Grundgedanke der Auseinandersetzungen. Ich theile diese Auffassung und werde sie im Folgenden zu rechtfertigen suchen. Aber dennoch bin ich überzeugt, daß dem preußischen Justizminister der Dank Aller gebührt, denen der Fortschritt unserer Strafrechtspflege am Herzen liegt. Und auch diesem Danke möchte ich hier Ausdruck geben.

* * *

Betrachten wir die eingeführte Neuerung näher.

Der Erlaß vom dreiundzwanzigsten Oktober ist kurz genug:

„Auf Ihren Bericht vom fünfzehnten Oktober dieses Jahres ermächtige ich Sie, solchen zu Freiheitstrafen verurtheilten Personen, hinsichtlich deren bei längerer guter Führung eine Begnadigung in Aussicht genommen werden kann, nach Ihrem Ermessen Aussetzung der Strafvollstreckung zu bewilligen, indem ich in den dazu geeigneten Fällen demnächst Ihrem Bericht wegen Erlassung oder Milderung der Strafe entgegensehen will. Von dieser Ermächtigung soll jedoch vornehmlich nur zu Gunsten solcher erstmalig verurtheilten Personen Gebrauch gemacht werden, welche zur Zeit der That das achtzehnte Lebensjahr nicht vollendet hatten und gegen welche nicht auf eine längere als sechsmonatliche Strafe erkannt ist."

Eine Erläuterung des Erlasses, die hier zu Grunde gelegt werden soll, hat die amtliche „Berliner Korrespondenz" gebracht. Aber auch die sorgfältig gearbeitete sächsische Verordnung vom fünfundzwanzigsten März kann, da sie

auf dem selben Grundgedanken beruht, zur Auslegung des Erlasses herangezogen werden. Demnach gestaltet sich das Verfahren in folgender Weise:

1. Das Gericht verurtheilt wie bisher unbedingt.
2. Die vollstreckende Behörde (der Erste Staatsanwalt und, so weit amtsgerichtliche oder schöffengerichtliche Urtheile in Betracht kommen, der Amtsrichter) bewilligt in den ihr geeignet erscheinenden Fällen einen vorläufigen Aufschub des Strafantrittes und berichtet gleichzeitig an den Justizminister.
3. Der Justizminister bewilligt nach freiem Ermessen die eigentliche Aussetzung des Strafvollzuges bis zum Ablauf einer bestimmten Bewährungfrist, deren Verlängerung nicht ausgeschlossen ist.
4. Nach Ablauf der Bewährungfrist beantragt der Justizminister, wenn die Staatsanwaltschaft in ihrem Bericht die gute Führung des Verurtheilten festgestellt hat, die Königliche Begnadigung. Mit dieser ist die Strafe endgiltig erlassen.

„Daß die dargestellte Neuerung die praktische Durchführung des Grundgedankens der sogenannten bedingten Verurtheilung bezweckt", wird von der „Berliner Korrespondenz" ausdrücklich hervorgehoben, kann auch nach Lage der Sache gar nicht in Zweifel gezogen werden. Aber gegenüber dem in Belgien, Frankreich, Portugal, Norwegen u. s. w. eingeführten, in der deutschen Literatur von mir und Anderen empfohlenen System ergeben sich mehrere wichtige Abweichungen, die eine kritische Betrachtung wohl verdienen.

I. Wie die sächsische Verordnung, soll auch der preußische Erlaß vornehmlich auf Jugendliche, nur ausnahmsweise auf Erwachsene, Anwendung finden. Diese Einschränkung ist nicht unbedenklich. Die Warnung, die in der Aussetzung der Strafvollstreckung liegt, muß auf den Jugendlichen geringeren Eindruck machen als auf den Erwachsenen. Es ist das glückliche Vorrecht der Jugend, rasch und lebhaft zu empfinden, aber über das Empfundene und Erlebte eben so rasch hinwegzukommen. Nachhaltige Einwirkung auf das Seelenleben des Jugendlichen ist von der in der Zukunft bei schlechter Führung drohenden, aber einstweilen ausgesetzten Strafvollstreckung um so weniger zu erwarten, als der schwerfällige bureaukratische Apparat, den der Erlaß voraussetzt, auch die Kraft des ersten Eindruckes schwächen muß. Sollten also die Erfolge der bedingten Verurtheilung in Sachsen und Preußen ungünstiger sein als in anderen Ländern, so würde die unzweckmäßige Einschränkung auf die weniger geeigneten Fälle eine ausreichende Erklärung geben. Nur wenn die ausführenden Organe dem Erlaß nicht in engherziger Voreingenommenheit gegenübertreten, kann die Einbürgerung der neuen Einrichtung mit Fug erwartet, einem Mißerfolg entscheidende Bedeutung beigemessen werden.

II. Als eine wesentliche Verbesserung der älteren Vorbilder, auch meiner eigenen Vorschläge, betrachte ich die Beseitigung der rein formalen Abgrenzungen für Anwendung und Durchführung der Maßregel. Nach vier Richtungen hin tritt dieser Unterschied zu Tage. Erstens: Während das belgische Gesetz vom einunddreißigsten Mai 1888 (das als vorbildlich hier allein in Betracht zu ziehen ich wohl berechtigt bin) die Wohlthat unbedingt ausschließt, wenn es sich um bereits wegen Verbrechens oder Vergehens vorbestrafte Personen handelt, soll der preußische Erlaß vornehmlich, aber nicht ausschließlich, auf erstmals Bestrafte Anwendung finden. Zweitens: Nach belgischem Gesetz ist die Aussetzung unbedingt unmöglich, wenn es sich um Verurtheilung zu mehr als sechs Monaten Gefängniß handelt; der preußische Erlaß hält an dem Höchstmaße von sechs Monaten nur als Regel fest und gestattet andererseits die Aussetzung bei jeder Art der Freiheitstrafe (also auch bei Zuchthaus). Drittens: Nach dem belgischen System bestimmt der Richter unabänderlich die Dauer der Bewährungfrist; nach dem preußischen Erlaß liegt die Bemessung in der freien Würdigung des Justizministers, der, an seinen ersten Ausspruch nicht gebunden, auch eine Verlängerung der Frist verfügen kann. Viertens: Der Eintritt des endgiltigen Straferlasses ist nach belgischem Recht bedingt dadurch, daß innerhalb der Bewährungfrist eine neue Verurtheilung wegen Verbrechens oder Vergehens nicht eintritt. Der preußische Erlaß dagegen macht den Eintritt der Begnadigung schlechthin von der „guten Führung“ des Verurtheilten abhängig, der daher auch ohne neue Verurtheilung der Wohlthat verlustig gehen kann.

Ich habe gesagt, daß ich diese Veränderungen als Verbesserungen des belgischen Systemes (und seiner Nachbildungen) betrachte. Die Anwendung des bedingten Straferlasses (wie wir statt „bedingter Verurtheilung“ wohl besser sagen) gewinnt dadurch an Spannkraft. Von den Fesseln formaler Einengungen befreit, kann das neue Rechtsinstitut seine segensreiche Wirksamkeit ungehemmt entfalten. Daß ich selbst früher gegentheiliger Ansicht war, vermag mich in meinem anerkennenden Urtheil nicht zu beirren. Aber ich muß dieser Anerkennung sofort eine wichtige Einschränkung hinzufügen. Je freier die Stellung der entscheidenden Behörden bei der Anwendung und Durchführung des bedingten Straferlasses ist, je weniger jene durch gesetzlich-festgelegte Voraussetzungen gebunden und eingeengt werden: desto wichtiger wird es, den Eintritt oder Nichteintritt des Straferlasses nicht in die jeder Nachprüfung wie jeder Verantwortlichkeit entrückte Willkür der Justizverwaltung zu legen. Gerade in der Nichtberücksichtigung dieser Forderung liegt aber der grundsätzliche Unterschied des neuen preußischen Systemes von der belgischen bedingten Verurtheilung.

III. Die „Berliner Korrespondenz“ hat diesen Unterschied selbst als den wichtigsten an die Spitze gestellt und in den folgenden Worten zusammengefaßt:

> „Die Entscheidung über Aussetzung und Erlaß der Strafe ist nicht den Gerichten übertragen, sondern erfolgt im Wege der Allerhöchsten Gnade und in allen Fällen auf Grund einer von der Centralstelle vorgenommenen Prüfung.“

Damit folgt der preußische Erlaß dem von der sächsischen Verordnung gegebenen Vorbild. Es ist daher anzunehmen, daß auch bei der Einführung des Institutes in andere deutsche Länder das sächsisch-preußische System Aufnahme finden wird. Um so mehr, als auch die Gegner der bedingten Verurtheilung sich mit dieser Ausgestaltung befreunden zu können erklären. So unter anderen Professor Birkmeyer in München. Er betrachtet die bedingte Verurtheilung im Sinne des belgischen Rechtes als einen „richterlichen Gnadenakt“. Dieser aber ist „unvereinbar mit dem Prinzip der gerechten Vergeltung“. Ganz anders urtheilt Birkmeyer (in der Mecklenburgischen Zeitschrift für Rechtspflege und Rechtswissenschaft, Band 14) über die sächsische Verordnung. Er sagt:

> „Durch ihren Inhalt aber vermeidet die Verordnung mit großem Geschick die gegen die bisherigen Vorschläge über die bedingte Verurtheilung geltend zu machenden Bedenken und fügt den Rechtsgedanken der bedingten Verurtheilung in durchaus befriedigender Weise in unser Rechtssystem ein. Der Gnadenakt bleibt der Krone, der er allein gebührt. Der Aufschub des Strafvollzuges wird der Strafvollstreckung-Behörde unter Respizienz ihrer Oberaufsichtbehörde überwiesen, welche nach dem Geiste unseres geltenden Rechtes auch in erster Linie dazu berufen ist. Und so wird auch der Richter seinerseits festgehalten bei seiner eigentlichen Aufgabe, der Rechtsprechung.“

Es steckt in diesen Ausführungen ein schwer begreiflicher, folgenschwerer Fehlschluß. Es ist nicht wahr, daß nach dem sächsisch-preußischem System der Gnadenakt der Krone vorbehalten bleibt. Es ist vielmehr der Erste Staatsanwalt bei dem Landgerichte, der über Freiheit und Ehre des Verurtheilten inappellabel entscheidet.

Um Das einzusehen, braucht man sich nur das vorhin von mir geschilderte Verfahren näher anzusehen.

Ein bisher nicht vorbestrafter, aber freisinniger Gesinnung verdächtiger Bürger wird wegen Majestätbeleidigung zu zwei Monaten Gefängniß verurtheilt. Der Erste Staatsanwalt hat es völlig in seiner Hand, den vorläufigen Aufschub des Strafantrittes zu bewilligen und die eigentliche Aussetzung der Strafvollstreckung zu beantragen oder nicht. Beschwerde oder Gnadengesuch haben keine aufschiebende Wirkung. Bis die Entscheidung erfolgt, kann die Strafe längst verbüßt sein. Jedenfalls aber entscheiden die vorgesetzten Behörden, entscheidet auch die Krone selbst, auf Grund des staatsanwaltschaftlichen Berichtes. Dieser ist aber um so weniger angreifbar, als ja Alles dem „freien Ermessen“ der Justizverwaltung überlassen ist.

Nehmen wir aber an, die Aussetzung der Strafvollstreckung sei bewilligt worden. Ob die endgiltige Begnadigung eintritt oder ob nunmehr mit der Strafvollstreckung Ernst gemacht wird, hängt lediglich von der „guten Führung“ des Verurtheilten ab. Ueber die Führung aber berichtet wieder der Erste Staatsanwalt. Ein ungünstiger Bericht, — und das Schicksal des Verurtheilten ist besiegelt. Soll ich erst weiter ausmalen, welche Macht dem Staatsanwalt damit in die Hand gegeben ist? Soll ich erst nachweisen, daß der Begriff der „guten Führung“ der juristischen Fassung völlig spottet? Wie viele von unseren Ersten Staatsanwälten werden den Verurtheilten der Begnadigung empfehlen, wenn er inzwischen seine politische Gesinnung in einer der Regirung unsympathischen Richtung bethätigt hat?

Es ist also nicht wahr, daß der Gnadenakt der Krone verbleibt. Diese Behauptung beruht im günstigsten Falle auf einer argen Selbsttäuschung. In allen Fällen, die nicht an die Krone gebracht werden, liegt die Versagung der Begnadigung in der Hand der Justizverwaltung, genauer gesprochen: in der Hand des Ersten Staatsanwaltes. Aber auch wenn die Krone überhaupt in die Lage versetzt wird, von ihrem Begnadigungrechte Gebrauch zu machen, ist sie für ihre Entscheidung auf fremdes Urtheil unbedingt angewiesen. Es ist anzunehmen, daß auf Grund des Erlasses jährlich tausende von Gnadenanträgen dem Könige vorgelegt werden dürften. Nimmt man im Ernste an, daß der König über jeden einzelnen Fall sich ein selbständiges Urtheil bilden kann? Auch der Justizminister kann es nicht. Und eben so ist der vortragende Rath wieder auf die Berichte der Ersten Staatsanwälte angewiesen.

Das sächsisch-preußische System bedeutet also (im Sinne Birkmeyers und der „Berliner Korrespondenz“): Uebertragung des Gnadenrechtes an die Ersten Staatsanwälte. Daß eine solche „Ausgestaltung“ der bedingten Verurtheilung einer starken Regirung in politisch bewegten Zeiten nicht unangenehm ist, begreife ich. Daß ihr auch ahnunglose Theoretiker das Wort reden, wird Der niemals begreifen, dem die Lebensfremdheit unserer deutschen kriminalistischen Wissenschaft nicht aus näherer Anschauung bekannt ist.

„Die bedingte Verurtheilung ist ein Gnadenakt. Die Begnadigung aber ist nicht Sache des Richters, sondern der Krone; daher empfiehlt es sich, sie dem Ersten Staatsanwalt zu übertragen“: Das ist die Schlußfolgerung der Gegner, der gemeinsame Grundgedanke der sächsischen Verordnung wie des preußischen Erlasses. Es bedarf wohl keines weiteren Beweises dafür, daß diese Schlußfolgerung verfehlt ist. Eben darum aber liegt mir in diesem Augenblick herzlich wenig an der Prüfung und Entscheidung der Frage, ob die Gegner überhaupt von der richtigen Prämisse ausgegangen sind. Ist es denn wahr, so wäre ich wohl berechtigt, einzuwenden, daß die bedingte Verurtheilung als Gnadenakt betrachtet werden muß? Ist sie nicht vielmehr eine verstärkte

Art der Verwarnung, eine Abart des Verweises, ihre Gewährung oder Versagung mithin ein Akt der Strafzumessung, der eigentlichsten Aufgaben des Richters?

Das geltende Recht kennt den Verweis als ein eigenartiges Strafmittel, das gegen jugendliche Verbrecher in besonderen Fällen vom Strafrichter erkannt werden kann. Keiner von unseren Gegnern dürfte den Muth haben, das Erkenntniß auf Verweis als einen Gnadenakt zu bezeichnen und darum zu fordern, daß die Entscheidung zwischen Verweis und Freiheitstrafe dem Richter entzogen und der Staatsanwaltschaft übertragen werde. Und doch ist der Verurtheilte hier frei, sobald er den Verweis entgegengenommen hat, und die Freiheitstrafe ist ihm endgiltig erlassen. Was der Strafrichter hier endgiltig zu verfügen die Befugniß hat, — warum sollte es dort die Grenzen seines Amtes überschreiten? Haben denn wirklich die Gesetzgeber aller übrigen Länder, in denen die bedingte Verurtheilung seit Jahren Aufnahme gefunden hat, das Wesen und die Aufgabe der Strafrechtspflege so gründlich verkannt, daß sie dem Richter gaben, was des Königs ist?

Aber ich lege, wie gesagt, kein Gewicht auf die Beantwortung dieser Frage. Denn was des Königs ist, Das darf dem Ersten Staatsanwalt erst recht nicht überantwortet werden.

Das sächsisch-preußische System birgt eine große politische Gefahr in sich: die heute schon weit verbreitete Ansicht, daß die strafende Gerechtigkeit dem Reichen und dem Armen mit ungleichem Maße mißt, wird neue Nahrung finden. Mag immerhin das kritische Urtheil breiter Volksschichten auch vor dem Richterspruche nicht Halt machen: die Leute wird man erst recht mit der Laterne suchen müssen, die dem Staatsanwalt die letzte Entscheidung über Freiheit und Ehre mit ruhiger Zuversicht anzuvertrauen willens wären.

Das ist mein Hauptbedenken gegen den preußischen Erlaß. Ich hätte es gern noch nach verschiedenen Richtungen hin weiter ausgeführt. An dieser Stelle mag das Gesagte genügen.

* * *

In der Gestalt, die Sachsen und Preußen der bedingten Verurtheilung gegeben haben, kann diese nur ein kümmerliches Dasein fristen. Aber der Grundgedanke ist unverwüstbar. Einmal anerkannt, wird er in jeder Gestalt sich zur Geltung bringen. Das Reichsgesetz, das ich mit Bestimmtheit erwarte, wenn auch nicht heute oder morgen, wird von den bisher gemachten Fehlern lernen. Dann erst wird man in weiteren Kreisen dem preußischen Justizminister den rechten Dank zollen. Er hat den Bann gebrochen, der jeden Fortschritt auf strafrechtlichem Gebiete hemmte. Das ist sein bleibendes Verdienst. Und mir ist es eine Freude, Das öffentlich auszusprechen. Der Wunsch nach dem Besseren soll mir niemals den Dank für das Gute verkümmern.

Halle a. S., Weihnacht 1895. Professor Franz von Liszt.

Eine Aerzteschule.*)

Aus einem Kolloquium beim Professor Ernst Schweninger.

Man hält im Allgemeinen heute nicht viel von den Leistungen der Schule; mit Unrecht. Wenn Raphael ohne Hände geboren worden wäre, dann wäre das Material zum großen Künstler in seinem Torso vorhanden gewesen, die Sache wäre indessen nicht praktisch geworden; und wenn der selbe Raphael zwar mit Händen, aber mit einem anderen Gehirn unter den Locken auf die Welt gekommen wäre, so hätte die geschickte Hand vielleicht technisch Hervorragendes geleistet, die Bilder wären aber doch keine Raphaels geworden; und wären ihm endlich Kopf und Hand, wie in Wirklichkeit, eigen gewesen, so würde er doch nicht der ganze, der große Künstler geworden sein, als den wir ihn lieben, hätte ihm, neben der nöthigen Selbstzucht, die gute Schule gefehlt. Aus der Paarung von Genius und Geschicklichkeit wird die Kunst geboren; der Ort aber, wo die befruchtende Umarmung stattfinden muß, kann nur die Schule sein.

So ists bei jeder Kunst, so muß es auch bei der des Arztes sein. Ein feiner Kopf, eine geschickte Hand, eine tüchtige Schule, — und schließlich hier noch ein Besonderes: ein mitfühlendes, aber doch starkes Herz machen den berufenen Vertreter ärztlicher Kunst. Wenn unsere Aerzte nur annähernd so beschaffen wären, dann müßte man nicht immer wieder die tragikomisch-jämmerliche Klage hören, daß alle Welt zum Natur-, zum Wasser- oder Wunderdoktor, zum Kurpfuscher oder zum Schäfer läuft.

Wie aber sieht es — Sie, mein verehrtester Kollege, sind natürlich ausgenommen! — in Wirklichkeit oft mit den diplomirten Herren aus? Vom Material wollen wir hier gar nicht sprechen. Wenn Einer den Kopf hat, um eine Dissertation oder ein „Werk“, aus vierzehn Büchern ein fünfzehntes, zusammenzuschreiben; wenn er eine Hand besitzt, die ihn zum schwierigen Geschäft eines Schneeschauflers gerade tauglich erscheinen läßt —: dann ist er darum zum Arzt noch lange nicht geboren; von Denen, die da zur Gilde schwören, weil man in dieser Welt doch etwas Repräsentables werden will, ganz zu schweigen. Aber wir müssen das Material so nehmen, wie es eben ist. Dafür sollte dann freilich die Schule um so besser sein.

Wie aber sieht es mit der Schule aus? Wir staunen, was sie schließlich oft selbst aus dem befähigten und strebsamen Mediziner macht: ein Wesen ohne Blut und Kraft, ein wandelndes — obendrein oft recht defektes! — wissenschaftliches Sammelwerk. Wird so ein junger Heilgott nun auf die Menschheit losgelassen, dann wird er bald sichs mit Grausen bewußt: er

*) S. „Zukunft“ **6**, 602.

weiß beinahe Alles, aber er kann leider nichts. Ein Krankenwärter kann oft mehr als er. Die Herren Professoren haben dem jungen Künstler ja viel und schön von allem Möglichen, darunter auch von einem gewissen mythischen Fabelwesen, dem sie den Namen „Krankheit" geben, doch nie so recht von einem wirklichen, lebendigen Kranken erzählt. Nicht auf den Kranken, auf die Krankheit geht unser Jünger los; und, ganz natürlich: er sieht oft vor lauter Krankheit den Kranken nicht.

Genau wie ers bei den Herren Lehrern im Krankensaal gesehen hat, tritt er kühl und vornehm ins Krankenzimmer ein, klopft und horcht dann, wenns hoch kommt, so lange an dem Patienten herum, bis, wie in der Klinik auf der Tafel über dem Bette, in seinem Kopf die Diagnose — irgend ein schöner lateinischer oder griechischer Name — erscheint. Nun hat er es: Krankheit X, Behandlung Schema Y, ein paar möglichst allgemeine sogenannte diätetische Vorschriften: probatum est! Und ohne den Kranken, das Lager, das Zimmer u. s. w., diese oft nur allzu wichtigen Nebenumstände, noch eines Blickes oder weiterer Rücksicht zu würdigen, hebt er sich befriedigt von hinnen. Genau so wirds ja auch in der Klinik gemacht und gelehrt; das Andere, das Kleinzeug, ist Sache der Wärter. Aber da draußen in der Praxis giebt es meist keine Wärter, die dieses unangenehme, aber so wichtige Detail übernehmen, und wenn der Patient dann vielleicht in Folge — oder trotz — der Behandlung wirklich am Leben bliebe, geht er noch häufig genug an der Vernachlässigung dieses Kleinzeuges zu Grund.

Das aber läßt den jungen Aeskulap natürlich kalt; mögen Andere, die Das angeht, sich darum bekümmern, seine Sache ists doch wohl nicht. Ihn interessirt ja überhaupt nicht der Kranke, ihn interessirt, so wie ers gelernt hat, der „Fall". Daß ein Individuum, ein Mensch, der Träger dieses Falles ist, daß es sich nicht um das unglückliche verschwommene Fabelwesen: die Krankheit, sondern um einen ganz bestimmten, in seiner Art einzigen, momentan oder dauernd unter abnormen — oder richtiger: ungünstigen — Bedingungen funktionirenden Organismus handelt und daß, wenn auch die sogenannten Symptome, die man nach berühmten Mustern gewöhnlich zu behandeln pflegt, dem blöden Blick gewissermaßen ähnlich scheinen, doch die tieferliegenden Ursachen des Prozesses in jedem Falle individuell durchaus verschieden sind, so daß auch die Behandlung natürlich individuelle und spezielle Färbung haben muß —: Das ist es, was dem jungen Arzt nicht in den Sinn kommt oder kommen kann, weil es ihm eben leider nicht beigebracht und anerzogen worden ist.

Wenn dann die Erfolge danach sind und wenn die Welt sich schließlich dem Pfuscherthum verschreibt, so ist Das doch nicht gar so wunderbar. Die Gilde freilich spielt die liebe Unschuld und pflegt, wie über etwas Unerhörtes, Unbegreifliches, darüber „außer sich" zu sein.

So sind die Aerzte, wie sie uns gewöhnlich erzogen werden. Lassen wir nun einmal die zünftigen Vorurtheile hübsch bei Seite und sehen uns — Sie können dazu Ihre Handschuhe anziehen, meine verehrten Herren Kollegen! — auch die sogenannten Kurpfuscher: die nicht approbirten Heilkünstler, auf ihre Eignung zur Sache ruhig und unbefangen etwas näher an.

Diese Nichtdiplomirten: Naturärzte, Kneippianer, Prießnitzianer, Schrothianer, Vegetarianer oder wie sie sonst heißen mögen — von quacksalbernden Bauern, Schäfern u. s. w. brauchen wir nicht besonders zu sprechen — stellen der Wissenschaft, die sie gering schätzen zu dürfen glauben, die sogenannte Erfahrung oder anscheinend aus dieser Erfahrung abstrahirte Lehrmeinungen gegenüber, verwerfen zumeist die Anwendung von Giften und Arzneien, nennen ihre Behandlungweise eine arzneilose, eine natürliche oder eine naturgemäße — was heißt übrigens: naturgemäß? soll die Anwendung heroischer Mittel, also auch eines Giftes, nicht in besonderen Fällen auch einmal „naturgemäß“ sein können? — und haben, wie sie annehmen, die „Natur“ besonders gepachtet. In der Behandlung treten sie näher an den Kranken selbst heran, weil Dies ihre Grundsätze, Handgriffe und Praktiken mehr oder weniger so mit sich bringen; doch läßt sichs nicht leugnen, daß Alles, im Durchschnitt, bedenklich an der Oberfläche bleibt. Mit Wissenschaft sind sie natürlich nicht in beängstigender Weise überladen; sie nehmen eine „Kunde“ oder „Lehre“ dafür, die nur in der Regel leider sehr einseitig zu sein pflegt. Die Richtung, die Schule, der Meister oder Prophet haben sich eine Regel, eine Art Tabulatur zurechtgemacht, nach der nun, mehr oder weniger kritiklos, alle Kranken herunterbehandelt werden. Im Einzelnen, theoretisch, kommen mitunter recht gute und gesunde Anschauungen vor; im Ganzen, praktisch, ists doch nicht viel mehr als Schema und Schablone; es ist der alte bekannte Stiefel, der für alle Füße passen soll. Vom Individualisiren ist natürlich keine Rede. Diese Nichtdiplomirten also, deren Bestrebungen im Uebrigen nicht zu nahe getreten werden soll, liefern demnach — Ausnahmen bestätigen die Regel — unter Umständen recht geschickte, mehr oder weniger in Vorurtheilen befangene Gesellen oder Handlanger: ein wahrer Meister, ein freier Künstler kommt auch dabei nicht heraus.

Das wahre Heil liegt also hüben und drüben nicht. Beim Arzte ists zu viel selbstgenügsame, weltfremde Wissenschaft, beim Nichtdiplomirten zu viel innerlich unfreies, einseitiges Handwerkerthum: Schema, Schablone und Stückwerk auf beiden Seiten. Wir dürfen also weder dem Einen noch dem Anderen folgen; wir müssen uns den Arzt nach neuen, anderen Gesichtspunkten erziehen und müssen deshalb neue Schulen, Aerzteschulen, gründen.

* * *

Von der Schwelle dieser Schulen — Das sei sofort betont — wollen wir gewiß nicht etwa die Wissenschaft wegweisen; wir verschmähen auch nicht prinzipiell, was die nichtzünftige Medizin uns bringt. Wir wollen Alles prüfen und das Brauchbare behalten. Aber wir Aerzte wollen die Herren in unserem neuen Hause sein. Die Hausordnung denken wir uns etwa so.

Das Haupt und der Leiter der neuen Anstalt ist und muß sein: der (klinische) Arzt. Ideell müßte in seiner Hand allein die ganze Ausbildung der angehenden Aerzte vereinigt sein. Gerade so viel oder gerade so wenig an hilfswissenschaftlichen Kenntnissen (Anatomie, Physiologie, pathologischer Anatomie u. s. w.), wie er, der Meister, selbst besitzt oder bei Ausübung der Kunst, dem jeweiligen Kranken gegenüber, zur Aussprache zu bringen für nothwendig hält, müßte er, ideell gedacht, am Krankenbette unmittelbar den Schülern zum Vortrage bringen. Da dieses Verfahren aber natürlich aus praktischen Gründen nicht durchführbar ist, so müssen ihm Theile der Arbeit von Anderen abgenommen werden. Aber nicht planlos, als wenn da Dinge getrieben würden, die nicht das Geringste mit einander zu thun haben, sondern nach dem durch die Idee der Sache vorgezeichneten Plane muß hier von Allen gearbeitet werden. Das ganze Lehrerkollegium muß in sich harmonisch, muß gewissermaßen nur eine Lehrerpersönlichkeit sein. Nicht eine Anzahl direktionloser, koordinirter Größen, die sich unabhängig von einander bewegen, einander im Wege sind oder geniren oder sogar wechselseitig befehden, wie Dies in unseren Fakultäten so häufig der Fall zu sein pflegt, sondern eine in sich geschlossene, zusammenwirkende Körperschaft von Lehrern oder Gehilfen unter einem sachkundigen Haupte wollen wir haben. Und wenn die Heroen der Wissenschaft zu solchem Gehilfendienste sich nicht hergeben wollen, nun, dann müssen neue, jüngere Kräfte: spezialwissenschaftliche Dozenten und Assistenten, heran. Mögen dann die Leuchten der „Wissenschaft an sich" auf den Lehrstühlen draußen auch fürder vornehm ihres Amtes walten und neue Pfade der Erkenntniß aufsuchen, die auch für uns vielleicht nützlich und wohl verwerthbar sind: zwischen ihnen und uns soll, vermittelnd und eine neue, wirklich ärztliche Wissenschaft mit begründend, ein junges, frisches Geschlecht von Lehrern heranwachsen, die, in erster und letzter Linie auf dem Standpunkt des Arztes stehend und der gemeinsamen Mutter niemals vergessend, willig von jenen eisigen Höhen sublimster Erkenntniß, auf denen kein warmes Leben mehr blüht, etwas herabsteigen, — wenn ihr Lehren und Wirken für das wirkliche Leben dadurch nur um so bedeutsamer wird.

Die Basis der ganzen Schule, der Ausgangspunkt, zu dem die nach den übrigen Hörsälen auseinanderlaufenden Fäden, zusammengefaßt, immer wieder zurückkehren müssen, ist: der Krankensaal. Dahin muß unser Schüler zuerst. Nicht darf ihm, wie bisher, der Kranke durch Jahre seines Studiums

ein Wesen bleiben, das er gewissermaßen nur vom Hörensagen kennt. Vom ersten Augenblicke an muß er Kranke sehen und Kranke pflegen lernen, erfahren, was Kranken wohl und was ihnen wehe thut und wie man mit Kranken umzugehen hat. So wird er nicht nöthig haben, einen Theil seiner Studienzeit, wie bisher, fast zwecklos zu verbringen. So wird er nicht erst in dem Augenblick zum eigentlichen Gegenstande seiner Ausbildung durchdringen, wo ihm in Folge langwieriger, oft unzweckmäßiger Vorstudien die Lust und Freude an der Sache fast verleidet ist. So wird ihm sofort auch die entscheidende Thatsache klar werden: daß nicht die Wissenschaft an sich, nicht Doktrinen und Begriffe, nicht jene — für die Praxis so sehr gefährlichen — Vereinfachungen und Verallgemeinerungen (wie Krankheit, Krankengruppen u. s. w.), sondern daß zahllose, ganz spezielle, in sich verschiedene Lebewesen, die kranken Einzelnindividuen, Zweck, Alpha und Omega ärztlichen Strebens sind.

Der hilfswissenschaftliche Hörsaal, ein unentbehrliches Mittel zum Zweck, doch niemals Selbstzweck, kommt demnach erst in zweiter Linie. Dort ist an die Besprechungen des Klinikers im Krankensaale anzuknüpfen und stets direkt Bezug zu nehmen auf die vorgestellten Kranken. Aufgabe ist, dem Schüler Einblick in das großartige Laboratorium zu gewähren, das die Natur dem Menschen zu Lebens- und Heilzwecken im Organismus mitgegeben hat. Es gilt, dem angehenden Arzte diejenigen hilfswissenschaftlichen Kenntnisse beizubringen, die ihm den Blick weiten, ihn über die Materie stellen, ihn frei machen helfen von Schema und Schablone und die ihm später beim selbstthätigen Individualisiren unentbehrlich sind.

Mehr an Wissenschaft, als dazu nöthig ist, wird nicht gereicht. Nicht eine unendliche, verwirrende Anhäufung von Namen und Details, nicht eine Summe hochwissenschaftlicher Probleme, die in den Büchern und Laboratorien ihr dem Leben draußen oft nicht ganz ungefährliches Dasein fristen und die den jungen Mann, zunächst wenigstens, gar nicht angehen; nicht Aufzählungen wesenloser Definitionen und Abstraktionen; nicht lange trockene Beschreibungen oft ziemlich schief aufgefaßter Prozesse — Krankheitsymptome, Krankheiten u. s. w. —, die irgendwo einmal vorgekommen sein sollen und angeblich auch wieder vorkommen können und die man also, wenns gut geht, vielleicht wirklich einmal zu sehen bekommen wird, — mit einem Worte: nicht toter Ballast, Formenkram und Wissenswust, der keine Theilnahme erweckt und keine verwandte Saite erklingen läßt, der dem Hörer zunächst den Angstschweiß auf die Stirn treibt und über den dann das Leben — oft schon vor dem Examen! — und das überlastete Gedächtniß unfehlbar zur Tagesordnung übergeht, nein: lebensvolle, an Bekanntes anknüpfende und darum dem Verständniß naheliegende, allmählich mehr und mehr ergänzte und in sich abgerundete Bilder sollen in den Hörsälen unserer Schule, leichtfaßlich,

an dem jungen Mediziner vorüberziehen. Theilnahme, Interesse und Erfolg werden dann auch vorhanden sein.

Oder wäre nicht anzunehmen, daß der Studirende Aufschlüssen über die Physiologie der Ernährung mit dem Eifer erwachten Interesses folgen wird, wenn er soeben vom klinischen Vortrage über einen Kranken kommt, dessen Leiden auf gestörten Ernährungvorgängen beruht? Wäre nicht anzunehmen, daß er begierig sein wird, über den anatomischen Bau eines Gliedes Näheres zu hören, das, verletzt oder zerschmettert, vor seinen Augen soeben vom klinischen Lehrer behandelt worden ist? Es hieße wahrlich, die angehenden Aerzte beleidigen, wollte man darüber im Zweifel sein. Wir haben es zum Glück durchschnittlich mit strebsamen jungen Männern zu thun; man muß ihnen die Arbeit nur nicht gewaltsam unleidlich und den Erfolg nicht absichtlich zu schwer machen. Nicht von Dingen muß man ihnen Jahre lang reden, die sie überhaupt nicht oder später — vielleicht! — einmal, sondern von solchen, die sie wirklich und auch sofort gebrauchen können. Bei ihrer Rückkehr aus dem Hörsaal an das Krankenbett werden sie dann immer Etwas — nie zu viel auf einmal! — mit zurückbringen, das ihnen gleich auf der Stelle von Nutzen ist; sie werden dem Vortrage des Klinikers, den Vorgängen im Krankensaale mit zunehmendem Verständniß folgen können und werden fühlen, wie es allmählich Licht vor ihren Augen wird. Nicht aus ödem Pflichtgefühl oder aus Furcht vor dem Examen werden sie sich mißmuthig in die Schule schleppen, sondern mit der Freudigkeit erfolgreicher Arbeit bei der Sache sein. Schließlich werden sie, gewissermaßen spielend, nicht nur die am Anfang der Studienzeit besonders betonte niedere Krankenpflege, sondern auch die höhere Heilkunde beherrschen lernen; Theorie und Praxis werden sich vereinen und aus der gleichmäßigen Ausbildung von Kopf und Hand, aus der Verbindung von Befähigung, Geschicklichkeit und tüchtiger Schule wird die echte, individualisirende ärztliche Kunst, so wie wir sie uns denken, hervorgehen.

Vorläufig sollen hier nur die allgemeinen Grundzüge des Lehrplanes mitgetheilt werden. Im Ganzen soll die Eintheilung der Arbeit, nach Gegenständen und Inhalt, vom Einfachen zum Komplizirten, vom Nöthigen zum Wünschenswerthen, von der Grundlinie zum Ornament in Semester- bezw. Jahresstufen aufsteigen. Es kann sich hier natürlich nur um Entwürfe handeln, deren definitive Ausgestaltung, Aenderung und Besserung der praktischen Erfahrung vorbehalten bleiben muß.

Es braucht wohl kaum noch einmal besonders betont zu werden, daß unsere neue Aerzteschule ganz und gar nicht eine Kriegserklärung an die Wissenschaft sein soll. Im Gegentheil. Wir schätzen und ehren die Wissenschaft hoch. Aber wir wollen sie von ihrer schwindelnden Höhe ins frische

Leben hinabziehen; denn nicht eine uns unnahbare himmlische Göttin, die wir anbeten, sondern eine brauchbare Gehilfin, die mit uns wohne, soll sie uns sein.

Noch weniger aber kann es uns in den Sinn kommen, die ärztliche Kunst etwa an die Nichtdiplomirten, was immer sie anbeten und wie sie sich nennen mögen, ausliefern zu wollen. Wir werden doch nicht so unklug sein, von einem Extrem in das andere zu fallen und den Teufel mit Beelzebub austreiben zu wollen. Wir können uns ein Verhältniß zur sogenannten Naturheilkunde recht wohl vorstellen, aber wir dürfen dabei nicht im Schlepptau sein; nicht in ihrem Kielwasser wollen wir segeln, sondern wir müssen auch hier die Führer sein. Denn nicht degradiren, nicht von seiner beherrschenden Stellung herabziehen wollen wir den ärztlichen Künstler, sondern ihn zu einer Höhe erheben, von der vorher noch nicht die Rede war.

Wenn unser Arzt aus der Schule in das Leben hinaustritt, soll ihm kein Pfuscher, aber auch kein Bacillus mehr fürchterlich sein. Wie ein souverainer Herr über Leben und Tod soll er, im Gefühl der durch unsere Ausbildung gewonnenen Sicherheit, am Bett des Kranken erscheinen. Wie ein Strahl der Sonne, wie ein erfrischender Luftzug, muß es bei seinem Eintritt durch das Krankenzimmer gehen, so daß dem Patienten sofort jenes unerschütterliche Vertrauen zu dem ärztlichen Helfer, jener Wille zur Heilung suggerirt wird, der eine der stärksten Handhaben unserer Kunst und eine der wesentlichsten Vorbedingungen der Genesung ist. So wollen wir den Arzt; so müssen wir ihn uns erziehen.

Und nicht als die bescheidene Dienerin weltfremder Wissenschaftlichkeit, nicht als die geduldete Genossin handwerksfroher Unwissenschaftlichkeit, sondern als unbeschränkte, frei schaltende Herrin und Führerin auf dem weiten Gebiete medizinischen Wirkens und Wissens stellen wir uns die wahre ärztliche Kunst vor.

* * *

Werden wir diese Kunst noch sich ausbreiten und die Welt erobern sehen? Werden wir die Gründung unserer ärztlichen Fachschule noch erleben, uns ihrer Blüthe noch erfreuen können?

Wir denken: ja und bald! Wahrlich, nicht um elegante publizistische Scheingefechte, nicht um platonische Erfolge: um ernsten Kampf und praktischen Sieg ist es uns zu thun. In uns lebt die Ueberzeugung, daß eine gute, lebensfähige Sache, einmal auf die Tagesordnung gebracht, sich endlich gegen alle Hindernisse und Widersprüche siegreich durchsetzen muß.

Der versteigerte Herr Gemahl.

Eine Geschichte nach der neuen Schule.

Der Marxl drängte sich gemeinsam mit seinem fürnehmen Freund durch das Kirchtagsgewühl und stieß unversehens einen Obstkorb um, so daß etliche honiggelbe und wahrscheinlich auch honigsüße Kaiserbirnen dem lieben Christenvolke unter den Beinen umherkollerten. Natürlich hub die dicke Obstkrämerin nun ihre Prachtstimme empor und schmiß dem sich eilig weiterschiebenden Burschen etliche Kosenamen nach, wie Büffelochs, Tagedieb, Mordbrenner, Ehebrecher u. s. w.

„Was hat sie gesagt?“ fragte der Marxl seinen fürnehmen Freund, „Ehebrecher hat sie gesagt?“

„Na, Das wäre auch weiter was!“ antwortete der Fürnehme.

„Hi, hi,“ lachte der junge Bauernbursche, „Ehebrecher, Das könnt ich gar nicht sein.“

„Wäre nicht übel!“ meinte der Fürnehme, „so ein kernfrischer junger Mann da!“

„Ich bin ja gar nicht verheirathet!“ lachte der Marxl.

Sie waren schon vor dem Dorfe draußen. Der Fürnehme streckte seine Hand aus gegen die Gartenhecke und riß einen Hagebuttenzweig ab.

„Mein Freund!“ sagte er dann zum schlanken und aufgeweckten Bauernburschen. „Siehst Du, ich besitze keinen Hetschenbusch und habe doch einen Zweig gebrochen. Verstehst Du?“

„Haben Dich die Dornen nicht in die Finger gestochen?“ fragte Marxl nicht ungeschickt. Der Andere warf den Zweig in den Straßengraben und steckte die Hand in den Sack.

„Nein, Das wär' mir auch zu dumm,“ versetzte nun der Marxl, zum Zeichen, daß er recht wohl verstanden hatte.

Da die Beiden das Marktgetriebe hinter sich hatten, blieb der Fürnehme stehen und fragte den Bauernjungen: „Sag mal an, Marx, wie viele Geburtstage hast Du schon gehabt?“

„Einen,“ antwortete der Bursche.

„Eh, Das glaube ich Dir. Wie alt Du bist, frage ich Dich.“

„Neunzehn und ein halb.“

„Ganz schön. Für ein solches Alter thust Du noch verdammt unschuldig. — Blicke einmal zurück auf die Leute dort im Kirchtag. Männer und Weiber, Alles durcheinander. Und lauter —“

„Lauter?“

„Was über sechzehn oder siebzehn Jahre ist.“

„Lieber Herr Poiser, da wirst Du Dich wohl irren“, meinte der Marxl.

„Am Ende straffst Du mich Lügen, indem Du hingehst und Jeden und Jede extra befragst, obs wahr ist!“ lachte der Fürnehme. „Dir werden sie die Wahrheit schon sagen, ich bin überzeugt.“

„Du nimmst das Maß vielleicht von den Stadtleuten,“ sagte der Marxl, „nun, mein Lieber, mit so einem Strick lassen wir uns noch lange nicht messen.“

„Du bist ja ganz aufgeregt,“ sprach der Fürnehme. „Sonst treibt Ihr

Bauern ein wahres Luderleben und macht gar kein Geheimniß daraus, in jedem Trutzliedel und Schnaderhüpfel beichtet Ihrs in die Welt hinaus. Warum just in dem einen Punkte so manierlich? Was ists denn weiter! Wem schadets denn?"

Der Marxl blieb wieder stehen: „Laß Zeit, da muß ich erst nachdenken. Obs wem schadet, fragst Du?"

„Obs meiner lieben Ehegattin schadet?"

„Ah, nur Das. Na, der schadets eigentlich nicht, heißt Das: wenn Du nicht heimlich Milchkreuzer zahlen mußt vom Geld, das ihr, das Deiner Familie mitgehört."

„Ach Gott, nein."

„Jetzt denke Dir, Poiser, Deine Frau —"

„Was, meine Frau?"

„— wäre so klug wie Du."

„Knäbchen, die Frau, Das ist etwas Anderes. Der Ehemann kompromittirt die Familie nicht, die Frau jedoch, die kompromittirt."

„Na, und ordentlich!" rief der Marxl lustig aus. „Aber mir deucht Poiser, sie thut mehr als kom— kom—"

„—promittiren!" half der Andere freundschaftlich nach.

„Wenn dem Mann das Haus niederbrennt, wenn er blind wird auf beiden Augen, wenn er seinen ehrlichen Namen verliert, wenn ihm das liebste Kind stirbt, so ist Das ein Unglück. Und es ist doch Alles miteinander nichts dagegen, als wenn ihm sein Weib untreu wird." Also sagte der Marxl.

„Ein kluger Mann geht schweigend darüber hinweg."

„Ich danke schön," sagte der Bauernbursche. „Und hast morgen vielleicht das Kukuksei im Haus. Es ist ein Menschenkind, nu freilich ists eins. Du starrst es täglich an und suchest in seinem Gesicht Familienähnlichkeit, — und findest keine. Die Augen sind nach aufwärts geschlitzt, oder nach abwärts, der Kopf ist zu spitzig, oder zu platt. Das Geschrei, wenn es den Mund aufthut, ist wie Elstergekreisch. Deine übrigen Kinder sind anders. Ja, vielleicht willst Du Dich zwingen und nichts merken lassen von Deinem Elend, aber jeden Tag erinnert Dich der Balg daran, was Dir Deine liebste Frau Gemahlin angethan hat; es ist ein Denkmal von ihrer Falschheit und Deiner Schand'. Und dieses Denkmal mußt Du in Deinem Haus haben, mußt es füttern und kleiden und erziehen und versorgen und das verhaßte Wesen führt Deinen Namen. — Wenn mir so was passiren thät, verflucht und vermaledeit!" Eine grauenhafte Handbewegung machte der Bursche —: „Zuerst sie — nachher mich!"

„Ei nun, darum sage ich ja, es ist etwas Anderes, sie oder er," entgegnete der Fürnehme.

„Und wenn mans wieder so nimmt," sagte der Marxl, „sie ist in einer größeren Versuchung als er. Ihn versucht so leicht niemand Anderer, er versucht sich nur selber und geht hin und überredet Eine. Sie hat auch eine eigene Versuchung, jetzt kommt noch die von ihm dazu, zuletzt sind zwei böse Geister gegen den einen guten Willen und da muß sie freilich schwach werden."

Blieb wieder der Fürnehme stehen und sagte zum Bauernburschen: „Herr Marxl, Du sprichst wie ein Philosoph! Du mußt auf der Universität gewesen sein!"

„Ja freilich, auf der, die dort steht," antwortete der Marxl und deutete

gegen das Dorfschulhaus. „Weißt, wer nicht ganz vernagelt ist, Der braucht für so was keine U— Universität.“

„So wirst Du wohl auch weise genug sein, niemals zu heirathen!“

„Hörst Du, Poiser, für Das mußt schon Du mir die Weisheit leihen. Wenn man Dir zuhört, wie es im Ehestand hergeht, nachher mach' ichs wie die sieben Sakramente im Katechismus, — die Ehe wär' mein Letztes.“

„Junger Freund,“ sagte der Fürnehme, „mache es wie ich. Ich bin ja auch verheirathet, und sogar sehr glücklich. Ich habe meine Frau sehr lieb und bin ihr auch treu, vollkommen treu, Das heißt — es geschieht ja aus Rücksicht für sie, wenn —. Deshalb braucht man ja Keine zu verführen und sich Keiner zu verpflichten. Wenn Du mit einer Ledigen umgehst, so wirst Du bald in der Patsche sitzen. Das ist sehr gefährlich. Es giebt genug unglückliche Ehefrauen, die von ihren Männern schlecht behandelt werden, genug giebt es solcher, ein gutes Werk ists, sich ihrer anzunehmen, verstehst Du mich?“

Nun blieb wieder der Marxl stehen, mit seinen grauen Aeuglein blinzelte er den Fürnehmen an und flüsterte: „Poiser, eigentlich habe ich mir Das auch schon gedacht!“

„Lieber Gott, wer hätte sich Das nicht gedacht,“ rief der Andere. Dann setzte er leise bei: „Sage mir einmal, Marxl, Du gehst im Dachsbauernhause aus und ein.“

„Das wohl, ich komm' immer einmal hin.“

„Sage mir, wie leben denn die Zwei miteinander? Die Bauersleute, meine ich.“

Der Marxl zuckte die Achseln: „Wie es halt schon oft geht.“

„Sie ist ein bildsauberes Weib,“ sagte der Fürnehme.

„Wer?“

„Die Dachsbäuerin. Was meinst, Freund, wäre da nichts zu machen? Einen Besuch —“

Jetzt schaute ihn der Bursche an.

„Ich meine, ob — “

Das Gesicht vom Marxl! Dann zuckte er wieder die Achseln, was so viel heißen konnte wie: Weiß ichs? oder: Möglich! oder: Vielleicht!

Der Fürnehme musterte den Burschen. Dann drohte er mit dem Finger: „Ich glaube gar! — Marxl, Marxl!“

„Aufrichtig Gott nein, ich nicht!“ rief der Bursche.

„Na nu, ist Alles Eins,“ also wieder der Andere. „Ich will einmal meinen Besuch machen im Dachshofe. Mit dem Bauer bin ich ohnehin schon bekannt, der war unser Führer im vorigen Sommer, als die große Partie auf dem Hochnock gewesen ist. Sein Weib hat seither meiner lieben Frau ein paarmal Eier gebracht. Brave Leute sinds, recht brave Leute. Will sie doch einmal besuchen. Wann glaubst Du denn, daß der Dachsbauer am Sichersten zu Hause ist?“

„Das will ich Dir schon sagen,“ antwortete der Marxl, „morgen z. B. ist er den ganzen Tag nicht zu Hause. Weißt, er hat sein Ausnahmhäusel verkauft, das unten im Thal steht, weil er glaubt, daß er keine Kinder kriegen wird und also sein Lebtag auf dem Hof sitzen bleiben kann. Und jetzt, morgen, läßt er

vom Häusel die Einrichtung versteigern, Kisten und Kästen und lauter so alte Sachen. Ist eh angeschlagen auf der Tafel. Na und da hat der Dachsbauer dabei zu thun und kannst ihn im Thalhäusel finden."

Faßte jetzt der Fürnehme den Burschen bei den Jackenflügeln und sagte: „Bist Du ein ganzer Kerl, Marxl? Bist Du ein Freund?"

„Allemal!" betheuerte dieser.

„Spiele mit! Wenn Du mich einmal brauchst, verfüge! — Spiele mit, daß ich sie allein finden kann morgen, oben im Dachshofe. Du weißt schon . ."

„Freilich", sagte der Bursche, „und es wird ganz leicht gehen. Will heut noch kundschaften, dann laß ich Dichs wissen. Verrathen wirst Du mich wohl nicht?"

„Mensch, was denkst Du! Ich hoffe aber: auch Du mich nicht. Meine Frau ist nicht eifersüchtig, hat auch keinen Grund dazu; allein erfahren darf sie es auf keinen Fall, sie würde sich kränken, ganz unnöthiger Weise, hörst Du?"

* *
*

Der Leser wird endlich ungeduldig. Er will wissen, was es mit diesen zwei niederträchtigen Gesellen eigentlich ist. Das ist bald berichtet. Der Fürnehme kommt natürlich aus einer Stadt, vermuthlich aus einer großen, denn der Mann scheint Welt zu haben. Dort besitzt er ein erheirathetes Bankgeschäft und hier in der Windwend, wie der Ort heißt, genießt er mit seiner Frau Gemahlin stets die Sommerfrische. Herr Poiser ist ein Mann noch nicht einmal in den besten Jahren, denn in solchen ist Einer erst — glaube ich — von fünfzig bis sechzig. Er steht nicht hoch über vierzig; daß seine Frau noch fast niedriger steht, obzwar sie ihm ziemlich hoch zu stehen kommt, Das ist glaubhaft. Der Lebemann verstand sich auf Naturgenuß und Geselligkeit. Schon im vorigen Sommer war er mit dem Bruckmüller Marxl bekannt geworden und hatte mit ihm Freundschaft geschlossen, denn dieser Bruckmüller-Marxl war ein merkwürdiger Kumpan. Ein junges, hübsches, findiges und schalkhaftes Bürschlein, wußte er für sich einzunehmen; durch seine gesunde Naivetät, die aber, näher besehen, nicht immer eine war, gewann er bei den Herrenleuten Sitz und Stimme. Er hatte von einem Oheim die Bruckmühle geerbt und wieder verpachtet. Seit er als Knabe Ministrant gewesen war, that er unterschiedliche Kirchendienste, wenn der Meßner oder der Schulmeister einmal nicht vorhanden war. Orgeln konnte er, Lichte anzünden konnte er, mit dem Klingelbeutel konnte er umgehen und Jedem, der Etwas hineinwarf, schmunzelte er verständnißinnig zu: „Nur her mit dem Bußpfennig! Du solltest wohl noch einen zweiten geben!" Bei Lust und Festlichkeiten hatte man den Marxl auch gern, denn er wußte mancherlei Schwank und Schelmenstück und verdarb nie Etwas. Andererseits konnte er gar nachdenklich sein; weil er viel in Büchern las, aber nicht Geschichten und Romane, sondern Besseres, so hatte er sich das Denken angewöhnt, dachte es aber nicht gerade so den Büchern nach, sondern aus Eigenem, und wie das Leben just dazu Anlaß giebt. Es war oft erstaunlich und oft drollig, wie das frische Bürschlein in Bauernloden (er verachtete das Stadtzeuggewand) und Bauernsprache die tiefsinnigsten Dinge vorbrachte, und plötzlich ein keckes Hinaushüpfen ins Schalkhafte, so daß der Zuhörer schließlich nicht klug war darüber, gehöre er zu den Belehrten oder zu den Gefoppten.

All Das und manch Anderes zusammen machte ihn gesucht, umworben, so

daß auch die städtischen Sommerfrischler sich seiner Bekanntschaft befleißigten. Der Bankmann Poiser hatte mit ihm Freundschaft geschlossen und diese Freundschaft gedachte der kluge Geschäftsmann nun auch zu fruktifiziren.

Was sie miteinander heute verabredet haben, Das wissen wir. Was morgen geschehen soll, Das vermuthen wir, und wie es ausgefallen ist, Das sollen wir bald hören.

* * *

Der Dachshof! Der Marxl geht im Dachshof immer einmal aus und ein, hatte er gesagt. Daß der Dachsbauer, frisch und heiter wie er, sein Vetter war und eigentlich in Allem sein bester Kamerad, Das hatte der Marxl dem Fürnehmen nicht gesagt. Nun ging er zu seinem Vetter und erzählte ihm die ganze Geschichte. Anfangs war der Dachsbauer höllisch aufgebracht darüber, daß dieser „Stadtzodel“ sein Weib besuchen wollte, dann lachte er tüchtig und hernach gingen die Zwei im Schachen spaziren und beredeten Etwas.

Am nächsten Frühmorgen stand der Fürnehme am Bach und angelte. Nichts wollte anbeißen, gar nichts. Na doch! Er hatte Etwas, schnellte empor — an der Angel hing das patschige Gefaser einer Graswurzel. Gleichzeitig stupste ihn was von hinten. Der Zeigefinger des Marxl wars.

„Willst Fische haben?“ fragte dieser lustig. „Also komm' mit, nach der Messe führe ich Dich in den Dachshof, ich hab' sie schon hergerichtet, es geht leicht, Der Bauer ist beim Häusel unten und kommt vor Abend nicht nach Hause.“

„Ein goldener Kerl bist Du!“ rief Herr Poiser, „ein diamantener. Ganz unbezahlbar bist Du.“

„Ich verlang' eh nichts,“ sagte der Bursche.

Während der Marxl bei der Messe war, ließ der Fürnehme seiner Gemahlin sagen, sie brauche heute nicht auf ihn zu warten mit dem Diner, er habe eine Bergpartie vor. Und nachher gingen die Beiden hinauf zum Dachshofe. Der Marxl führte den Freund durch ein Hinterthürchen hinein in die Speisekammer. Da gab es Flachs und Rauchfleisch und Speck und Schmer und Butter und lauter so gute Sachen.

„Da wartest,“ sagte der Marxl, „kannst Dich derweil auf diese Truhe setzen. „Man kann sich auch verstecken drinnen. Die Bäuerin wird bald kommen, um Speck zu holen für die Knödeln. Ich geh' jetzt. Gute Unterhaltung!“

Der Fürnehme fand sich allein in der Kammer, die nur durch ein einziges Oberfensterlein kümmerlich beleuchtet war. Der prickelnde und mürfelnde Geruch von Fleisch, Speck u. s. w. muthete ihn gar eigen an — Das ist so pikant! Die Maus beim Schmer, ha, Das ist so pikant! Die Katz' beim Speck! Das ist doch einmal pikant! — Charmant — Es kommt wer. Das ist sie. Um Gotteswillen, nein, Das ist sie nicht! Das sind Männerschritte. — Durch eine Spalte guckte er ins Vorgelaß — höllverdammt! Der Bauer! . . .

In der Kammer stand eine große, alte Truhe; sie war nicht versperrt. Hastig und leise öffnete der Herr Poiser den Deckel, huschte hinein auf einen Wust von schmutziger Wäsche und senkte vorsichtig über sich den Truhendeckel zu. Das Prickeln war auch hier wieder sehr pikant, doch der Fürnehme war jetzt

weniger Nase als Ohr. Der Dachsbauer war in die Kammer getreten, tastete eine Weile an der Truhe herum und rief dann nach einem Knechte.

„Geh, Franzl," sagte er, als dieser kam, „hilf mir die Truhen da hinaustragen auf den Karren, ich führ' sie zum Häusel hinab, ich laß sie auch versteigern."

„Aber Bauer, was wirst denn kriegen für den Scherben?" lachte der Knecht.

„Glaub' Das nicht, Franzl! Es ist ein altes Möbel. Für so was giebts Liebhaber heutzutag. Mir verstellts da nur den Platz, ihre Fetzen und Lumpen kann die Bäurin auch in einen andern Winkel schmeißen. Schau Du, der Deckel klappelt. So!" Er drehte den Schlüssel um und steckte ihn in die Tasche. „Geh, Franzl, faß' an!"

Also wurde die Truhe hinausgetragen, auf den zweirädrigen Karren geschoben und zu Thale gezogen. Der Fürnehme war schon mit allerlei Vehikeln spaziren gefahren, auf einem solchen bisher noch nie. Halb in den Lappen vergraben, dachte er sich einen ganzen Rattenkönig von Flüchen und Verwünschungen gegen den Verräther. Dabei sann er auf einen Schick, die Sache ins Scherzhafte zu spielen, wenn ihn der Bauer auslassen würde, und so zu thun, als ob er sich selber einen solchen Spaß hätte machen wollen. Aber die Geschichte konnte auch grauslich ausgehen, — pikant war sie jedenfalls sehr.

Vor dem Thalhäusel auf dem Anger waren schon viele Leute beisammen und ergötzten sich an den drolligen Ausrufen des Versteigerers, der zum Beispiel eine alte Hühnersteige um fünfhundert Gulden ausbot, schließlich aber um acht Kreuzer losschlug. Auch die Frau von Poiser war gegenwärtig und der Marxl machte ihren Kavalier. Ihr Gemahl ist heute ja auf einer Bergpartie, sie braucht mit dem Diner nicht auf ihn zu warten, so hatte sie schon den Marxl dazu eingeladen. Sie war eine sehr liebe Dame.

Nun kam der Dachsbauer mit der alten Truhe.

„Ah! Eine Antiquität! Altdeutsch! Sehr hübsch!" so sagte die Frau von Poiser. „Ach, da muß ich mitbieten. Wir haben in unserer Stadtwohnung ein altdeutsches Zimmer mit Butzenscheiben und lauter wurmstichigen Möbeln, mein Gemahl ist ein Freund von alten Möbeln!"

„Dann werden ihm gnädige Frau eine große Freude machen!" sagte der Bursche.

Sie versetzte ihm mit zwei Fingern ein Klatschchen an die Wange. „Grobian!"

Der Bursche fragte verblüfft, warum er geschlagen worden sei.

„Eine altdeutsche Geldtruhe!" rief der Versteigerer aus, „sie stammt vom Hofe Karls des Großen, der hat seine Dukaten drin gehabt, die Alten vom Dachshof waren Truchsessen beim großen Karl, die sind immer auf dieser Truhen gesessen, und wie sie pensionirt wurden, haben sie sie zum Gnadengeschenk erhalten. Dreißig Gulden zum Ersten! — Dreißig Gulden zum Ersten! — Giebt Niemand dreißig Gulden? — Dann fünfunddreißig Gulden zum Zweiten!"

„Ich gebe sechsunddreißig!" schrie Jemand in der Menge; es war der Dachsbauer selber.

„Vierzig!" rief der Marxl.

„Ich gebe fünfundvierzig," hierauf der Andere.

„Fünfzig!" jauchzte die Frau von Poiser.

Die Truhe wurde ihr zugeschlagen.

Alsogleich machte sie sich daran, um sie bewundernd von allen Seiten zu besehen und auch aufzumachen. Dem Inwohner der Truhe begann der Angstschweiß aus der Haut zu brechen. Doch der Dachsbauer sagte, er habe leider den Schlüssel zu Hause vergessen und er werde ihn nachmittags schicken. Der im Möbel athmete auf.

Frau von Poiser ließ das erstandene Kleinod sofort in ihre Villa schaffen. Wie es massiv war und schwer! Sie war ganz verliebt in die Truhe und nach dem Diner setzte sie sich darauf und der Marxl mußte sich zu ihr setzen. Sie scherzten, sie lachten und der muntere Bursche sagte: „Man setzt sich drüber hinaus. Schon der erstandenen Truhe zu Ehren bin ich heute so lustig.“

„Ich bin ja auch lustig!“ flüsterte sie.

Der Inwohner in der Wäsche bebte vor Wuth. So lange sie noch laut lachten, wars erträglich, . . . nun aber begann er zu rasen.

Als es im Innern der Truhe plötzlich zu trampeln begann, schnellte die Frau von Poiser mit einem Schreckruf in die Höhe: „Um aller Heiligen Willen, was ist denn Das? Wer ist denn da drinnen?“

Der Marxl that auch erschrocken. „Ja, ja, in der Truhe drinnen trampelt was!“ sagte er. „Wie wäre denn Das möglich? Beim Dachsbauer in der Speckkammer ist sie gestanden, wo die Bäuerin allemal Fleisch und Schmer holen geht zum Kochen. Sie wird doch nicht sein in die Truhe gefallen, die Bäuerin! Das wäre so was! — Auf geht das Zeug auch nicht. Wenns nur aufginge, daß man könnt' nachschauen, was drinnen ist. Da habe ich wohl einen Schlüssel bei mir, na vielleicht paßt er.“

So redete der Schelm herum, griff in den Sack, zog einen Schlüssel hervor und sperrte die Truhe auf, — da flogen ihm die Fetzen ins Gesicht. Im ganzen Zimmer flatterten die alten Hosen und Hemden und Tücher, wie in einem Wirbelsturm und mitten durch sauste — aus der Truhe hervor, zur Thür hinaus — wer?

„Um Gotteswillen, ist Das nicht — mein Mann gewesen?“ stöhnte die Frau von Poiser.

„Eh nein, gar nicht zu denken!“ beruhigte der Marxl, „der Herr Gemahl ist ja auf einer Bergpartie.“

„Er wars! Er wars!“

„War ers? Oh der Schelm, dann hat er uns sauber zum Narren gehalten.“

Bald darauf hat der Marxl sich höflich verabschiedet. Als er um die Büsche bog und durchs Gartenthor hinausging, stand dort der Fürnehme —: ein lehmblasses Gesicht, wild rollende Augen, geballte Fäuste. Da trachtete der Marxl, ehestens weiter zu kommen.

Am nächsten Morgen erhielt der Herr von Poiser ein Brieflein:

„Es wissens nur Wenige und soll ein Geheimniß bleiben. Du weißt nun meine Meinung und kannst sie Dir merken. Marxl.“

* * *

Wenige Tage nach der Versteigerung sind die fürnehmen Herrschaften abgereist. Die altdeutsche Truhe, in der Karl der Große seine Dukaten gehabt hat und auf der die alten Truchsessen gesessen sind, haben sie vergessen mitzunehmen.

Graz. Peter Rosegger.

Yankeestreiche.

Die Zeitdifferenz zwischen New-York und London beträgt ungefähr fünf Stunden. In New-York dauert die Börse von zehn bis drei Uhr, in London (inoffiziell) von zehn bis vier, bei stürmischem Kurswetter auch bis sechs Uhr. Die ersten new-yorker Notirungen bringt das Kabel um $3^1/_2$ Uhr nach der Stock-Exchange, die also kaum anderthalb Stunden übrig hat, um noch nach drüben Ordres hinzulegen. Beide Börsen sind natürlich durch direkte Drähte verbunden, so daß das Hindepeschiren, die Ausführung der Ordres und das Eintreffen der Rückmeldung nur zwischen acht und zehn Minuten zu dauern pflegt.

Diese Ziffern geben einen Begriff davon, wie unerhört die Engländer an einem der letzten Freitage wenige Stunden ausgepreßt haben, um Massen ihrer amerikanischen Werthe wieder nach dem Mutterlande zu werfen. Man kann geradezu ein Venezuela-Schwärmer sein und braucht doch nicht zu verkennen, daß Clevelands plötzliche Ausfälle gegen England in den üblichen Friedensbeziehungen einen Fremdkörper vorstellten. Ob nun die Yankee-Diplomatie noch nicht eingeölt genug ist oder ob hinter Clevelands Vorgehen andere, bis zur Stunde noch unaufgehellte Gründe stecken, — Thatsache bleibt es, daß sehr ernste Männer bei der Möglichkeit einer Verhetzung der öffentlichen Meinung schließlich auch an ein Losgehen der Gewehre *glaubten*. Vor Allem hatten die londoner Banken sofort ihrem Publikum von einer *voraussichtlichen* Krisis in den Vereinigten Staaten geschrieben und dieses Publikum *hätte sich* darauf von seinem Besitz an amerikanischen Papieren auch beim schönsten *wirthschaftlichen* Gleichgewicht der Republik getrennt, weil es den vernünftigen Grundsatz *hat*, einen möglichen Gegner nie mit Geld zu unterstützen. Das ist ein großer Zug, der bei uns leider noch nicht deutlich ausgeprägt ist.

In New-York erwartete man nichts Arges, als eines schlimmen Freitags zum bangen Erstaunen die englischen Verkaufsordres kein Ende nehmen wollten. Von Chicago- und Milwaukee-Aktien, einer vorzüglichen Bahn, die in England ihre *Hauptkapitalisten hat*, gelangten binnen einer Stunde 40000 bis 50000 Stück übers Meer zurück. Als man in Wallstreet merkte, was in London die Glocke geschlagen *hatte*, traten die Börsengewaltigen sofort zusammen und bildeten ein Syndikat von fünf Millionen Dollars. In der nächsten Stunde setzten sich aber die englischen Verkäufe gleich vehement fort: Louisville und Nashville, die größte südliche Bahn, Central Pacific, Atchison, Erie, selbst Canadian Pacific u. s. w. kamen in Masse an den Markt. Dieser neuen Hochfluth gegenüber löste sich das Syndikat sofort wieder auf und nunmehr drückten auch die vorhin aufgenommenen 50000 Shares auf den Verkehr. Natürlich suchte man sich unter solchen Umständen durch seine Industriepapiere flüssig zu machen. Drüben ist fast alle große gewerbliche Thätigkeit in Aktienunternehmungen gebunden. Diese Shares wurden nun in Posten zu verkaufen gesucht und stürzten, wie wir Europäer Das sonst nur von dem kopflosen Zigeunertreiben am Schottenring her gewohnt sind. Zugleich stieg tägliches Geld auf $^1/_4$ Prozent, was per Jahr den ungeheuerlichen Satz von 80 Prozent vorstellen würde, wenn man einen ein- oder zweimaligen Bedarf einfach mit allen Tagen des Jahres multipliziren dürfte. Gewöhnlich steht aber der Zins drüben zwischen 4, 5 und 6 Prozent per Jahr. Um die Geldknappheit ganz zu verstehen, muß die Aus-

schließlichkeit des Komptantgeschäftes in Betracht gezogen werden, da Terminhandel bekanntlich an dieser größten Spielbörse der Welt nicht erlaubt wird.

Diese furchtbare Lektion war für die Yankees um so schlimmer, als New-York auf gar keine Theilnahme im Lande zählen kann. Das aufstrebende Chicago haßt die ältere Metropole, Boston sieht New-York als einen Parvenu an, San Francisco hat asiatische Interessen, — und ähnlich könnte man der anderen Städte Vorurtheile begründen. Die allgemeine Freude über die Verluste vom schwarzen Freitag war also gerade kein Friedensmoment, obgleich die englische Presse sich von vorn herein ziemlich ruhig verhielt. Es dauerte noch ein paar Tage, bis die ganze Frage von Washington aus so verschleppt war, daß selbst Schwarzseher unter den Geschäftsleuten von einem politischen Konflikt nichts mehr fürchteten.

Wie aber steht es mit der finanziellen Verlegenheit? Denn daß die Currency-Frage brennender als die Venezuela-Streitigkeit sei, haben kühle Köpfe selbst in den heißesten Tagen der letzten Wochen erkannt. Die Union braucht zur Auffüllung ihrer Goldreserven Gold. Zu diesem Zwecke wollte sie Bonds in England ausgeben, was ihr nun für lange Zeit unmöglich gemacht ist. Jetzt bleiben ihr Deutschland und Frankreich. Schon in jenen Paniktagen wurde deshalb von einer amerikanischen Gruppe in Berlin angefragt, ich vermuthe bei der Handelsgesellschaft. Die Antwort lautete: Ja; und phantasiereiche Menschen meinten, die Berliner brauchten ja das Gold vorläufig nicht aus der Reichsbank zu nehmen, sondern könnten für die Bonds Check-London remittiren, wenn Dies auch ein Prozent am Kurs ausmache. Nur eine kleine Voraussetzung war dabei übersehen worden, nämlich: daß die Betreffenden in diesem Falle auch so viel in London gut haben müssen. Deutschland hat doch neben seiner Hauptbank keinen offenen Goldmarkt wie England, an dem Oesterreich-Ungarn fast seine ganze Valuta-Regulirung vornehmen konnte. Fünfzig Millionen Dollars vierprozentiger Bonds würden also bei uns nicht durch stille Uebernahme eines Konsortiums beschafft werden können, sondern nur durch eine regelmäßige Subskription. Daß diese auch bei uns gelingen dürfte, kann nach der wieder eingetretenen Beruhigung kaum zweifelhaft sein, obgleich der Handstreich Clevelands mindestens ein halbes Prozent bei der Kapitalisirung kosten dürfte. Denn man mag den Kredit der Union noch so hoch halten: ein so sicherer Friedensstaat, wie diese Republik bisher war, ist sie jetzt nicht mehr. Auf reine Vernunft kommt es bei der Beurtheilung einer solchen Anlagequalität gar nicht an, hier ist das Publikum Richter und das wird den erlittenen Schrecken so leicht nicht vergessen.

Es naht aber auch noch eine andere Schwierigkeit. Diese Bonds werden nämlich, wie die vom vorigen Jahr, wohl als in Gold zahlbar angesehen und Jedermann glaubt an Goldzahlung, allein ihr Text spricht nur von Coin. Zu ändern ist Das nicht, denn die Gewalt des Präsidenten, im Nothfalle den Goldreserven des Staatsschatzes mit neuen Bonds zu Hilfe zu kommen, stammt aus einem nach dem Bürgerkriege gegebenen Gesetz. Damals war das Verhältniß von Silber zu Gold noch unerschüttert, und um die Wirkung eines unaufhörlichen Rückflusses der Greenbacks — einer Schöpfung des Krieges — auszugleichen, hatte man dem Präsidenten jene Gesetzesmacht verliehen. Zwanzig Jahre ging die Sache gut, jetzt aber zieht das Publikum dem Papiergeld doch das Gold vor. Wollte nun Cleveland den Text der neuen Bonds von Coin in

Gold ändern lassen, so würde er Das im Senate niemals durchsetzen; denn dort sitzen die einflußreichsten Silbermänner und die Majorität ist überhaupt gegen Gold. Sonst sind im Lande sowohl die Republikaner als auch die Demokraten von Silberleuten stark durchsetzt, allein die Majorität in beiden Lagern wird, wie mich unparteiische und kenntnißreiche Amerikaner versichern, von Anhängern der beschränkten Goldwährung gebildet. Immerhin ist es beachtenswerth, daß von keiner Seite die Währungfrage in den Wahlkampf geworfen wird.

Die Verminderung der Goldreserven hängt mit den verschiedensten Umständen zusammen. Die Union hat ihre Domaine als Getreideexporteur herabsinken sehen, seitdem Argentinien und auch Indien mit ihrem Weizenüberschuß hervortreten. Dies ist wohl auch der Grund, weshalb Cleveland nach anderen Ausfuhrartikeln späht und wegen der deutschen Erschwerungen der amerikanischen Fleischindustrie so grob wurde. Freilich hat mir ein sehr glaubwürdiger Mann erzählt, daß er noch in diesem Jahre am Columbian River zwei große Pferdeschlächtereien angetroffen habe. Durch Fahrräder und Elektrizität seien im Westen die Pferde so stark außer Gebrauch gekommen, daß Ponys schon für 75 Cents verkäuflich sind. Dieser Deutsche ist um so glaubwürdiger, als er sich dadurch keineswegs abhalten läßt, persönlich nach wie vor das amerikanische Büchsenfleisch zu lieben und zu kaufen. Auch bezüglich der überseeischen Versicherungsgesellschaften giebt es zweierlei Meinungen. Was darüber Schlechtes verbreitet wird, ist bekanntlich von der deutschen Konkurrenz ausgegangen; aber man hört Dem gegenüber doch auch von kühlen Beurtheilern, daß gerade das Assekuranz-Departement in Washington eine strenge Kontrole übe. Gegenüber den Rückgängen des amerikanischen Aktivhandels hat der Import sogar zugenommen und in Folge Dessen werden wir wohl dort Tariferhöhungen erleben, die, wie hier bereits früher gesagt wurde, unsere rheinischen Textilfabrikanten schmerzlich treffen könnten.

In London giebt es sehr erfahrene Bankiers, die schon vor der jüngsten Präsidenten-Eruption behaupteten, die Union müsse zur Silberwährung kommen. Darob ist eine gewisse Furcht entstanden und recht beträchtliche englische Guthaben sind in der Union gekündigt worden. Da sich diese verhängnißvollen Schritte während der Panik natürlich nicht verlangsamten, sondern noch eher überhasteten, so hat Das auch noch an der new-yorker Börse mitgewirkt. Einen festen Punkt inmitten dieser Währungwirren bildet der selbe Cleveland, der sich eben noch politisch so unberechenbar gezeigt hat. Er ist ein entschiedener Goldmann — mag man Das nun billigen oder nicht — und wird somit von seinem Recht der Bondsausgabe jederzeit Gebrauch machen. Demnach ist vor dem März 1897, wo ein Anderer das Weiße Haus bezieht — dreimal wird man nicht Präsident —, an eine Hinneigung zu den Silbermännern nicht zu denken. Andererseits wird aber auch Cleveland seine großen Pläne, wie Einziehung der Greenbacks und deren Ersatz durch Noten der Einzelbanken, beim Senate niemals durchsetzen können.

Je nothwendiger also eine Bondsausgabe erscheint, um so räthselhafter wird das politische Auftreten des Präsidenten, das solche Emissionen sehr erschwert. Hofft Cleveland auf das Inland? In der Union sollen ca. 500 Millionen Dollars Gold verkehren oder liegen, bei einer Jahresproduktion für ca. 60 Millionen Dollars. Und dennoch werden diese 100 Millionen Dollars Bonds auf Europa angewiesen sein. Die Hälfte wird Frankreich nehmen, die Hälfte nehmen wohl wir. Pluto.

Die Kaiserglocke.

Durch den gallischen Blätterwald rauscht eine Räthselkunde, die Legende von einer Glocke, die nicht tönen will. Der Deutsche Kaiser, so liest man, habe einst dem Kölner Dom eine Riesenglocke gestiftet, die aus dem Metall der französischen Kanonen gegossen sein soll, und diese Kaiserglocke, die bestimmt sei, den Germanensieg über Gallien in Ewigkeit zu verkünden, bleibe nun stumm. Ob das Material untauglich war, ob die Größenverhältnisse verfehlt wurden, ob beim Guß etwa ein Fehler geschah? Einerlei: die Franzosen, denen die Kriegserinnerungen ärgerlich sind und die von allerlei Decadenceschmerzen gepeinigt werden, blicken in frohem Vertrauen jetzt zu ihrer neuen Glocke empor, die vom Thurm der Montmartrekirche eines Tages den rächenden Sieg singen soll, und jubeln, daß an der Seine die Glocke klingt, während am Rhein die gewaltige Schwester keinen armen Laut von sich geben will. Und da es ohne eine hallende Phrase in Frankreich nun einmal nicht abgeht, wurde das Wort geprägt, die französische Seele, die in die Glockenspeise eingesperrt sei, weigere sich der demüthigenden Pflicht, den Ruhm des fremden Eroberers zu singen. Vielleicht ist die ganze schöne Geschichte nicht wahr, vielleicht wurde sie nur erfunden oder ausgeschmückt, um dem sehnsüchtigen Wunsch nach tröstenden Symbolen Nahrung zu bieten. Aber warum sollen wir sie nicht auch symbolisch nehmen, — freilich in anderem Sinn? In Deutschland hat Jeder die Hoffnung, Friede möge das erste und letzte Geläute der Kaiserglocke sein; doch Jeder weiß auch, daß an dem Tage, wo uns ein neuer Kampf um das deutsche Dasein aufgedrängt werden sollte, das nationale Bewußtsein nicht stumm bleiben, sondern mit mächtigem Schwingen zum Schutz für Ehre und Leben die Volkheit aufrufen würde. Uns drückt eine andere Sorge und an der Jahreswende dürfen wir uns nicht verhehlen, daß manchem Bemühen die Glocke stumm blieb, die von höchster Stelle herab hell und rein stets durchs deutsche Land tönen sollte, und daß manches Klingen der Kaiserglocke in diesem Land nicht den freudigen Widerhall fand, der ihr in ernster Zeit doch niemals fehlen dürfte. Die Glocke hängt hoch und der sterbliche Mensch, der ihren Klöppel bewegt, kann, wie eifrig er auch in die Tiefe späht, das Gewimmel da unten nicht immer deutlich erkennen, nicht immer empfinden, was es ersehnt, entbehrt und begehrt. Bis zur Höhe des Glockenthurmes führt nur Wenige die ängstlich bewachte Stufenleiter, ein winziges Häuflein Auserwählter nur, die, weil ein zärtliches Schicksal ihnen früh eine Ausnahmestellung gab, mit der unruhig harrenden Masse kaum jemals in enge Berührung kamen. So kann es geschehen, daß der Glockenruf ertönt, wenn man ihn nicht erwartet, daß er ausbleibt, wenn das Ohr ihm sehnend entgegenlauscht, und daß er mitunter auch anders klingt, als Wunsch und Verlangen ihn hofften. Darin läge die Lehre, daß zwischen den Höhen und Tiefen der Volksgemeinschaft die Uebereinstimmung im Fühlen nicht mehr zu finden ist. Sie zurückzugewinnen und zu bewahren, muß unsere Aufgabe sein. Wir wollen den Franzosen die Freude an alten und neuen Legenden gern gönnen, wenn unser Neujahrswunsch für das Deutsche Reich in Erfüllung geht: die Kaiserglocke möge nie ohne feierlichen Anlaß ertönen und ihrem Klingen möge in deutschen Herzen der frohe und dankbare Widerhall niemals fehlen.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 11. Januar 1896.

Wo ist der Kanzler?

Die schönen Tage von Cowes sind nun zu Ende. Seit Bismarck entlassen wurde, war in England die Hoffnung wach geworden, das Deutsche Reich werde seine Macht und sein Ansehen in den Dienst der britischen Interessen stellen und, ohne eine Entschädigung zu fordern, in der weiten Welt Albions verwickelte Geschäfte besorgen. Der Irrthum war nicht ganz unbegreiflich. Bismarck hatte mit den lieben Vettern stets sehr deutsch und sehr deutlich gesprochen; es ist gerade zehn Jahre her, daß er die Wühlereien des englischen Vicekonsuls Buchan in Kamerun enthüllte und Granville und Gladstone zu rückhaltloser Nachgiebigkeit zwang. Die Lektion war wirksam: auch Salisbury, der bald danach den liberalen Reichsminderer ablöste, sah ein, daß man mit der deutschen Macht rechnen und sich daran gewöhnen müsse, dem neuen Konkurrenten in der Weltpolitik Raum und Regungmöglichkeit zu gönnen; insgeheim wurde wohl weitergeschimpft, aber offiziell zeigte man freundwilliges Entgegenkommen. Da änderte sich plötzlich das Bild. Bismarck verschwand, der General von Caprivi trat auf den Plan und einer seiner ersten Aussprüche lautete: „Das Schlimmste, was uns passiren könnte, wäre, wenn Jemand uns ganz Afrika schenkte.“ Dieses geflügelte Wort mußte sehr angenehm in britische Ohren klingen; und dem Wort folgten alsbald auch die Thaten. Deutschland räumte Witu und überreichte mit artiger Verneigung den werthen Vettern den Schlüssel zum ostafrikanischen Besitz, — in ersprießlichem Tausch gegen Helgoland. Auch sonst kamen in der Kolonialpolitik die Theorien

immer mehr zur Geltung, die vorher Herr Bamberger gegen den ersten Kanzler vertreten hatte; unsere fähigsten Männer mußten vom Platze weichen, Herr Stanley, der brutalste Feind der deutschen Kolonisation, wurde auffällig geehrt und in England entstand allgemach die Meinung: der gute Michel sieht ein, daß er im dunklen Erdtheil nichts schaffen kann, und zieht sich wieder die alte Zipfelmütze dicht über die Ohren. Das war nicht nur ein thörichtes Sentiment, sondern eine scheinbar begründete Ansicht. Unser Verhältniß zu Rußland war arg getrübt, die franco-russische Verständigung war Ereigniß geworden und offen wurde von dem ersten Beamten des Deutschen Reiches verkündet, der Agrarstaat müsse künftig ein Industriestaat werden. Solcher arlose Unverstand mußte klugen britischen Staatsmännern ein unverhofftes Vergnügen bereiten: jetzt endlich hatten sie ja, was sie so lange ersehnten, ein spottbilliges Aequivalent für die deutschen Bajonette; wenn in Deutschland der Körnerbau zurückgeht, steht es im Kriegsfalle vor der Gefahr einer Hungersnoth und ist auf die Hilfe Englands angewiesen, das ihm mit seiner Flotte dann die Zufuhr von Lebensmitteln ermöglichen muß; deshalb ist es die Aufgabe englischer Schlauheit, das Deutsche Reich in den Freihandel hineinzuhetzen und ihm dann, wenn es seine materielle und nationale Selbständigkeit eingebüßt hat, die Bedingungen zu diktiren, unter denen es Hilfe hoffen darf. Jenseits des Kanals konnte man doch nicht annehmen, daß deutsche Staatsmänner ins Blaue hinein Politik trieben, ohne zu erkennen, wohin der gewählte Weg sie führen müsse. Das Ziel schien ganz deutlich sichtbar: obwohl Herr Gladstone schon 1887 gesagt hatte, England werde sich nie und unter keiner Regirung in einen Streit der Festlandsmächte hineinziehen lassen, sollte nun dennoch der Versuch gemacht werden, Großbritannien dem Dreibunde anzugliedern. Diesen Versuch konnte man dilatorisch behandeln, unverbindliche Liebenswürdigkeiten ausstreuen, Gefälligkeiten erlisten und unterdessen emsig danach trachten, die Vettern mit lieblich duftenden Guirlanden recht fest an das britische Interesse zu ketten.

Es entsprach den Ueberlieferungen des Hauses Koburg, die der Prinz-Gemahl Albert der Gattin vererbt hat, daß diese Bemühungen sich hauptsächlich in dynastischen Freundlichkeiten zeigten. Der Deutsche Kaiser wurde zum Admiral der britischen Flotte ernannt, er ging häufig und offenbar gern nach England, Paraden, Marineschauspiele und glänzende Feste wurden ihm zu Ehren veranstaltet, er zeigte allen Vor-

gängen im Inselreiche die lebendigste Theilnahme, — und man begann drüben zu hoffen, die Tage Friedrich Wilhelms des Vierten und Bunsens könnten in schwerer Zeit noch einmal zurückkehren. Damals hatte der König von Preußen den Engländern eine vor dem nationalen Selbstbewußtsein kaum noch zu rechtfertigende Bescheidenheit gezeigt; er hatte, während er seinen Romantikerplan eines christlichen Reiches in Palaestina betrieb, den deutschen Unterhändler in London immer wieder ermahnt: „Effaciren wir uns“ und sich am Ende wirklich so sehr effacirt, daß man ihn und das aufstrebende Land, das er vertrat, gar nicht mehr beachtete. Dafür wurde er allerdings mit Lobsprüchen reichlich bedacht und von dem frommen Lord Ashley als der beste und herrlichste König dieser Welt laut gepriesen. Den britischen Beistand aber gewann er nie, nicht in der neuenburger Sache, nicht nach der Februarrevolution, nicht nach dem zweiten Dezember; seine gehäuften Zärtlichkeiten wurden mit Worten, nicht mit Thaten erwidert und er mußte endlich dem Ritter Bunsen klagen, man habe in London seine Mahnungen wie das Gebell eines Hündchens überhört. Ein höfischer Titelzank hatte schon vorher die Freundschaft etwas abgekühlt; aber die unheilvolle Episode der Anglomanie ging nicht ohne schwere Schädigung für Preußen vorüber und Treitschke mußte am Schluß seiner Betrachtung dieser traurigen Zeit seufzend sagen: „Preußen aber stand in der diplomatischen Welt so einsam wie seit Jahren nicht. Sein König hatte verstanden, in kurzer Zeit die alten Freunde Oesterreich und Rußland mit Mißtrauen zu erfüllen; er hatte mit seinen Freundschaftwerbungen in England wenig Anklang gefunden, und kaum war die Kriegsgefahr vorüber, so bemerkte man bald, daß Preußen jetzt auch an den kleinen deutschen Höfen weniger geachtet war als einst unter dem alten Könige. Die ruhige Würde des Vaters erweckte Vertrauen, die bewegliche Geschäftigkeit des Sohnes Zweifel und Argwohn.“ Eine Wiederholung dieser Erfahrungen wäre einer der Glücksfälle geworden, an denen die englische Geschichte so reich ist: wenn das Deutsche Reich, das ein ganz anderes Gewicht hat als das Preußen der vierziger Jahre, von zuverlässigen Bundesgenossen abgesprengt, wenn es isolirt und in Europa als ein Element der Unruhe verdächtigt werden konnte, dann blieb England die Wahl, ob es unter vortheilhaften Bedingungen dem Vereinsamten die Hand reichen oder ruhig zusehen wollte, wie sich gegen den unbequemen Nebenbuhler eine gefährliche Koalition

bildet, — und dann könnten die englischen Staatsmänner, die ringsum jetzt so ernste Sorgen bedrohen, endlich einmal wieder ruhig schlafen.

Es ist, uns zum Heil, anders gekommen. Der Deutsche Kaiser hat, seit er während des letzten Aufenthaltes in Cowes in magistralem Ton belehrt wurde, was er politisch zu thun und was er zu meiden habe, die Erfahrung erneut, die sein großer Ahn Friedrich gemacht hatte, als er 1755 an den Herzog Karl von Braunschweig schrieb, die englischen Diplomaten wollten ihn offenbar „gröblichst dupiren". Der Anlaß, der den Briten diese veränderte Gesinnung mit empfindlicher Klarheit zeigte, kann einstweilen außerhalb der Betrachtung bleiben. Es handelt sich um einen Kapitalistenkrieg, dessen Einzelnheiten aus der Ferne nicht so leicht zu durchschauen sind, wie man nach dem Wuthschnauben unserer mangelhaft unterrichteten und oft wohl auch nicht ganz uneigennützigen Presse annehmen müßte. In diesem Krieg, der wieder einmal die Gefahren übergroßer Kapitalsassoziationen enthüllt, würden wir eine bessere Stellung haben, wenn die berliner Bankpotentaten früher, anstatt sich Hals über Kopf in dunkle Börsenspekulationen zu stürzen, dem Ruf des Herrn Siemens nach Südafrika gefolgt wären. Jetzt, nachdem die Dinge auf die Tagesordnung der internationalen Politik gelangt sind, empfiehlt sich bei ihrer Behandlung die äußerste Vorsicht, denn jedes hastige Wort könnte der Aktion, die hoffentlich zu gutem Ende geführt wird, schädlich werden. Wichtig ist zunächst nur, daß die Engländer eine ernste Lehre erhalten haben, die ihnen beweisen wird, wie wenig das Deutsche Reich gesonnen ist, sich in den Dienst Albions zu stellen und bei künftigen Theilungen der Erde sich noch ferner übervortheilen zu lassen. Die Lehre mag schmerzlich sein; unverdient kann sie Keinem erscheinen, der sich erinnert, was die stammverwandten Waffenbrüder seit den Tagen Stanhopes und Castlereaghs dem deutschen Volk angethan haben. Und in die Freude über diese heilsame Klärung brauchte kein störender Beiklang sich zu mischen, wenn sie auf dem gewöhnlichen Wege vom Kanzler des Deutschen Reiches bewirkt worden wäre und nicht persönlich vom Deutschen Kaiser.

Das Telegramm des Kaisers an den Präsidenten der Transvaalrepublik ist ein hochpolitischer Akt. Ob es so gemeint war, ob es thatsächlich eine Spitze gegen England hatte, Das mag zweifelhaft sein. In der Politik entscheidet nicht die Absicht, sondern die Wirkung, — und es ist bekannt, wie diese Kundgebung des Monarchen in England ge-

wirkt hat. Eine solche Kundgebung legt die Reichspolitik fest und verpflichtet das ganze Volk, in jedem Falle die Folgen auf sich zu nehmen. Persönliche Aeußerungen des Souverains dürfen im Lande selbst nicht rückhaltlos kritisirt werden; schon deshalb ist es schlimm, wenn solche Aeußerungen zugleich hochpolitische Akte sind, denn es ist nicht wünschenswerth, daß die Beurtheilung politischer Entschlüsse irgendwie beschränkt wird. Noch viel schlimmer aber gestalten sich die Dinge im Auslande; wer während der letzten Tage englische und französische Zeitungen gelesen hat, Der wird von den Urtheilen, die da über unseren Kaiser gefällt wurden, die allerpeinlichsten Eindrücke mitgenommen haben. War Das nöthig? Ehe es in Preußen eine Verfassung gab, in der Blüthezeit der Anglomanie, ließ Friedrich Wilhelm, als aus Asien die Kunde von neuen britischen Siegen kam, seine Glückwünsche doch durch die Herren von Bülow und Bunsen, durch den Minister und den Botschafter, in London aussprechen. Als dreißig Jahre später dann das Deutsche Reich begründet wurde, war man bemüht, die Person des Kaisers, der im Reich kein Monarch ist, sorgfältig zu schützen, und deshalb wurde im Artikel 18 der Verfassung gesagt, daß die Anordnungen und Verfügungen des Bundespräsidiums zu ihrer Giltigkeit der Gegenzeichnung des Bundeskanzlers bedürfen, der dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt. So lange Bismarck im Amt war, der doch gewiß den Glanz der Krone wahrte und mehrte, kam es niemals vor, daß die Person des Kaisers und Königs schutzlos im Vordergrunde politischer Erörterungen stand; der Kanzler allein war verantwortlich, ihn allein traf der Tadel, das boshafte Urtheil, und er konnte, wenn er sich übereilt oder geirrt hatte, jederzeit desavouirt werden. Ein Abweichen von dieser Bahn wäre verhängnißvoll. Jeder Deutsche, der sein Volksthum liebt, hat sich über den Entschluß des Kaisers gefreut. Aber hätte dieser Entschluß nicht die selbe gute Wirkung gehabt, wenn das Telegramm vom Kanzler abgeschickt worden wäre, der politische Entschlüsse zu verantworten hat und im Reich der kaiserliche Minister ist? Dann könnte man es ohne ängstliche Rücksicht kritisiren, dann träfen die Vorwürfe und Schmähungen nur den Kanzler und dem Deutschen bliebe der widrige Anblick erspart, daß die Person des Kaisers, der nach außen die Volkheit zu repräsentiren hat, jetzt von den unanständigsten Vermuthungen umsponnen wird.

Die politische Wendung ist nicht ganz leicht zu nehmen. Zwar:

dynastische Verstimmungen haben auf die Geschicke der Völker heute keinen dauernden Einfluß mehr und die Wahrheit der Sätze ist längst erkannt, die Lord Palmerston nach der Februarrevolution im Unterhause sprach: „Was die romantische Vorstellung betrifft, daß Völker oder Regirungen erheblich oder dauernd durch Freundschaft und Gott weiß was sonst beeinflußt werden, so sage ich, daß Diejenigen, welche solche Vorstellungen hegen und den Verkehr zwischen Völkern wie den Verkehr zwischen Einzelnen beurtheilen, sich einem leeren Traum hingeben." England wird vielleicht den Plan der Imperial Federation League und des Greater Britain noch etwas eifriger betreiben, vielleicht auch jetzt, wo es am russischen Hofe eine starke Bundesgenossin hat, zu der Politik Beaconsfields zurückzukehren versuchen, der an ein englisch-russisches Bündniß dachte. Aber dieser Versuch wird nicht viel leichter sein als das abenteuerliche Unternehmen, Deutschland und Frankreich geschwind zu versöhnen. Unkluge Holzpapierpolitiker träumen wohl auch davon mitunter; aber ein Mann, der im diplomatischen Dienst so alt geworden ist wie der Fürst zu Hohenlohe, weiß sicherlich ganz genau, daß er an ein so kindisches Beginnen nicht eine Viertelstunde der kostbaren Zeit verlieren darf. Frankreich, das sich selbst den Beweis seiner Kraft schuldig zu sein glaubt, würde sich allenfalls dazu verstehen, das Spiel fortzusetzen, das England fünf Jahre lang gespielt hat; aber dann würde dieses Spiel erst recht gefährlich sein. Frankreich wird nicht eine Sekunde länger ruhig bleiben, als bis es glaubt, stärker als Deutschland zu sein. Die Aufgabe der deutschen Politik muß es sein, den Nachbarn vor diesem Glauben zu bewahren und zugleich die Achtung der lieben Vettern durch den Beweis zu erwerben, daß wir unser Interesse mit der selben rücksichtlosen Kaufmannskunst wie sie ihres zu wahren wissen. Dabei wird es wohl auch künftig nicht ohne harte Zusammenstöße abgehen und deshalb ist es nöthig, daß im Vordertreffen kommender Kämpfe der verantwortliche Kanzler steht und dem Kaiser, den keine Verantwortung trifft, dem von Allem nur der Ruhm und die Ehre gebührt, auch die Schmähung erspart bleibt.

Die Bekämpfung der Sozialdemokratie.

In letzter Zeit macht sich eine Begriffsverwirrung geltend, die zu einer wirklichen Gefahr für das Vaterland werden kann. Wir haben wahrhaftig schon genug an dem Kampf gegen die Sozialdemokratie; es ist weder nützlich noch nöthig, daß Diejenigen, welche ihn kämpfen sollen und wollen, unter einander in Streit gerathen, und zwar in einen solchen, der einen gefährlichen Charakter annimmt. Man stempelt nicht nur alle sozial Denkenden, sondern überhaupt alle Menschen, die keine Anhänger des Repressivsystemes sind, zu Freunden der Sozialdemokraten und ihrer Ziele. Es ist wirklich sehr sonderbar, daß die allermeisten Menschen das Wort Sozial im Munde führen, ohne es zu verstehen. Sozial denken ist gleichbedeutend mit der Ansicht, daß die menschliche Gesellschaft einen einheitlichen Gesammtkörper bildet, der, wenn eines seiner Glieder krank ist, an allen übrigen mit leidet, und daß die Heilung solcher Krankheit nicht dem freien Spiel der Kräfte überlassen bleiben darf, sondern daß, sobald der Schaden am einzelnen Gliede und damit am ganzen Körper sich in empfindlicher Weise geltend macht, es Sache der Gesellschaft, der Societas, ist, die Heilung zu erstreben. Dabei ist es ganz gleich, ob die Krankheit gerade diesen oder jenen Berufs- oder Erwerbsstand oder ob sie, ohne sich auf einzelne Klassen zu beschränken, breite Schichten der Bevölkerung ergriffen hat. Die Thatsache, daß sie verheerend, schädigend wirkt, genügt für den sozial denkenden Menschen, um ihn von der Nothwendigkeit ihrer Bekämpfung zu überzeugen. Diese Bekämpfung muß von der Gesellschaft d. h. der Gesammtheit, sie braucht aber nicht immer vom Staate auszugehen, sie wird oft viel wirksamer sein, wenn sie den Weg bureaukratischen Zwanges vermeidet. Ein sozial denkender Mensch ist deshalb durchaus noch nicht identisch mit einem Staatssozialisten; und wiederum braucht man theoretisch nicht zu den Staatssozialisten zu gehören, wenn man aus praktischen Gründen glaubt, auf einzelnen Gebieten der Mitwirkung des Staates nicht entrathen zu können.

Es giebt nun viele Leute, die sich sozial nennen, ohne es zu sein, nämlich solche, die einen einzelnen Schaden bekämpfen und dabei die Interessen eines einzelnen Standes oder einer einzelnen Gruppe vertreten, ohne in Erwägung zu ziehen, ob sie durch die Heilmethode, die sie zu Gunsten des einen kranken Gliedes vorschlagen, nicht die Gesundheit der übrigen Glieder gefährden und deshalb dem Körper als Ganzem keine Heilung bringen. Solche Leute finden sich auch unter den Antisozialen in Menge. Diese bestehen nicht nur aus den Manchestermännern, die unser modernes Leben auf das schrankenlose Ringen der Individualkräfte, ohne Rücksicht auf den Schaden, der dabei für die Gesammtheit herauskommt, basiren und jedes Eingreifen, sei es des Staates als solchen,

sei es der bürgerlichen Gesellschaft, perhorresziren, sondern auch aus Denen, die jeder Reform, die nicht ihren Eigeninteressen Gewinn bringt, widerstreben.

Alle diese Gegensätze haben aber an und für sich mit der Bekämpfung der Sozialdemokratie nichts zu thun. Einmal ist die Sozialdemokratie keine soziale Partei, sondern eine demokratische Arbeiterpartei. Sie vertritt durchaus einseitig die Interessen des Arbeiterstandes und will diese geltend machen ohne jede Rücksicht auf die übrigen Stände, deren Wohl sie nicht nur nicht im Auge hat, denen sie vielmehr positiv feindlich gegenübersteht. Sie würde deshalb nach der vorhin gegebenen Definition sich mit viel größerer Berechtigung: antisoziale Arbeiterpartei nennen können. Sodann vertritt sie aber nicht nur die wirthschaftlichen Interessen eines Standes auf Kosten der übrigen, sie greift auch Alles, was uns heilig, lieb und theuer ist, an, sie will den Altar, den Thron umstürzen, das Vaterlandsgefühl ersticken, mit der Aufhebung des Privateigenthumes und des Grundbesitzes Alles, was wir unter Haus und Heim verstehen, vernichten, ja sogar die Ehe und damit die Familie auflösen.

Mag man Manches an den Forderungen, die sie zu Gunsten des Arbeiterstandes aufstellt, und nicht minder in vielen Stücken ihre Kritik unserer derzeitigen Verhältnisse für berechtigt halten: auch der wärmste Freund des Arbeiterstandes, auch der begeistertste Reformer muß ihr, wenn er überhaupt noch christlich, deutsch, menschlich, ethisch denkt, mit voller Entschlossenheit gegenüberstehen, auch er darf nie und nimmer mit ihr paktiren wollen. Im Gegentheil, er muß einsehen, daß sie sowohl für die Besserung der Lage des Arbeiterstandes wie für eine gesunde soziale Reform das größte Hinderniß darstellt. Denn forderte der Arbeiterstand eine Besserung seiner Lage, eine Beseitigung der Schäden, die auf ihm lasten, im Anschluß an die bestehenden Ordnungen und von den legalen Instanzen, ohne diese Forderungen mit politischen und religiösen Utopien zu verquicken: er würde viel mehr erreichen als bisher und er würde auch anderen sozialen Reformen, die ihm mit zu Gute kämen, nicht den Weg versperren.

Man mag also sozial oder antisozial denken: in der Bekämpfung der Sozialdemokratie sollte man einig sein; thatsächlich stimmen viele, unendlich viele sozial denkende Menschen mit den Antisozialen in diesem Punkte völlig überein und es ist total falsch, wenn man ihnen von gegnerischer Seite, weil sie sozial gesinnt sind, irgend welche Freundschaft für die Sozialdemokratie unterstellt. Deshalb hat auch die Frage: wie man die Sozialdemokratie bekämpfen soll, mit sozialer oder antisozialer Gesinnung a priori absolut nichts zu thun, sie ist rein taktischer Natur, und wenn die sozial Gesinnten der Mehrzahl nach Gegner eines repressiven Vorgehens sind, so hat Das zunächst darin seinen Grund, daß sie das Terrain besser kennen. In dieser Behauptung

ist keine Ueberhebung enthalten. Wir sozialen Leute, die seit zehn, zwanzig, dreißig Jahren in der Bekämpfung der Schäden, die an unserem Volksleben fressen, unmittelbar praktisch thätig und dabei auch in ständiger Fühlung mit den von der Sozialdemokratie tangirten Schichten der Bevölkerung sind, müssen doch darüber, welche Maßnahmen die beste und sicherste Wirkung versprechen, ein besseres Urtheil haben als Diejenigen, welche sich meistens um das Volk und seine Bedürfnisse nicht gekümmert haben und auch heute nicht kümmern würden, wenn nicht die Gefahr, die uns aus der sozialdemokratischen Bewegung droht, sie dazu zwänge.

Allerdings kommt, und Das will ich von vorn herein ehrlich eingestehen, ein Zweites hinzu: die Wege, die wir für richtig halten und deshalb eingeschlagen wissen wollen, bringen uns auch unseren sozialen Zielen näher, sie sind geeignet, einige — durchaus nicht alle — Schäden, die wir bekämpfen, zu heilen oder doch zu lindern. Man kann uns deshalb entgegenhalten, wir seien voreingenommen, unser Urtheil sei getrübt; aber will man uns daraus einen Vorwurf machen, daß wir mit der Bekämpfung der Sozialdemokratie gleichzeitig Ziele auf ethischem, religiösem, wirthschaftlichem Gebiet verfolgen, die uns theuer sind? Und vor Allem: soll uns Das, wenn dem Vaterlande Gefahr droht, abhalten, den Weg, den wir für den einzig richtigen halten, als einen solchen zu bezeichnen? Aber mag man uns entgegenhalten, was man wolle: Freundschaft für die Sozialdemokratie soll man uns nicht insinuiren. Auch wenn sie nicht eine große und schwere Gefahr für das Vaterland vorstellte, wäre die Sozialdemokratie unser bitterster Feind, während sie Diejenigen, welche nur ihre eigenen Interessen verfolgen, wahrscheinlich sehr gleichgiltig ließe, wenn sie eben diese Interessen nicht bedrohte.

Sind wir also in dem Ziele, die Sozialdemokratie auf das Aeußerste zu bekämpfen, mit den Manchestermännern, den Antisozialen und mit allen Denen, die für Altar, Thron und Vaterland, für Sitte und Kultur, für Familie und Eigenthum einstehen wollen, einig, so braucht es sich bei Erwägung der Frage, auf welche Weise wir den Kampf am Wirksamsten und Erfolgreichsten führen können, wahrhaftig nicht um soziale oder antisoziale Gesinnung, um diesen oder jenen religiösen, politischen oder wirthschaftlichen Parteistandpunkt zu handeln; vielmehr kommt es einfach darauf an, die Verhältnisse, wie sie thatsächlich liegen, genau zu prüfen.

Bei dieser Prüfung hat sich nun eine Verschiedenheit der Meinungen herausgestellt, die augenblicklich mit einander um die Oberhand ringen.

Die eine Meinung sagt: Repression; die schärfste Tonart schlägt Unterdrückung der Sozialdemokratie durch Ausnahmegesetze vor, die das Vereins- und Versammlungrecht, die Presse u. s. w. zum Gegenstand haben und Jeden, der sozialdemokratische Tendenzen zeigt, unter Strafe stellen sollen; ja man

strebt sogar danach, der Sozialdemokratie das passive und womöglich auch das aktive Wahlrecht zu nehmen; Andere sind mit Ausnahmegesetzen nicht einverstanden, wollen aber das allgemeine Stimmrecht aufheben oder doch beschränken; die am Mildesten Gesinnten begnügen sich damit, neben einer Verschärfung der bestehenden Gesetze deren straffere Handhabung, ein rücksichtsloses, energisches Einschreiten gegen die Sozialdemokraten und ihre Verurtheilung zu den höchsten zulässigen Strafen zu verlangen, sobald sie sich irgendwie eines Deliktes schuldig machen. Die andere Meinung hält die Repression nicht nur für unwirksam, sondern für direkt schädlich, sie will durch gesetzgeberische und Verwaltungmaßregeln, die nicht diesen repressiven Charakter an sich tragen, die Sozialdemokratie lahm legen und ohnmächtig machen.

Nun frage ich: muß man, um der ersten oder zweiten Meinung zu sein, an und für sich zu den Gegnern oder Anhängern von Sozialreformen gehören; vor Allem aber: ist damit, daß man die Repression für unwirksam hält, irgendwie dargethan, daß man ein Freund der Sozialdemokratie ist? Wir haben Straßburg beschossen und Metz durch Hunger bezwungen. Straßburg hatte keine Außenforts, kein verschanztes Lager, keine ausreichende Besatzung; die Forts um Metz herum galten für uneinnehmbar und in dem verschanzten Lager befand sich eine ganze französische Armee. Darum gingen wir gegen Straßburg anders vor als gegen Metz. Aber Sympathien und Antipathien kamen dabei nicht in Betracht; sonst hätten wir gewiß lieber Metz beschossen als die wunderschöne Stadt mit ihrem ehrwürdigen Münster. Ich glaube, Das giebt mir jeder Leser ohne Ausnahme zu. Nun denn: bei der Entscheidung der Frage, wie wir die Sozialdemokraten bekämpfen, ob wir sie gewaltsam angreifen oder langsam lahmlegen, sollte uns ebenfalls keine andere Erwägung leiten als die, wie wir sie am Sichersten besiegen. Das ist keine Frage der Sympathie und Antipathie, sondern der Taktik.

Wir, die wir Gegner des Repressivsystemes sind, stützen uns zunächst darauf, daß unsere jüngste Vergangenheit nicht nur der Sozialdemokratie gegenüber, sondern auch im Kulturkampf mit Ausnahmegesetzen die trübsten Erfahrungen gemacht hat und daß es fast als unmöglich erscheint, das einmal aufgehobene Sozialistengesetz wieder zu erneuern. Man hat sich seit dieser Aufhebung daran gewöhnt, die sozialdemokratische Partei als geschäftlich eben so berechtigt anzusehen wie die übrigen Parteien; der Reichstag wählt ihre Mitglieder, dem Fraktionverhältniß entsprechend, nicht nur in die Kommissionen, sondern überträgt ihnen sogar den Vorsitz in Abtheilungen u. s. w. So Etwas läßt sich nicht so leicht rückgängig machen.

Eine Aufhebung des allgemeinen Stimmrechtes würde vor Allem deshalb den allergrößten Schwierigkeiten begegnen, weil es uns absolut an der Basis für ein gesundes und gerechtes Wahlsystem fehlt. Was würde aber auch

eine Verminderung der sozialdemokratischen Abgeordneten im Reichstage wesentlich nützen? Daß man sie durch ein neues Wahlsystem ganz beseitigen könne, werden auch die Kühnsten nicht hoffen; und wenn Bebel seine Reden nach wie vor halten und seine Partei sie im ganzen Reiche weiter verbreiten kann, so genügt Das für die Agitation vollständig. Im Uebrigen wissen wir doch Alle, daß der Reichstag zur Zeit eine sehr unbedeutende Rolle in unserem öffentlichen Leben spielt; es fehlt ihm durchweg an Kapazitäten, an nicht nur für die Partei, sondern auch für die Nation autoritativen Führern. Auch ohne die Sozialdemokraten würde aus unseren parlamentarischen Verhandlungen nicht viel herauskommen; im Gegentheil: man kann sagen, die Sozialdemokraten bringen noch Leben hinein, und wie die Verhältnisse liegen, ist es gar kein Unglück, daß eine große Zahl ihrer tüchtigsten Leute durch die parlamentarische Arbeit in der agitatorischen Thätigkeit behindert wird.

Für eine Verschärfung des allgemein geltenden Gesetzes wird weder der Reichstag, Das lehrt die Geschichte der Umsturzvorlage, noch das Land zu haben sein. Einem scharfen Vorgehen auf Grund der bestehenden Gesetze widersprechen wir nicht, wir halten es sogar im Interesse der Aufrechterhaltung der staatlichen Autorität für unbedingt nothwendig, nur zweifeln wir mit gutem Grund daran, daß es irgend welche wesentliche Wirkung haben wird. Wenn man eine Anzahl sozialdemokratischer Führer und Literaten einsperrt, so treten andere an ihre Stelle und vielleicht solche von schärferer Tonart. Es ist an und für sich gar nicht wünschenswerth, daß Bebel, Liebknecht u. s. w. mit ihren Ansichten von dem baldigen Selbstzerfall der bürgerlichen Gesellschaft durch die „Jungen“ abgelöst werden. Das mit der Verurtheilung und Bestrafung verbundene Märtyrerthum hat immer eine verderbliche Wirkung; es macht Propaganda; und an die Stelle der öffentlichen tritt die geheime Agitation, die viel intensiver arbeitet. Der sozialdemokratische, von der Partei gut bezahlte, auf dem Fauteuil des Abtheilungvorsitzenden im Reichstage thronende Agitator ist viel weniger gefährlich als der Märtyrer, der in Plötzensee für die Partei leidet. Ein so durchgeführtes Repressivsystem wie das der Maigesetze hat uns zu weiter nichts verholfen als zu seiner Wiederaufhebung. Kann man es Denen, die diese Zeit mit durchlebt haben, verdenken, wenn sie von einer Wiederholung des Versuches abrathen? Das einzige wirkliche Ziel, das man allenfalls erreichen könnte, wäre, die Sozialdemokraten zum Aeußersten, d. h. zum Losschlagen, zu treiben, um sie dann niederzukartätschen. Aber darauf werden sie sich nicht einlassen. Sie kommen mit dem passiven Widerstand viel weiter, — und zwar um so weiter, je schärfer die Repression ist. Auch hier können wir bei ruhiger Ueberzeugung die Lehren aus dem Kulturkampf ziehen.

Das sind die Gründe, die uns zu Gegnern des Repressivsystemes machen.

Es bleibt unwirksam. Was folgt aber weiter daraus? Die Gemüther werden immer mehr verbittert, die Agitation geht weiter, immer mehr von sozialdemokratischen Eltern mit dem Gifte der Umsturzlehre durchtränkte Söhne wachsen heran, treten in die Armee ein: wer steht uns, wenn die Städte immer größere Arbeitermassen aufnehmen, dafür, daß im Laufe der Jahre der Prozentsatz sozialdemokratisch gesinnter Rekruten nicht ein so großer wird, daß die Zuverlässigkeit unseres Heeres ins Schwanken geräth?

Nun der andere Weg, den wir für den richtigen halten. Man kann, wie vorhin erwähnt wurde, eine feindliche Festung gewaltsam bezwingen, man kann sie aber doch auch ohne Gewalt zur Uebergabe nöthigen. Wir sind daran gewöhnt, die sozialdemokratische Frage als eine politisch-wirthschaftliche anzusehen; sie ist viel mehr eine pädagogische. Wenn wir, die Väter und Mütter aus den oberen Schichten, unseren vierzehnjährigen Söhnen, den Quartanern und Tertianern, sagten: Hier hast Du das erforderliche Geld, Du mußt zwar die Unterrichtsstunden im Gymnasium besuchen, im Uebrigen kannst Du aber machen, was Du willst, wohnen und speisen, wo und wie es Dir beliebt, Deine Abende in jeder Weise, die Dir gefällt, zubringen, — und wenn eben so die Schule jedwede Beschränkung der Freiheit für die Schüler außerhalb der Unterrichtsstunden aufhöbe, was, meint man wohl, würde aus unserem Nachwuchs werden; wie Viele würden wohl die Prima erreichen, das Abiturientenexamen machen? Und wenn wir dieses schöne System dreißig Jahre durchgeführt hätten, welche Elemente würden dann in den Reichstag hineinkommen?

Wir hüten uns wohlweislich, mit unseren Söhnen so zu verfahren, aber wir kümmern uns absolut nicht darum, daß die Söhne des Volkes in dieser Weise aufwachsen; Das muß durch das „Erwerbsleben“ bestimmt, durch „Angebot und Nachfrage“ geregelt werden. Jede andere moralische, religiöse, pädagogische Rücksicht kommt gänzlich außer Betracht, und wer auf die Gefahren, die aus solchen Verhältnissen entstehen würden, aufmerksam gemacht hat, predigte tauben Ohren. Ohne jede Zucht und Aufsicht wächst das junge Geschlecht heran; selbst wenn der Knabe seine Wohnung im Vaterhause behält, ist der elterliche Einfluß, da Vater und Mutter den ganzen Tag von Hause abwesend sind und es schon während der Schulzeit waren, ein sehr geringer; und die Einwirkung der „selbständigen“ Arbeitgenossen macht sich schnell geltend. Eine große Zahl verläßt aber mit der Schule gleichzeitig auch den heimathlichen Wohnort und bleibt in der Fremde, in der Großstadt oder am Fabrikort, ohne jede Zucht. Denn daß der Lehrling beim Meister, der jugendliche Arbeitnehmer beim Arbeitgeber wohnt, gehört zu den Ausnahmen. Jeder Versuchung und Verführung ohne irgend welche erziehliche Einwirkung ausgesetzt, giebt sich ein übergroßer Theil frühzeitig Ausschweifungen aller Art hin; die Folgen: Krankheit, Unfleiß, Trunksucht,

machen sich geltend, gelernt wird nichts Ordentliches, die Arbeitstelle häufig gewechselt, Ersparnisse werden nicht gemacht; vor Allem aber artet der Charakter in Roheit und Lüderlichkeit aus. Das Resultat ist mangelhafte ökonomische Lage, Unzufriedenheit mit sich selbst und mit der ganzen Welt, ein feindliches, sich bis zum Hasse ausgestaltendes Auflehnen gegen jede menschliche und göttliche Autorität. Und in diesen von der „bürgerlichen Gesellschaft" so schön zubereiteten Boden streut nun die Sozialdemokratie ihren Samen aus, lehrt, es gebe keinen Gott, keine Ewigkeit, nicht das eigene Verhalten, sondern die Schlechtigkeit der geltenden Ordnungen trage an Allem die Schuld: was Wunder, wenn dieser Same prächtig aufschießt, wenn gerade die jugendlichen Elemente in Massen der Umsturzpartei zuströmen und bald zu ihren entschlossensten Anhängern gehören? Nach den statistischen Erhebungen waren 1894 allein in den Fabriken 139 400 Knaben im Alter zwischen 14 und 16 Jahren beschäftigt; Das macht auf den Jahrgang über 46 000.

Wenn wir Gegner des Repressivsystems nun sagen: Ihr, die Ihr mit Strafgesetzen aller Art vorgehen wollt, kommt mit Euren Paragraphen an diese Elemente, aus denen sich die Sozialdemokratie immer wieder rekrutirt, nicht heran, bleibt auf sie gänzlich einflußlos, Ihr müßt einen anderen Hebel ansetzen, Ihr müßt Euch des Einflusses auf die erwerbsarbeitende Jugend versichern, sie, so viel Das angeht, vor Versuchung und Verführung bewahren, was die Schule an Gottesfurcht, Vaterlandstreue, Nächstenliebe, Sitte, Ehrbarkeit und Ordnung gepflanzt hat, schützen, hegen, pflegen und weiterentwickeln (wie und auf welche Weise, habe ich in meinem Buche „Reform oder Revolution?"*) darzulegen versucht), die Lücke, die jetzt zwischen der Schul- und der Militärdienstzeit besteht, ausfüllen und, so viel Ihr könnt, dafür Sorge tragen, daß Ihr die Rekruten mit einem festen Kern vaterlandsliebender Gesinnung in das Heer einreiht, — dann könnt Ihr die Sozialdemokratie reden und agitiren lassen, eine Gefahr stellt sie, wenn unser Heer seinen wesentlichsten Bestandtheilen nach intakt bleibt, nicht mehr dar, — wenn wir Das sagen, sind wir dann Leute, die mit der Sozialdemokratie liebäugeln und dem Umsturz Vorschub leisten? Sind wir es deshalb, weil diese Taktik, die wir für den Kampf gegen die Sozialdemokratie in Vorschlag bringen, gleichzeitig einen Teil unserer sozialen Forderungen darstellt, die wir geltend machen müssen, weil allerdings das zuchtlose Heranwachsen und das daraus resultirende religiöse, sittliche und ökonomische Verkommen unserer erwerbsarbeitenden Jugend einer der schwersten Schäden ist, der, ganz abgesehen von den daraus sich ergebenden Gefahren für das Vaterland, die Gesundheit unseres gesellschaftlichen Gesammtkörpers beeinträchtigt?

---

*) Verlag von Otto Liebmann, Berlin. 2 Mark.

Und wenn wir diesem ersten Moment das zweite hinzufügen, daß jede Revolution ihren Zuzug findet aus den bereits gescheiterten, verlorenen und verkommenen Existenzen, die, sobald die Ordnung sich zeitweise auflöst, aus ihren Schlupfwinkeln hervorkriechen, von den Landstraßen, auf denen sie umhervagabundiren, in die Städte hereinströmen, ohne politisches Prinzip, nur allein beutelustig; wenn wir sagen, daß die Zahl dieser Existenzen immer größer wird, daß die von uns verlangte erziehliche Einwirkung auf die arbeitende Jugend sie zwar vermindern, daß das Meer des Lebens aber trotzdem immer wieder neue Massen an den Strand werfen wird, daß diese Massen als Hilfstruppe der Sozialdemokratie eine eben solche Gefahr darstellen wie die von Gambetta aufgebotenen Franctireurs und Mobilgarden im Rücken der Armee von Paris, wenn wir wünschen, daß die öffentlichen Gewalten mehr bedacht sein sollen als bisher, die Bestrebungen, die diesen Schiffbrüchigen Rettung darbieten wollen, zu unterstützen —: ist es Freundschaft zur Sozialdemokratie, die uns diesen Wunsch diktirt?

Gewiß, es giebt „Soziale“, die in unseren Tagen bedenklich mit dem Feuer spielen. Dagegen soll und muß man ankämpfen. Wenn man aber deshalb, weil Einzelne falsch vorgehen, Jeden ohne Unterschied, der sozial arbeitet, mit dem Bann belegt, die Repression zum alleinseligmachenden Dogma erhebt, sich allen ihr entgegenstehenden Gründen verschließt und Diejenigen, welche diese Gründe vorbringen, für Freunde der Sozialdemokratie und des Umsturzes erklärt, dann verwirrt man in allergefährlichster Weise die Begriffe.

Mit Strafparagraphen, Polizei, Staatsanwalt und Gericht allein bereitet man der Sozialdemokratie nicht das Ende; dazu gehört die Mitwirkung Aller; die Zahl der in unserem Sinne „sozial“ Gesinnten ist eine ungemein große und wächst progressiv von Tag zu Tag. Man will dem Rufe unseres Kaisers zur Aktion gern folgen, aber man erwartet nicht nur nicht das Heil, sondern man sieht eine schwere Gefahr in der nakten und dürren Repression. Man erwartet und fordert von der Regirung und vom Reichstage nicht sozial-ökonomische, aber sozial-politische Thaten im richtigen Sinne und will, sobald der Beginn mit solchen Thaten gemacht wird, gern mit Hand anlegen. Schließt denn übrigens der repressive Weg den sozialpolitischen aus? Kann man denn, wenn man den einen absolut festhalten will, nicht dennoch gleichzeitig den zweiten beschreiten und die Probe machen, auf welchem man die größten Erfolge erzielt? Haben wir nicht Straßburg beschossen und Metz cernirt, Paris belagert und im Norden und Süden die Ersatzarmeen zerstreut? Ist es deshalb nicht doppelt unrichtig, Diejenigen welche die zweite Kampfesart vorschlagen, zu ächten?

Potsdam. C. von Massow.

Soziale Wirkungen der Auslese.

Stuttgart, Neujahr 1896.

Hochgeehrter Herr Harden,

Ihrer Aufforderung, Ihnen einen bisher nicht veröffentlichten Abschnitt aus der zweiten Auflage meines Werkes „Bau und Leben des sozialen Körpers“ zu überlassen und damit meine soziologische Formulirung der Entwickelunglehre anderen selektionistischen Standpunkten gegenüber für den großen Leserkreis der „Zukunft“ zu bezeichnen, komme ich gern nach. Der erste Band des Werkes, der die generelle Soziologie behandelt, wird zu Anfang, der zweite, der die Behandlung der speziellen Soziologie bringt, wird im Mai des Jahres 1896 — bei Laupp in Tübingen — erscheinen.

Mit herzlichem Gruß

Ihr

Albert Schaeffle.

Das Ergebniß der Gesellschaftentwickelung besteht in Kultur und Civilisation, in der Bedeckung der bewohnbaren Erde mit steigender Gesittung. Es gilt, die drei Begriffe Kultur, Civilisation und Gesittung, die relativ junger Entstehung sind und im Sprachgebrauch nicht feststehen, erst zu voller Klarheit zu erheben.

Der weiteste Begriff ist für uns die Gesittung, d. h. gesittete Volksgemeinschaft menschlichen Daseins und Wirkens. Alles, was der soziale Mensch Vernunft „setzend“, „sittlich“, im Sinn von Sittigung (Veredelung) und bewußtem Schaffen unter steigender Beseitigung der rohen Führung des entwickelnden Daseinskampfes, hervorbringt, bildet den Inhalt der Gesittung. Die Gesittung zeigt diesem ihrem Begriff nach zwei Seiten, die, obwohl sie zusammengehören und einander bedingen, dennoch auseinandergehalten werden können und auseinandergehalten werden müssen. Es sind die zwei Seiten, deren eine Kultur und deren andere Civilisation zu nennen dem noch schwankenden Sprachgebrauch nicht widersprechen dürfte. Unter Kultur wird der sachliche Gehalt aller Gesittung, unter Civilisation eine bestimmte Art der Gewinnung und Bewahrung dieses Inhaltes, die Gewinnung und Bewahrung in den edleren Formen des Daseinskampfes, zu verstehen sein, wenn man überhaupt das übliche Durcheinander beider Begriffe vermeiden will.

Auf die Völkerindividualitäten angewendet, würde diese Auffassung die Unterschiede: Naturvölker und Kulturvölker, Barbaren und Civilisirte ergeben, wobei wieder Stufen der Kultur (Anfangskultur, Halbkultur, höhere Kultur, Vollkultur oder Dergl.) für jedes der Elemente des Gesellschaftkörpers,

nämlich Bevölkerung und Volksvermögen, sowie für jeden der zehn Kulturbereiche erst festzustellen wären und die Angehörigen aller tieferen Grade als Barbaren bezeichnet werden könnten, wie die Perser von den Griechen einst benannt worden sind.

Bei jedem noch nicht zur vollen Entwickelung gelangten Volke wären die verschiedenen Kulturstufen und Civilisationgrade nicht blos als auf einander folgend, sondern auch als theilweise neben einander fortbestehend nachzuweisen; denn in der Kultur leben Reste des Anfangs- oder Naturzustandes der Gesittung fort und die jetzige Civilisation ist zwar nicht ganz die geschminkte Barbarei, sie läßt aber, wie wir an allen vier Grundformen der Führung des sozialen Daseinskampfes in diesem Buche früher bereits gesehen haben, bis jetzt leidige große Reste nicht blos geschminkter, sondern ganz ungeschminkter Barbarei unzweideutig erkennen.

Die **Kultur** hat morphologisch und funktionell (nach Bau und nach Leben) so vielerlei Inhalte, wie es Organe und Verrichtungen des Gesellschaftkörpers giebt. Wir haben deren zehnerlei unterschieden: vier außenweltliche (materielle), fünf innenweltliche (ideelle), und als Einheitorgan und Einheitfunktion der übrigen ein zehntes Gebiet, den Staat, erkannt. Für uns ist hiernach als die nächstliegende, wenn auch nicht als die allein mögliche Klassifikation der Kulturinhalte die folgende gegeben:

1. Bau-, Wege- und Transportwesen, 2. Schutz- und Sicherheitwesen, 3. Volkswirthschaft, 4. Technik, 5. die Geselligkeit, 6. die Wissenschaft sammt Bildung- und Erziehungwesen, 7. schöne Kunst und Literatur, 8. Recht und Moral, 9. Religion und Kirche, endlich 10. der Staat, alle diese Kulturgebiete in sowohl internationaler als nationaler Entfaltung. Mit dem Steigen und Fallen der Kultur in allen diesen Einzelnbereichen veredelten sich auch die Elemente der Gesellschaft, nämlich die Individuen und die Güter, die Bevölkerung und das Volksvermögen, sowie die physiologisch mitbestimmten Elementargemeinschaften, d. h. die Familien.

Die Soziologie hätte, so weit sie Entwickelunglehre ist, für alle Kulturbereiche die Entwickelungstufe nachzuweisen. Und diese große wissenschaftliche Aufgabe, die für alle Gebiete angefangen (für die Technik in der Klassifikation: Steinzeit, Eisenzeit 2c.), aber nicht vollendet und noch weniger schon zur Einheit der Lösung zusammengefaßt ist, wäre von der Soziologie in ihrem besonderen Theil, der speziellen Soziologie, zu bewältigen und sie wird es einst werden. Bis jetzt ist Dies nicht möglich; doch läßt sich wenigstens das allgemeine Formgesetz für die Entwickelungstufen aller Kulturbereiche jetzt schon gewinnen.

Aus allem Bisherigen ergab sich als allgemeines Formgesetz der sozialen wie der organischen Entwickelung die Dreieinheit: erstens fortgesetzte Mehrung der Theile (Häufung, Vergrößerung), zweitens steigende Sondergestaltung

oder Gliederung (Arbeitstheilung, Polymorphie), drittens wachsende Einheit und Verbundenheit der vermehrten und sondergestaltlichen Theile, bezw. Funktionen (Arbeitvereinigung). Man kann dieses Gesetz auch das Gesetz steigender Intensität der Entwickelung aller Theile und aller Funktionen des Gesellschaftkörpers nennen. Für die Volkswirthschaft ist es längst und eingehend nachgewiesen worden; es gilt aber ganz allgemein für alle Bereiche der Volks- und Völkergesittung und ist lediglich der Formausdruck des an anderer Stelle des Buches nachgewiesenen allgemeinen Entwickelunggesetzes, dessen Lehnsatz in einer bestimmten Richtung. Noch erübrigt es aber, die Thatsache der allgemeinen Geltung dieses Formgesetzes, wenn auch nur aphoristisch, festzustellen.

Dieses Formgesetz erweist sich schon an der Entwickelung der sozialen Umwelt oder des Landes. In jedem Bereiche des vielgestaltigen Kulturlebens wachsen die Kreise der Ausbreitung, es findet eine Landeszunahme für jeden Bereich der Gesittung statt. Mit der Höhe steigt die Territorialweite jedes Gliedtheiles der Gesammtkultur: das Niederlassung- und das Transportwesen, das Schutz- und das Sicherheitwesen, die volkswirthschaftliche Arbeitstheilung und Arbeitvereinigung, das ganze Bildungwesen, die Religiongemeinschaft, zuhöchst der Staat mit seinem Gebietswachsthum erfahren als zusammenhängende Ganze eine örtliche Häufung neben einander liegender oder zerstreuter Bestandtheile, ein geographisch-territoriales Wachsthum. Aber jeder Landestheil gewinnt für jegliche der außen- wie der innenweltlichen Grundinstitutionen mehr und mehr auch an Eigenartigkeit und damit der Gesammtbestand an Gliederung und an Einheit. An der wachsenden Gebietsgliederung und Gebietseinheit des Landes als Staatsterritorium tritt Das entwickelunggeschichtlich mit besonderer Deutlichkeit hervor; den fünf bisher erreichten Verfassung- oder fünf Entwickelungstufen des Staates laufen fünf Gebietsweiten oder Ausbreitungkreise des Staatslebens parallel.

Das genannte Formgesetz beherrscht ferner die Entwickelung der zwei Elementarbestandtheile des Gesellschaftkörpers, nämlich die Entwickelung der Bevölkerung und des Volksvermögens. Beide erfahren eine fortgesetzte Häufung von Bestandtheilen, eine Seelen- und Gütermehrung, Beide erfahren aber auch eine steigende Sonderanpassung der einzelnen Individuen und Vermögensstücke für besondere Funktionen, Beide einen steigenden Zusammenschluß der besonderen Bestandtheile zu einem geisteinheitlichen Ganzen von Individuen und Vermögen, in welchem „Alles Eines, Eines Alles hält“.

Für die Familie haben wir die Geltung des selben Formgesetzes bewährt gefunden. Die Zahl der Familien nimmt zu, die einzelne Familie wird immer mehr für ihre Stellung im Gesammtvolk differenzirt, die eigenste Funktion jeder Familie aus der Vermischung mit außerfamilienhaften Funk-

tionen losgelöst, die Mannichfaltigkeit aller eigenartigen Familienaufgaben auch zu immer lebensvollerer Einheit verbunden, die Verknüpfung der verwandten Familien ein differenzirter Verwandtschaftstamm.

Das Selbe ist wahrzunehmen bei den sozialen Grundverwebungen, und zwar sowohl bei den Massenzusammenhängen als bei den funktionell differenzirten Grundveranstaltungen. Alle zehn Arten von Massenzusammenhängen, wie die fünferlei den ganzen Gesellschaftkörper durchziehenden spezifischen Gewebe der Niederlassung, des Schutzes, des Haushaltes, der Technik und der Veranstaltung des Geisteslebens werden immer ausgedehnter, immer gegliederter, immer einheitlicher ineinandergreifend; von zuerst nur lokalem und stammlichem Charakter aus erheben sie sich zuletzt zu nationalen und internationalen reich gegliederten Systemen.

Das selbe Formgesetz der Entwickelung beherrscht aber auch die Organsysteme alle zusammen und jedes einzelne. Alle treten mehr und mehr auseinander, jedes gestaltet sich eigenthümlich, alle aber pflegen steigende Gemeinschaft durch Verkehr und Verschmelzung und sie treten im Staate zu einer immer gewaltigeren Gesammteinheit des Wollens und Handelns zusammen. Alle erhalten nicht blos geographisch immer mehr Ausdehnung, Gliederung und Zusammenhang, alle — nicht nur die Volkswirthschaft — werden auch in der Verwendung der Elementarbestandtheile immer reicher an Arbeitkräften und Vermögensbeständen, alle vergrößern, sondern und vereinheitlichen immer mehr ihre geweblichen Grundveranstaltungen. Das gemeinsame Willens- und Machteinheit-Organ sämmtlicher Organsysteme oder des sozialen Gesammtkörpers — der Staat — zeigt selbst in seiner Erscheinung für sich stets mehr Ausdehnung, Gliederung, Einheit des Gebietes, immer größere, mannichfaltiger und einheitlicher verknüpfte öffentliche Arbeit- und Vermögenskörper, immer reichere, vielseitigere und centralisirtere Bestände von Grundanstalten und einfachen Organen (Aemtern).

Legt man den Begriff der Civilisation so fest, wie es geschehen ist, so würde sich wohl die folgende Stufung der bisherigen Entwickelung der Civilisation, welche die Barbarei noch nie und nirgends ganz abgeworfen hat, ergeben:

1. Stufe der vorwiegend auf Krieg und ausweichender Anpassung der Völker beruhenden Entwickelung: Barbarei bis zum Abschluß der Wanderungen der Völkerschaftzeit;
2. Stufe der vorwiegend auf unfreie wechselseitige Anpassung angelegten Entwickelung: Kasten-, Stände-, Feudalzeit;
3. theilweise anhebender (städtischer) Beginn der auf freie wechselseitige Anpassung angelegten Entwickelung, noch vorwiegend in den Formen des Privatrechtes: beginnende Vertragszeit;

4. landschaft- und länderweise beginnende Ausbildung und Ausdehnung der Vertrags- und beginnende Herrschaft des Konkurrenz-(Rivalität-)Prinzipes in vorwiegend privatrechtlichen Formen;
5. vollste Verallgemeinerung und höchste Steigerung der vorwiegend in privatrechtlichen Formen geführten Vertrags- und Rivalitätkämpfe: kapitalistische, liberale Entwickelungstufe, mit dem Auslaufen in umfassende Monopolbildung und Besitzübermacht.

Als sechste Stufe könnte für den Fall, daß die aufsteigende Entwickelung der heutigen Civilisation überhaupt anhält und nicht Rückfälle — wie zum Schlusse des klassischen Alterthumes von der dritten auf unsere zweite Stufe der Gesittung — stattfinden, die überwiegend in den Formen öffentlichrechtlicher Ordnung des Vertrags- und Rivalitätkampfes vollzogene Entwickelung auftreten. Mit dem Sozialismus der unmittelbaren Gegenwart scheint Vielen diese Stufe bereits in Sicht, allerdings in noch trüber und nebelhafter Sicht, sich zu befinden.

Die nähere Begründung für die vorstehenden Aphorismen über die Civilisationstufen ist in den Ausführungen der vierten Abtheilung des siebenten Buches gegeben. Aus den daselbst gepflogenen Erörterungen trat uns eine höchst bemerkenswerthe Thatsache entgegen: der Apparat der sozialen Auslese, also der Entwickelung aller Gesittung, ist selbst in fortschreitender Entwickelung und Vervollkommnung begriffen.

An Stelle der Vernichtung und der zerstreuenden Divergenz des Ausweichens tritt immer mehr wechselseitig nützliche Anpassung, d. h. Gesellschaftbildung, und zwar immer mehr verbürgerlichende, civilisatorische Gesellschaftbildung als Folge aller menschlichen Daseinskämpfe auf. Aus einem Krieg der Gewalt und der Ueberlistung wird immer mehr Streit, der durch Verständigung und durch Urtheilsinstanzen friedlich und mit der Folge höherer wechselseitiger Anpassung entschieden wird.

Dazu kommt, daß auch die einheitlichen Willens- und Machtorgane der Gesellschaft immer wirksamer als Ordnung- und Hemmunginstanzen eingreifen, um eigenmächtigen Zusammenstoß und schädlichen Streit entgegengesetzter Interessen theils zu verhüten, theils in spontanem Zugriff sofort zu beseitigen.

Wir dürfen auf eine weitere gewaltige Vervollkommnung des Spieles der sozialen Auslese, ihres Rechtes, ihrer Sitte, ihrer gesellschaftlichen Ordnungorgane zuverlässig hoffen.

Doch sollen wir uns auch nicht verhehlen, daß der ganze Apparat der sozialen Auslese noch einer sehr starken Verbesserung fähig und bedürftig ist. Gewalt und List entscheiden noch in weitem Umfang. Eine Masse inneren Krieges sahen wir fortglühen und fortgesetzt die häßlichsten Laster

züchten. Auch unter der Maske des Vertrages und der legalen Entscheidung von Instanzen fanden wir thatsächlich Gewalt und List in leidigem Umfang den Ausschlag geben.

So lange die bürgerliche Gesellschaft nicht dazu gelangen wird, private Beherrschung sozialer Berufe einzuschränken, sämmtliche große Lebensfunktionen als Thätigkeiten von Berufsanstalten auszugestalten, innerhalb dieser die Individuen lediglich mit den Mitteln der persönlichen Tüchtigkeit (bei allgemein zugänglicher Bildung) rivalisiren und nach dem höheren persönlichen Werth siegen zu lassen, so lange es nicht gelingt, hierdurch zugleich dafür zu sorgen, daß auch die großen Interessen, die gegen einander drängen, einander beim politischen Parteikampf in Achtung gebietender Stellung regelmäßig zur freien Verständigung begegnen und daß als Instanzen der zwischen den Parteien zu treffenden Entscheidungen solche politischen Gewalten gewonnen werden, welche als der wahre Ausdruck der Solidarität und Einheit aller Glieder des sozialen Körpers auch unbestechliche Friedensorgane sind, — so lange wird die soziale Auslese auch nur Unvollkommenes leisten können, so lange wird Gewaltthat und Ungerechtigkeit nicht weichen, so lange wird auch der Friedenszustand verdeckte Eigenmacht und grausame Vernichtung im Schoße tragen, so lange wird es millionen Löwenverträge geben, werden die Urtheils-, Ausgleichs-, Friedens- und Ordnunginstanzen selbst von Sonderinteressen zur Unterdrückung, Ausbeutung und Uebervortheilung mißbraucht, werden Recht und Sitte selbst verunstaltet und gefälscht werden, wird viel Unmoral gezüchtet und das Verbrechen nur unvollständig unterdrückt werden können, — wird Civilisation mit Barbarei behaftet bleiben.

Mit Nothwendigkeit drängt aber die soziale Auslese selbst, indem sie immer mehr berufsanstaltliche Gliederung, immer mehr Freiheit und individuelle Tüchtigkeit heischt, sicher, wenn auch langsam vorwärts. Möge es der nächsten Zukunft beschieden sein, rascher als bisher einer viel höheren Beschaffenheit der sozialen Auslese sich zu nähern, die starken Schlacken bestialer Zuchtwahl aus der sozialen Auslese auszuscheiden, den verdeckten und offenen inneren Krieg aus der sozialen Entwickelung immer mehr auszuschließen, hiermit der Weiterzüchtung des Unrechtes und der Sünde Schranken zu setzen und unsere Gattung einer bisher nicht erreichten Stufe ethischer Vervollkommnung und innerer Befriedigung zuzuführen.

Stuttgart. Albert Schaeffle.

Zwei Künstlernaturen.

Zwei Maler möchte ich in ihrer Eigenart schildern. Beide sind Idealisten von rein künstlerischem Streben; aber der Eine geht von der alten Kunst, der Andere von den Errungenschaften der modernen Malerei aus.

Die Sammlung einer Anzahl Bilder von Hans Thoma ist auf ihrer Reise durch die Städte Deutschlands auch nach Berlin zu Gurlitt gekommen. Nachdem der Künstler dreißig Jahre lang, der Welt nicht achtend und von ihr wenig beachtet, nur für sich und seine Freunde gearbeitet hat, wird er jetzt als „deutscher Meister" und „Malerpoet" gefeiert und die Zahl der ausgestellten Bilder verringert sich von Stadt zu Stadt. Seit Böcklin Anerkennung gefunden hat, ist auch die Zeit für sein Nebengestirn Thoma gekommen.

Ich habe Thomas Lehrer Marées in Rom kennen gelernt. Es hieß dort, seine Thür sei für Jeden verschlossen. Aber ich hatte Glück. Er mußte an dem Morgen, an dem ich bei ihm anklingelte, gerade eines Menschen bedürfen, denn er öffnete sofort und führte mich, ohne nach meinem Namen zu fragen, vor seine Bilder. Die ganze Art, wie er mich empfing, gab mir eine rührende Empfindung von der Einsamkeit, in der er lebte. Er fragte mich nicht, was ich wollte, denn er dachte an gar nichts Anderes als an seine Malerei und sah mich gespannt an, um an einem Menschen, den ihm der Zufall zuführte, zu erproben, wie seine Schöpfungen wirkten.

Marées ist einer von den Pfadfindern gewesen, die uns den Weg zur Kunst zurückgeführt haben, zu der Kunst, die frei ist von allen ihr fremden Elementen. Nur Anschauung und Empfindung in seinen Bildern zu geben, kein unkünstlerisches stoffliches Interesse, ein großes Naturgefühl in einem eigenen Stil zum Ausdruck zu bringen, war die Aufgabe, die er sich stellte; er scheiterte an der unvollkommenen Beherrschung der Darstellungmittel. Sein großes, aufopferndes Lebenswerk war eine Sisyphusarbeit.

Auch Thoma, wie Marées angeregt von der großen dichterischen Bewegung zu Anfang unseres Jahrhunderts, von der goethischen und von der romantischen Naturauffassung, will bedeutenden dichterischen Gehalt künstlerisch ausdrücken. Dazu braucht er einen Stil, eine bewußte Art der Vereinfachung des Natureindruckes. Ein Größerer, Böcklin, bringt mit seinen mächtigen Farben ein solches faustisches, antik-romantisches Gestalten der Naturkräfte zu Stande, aber seinen Bogen können schwächere Hände nicht spannen. Thoma versucht es mit italienischer Plastik, mit altdeutscher Umrißzeichnung, mit böcklinischen Farben. Am Meisten erreicht er mit der Holzschnittlinie, aber doch auch oft nicht, ohne sich dem Geiste altdeutscher Meister zu unterwerfen und mit ihren Augen zu sehen. Allerdings merkt man bei ihm, daß

er immer wieder nach eigenem Stil, nach individuellem Ausdruck ringt. Am Besten gelingt es ihm in seinen Landschaften; auch diese sind ungleich, aber in einigen ist sein Naturgefühl stark und ursprünglich genug, um ihm über alle Schwierigkeiten hinwegzuhelfen. Da finden wir Wirklichkeit und etwas selbständig Durchgebildetes, Etwas wie einen eigenen Stil.

Meist giebt er nicht die Landschaft allein oder mit einer bloßen Staffagefigur, sondern den Menschen in seiner Beziehung zur Natur, sei es nun den nackten, von den Einflüssen moderner Kultur losgelösten Menschen in geheimnißvoller Landschaft, sei es den Landmann in einer typischen Darstellung des Landlebens oder den Ritter der Romantik. Die Auffassung hat immer etwas Sinnreiches, Symbolisches. Seine „Bogenschützen", unter einem rhytmischen Linienzwang sich bewegende, hochgereckte Gestalten, die nach den Vögeln des Himmels schießen, drücken das Haften an der Erde, das Schauen im unendlichen Raume, das freie Spiel der Kräfte aus. Der Jüngling mit Fischen und Schwänen am dunkelblauen See, der geharnischte Wächter des Thales, diese Gestalten im Vordergrund der Landschaften scheinen uns zu sagen: Siehe uns an; in uns ruht das selbe Geheimniß wie in der Natur dort hinter uns; wenn Du ein Sonntagskind bist, kannst Du es fühlen. Thoma liebt „verzaubertes Sein", das „Nähe der Gottheit verräth", um einen ganz goethisch klingenden Ausdruck aus einem Gedicht von Henry Thode zu gebrauchen; er liebt die Empfindung, daß die Natur lebendig werden und sich verwandeln kann; er faßt das Natürliche als Wunder auf, mit einer Art kindlichen Staunens, in romantischer Märchenstimmung. Ein Fuhrmann führt im Frühling einen Ackergaul am Zügel, und wie die Blüthen an den Bäumen erscheinen, so sitzt Amor plötzlich auf dem Pferde. Ein Ritter ist glücklich träumend eingeschlafen, da wird das Erikafeld lebendig, ein Mädchen bringt ihm einen Strauß und es ist ein geheimes Band zwischen ihm und ihr, zwischen dem Heldenhaften und dem Kindlichen, wie im Käthchen von Heilbronn.

Aus seinem deutschen Gemüth heraus und als Romantiker hat Thoma einen Zug zum Kindlichen, wie reizende Kinderszenen beweisen, z. B. seine Engelswolke und Manches in dem mit Gedichten von Henry Thode herausgegebenen Bilderbuch; aber er kann sich selbst doch selten ganz vergessen, er kann nicht aufhören, geistreich zu sein. Wie seine Erwachsenen vielfach Etwas von Kindern, so haben seine Kinder Etwas von Erwachsenen. Sein Bilderbuch ist zu tiefsinnig, und zwar nicht nur für Kinder. Wird doch auch in seinen Bildern manchmal das Geheimnißvolle, weil es zu geistreich ist, weil wir es nicht fühlen, nur rathen können, zum Räthsel. In dem „Meerwunder" heben drei Männer eine Muschelschale aus dem Wasser, in der ein Kind sitzt, mit einer Perle oder einem Ei im Arme. Warum tragen die Männer so schwer an der einfachen Schale? Warum taucht das Knäblein

mit bedeutungvoll aufgerissenen Augen daraus auf? Das sind Fragen, die das Bild unserem Verstande aufgiebt, das Gefühl sagt uns nichts darüber.

Thoma giebt uns gezeichnete, kolorirte Plastik und Farbenromantik. Seine Hauptstärke, die Linienkomposition, manchmal antik rhytmisch, manchmal altdeutsch charakteristisch, ist nicht selten groß und einfach, seine Farbe ist ausdrucksvoll, aber schwer und oft so unlebendig in die festen Linien eingetragen, so wenig mit den Gegenständen verbunden, daß z. B. die Haut der nackten Körper wie Leder aussieht.

Manche äußerlichen, realistischen Züge, die er aus der Wirklichkeit aufgenommen hat, vielleicht ohne darauf zu achten, vielleicht als bewußten Ausdruck seines Wesens, stören die poetische Empfindung; man denke an die Modellgesichter und plumpen Nasen der nackten Gestalten, an die Spießbürgerlichkeit der bekleideten, z. B. des Säemanns mit seinem gedrückten Oberkörper und den durch Hosenträger fast bis an die Schultern gezogenen Hosen, an die altmodischen Staffagefiguren in seinen Landschaften. Es ist merkwürdig, wie sich Anempfinden mit hartnäckiger Eigenart, Spießbürgerlichkeit mit Poesie, Enge mit Freiheit, Geschmacklosigkeit mit Stilgefühl bei ihm verbindet; er hat Poesie und Zeichnung, aber selten eine harmonische, selten eine spezifisch malerische Wirkung.

Man hat von der Einfachheit der Mittel bei Thoma gesprochen. So einfach seine Zeichnung und Farben sein mögen, sie wirken darum doch nicht einheitlich. Man hat zu seiner Vertheidigung angeführt, daß er zu viel auszudrücken habe, um sich die „Handwerksvortheile" der Maler von heute, „die nichts Höheres kennen", anzueignen; aber in der Kunst, besonders in der bildenden, kommt es auf das Wie nicht weniger an als auf das Was. Die Errungenschaften der modernen Malerei sind nicht bloße Handwerksvortheile. Aber wenn auch Thoma seine Darstellungmittel zusammensuchen und mühsam seine eigene Technik, so gut es geht, zu Stande bringen muß, weil er in seiner Zeit keine Maltradition vorfindet, die ihm überliefert wird, man fühlt doch bei ihm: er ist eine ganze Natur, die selbst aus der Ungunst der Zeiten, aus einer gewissen Kleinbürgerlichkeit heraus, nach dem Großen und Einfachen, nach dem Höchsten strebt und, so viel Bildungelemente er auch in sich vereinigt, doch in Alles, was er schafft, eine ursprüngliche Empfindung hineinlegt. Im Grunde besteht er doch auf sich selbst,

Auch unter den „Malern von heute" giebt es Künstlernaturen. Wie vor fünfzehn Jahren Liebermann, ist jetzt eine Frau bei uns die Vertreterin einer neuen Darstellung- und Empfindungweise, wie Jener aus französischer Schule hervorgegangen und doch individuell. Liebermann protestirt durch seinen fast schroffen Wirklichkeitsinn und seinen rücksichtlosen Farbenauftrag gegen Schönmalerei und Gedankenmalerei. Seine Bilder, so unschön sie

manchmal aussehen, haben doch künstlerische Kraft und Größe. Den Seewind, der durch seine Strandbilder weht, spürt man fast salzig auf der Zunge. Was Liebermann an Kraft, ist Dora Hitz an Feinheit. In ihrer Art, sich der Empfindung hinzugeben, ist sie ganz deutsch, trotz ihrer französisch-englischen Geschmacksbildung, und sie bringt Etwas in der Malerei zur Geltung, das noch nie in diesem Maße zur Geltung gekommen ist: die weibliche Feinfühligkeit in der Auffassung der Persönlichkeit. Vor Allem seine Weiblichkeit kann Niemand mit so innerlichem, instinktivem, schwesterlichem Verständniß malen wie Dora Hitz. Ihre Frauen haben einen Ausdruck, wie ihn Frauen annehmen, wenn sie unter sich sind, etwas liebenswürdig Mittheilsames, Zwangloses, und doch, indem sie durch ihren Blick, ihre Haltung uns ihr Inneres enthüllen, scheinen sie sich scheu ein Wenig vor uns zurückzuziehen.

Dora Hitz schließt nicht nur, wie Thoma, Alles von ihren Bildern aus, was sie nicht in Anschauung und Empfindung, sondern auch Alles, was sie nicht in Licht und Farben verwandeln kann. Sie beherrscht das malerische Element; nicht in so robuster, großartiger Weise wie Böcklin, nicht die Kunst der intensiven Farben, des starken Lichtes, der schroffen Kontraste, sondern, weiblich subtiler, die Kunst der leisen Farbenübergänge, der Halbtöne, des Alles harmonisirenden gedämpften Lichtes. Sie kann einen Menschen nur malen, wenn sie ihn „fühlt“, dann aber hat sie eine ganz eigene Art, ihr Gefühl in Farben wiederzugeben, so daß uns eine gewisse Wärme, Etwas, das uns zu Herzen geht, aus ihrem Bilde überkommt.

Auf dem Portrait der Frau von G., das jetzt bei Schulte ausgestellt war und die Veranlassung zu dieser Besprechung giebt, sitzt die Dame auf der Ecke eines kleinen Stuhles in einer Haltung, als ob wir sie leicht verscheuchen könnten, halb abgewandt, über die Schulter zu uns hinblickend. Die eine Hand auf dem Schoße läßt, mit einer sehr weiblichen Bewegung, das seidene Band des Gürtels durch die Finger gleiten. Um der leichten Anmuth dieser Frau, dem etwas fahlen Ton von Gesicht und Haar gerecht zu werden, ist die Farbe auf dem Bilde sparsam verwendet; aber wenn wir näher zusehen, entdecken wir, wie viele leise Farbentöne, wenn auch gedämpft, verstohlen, das Licht in Haut und Haaren und in dem weißen Seidenkleide hervorruft, ohne daß der Stoff der Seide prunkend hervortritt. Jetzt begreifen wir, warum, was so selten geschieht, das Portrait im Freien gemalt ist. Nicht des starken Lichtes wegen, denn die Gestalt sitzt im Schatten der Bäume, sondern um das Licht in reizvoller Weise im Schatten aufdämmern zu lassen, und wir empfinden, wie fein die Vertheilung des Lichtes abgewogen ist, wie es überall — fast möchte man sagen: heimlich — thätig ist, um zu zeichnen, zu modelliren; je bescheidener die Farbe verborgen gehalten ist, desto feiner wirkt die Lichtzeichnung dieser Gestalt in den leichtfließenden Seiden-

falten. Und die Künstlerin versteht es, durch Luft und Licht den Körper in eine poetische Ferne zu rücken und ihrem Bilde Etwas wie eine Seele zu geben.

Die Luft- und Licht-Poesie, die seit der Zeit der holländischen Meister fast verloren schien, ist in der modernen Kunst wieder aufgetaucht und von einigen feineren Künstlern allmählich wieder ausgebildet worden, mit dem Unterschied von den Holländern, daß diese, bei allem Helldunkel, doch mehr das natürliche Aussehen der Dinge gewahrt haben, vor Allem, weil sie, bei aller Weichheit, doch die Form mehr durchbildeten und den Pinselstrich weniger zeigten. Der Größte der Holländer allerdings hat dieses natürliche Aussehen am Kühnsten verändert, er hatte dafür auch die größte Kraft, den Beschauer aus der Wirklichkeit herauszureißen und in seine Gewalt zu bekommen.

Ob es Dora Hitz gelingen wird, ohne an Feinheit einzubüßen, noch mehr Form zu geben und ihre Farben von dem leichten Schleier, der manchmal auf ihnen liegt, zu befreien, kann nur die Zukunft lehren. So wie sie ist, können wir der Frau unsere Anerkennung nicht versagen, die zum ersten Male der weiblichen Feinfühligkeit einen so bedeutenden malerischen Ausdruck gegeben hat. Sie bedarf des Verständnisses mehr als der Kritik.

W. Dietrich.

Redet Deutsch!

In einer Herrengesellschaft wurde vor Kurzem die Frage aufgeworfen, aus welchen Ursachen das Eigenthümliche des deutschen Volkscharakters immer mehr abblasse und sich verwische. Ein Buchhändler sprach die Behauptung aus: „Das liegt an der Verschlechterung der deutschen Sprache in Wort und Schrift, besonders durch die Zeitungen.“ In seiner Erregung fügte er noch hinzu: „Kein einziger Leiter oder Mitarbeiter einer deutschen Tageszeitung vermag noch ein richtiges, reines Deutsch zu schreiben.“ Ist Das nun auch vielleicht übertrieben: etwas Wahres ist doch daran; und keineswegs kann es schaden, wenn man einmal wieder auf diesen Krebsschaden im deutschen Volksleben hinweist.

Der Rückgang des deutschen Wesens mag sehr vielerlei verschiedene Ursachen haben; eine der wichtigsten ist aber sicherlich die Verderbniß der deutschen Sprache durch fremden Wust und Ballast. Allgemein ist es bekannt, daß ein Deutscher, der längere Zeit in England oder in Amerika lebt, nicht nur zahlreiche sprachliche Eigenthümlichkeiten der Engländer oder Yankees annimmt, sondern daß er auch in seinem ganzen Wesen mehr oder weniger ein John Bull oder ein Bruder Jonathan wird. Großes Gewicht legt Georg Ebers auf diese Thatsache in seinem Roman „Ein Wort“, wo er zeigt, in wie hohem Grade

der Held dieser Erzählung, ein Schwabe von Geburt, mit der spanischen Sprache auch das Wesen und den Charakter der Spanier annimmt.

Mit vollem Recht verlangt jeder Sprachlehrer von einem begabten Schüler, daß er nicht nur Uebung im Gebrauch der fremden Sprache sich aneigne, sondern auch in ihren Geist eindringe. Der Lateinschüler soll nicht nur Latein lesen, er soll auch lateinisch denken lernen. Zweifellos geht mit dem Geist der fremden Sprache auch mehr oder weniger der Geist des fremden Volkes auf den Schüler über. Das wäre nun nicht unbedingt ein so großes Unglück; denn gerade uns Deutschen kann es keineswegs schaden, wenn wir von fremden Völkern manchen Charakterzug uns aneignen: vom Engländer männlichen Anstand, vom Franzosen Feinheit des Umganges, vom Polen und Italiener Grazie u. s. w.

Man wird mich hier nicht so mißverstehen, als wolle ich einer Abneigung gegen andere Sprachen das Wort reden. Jede der germanischen und romanischen Sprachen hat ihre eigenen Reize und Vorzüge. Gerade weil ich diese Sprachen so hoch schätze, jede in ihrer Art, möchte ich sie nur in ihrer Reinheit genießen und fühle mich verletzt durch die Einwanderung ihrer Worte und Redeweisen ins Deutsche.

Die deutsche Sprache ist schön, klar und verständig, aber nur dann, wenn sie sich von der Einschwärzung des ihr Fremden frei hält. Durch diese Einschwärzungen wird sie geschmacklos. Mit der Aesthetik der Sprache geht es mir wie meinem Freunde, dem Kurarzt in einem thüringischen Badeort, mit der Musik. Als er von einem Kurgast gefragt wurde: „Herr Doktor, warum gehen Sie nicht ins Kurkonzert; Sie sind wohl nicht musikalisch?" erwiderte er: „Gerade weil ich musikalisch bin, vermeide ich die Kurmusik." Eine verunreinigte Sprache ist wie eine lüderlich wiedergegebene Musik.

Ausnehmen muß man freilich die Ausdrücke aus den toten Sprachen. Diese sind keineswegs unbedingt verwerflich. Sie sind auf naturgemäße Weise in die deutsche Sprache wie in die meisten europäischen Sprachen hineingerathen und haben sich da fast unentbehrlich gemacht.

An den bei uns eindringenden Barbarismen sind auch unsere Nachbarvölker keineswegs schuld, sondern lediglich wir selbst und unser Mangel an Nationalbewußtsein. Was kann der Franzose dafür, wenn wir nicht sagen: „Ich wohne Herrn Meier gegenüber", sondern: „Ich wohne vis-à-vis dem Herrn Meier." Oder wenn ich die Zimmerdecke den „Plafond" nenne. Oder wenn der Hamburger statt einer Flasche eine „Butellje" Wein verlangt. Wie ungebildet ist doch der Künstler, der seine Werkstatt nicht „Atelier" nennt. Und gar der Schneider! Wo möglich nennt er sich „Maître Tailleur", die Werkstatt „Atelier", die Weste „Schilee" u. s. w. Nur so kann er hoffen, wenigstens zu den Halbgebildeten gerechnet zu werden. Im Ungererbad bei München rief beim Fortgehen ein dicker, behäbiger Bürger seiner Tochter zu: „Peppi, hol mich meinen Parleplü, ich hab ihm stehen lassen!" Wie kann man Das solchen Leuten übel nehmen, wenn selbst Romanschriftsteller den Lehnstuhl „Fauteuil" und das Taschentuch „Mouchoir" nennen und wenn Leute, die sich für gebildet halten, statt: „Verzeihen Sie" oder „Entschuldigen Sie" „Pardon" rufen? Einer meiner Bekannten sagte ironisch zu seiner Tochter: „Bitte, such mir meine Brille; sie muß in meiner Gilet-Westentasche stecken.

Wie unmodern würde jetzt ein münchener Wurstmacher erscheinen, wenn er sich nicht über dem Ladenfenster als „Charcutier" ankündigte! Da lob ich mir doch die kernige Münchnerin vom alten Schlage! Als auf dem Viktualienmarkt eine Hofräthin eine ihr angebotene Gans zu theuer fand, da kam rasch eine biderbe Bürgersfrau herbei und rief: „I kauf die Gans, i!" Verächtlich sagte sie zur Hofräthin: „Ihr Maa freili is blos a Hofrath, der kann nixen; aber mei Maa is a Wurschter, der ka schon a fette Gans kaufen!" Für das „Wurschter" hätte die Frau ein Ehrenzeichen verdient.

Je höher aufwärts, desto größer ist die Barbarei. Eine Wittwe schreibt auf das Grab ihres Mannes oder in die Todesanzeige: „Privatier" oder „Rentier". Daß sie damit ihrem verstorbenen Mann den größten Schimpf anthut, fühlt sie nicht. Denn Privatmann oder Rentner will doch wohl nichts Anderes heißen als ein unthätiger, berufsloser Mensch. Aber freilich: „Rentier" oder „Privatier", — Das klingt vornehmer.

Beiläufig mag hier noch eine Thorheit erwähnt werden, deren man sich schämen sollte, nämlich des Gebrauches, daß die Frau sich nach dem Amt und Titel ihres Mannes benennen läßt, z. B. Frau Doktorin, Professorin, Geheimräthin u. s. w. Diesen zweifelhaften Vorzug haben wir Deutschen vor den meisten Völkern voraus. Die Oesterreicher und Oberbayern sind hierin weit verständiger. Sie sagen einfach: Frau N., Professorsgattin, oder: Marie X., Hofrathstochter u. s. w.

Im Jahre 1848 wurden in manchen Gegenden Deutschlands die weiblichen Betitelungen abgeschafft, bei den Männern auch der militärische Gruß eingeführt. Leider war Das nur von kurzer Dauer.

Es ist unglaublich, wie sich manche Leute in ihren eingebildeten Vorzügen lächerlich machen. Ein Doktor von Bär war in einen anderen Stadttheil gezogen. Als er ausging, begrüßten ihn die Gassenbuben: „Guten Abend, Herr Bär!" In höchster sittlicher Entrüstung fuhr der Bär auf die Kinder los: „Wißt Ihr denn nicht, daß ich Doktor bin und von Bär heiße!?" Die Bärin stammt wie der Bär aus einer Bürgerfamilie, läßt sich aber Frau von Bär nennen.

Nehmen wir die erste beste Zeitung in die Hand, so finden wir Barbarismen in jeder Spalte. Wird irgend ein Unglück gemeldet, so heißt es keineswegs: Es verbreitete sich Angst oder Schrecken oder Bestürzung, sondern: „Die Menge wurde von großer Panik ergriffen." Ein Ausbruch vaterländischer Begeisterung heißt: „Chauvinismus". Ein Kaufmann oder Techniker ist nicht in einem Fach seines Berufes beschäftigt, sondern in einer „Branche". Ein Verkaufsgegenstand wird nicht nach Tausenden berechnet, sondern nach „Mille".

Eine wahre Sintfluth von abgeschmackten Ausdrücken enthalten die Kunstberichte. Da heißt es: „Er konzertirt" (wie lächerlich, wenn ein Einzelner „konzertirt"). Soll irgend eine Musikbande spielen (in Wien heißt die Militärmusik: „die Banda") so heißt es: „sie konzertirt". Ueberhaupt wird mit der Endung „iren" viel Unfug getrieben: Er debutirt, gastirt, frequentirt u. s. w. Am Nürnberger „Saison-Theater gastirt" Fräulein Rosa Retty. Früher sprach man nur vom Sommertheater. Warum sagt man nicht von einem Wirth, er wirthirt, von einem Clown, er clownirt, u. s. w.? In München reden zu den Wallfahrtzeiten die Zeitungen von einer „Mariensaison"! Eine Messe wird nicht

gelesen oder gefeiert, sondern „celebrirt". Ein Geschäft „entrirt" man; eine hervorragende Leistung in der Kunst oder Technik findet man nicht Aufsehen erregend, sondern „sensationell", eine Festlichkeit heißt „Festivität" u. s. w.

Ein als Preußenfresser allgemein bekannter münchener Zeitungherausgeber bekundete seine engherzige Vaterlandsliebe dadurch, daß er einigen Zeitungen leidenschaftliche Vorwürfe machte, weil sie sich erdreisteten, die Wagenbeamten der Eisenbahn oder Straßenbahn nicht „Kondukteure", sondern „Schaffner" zu nennen. Der gute Mann hält nämlich den Ausdruck „Schaffner" für preußisch, die Bezeichnung „Kondukteur" aber für bayerisch.

Eine nicht zu unterschätzende Hilfe würde der Reinigung der deutschen Sprache aus energischer und sorgsamer Pflege der Idiome und Dialekte entstehen, überhaupt aus der Pflege des Volksthümlichen. Was bis jetzt in dieser Beziehung geschieht, ist sicherlich zu loben, aber es ist nur ein erster Versuch, den man unablässig fortführen sollte. Die großen, in den Idiomen enthaltenen Sprachschätze sind wohl bekannt, aber kaum verwerthet. Statt vieler gelehrten Beispiele nur eine harmlose kleine Erzählung. Ein lustiger stuttgarter Bürger, nennen wir ihn Löble, verkehrte gern und häufig mit einem Corps der Polytechniker. Als er eines Vormittags seine jungen Freunde beim Frühschoppen aufsuchen wollte, fand er sie sämmtlich schwer bezecht. Er stellte sich in die Thür, blinzelte sie an und rief ihnen zu: „O, Ihr seid doch die wahre Säule des Schtaates!" Dieses niedliche Wortspiel ist in der Schriftsprache nicht möglich: Säu'le = Schweine; Säule = Säulen.

Mein Vater suchte als Beamter überall den Sinn für Reinheit der Sprache zu wecken. Wenn der Vorsitzende des Amtes den einfachen, plattdeutsch redenden hamburger Bürgersleuten z. B. sagte: „Ji kriegt gliek n'videmeerte Kopee", so rief mein Vater sie zu sich und sagte nicht ohne Ironie: „Ich werde Ihnen gleich eine beglaubigte Abschrift geben."

In jeder Beziehung sollte man das Alte, Volksthümliche in Sitten, Gebräuchen und Benennungen schützen. Die Helgolander hatten bis zu Anfang der sechziger Jahre für die Gassen und Gäßchen alte friesische Namen. In einer unruhigen Nacht beschloß der Governor, eine Verfassung und englische Straßennamen einzuführen. Jetzt hat die Insel deutsche Straßennamen. Wie lächerlich, auf einem Felsen, wo gar kein Wagen fahren kann, von Straßen zu sprechen! In dieser Hinsicht ist die Stadt Wien als Muster anzuführen. Sie kennt fast nur Gassen. Die friesischen Bezeichnungen auf Helgoland gehen ihrem Untergang entgegen.

Der See bei Starnberg südlich von München hieß ursprünglich — und noch vor wenigen Jahrzehnten — allgemein: der Würmsee, weil der kleine Würmfluß hindurchfließt. Jetzt sagen nicht nur ungebildete Leute, sondern sogar Schriftsteller und Künstler: „Starnberger See", als ob die kleine Stadt älter wäre als der See.

Das sind nur ein paar flüchtig gewählte Beispiele. Wer sein Vaterland wahrhaft liebt, Der wird seinen Stolz darin suchen, echtes, reines Deutsch zu reden.

München. Professor Dr. Ernst Hallier.

Deutschland und Amerika.

Zu keinem anderen Lande der Welt, mit Ausnahme des freundnachbarlichen Oesterreich, steht Deutschland in so vielseitigen Beziehungen wie zu den Vereinigten Staaten von Amerika. Dorthin sind seit fünfundsiebenzig Jahren fünf Millionen Deutsche ausgewandert, dort findet die deutsche Industrie ihren besten Markt, dahin gehen Deutschlands schwerste Postsäcke und die ganz ungeheure Entwickelung der deutschen Schifffahrt beruht wesentlich auf diesen Beziehungen. Es giebt nichts Störendes und nichts Abstoßendes zwischen diesen räumlich durch ein Fünftel des Erdumfanges getrennten Nationen, weder trübe Erinnerungen an frühere Konflikte noch Wettbewerb um politische Interessen. Der Machtentfaltung des neuen Reiches sieht die Union neidlos zu und die Monroe-Doktrin hat keine Spitze gegen Deutschland. Auf dem Weltmarkt ergänzen beide Nationen einander vortrefflich, denn die eine kann geben, was die andere zu nehmen hat. Die kleinen Reibereien der jüngsten Zeit — über die Gesundheit des amerikanischen Schweines, die Zuckerprämie und die Versicherungsgesellschaften — entstammen wohl zu gleichen Theilen dem Unfehlbarkeitgefühl der deutschen Bureaukratie wie der Halsstarrigkeit des amerikanischen Senats, sind aber doch so herzlich unbedeutend, daß sie nur als Episoden der Tagesgeschichte auf uns Eindruck machen. Zur Zeit seiner schwersten Bedrängniß hatte der amerikanische Freistaat nur einen wirklichen Freund in Europa: Deutschland, das, im Vertrauen auf die gerechte Sache, die amerikanischen Bonds kaufte, woraus sich dann später die wohl einzig dastehende Thatsache ergab, daß der deutsche Idealismus durch ein glänzendes Geldgeschäft belohnt wurde. Fast 200 000 geborene Deutsche kämpften im Rebellionkriege auf Seiten der Union, verhältnißmäßig mehr, als irgend eine andere Nationalität, einschließlich der geborenen Amerikaner, stellte. Und im siebenziger Kriege war, trotz der alten und begründeten Franzosen-Freundschaft der Amerikaner, die große Masse des amerikanischen Volkes mit ihren Sympathien und ihren Liebesgaben auf der Seite der Deutschen.

Unter diesen Umständen erscheint es ganz unbegreiflich, daß der in sein Geburtland zurückgekehrte Deutschamerikaner hier so vielen Vorurtheilen gegen sein Adoptivvaterland begegnet. Er kann keine deutsche Zeitung aufschlagen, ohne lächeln zu müssen über die dort zu Tage tretende Unkenntniß amerikanischer Angelegenheiten. Weil der sonst so kühl denkende und gewiß friedliebende Präsident Cleveland in seiner jüngsten Betonung der Monroe-Doktrin etwas zu weit gegangen ist — der Vorschlag zur Ernennung der Venezuela-Kommission war unstatthaft, schon weil dadurch die Situation unnöthig erschwert wird —, besorgt die deutsche Presse einstimmig und mit den unberechtigtsten Ausfällen gegen die Vereinigten Staaten die Geschäfte Englands, ohne auch nur für einen Augenblick zu erwägen, daß eine Nation von 70 Millionen tüchtiger Menschen, welche den europäischen Verwickelungen grundsätzlich fern bleibt, doch wohl verlangen kann, in Dem, was sie als ihr Haus betrachtet, in Ruhe gelassen zu werden. Mit dem größten Behagen meldet die deutsche Tagespresse jede drüben verübte Scheußlichkeit, oft in der unglaublichsten Uebertreibung; für die vielen edlen und schönen Züge, die das Charakterbild des amerikanischen Volkes darbietet, sucht man vergebens nach einer Zeile. Die Ulkereien des „Arizona-Kickers", der nichts als der

Wippchen in einem überseeischen Bernau ist, werden unter der Spitzmarke „echt amerikanisch“ als baare Münze feilgeboten. Bei der Lynchstatistik wird nicht erklärend hinzugefügt, daß sie eigentlich nur den Süden der Vereinigten Staaten betrifft und zum großen Theile in dem Selbstschutz vor den Attentaten der Neger auf weiße Frauen ihre Erklärung findet. Der Eisenbahnräuber wird nach jedem Auftreten den deutschen Lesern vorgeführt, ohne die doch naheliegende Erwägung, daß dieser freche Bursche wahrscheinlich auch auf deutschen Gefilden sein Unwesen treiben möchte, wenn die Strecke Berlin-Frankfurt a. M. durch eine schlechterdings nicht zu bewachende unbesiedelte Steppe führen würde. Ueber Tammany-Hall entsetzt sich die ganze Welt, den vielen tausenden tüchtigen und pflichtgetreuen amerikanischen Beamten ergeht es wie den besten Frauen.

Neben dieser Art der Berichterstattung muß uns Deutschamerikaner noch etwas Anderes am Gebahren der deutschen Presse verwundern. Dieses Andere wurde aus der Taufe gehoben vom Herrn Friedrich Ratzel, der mit seinem Satze: „wir Deutschamerikaner seien weiter nichts als der Kulturdünger eines fremden Volkes“, unsäglich viel Verwirrung angerichtet und uns die ganze liebenswürdige Sippschaft der gefühlsduseligen Nationalitätschwärmer auf den Hals gehetzt hat. Seitdem werden wir „armen, dem deutschen Volksthum entfremdeten Menschen“ ungemein viel bedauert; und für einen tüchtigen Kerl, der in der Welt seinen Platz auszufüllen glaubt, giebt es kaum etwas Widerwärtigeres als dieses Bedauertwerden. Aber man betrübt sich nicht allein über uns, man will uns auch in die rechten Bahnen lenken. Wir sollen, — ja, was sollen wir Alles? Eigentlich hätten wir jenseits des Ozeans ein neues Deutschland errichten sollen, und zwar schon zu einer Zeit, als es hüben noch kein einiges Vaterland gab; da Das nun aber leider verpaßt worden ist, so wird uns zugemuthet, unsere neue Heimath schleunigst vor der politischen und moralischen Versumpfung zu retten; „denn in dem Kerne sittlicher Kraft, der dem Deutschamerikaner verblieben ist, liegt in den trostlos zerfressenen Verhältnissen der Republik allein noch eine Gewähr für deren sittliche und politische Gesundung“. So zu lesen in der „Zukunft“ vom dreiundzwanzigsten November 1895 in dem Aufsatze „Die Deutschamerikaner“ von Fritz Bley.

Dieser Aufsatz ist typisch für die Behandlung amerikanischer Angelegenheiten durch die deutsche Presse, und so sehr ich auch die wohlmeinende Absicht des Herrn Verfassers anerkenne, so muß ich hier doch eine kurze Berichtigung einschalten, weil es nicht angeht, daß zwei so edle und selbstlose Männer wie Schurz und Ottendorfer in einem Blatte vom Range der „Zukunft“ ohne Widerspruch verlästert werden. Herr Bley findet den Ausdruck „verächtlich“ für das Treiben dieser Männer; doch wohl nur, weil er einen Gegensatz zwischen den vor und den nach 1870 ausgewanderten Deutschen konstruiren will. Die „Grünen“ und die „Grauen“ sind aber der selbe Menschenschlag, die gleichen Ursachen haben sie über den Ozean getrieben und die gleichen Ziele müssen sie drüben verfolgen. Die beiden Citate, mit denen Herr Bley seine Ausführungen schmückt, keines länger als acht Zeilen, mögen Unkundige bestechen, aber sie beweisen nichts als den frommen Wunsch, aus dem Bestehen des Deutschen Reiches ein starkes Betonen des deutschen Einflusses in Amerika herzuleiten. Die vom Herrn Bley citirte Rede des — übrigens, wie Schurz, der grauen Einwanderung angehörigen —

Herrn Schuricht in St. Louis ist keineswegs ein Beweis für den vom Herrn Bley gesuchten Gegensatz, sondern es sind schöne Worte, wie man sie in Gelegenheitreden (hier die Eröffnung des deutschen Lehrertages in St. Louis) stets findet; leider lassen sie sich nicht in Thaten übersetzen. Beweis: wenige Jahre, nachdem die Rede Schurichts verklungen war, wurde den Deutschen von St. Louis ihr kostbarstes Gut, der deutsche Unterricht in den Volksschulen, geraubt. Nun ist St. Louis eine halbdeutsche Stadt. Fünf deutsche Tageszeitungen, darunter einige sehr gute, erscheinen daselbst, die Zahl der deutschen Intelligenzen ist gerade dort bedeutend, aber die zwanzigtausend und mehr deutschen Kinder, die früher dort das A B C in deutscher Sprache erlernten, sind jetzt auf die Privatschulen angewiesen, wenn sie die Sprache ihrer Eltern kennen lernen wollen. Jetzt ist das Deutsche an den dortigen Volksschulen eine fremde Sprache, früher war es dem Englischen gleichberechtigt und wurde von den untersten Stufen an gelehrt. Die deutschen Bürger von St. Louis hätten blos bei der Schulrathswahl ihren Willen kundzugeben brauchen, kein Kultusminister und kein Regirungpräsident hinderte sie. Die Stimmenmehrheit besaßen sie, um die schmachvolle Niederlage abzuwenden, aber ihre Gleichgiltigkeit war größer als ihr Gemeinsinn.

Sehen wir uns nun die andere Rede an, deren Inhalt Herrn Schurz die Bezeichnung „verächtlich" eintrug. Herr Bley citirt aus Schurzens Rede: „Wir Deutschen in Amerika sind kosmopolitisch. Wir sind nicht darauf hinaus, Amerika zu germanisiren. Wenn ein Deutscher zu mir kommt und mich fragt: ‚Was soll ich in Bezug auf die Sprache thun?' dann sage ich allemal: ‚Lernen Sie englisch!' Sie werden aus der amerikanischen Geschichte wissen, daß es eine Zeit gab, wo in Pennsylvanien die deutsche Sprache so viele Anhänger hatte, daß von der Legislatur die Frage aufgeworfen wurde, ob das Deutsche als Staatssprache dort eingeführt werden sollte. Mit einer Stimme entschied man sich dagegen und diese Stimme gehörte einem Deutschen. Dieser Mann hat den Deutschen in Amerika einen großen Dienst geleistet." Schurz bereitet seine Reden sorgfältig vor und gerade darin liegt deren hoher Werth. Dieser Deutsche galt Jahre lang im Lande der geborenen Redner für den besten unter allen. Robert Ingersoll, Henry Ward Beecher, Conkling, Blaine, jeder Einzelne glänzend begabt, bestechend, oft bezaubernd — magnetisch wirkend nennt mans in Amerika —, konnten Schurz nur selten erreichen, obschon er wie ein deutscher Professor spricht, auf alle Mätzchen, alles Blendwerk und allen „Magnetismus" verzichtet. Als Boston, das amerikanische Athen, seinem großen Sohne Charles Sumner eine Gedächtnißfeier bereitete, wurde dieser Deutsche aus der Ferne und als alleiniger Redner herbeigezogen. Ich erwähne Das nicht, um Schurz hier zu loben, Dessen bedarf der Retter Kinkels in Deutschland nicht, sondern um zu betonen, daß Schurz in seinen Reden stets ernst genommen werden muß. Was er in den citirten Sätzen sagte, wird wohl in den nicht citirten Sätzen seine Ergänzung und Begründung gefunden haben. Ich habe jene Rede nicht zur Hand, aber ich habe viele andere seiner Reden im Gedächtniß und kann mir deshalb wohl gestatten, die angeführten Sätze frei zu ergänzen.

„Wir Deutschamerikaner sind kosmopolitisch, wir sind nicht darauf hinaus, Amerika zu germanisiren", — Das heißt in Wirklichkeit: „Wir kennen unsere Stärke und unsere Schwäche und wir könnten eher den Versuch zur Eindämmung

des Niagara machen, als den Plan zur Errichtung einer Art von Klein-Germanien verfolgen.“ Und wenn Schurz einem Deutschen den Rath giebt „Lernen Sie englisch“, so will er damit nicht sagen: „Streifen Sie Ihre Nationalität ab, versuchen Sie, möglichst rasch ein Yankee zu werden, werfen Sie Ihren deutschen Idealismus zum Fenster hinaus“, sondern er meint damit: „Schließen Sie sich nicht ab von der Sie umgebenden Welt, verkümmern Sie nicht in unfruchtbarer Deutschthümelei, bereichern Sie Ihre Bildung durch die gründliche Erlernung der Landessprache, lernen Sie Amerika und die Amerikaner, deren Gesetze und Institutionen, kennen, suchen Sie dem leichterworbenen Bürgerrecht dieses Freistaates dadurch Ehre zu machen, daß Sie nicht thatenlos bei Seite stehen, sondern rührig mitwirken an den politischen Vorgängen.“ Das ungefähr war Schurzens Rath, er hat ihn in ähnlichen Worten wohl hundertmal ausgesprochen und dieser Rath deckt sich vollständig mit den Winken und Weisungen, die so selbstlose und unermüdliche Vorkämpfer des amerikanischen Deutschthumes wie Friedrich Kapp, Joh. Bernh. Stallo, Carl Dänzer, der Dichter Kaspar Butz, Gustav Körner, Seidensticker, Theodor Kaufmann, H. Raster, der ehrwürdige Friedrich Münch und Hunderte von anderen wackeren Männern ertheilt haben, Männer, die nach diesen Satzungen lebten und doch mit jeder Faser ihres Herzens deutsch blieben.

Recht gehandelt hat auch der deutsche Mann, der vor fast 150 Jahren die entscheidende Stimme abgab, wodurch die deutsche Sprache nicht zur Staatssprache von Pennsylvanien erhoben wurde. Die betreffende Stimme wurde vom Vorsitzenden der pennsylvanischen Gesetzgebung, dem älteren Mühlenberg, abgegeben, dessen Sohn, wie der Vater dem geistlichen Stande angehörig, später einer der intimsten Freunde und treuesten Stützen George Washingtons wurde, dem, neben dem deutschen Steuben, der Hauptantheil am Ruhme von Yorktown gebührt und der zu Beginn des Revolutionkrieges auf der Kanzel den Priesterrock abstreifte und dann in der Uniform eines amerikanischen Obersten jeden wehrhaften Mann seiner Gemeinde aus der Kirche und in den Kampf führte. Vater und Sohn waren zeitlebens wackere Deutsche. Aber die Sprache, deren sich ihre Mitbürger, die biederen Pfälzer, in Pennsylvanien bedienten, war nicht diejenige Luthers und Lessings, sondern es war jener schauderhafte Mischmasch, den man in Wendungen wie: „i hän ä kalt gekätscht“ (ich habe mich erkältet), „Mei Roof is gedämitscht“ (mein Dach ist beschädigt) u. s. w. heute noch dort und leider auch täglich in deutschen Kreisen von New-York, Chicago, Milwaukee begegnet. Welche Kulturunthat hätten die Pennsylvanier wohl damals begangen, wenn sie solchen Quatsch zur Landessprache erhoben haben würden? Wäre diese Sprache lebensfähig, wäre sie nicht vielmehr eine unversiegbare Quelle des Spottes und des Hohnes geworden? Mühlenberg wurde übrigens noch von anderen Gesichtspunkten geleitet. Er war ein gebildeter Mann und kannte das Gesetz, wonach die höhere Kultur die niedere unwiderstehlich verdrängt. Die höhere Kultur aber wurde von den Engländern repräsentirt*). Seine aus der

*) „In den für die Eroberung des neuen Welttheiles geführten Kämpfen stellten die Romanen die Offiziere ohne Heer; von den Germanen die Engländer ein Heer mit Offizieren, die Deutschen endlich ein Heer ohne Offiziere.“ Friedrich Kapp, Geschichte der Deutschen im Staate New-York.

Pfalz vertriebenen Landsleute waren vortreffliche Kulturträger durch die Kraft ihrer Arme, durch ihre Biederkeit und Unverdorbenheit, aber im Kampfe der Geister konnten sie keine Kerntruppen stellen. Sie waren vaterlandslose Flüchtlinge, denen die Heimath nicht den starken Arm über den Ozean nachstreckte, wie es England für seine damaligen Kolonien that.

In der dresdener Galerie hängt ein wundervolles Bild des kürzlich verstorbenen Malers Bokelmann. Niemand kann es ohne tiefe Rührung betrachten. Es ist durchweht von der Stimmung des freiligrathschen Liedes „Ich kann den Blick nicht von Euch wenden — — O sprecht, warum zogt Ihr von dannen — das Neckarthal hat Wein und Korn" — — u. s. w. Des Dichters Frage muß man leider recht prosaisch dahin beantworten, daß die Erzeugung von Wein und Korn nicht Schritt gehalten zu haben scheint mit der Produktion Derjenigen, welche auf diese Artikel angewiesen sind. Der Aderlaß ist dem deutschen Volkskörper übrigens nicht so schlecht bekommen. Man denke sich die rund fünf Millionen Deutsche, die im Laufe dieses Jahrhunderts allein nach den Vereinigten Staaten auswanderten, als noch in Deutschland anwesend, man versuche deren Nachkommenschaft abzuschätzen und lasse sich von einem Volkswirth ausrechnen, wie viel weniger Ellenbogenraum dann heute auf den einzelnen Reichsangehörigen käme. Zwar ist mit den Auswanderern auch eine Unsumme von Baarkapital, ein unberechenbarer Aufwand von elterlicher Fürsorge und Erziehung mit über den Ozean gewandert; aber hat sich dieses Kapital nicht wirklich glänzend verzinst? Was kommt davon alljährlich zurück in Form von Schenkungen, Unterstützungen, Erbschaften? Welche Befruchtung erfährt der deutsche Handel und Verkehr durch die nach so vielen Tausenden zählenden Deutschlandfahrer aus Amerika? Welchen Markt haben die Deutschamerikaner der deutschen Industrie geschaffen?*) Wie vielen in Deutschland vom Unglück verfolgten Menschen hat Deutschamerika die Arme gastlich geöffnet? Sind nicht die Vereinigten Staaten das großartigste und zweckdienlichste Waisenhaus Deutschlands? Und wie viele in Amerika wohlhabend gewordene Deutsche kehren dauernd nach der alten Heimath zurück, um dort ihren Lebensabend zu verbringen? Freiligrath würde, wenn er heute die Wirkungen der deutschen Auswanderung übersehen könnte, ein anderes, vielleicht noch stimmungvolleres Lied dichten und Bokelmann könnte, wenn er noch lebte, seinem dresdener Gemälde ein herrliches Pendant schaffen. Das neue Lied und das neue Bild würden allerdings nicht rühren, aber sie würden viele herrliche Züge aufweisen, Züge, in denen man die unverwüstliche Volkskraft und den unter allen Kümmernissen nie versagenden Idealismus des Germanen erblicken müßte, neben dem gesunden Wagemuth und dem kraftstrotzenden Realismus des Angelsachsen. Auch würden Lied und Bild nicht prosaisch und nicht alltäglich wirken; es brauchte z. B. durchaus nicht

*) Die McKinley-Bill und deren Wirkungen in Deutschland haben bewiesen, was der amerikanische Markt für die deutsche Industrie bedeutet. Es ist Deutschlands bester Markt. Es ist auch ein sicherer Markt, eben weil es in Amerika eine so kaufkräftige deutsche Kundschaft giebt. Diesen Markt haben sich die deutschen Industriellen nicht unter großen Opfern erobert, sondern er ist ihnen zum allergrößten Theile von den Deutschamerikanern aufgebaut worden.

die Nähmaschine im Centrum zu stehen. Dem echten Dichter und Künstler treten gewiß hochpoetische Motive entgegen, wenn er durch Griffel und Pinsel zu verklären versucht, was ihm die Weltgeschichte mit groben Strichen in der Besiedelung Nordamerikas durch die germanischen Völker vorführt. Spanier und Franzosen Holländer, Schweden und Engländer wetteiferten in der Besitzergreifung dieses Landes, aber ein günstiges Geschick fügte es so, daß gerade dasjenige Volk zu dauernder Herrschaft gelangte, bei welchem damals die bürgerlichen Einrichtungen am Meisten das Gepräge der Freiheit trugen. Nur so konnten die Grundsteine zusammengetragen werden, auf denen das folgende Jahrhundert die Säulen des neuen Freistaates festigte. Und wiederum fügte es ein guter Genius, daß gerade Deutschland einen großen Theil des Menschenmateriales liefern konnte, dessen man während der kritischen Periode des ersten Erstarkens der neuen amerikanischen Nation bedurfte, sowie daß diese Transfusion germanischen Blutes über zwei Jahrhunderte lang fast ununterbrochen in starken Strömen fortgesetzt wurde. Nach anderthalbtausendjähriger Trennung trafen sich die Angelsachsen und Germanen wieder, in einem neuen Lande mit ungeheuren natürlichen Hilfsquellen und mit einem Klima gesegnet, das für die germanischen Rassen so trefflich taugt wie das der Heimathländer. Hier gingen sie an die gemeinsame Arbeit, die der Geschichtschreiber noch heute so geflissentlich ignorirt, vielleicht weil sie so geräuschlos vor sich ging und sich nicht an Schlachtentage und Fürstengeschlechtsfolge binden läßt, die aber trotzdem wichtiger und bedeutungvoller ist als irgend ein anderes Ereigniß der neueren Geschichte. Zu den beiden größten germanischen Kulturvölkern ist nun ein drittes gekommen, das ganz den Zuschnitt danach hat, beide Mutterländer zu überflügeln, das durch und durch die Charaktermerkmale seiner Ahnen wiederspiegelt, ja, sie durch den weiteren Verschmelzungprozeß wahrscheinlich noch vertiefen wird und das durch seine isolirte Lage, durch die ungeheure, in Europa nur schwach geahnte Machtfülle, sowie durch die erlösende Kraft seines Beispieles mehr als jede andere Weltmacht dazu berufen ist, im Interesse des Völkerfriedens und des Kulturfortschrittes zu wirken. Der Einwand, daß die letzte Botschaft Clevelands eher das Gegentheil beweise, ist nicht stichhaltig. Die Betonung der Monroe-Doktrin erscheint nach den Erfahrungen, welche die Vereinigten Staaten im großen Bürgerkriege mit England und Frankreich gemacht haben, als nothwendig, wenn auch Cleveland mit der Forderung der Venezuela-Kommission zu weit gegangen ist. Aber wenn Herrn Pulitzers Blatt in New-York, die „World“, erklärt, daß der Länderbesitz Großbritanniens in Amerika bedeutender sei als derjenige der Vereinigten Staaten, und wenn Das von fast allen deutschen Blättern als schlagendster Beweis gegen die „völkerrechtswidrigen“ Aeußerungen Clevelands nachgebetet wird, so genügt ein Blick auf die Landkarte, um die Richtigkeit jenes Ausspruches zu begründen. Nach England ist Dänemark der größte europäische Besitzer in Amerika. Dänemarks Amerika beträgt fast ein Drittel des Umfanges der Vereinigten Staaten, aber die Gletscherfelder Grönlands haben nicht mehr Bedeutung als die arktischen Einöden des nördlichen Kanada. Nicht die Quadratkilometerzahl entscheidet, sondern der Kulturzustand. Im ganzen europäischen Amerika leben noch nicht neun Millionen Menschen, davon bedienen sich knapp vier Millionen, trotz dem Riesenumfang der britischen Dominion, der englischen

Sprache. Von jenen neun Millionen wird der gesammte spanische Besitz mit zweieinhalb Millionen bald abzuziehen sein, denn daß Spanien, das jetzt Cuba mit dem Aufgebot seiner ganzen Macht festzuhalten strebt, jene Insel wird aufgeben müssen, kann kaum mehr bezweifelt werden. Und mit Cuba ist auch Puerto Ricos Schicksal besiegelt. Haben die in Bezug auf die Monroe-Doktrin einigen Republiken Amerikas nicht berechtigten Anspruch darauf, Amerika als ihr Haus zu betrachten und sich dort die europäische Einmischung zu verbitten, da sie gleichzeitig auf alle Einmischung in Europa verzichten?

Aber wir wollen uns ja die deutsche Auswanderung nach Amerika etwas näher ansehen. Mit dem angeborenen Wandertriebe der Germanen sieht es bei näherer Betrachtung ziemlich flau aus. Jedenfalls wäre noch zu beweisen, weshalb der Deutsche weniger seßhaft sein sollte, als es sein westlicher Nachbar ist, wenn es ihm in materieller Beziehung so gut erginge wie jenem. Das Sprichwort: „Ich lebe wie Gott in Frankreich“ hat sicherlich seine Bedeutung. Den allermeisten deutschen Auswanderern hat die Noth den Wanderstab in die Hand gedrückt. Im Zwischendeck des Auswandererschiffes finden wir hauptsächlich den armen Tagelöhner und den gänzlich abgebrannten Industriearbeiter. Sie haben nur deshalb das Schiff bestiegen, weil sie aus den Erfahrungen ihrer kümmerlichen Existenz den Schluß zogen, daß es ihnen drüben schlechterdings nicht schlimmer ergehen könne, als es ihnen hüben ergangen ist. Nach kurzer Fahrt gelangt unser Passagier nach dem Lande des wohlfeilen Fleisches. Er findet leicht Arbeit, weil er mit deren niedrigster Art vorlieb nimmt. Er wird besser entlohnt, meistens auch besser behandelt, denn in Amerika hat man nicht viel Zeit zum Herumkommandiren der Leute. Er lernt Landsleute kennen, die es schon zu Etwas gebracht haben. Daraus ersieht er die Möglichkeit, seine Lage zu bessern, und Das ist der wirksamste Sporn zu Fleiß und Sparsamkeit. Er findet seine deutsche Kirche drüben, die meistens zugleich eine Art von Klub ist, wo eine bescheidene Geselligkeit mit sehr geringen Geldopfern gepflegt werden kann. Daneben steht die deutsche Vereinsmeierei in üppigster Blüthe. Der Hansjörg, der noch vor zehn Jahren auf einem ostelbischen Gute die Mistgabel schwang, spielt in diesen Vereinen oft eine große Rolle. Auch muß unser Passagier englisch lernen und der Plattdeutsche bringt es darin bald zu ziemlicher Fertigkeit. Sein Gesichtskreis erweitert sich in Folge der vielen neuen Eindrücke. Nach einigen Jahren finden wir ihn als einen ganz anderen Menschen wieder. Er ist selbstbewußter geworden, er hat das Täppische abgestreift, er ist gereifter, erfahrener, er kann nicht mehr ohne die tägliche Zeitung auskommen. Die ledige Zwischendeckerin entpuppt sich drüben noch viel rascher. Es ist ganz erstaunlich, in wie wenigen Monaten sich die ehemalige deutsche Viehmagd in ein amerikanisches Mädchen für Alles verwandeln kann.*)

Aus den geschilderten Elementen rekrutirt sich sicherlich mehr als die Hälfte

*) Diese Schilderung soll keineswegs zur Auswanderung ermuntern. Das Bild paßt mehr auf die Verhältnisse, wie sie vor acht Jahren noch waren, als auf die heutige Zeit. Heute hat es der deutsche Tagelöhner nicht mehr so leicht, Arbeit zu bekommen. Die Süditaliener, die Polacken, Ungarn, Böhmen kommen jetzt in Masse und drücken sehr stark auf den Arbeitmarkt.

der deutschen Auswanderung. Es sind Leute, die auf der niedersten Bildungsstufe stehen, einer größeren Anzahl ist die hochdeutsche Sprache fast fremd. Die Plattdeutschen bleiben ja nur durch die Predigt im Zusammenhang mit dem Hochdeutschen. Daß diese Elemente mit den allerschlechtesten Waffen ausgerüstet sind, um in Amerika als Vorkämpfer des Deutschthumes aufzutreten, liegt auf der Hand. Das neue Land, das ihnen Brot giebt und die Aussicht, vorwärts zu kommen, das ihnen nach fünf Jahren das Bürgerrecht verleiht, das ihnen keine Militärpflicht und auch keine Besteuerung auferlegt (der kleine Mann ist fast steuerfrei, die indirekten Steuern spüren die Leute noch nicht), — dieses neue Land muß ihnen sympathisch sein. Nichts ist natürlicher, als daß sich diese Elemente, je mehr sie zu Wohlstand gelangen, von Amerika angezogen und von Deutschland abgestoßen fühlen, namentlich, nachdem die Kinder ganz unter den Einflüssen des amerikanischen Lebens herangewachsen sind.

Von der anderen, kleineren, Hälfte der deutschen Auswanderer verfallen namentlich die Handwerker sehr leicht sozialistischen Einflüssen; Diejenigen aber, welche sich in den deutschen Kriegervereinen zusammenfinden, bedienen sich der reichstreuen deutschen Gesinnung häufig nur als Vorwand für Bierseligkeit und Vereinsmeierei. Von den begüterten Bauern werden die meisten auf einsamen Farmen isolirt. Was nun schließlich diejenigen Auswanderer anbetrifft, welche aus der Heimath einen Schatz von höherer Bildung mitbringen, so zerfallen sie in zwei wohl zu unterscheidende Klassen: in die freiwilligen und in die gezwungenen Auswanderer. Die erste Klasse setzt sich zumeist zusammen aus Aerzten, Apothekern, Technikern, Künstlern (meistens Musikern), jungen Kaufleuten, einzelnen Philologen und Theologen. Diese kommen wohl alle mit unberechtigten Hoffnungen ins Land, sie entbehren geistige Genüsse, an die sie gewöhnt sind (deutsches Theater, deutsche wissenschaftliche Vorträge und vor Allem den Verkehr in Klubs unter Gleichgesinnten). Würde ihnen nun das materielle Fortkommen erleichtert, so ließen sich die vielen Enttäuschungen ja ertragen, auch die nothwendige Entäußerung der mitgebrachten Standesvorurtheile ginge glatter von Statten. Aber mit Ausnahme der besonders Glücklichen oder ganz außerordentlich Begabten haben diese Einwanderer fast immer schwere Kämpfe um die Existenz durchzumachen und es vergehen Jahre, bis sie sich in einigermaßen gesicherten Verhältnissen befinden. Der Bedarf an deutschen Aerzten, Apothekern, Technikern, namentlich aber an jungen Kaufleuten wird jetzt zum allergrößten Theile durch die Söhne von lange in Amerika ansässigen Deutschen gedeckt. So kommt es, daß recht Viele aus den geschilderten Kreisen dem Lande wieder den Rücken kehren, das ihre Erwartungen nicht erfüllt hat. Kann man sich wundern, daß diese feder- und zungengewandten Herrschaften für Amerika nicht viel übrig haben, sondern verbittert und enttäuscht ihre meistens recht schiefen Urtheile sehr freigebig an den Mann bringen? Auch sind Manche, denen es materiell gut gegangen ist, sehr geneigt zum Verlästern ihres Adoptivvaterlandes. Man denke sich einen jungen Bergbautechniker, der in irgend einem gottverlassenen Neste von Wyoming oder Idaho sitzt und dort für die halbe Flasche Bier eine Mark bezahlen muß. Ich fürchte, daß dieser Bierpreis und die Absperrung von den liebgewonnenen geselligen Freuden ihn sehr wohl zu einer leichtfertigen Schätzung des Landes veranlassen kann, in dem er, bei treuem Ausharren, später doch gewiß einmal sein Glück finden wird.

Wenden wir uns nun der anderen Klasse unter den Auswanderern mit höherer Bildung zu, den nach Amerika Begnadigten oder Abgeschobenen. Es befinden sich darunter viele ehemalige Offiziere und Studenten, die sich unmöglich gemacht oder die im Examen Schwierigkeiten gehabt haben, „gelernte" Kaufleute, verkrachte Künstler u. s. w., endlich die eigentlichen Durchbrenner, die den deutschen Gerichten aus dem Wege gehen. Sie sind die Last und Plage der Deutschamerikaner. Ein großer Theil dieser meistens recht anspruchsvollen, unpraktischen, arbeitscheuen, oft schon hoffnunglos verbummelten Menschen geht binnen wenigen Jahren zu Grunde, den Uebrigen gelingt es nach unsäglichen Kämpfen und Mühen, sich eine bescheidene Existenz zu gründen. Sie pflegen an Heimweh und an Größenwahn zu kranken. Von ihnen rühren meistens die Schilderungen her, wonach jeder zweite Yankee mindestens ein herz- und gemüthloser Mensch, wenn nicht gar ein abgefeimter Gauner, Betrüger und Halsabschneider sein soll. In den Bettelbriefen, von denen jedes Jahr tausende nach Deutschland wandern, wimmelt es nur so von den verlogensten Schilderungen über Beamtenkorruption, Nichtswürdigkeit der amerikanischen Presse, Gemeinheit der amerikanischen Deutschen, die einem armen Landsmann nicht helfen wollen. Diese Stimmung aber findet in Deutschland ihr Echo, denn die Zahl derjenigen besseren deutschen Familien, welche ein räudiges Mitglied nach Amerika „begnadigt" haben, ist weit größer, als man denken sollte. Das Mitgefühl mit dem im fernen, fremden Lande darbenden und frierenden Sohne oder Bruder macht sich geltend, man glaubt den verlogenen Berichten oder doch deren größtem Theil, — und so werden diese Jammerbriefe die Basis weit verbreiteter Vorurtheile.

Zur Beurtheilung der Verhältnisse in den Vereinigten Staaten sollte man doch einen anderen Maßstab anlegen. Man sollte erwägen, daß drüben eine Kulturarbeit vollbracht wird, welcher der Kenner sprachlos gegenübersteht. Diese Leistung kann man aber nur einem Volke zutrauen, das in sittlicher Beziehung zu den ersten zählt. Riesenstädte lassen sich nicht so ohne Weiteres aus dem Aermel schütteln, die gewaltigsten Verkehrsstraßen, welche die Welt kennt und die über ehemalige Wüsten von mehr als der Breite Deutschlands und über Gebirge, höher als die Alpen, führen, erbauen sich nicht von selbst; auch kann sich ein Volk von den furchtbaren Wirkungen eines vierjährigen Bürgerkrieges (den ein vielleicht nur in den Kreuzzügen wiederzufindender Idealismus entzündete) nicht so rasch und so vollständig wieder erholen, wenn sein Volksthum vorwiegend auf den niederen Instinkten schachernder Krämerseelen beruht. Kein anderes Volk bringt für sein Schulwesen so große Opfer wie das amerikanische und der Bildungdrang des amerikanischen Volkes zeigt sich nicht nur in den ungeheuren, aus freiwilligen Spenden hervorgegangenen Summen, die zur Begründung von Universitäten, Gymnasien, Polytechniken, Sternwarten und Volksbibliotheken aufgewendet werden, sondern auch in der Frequenz der dadurch geschaffenen Bildungmittel.

Ich müßte diesen Aufsatz ungebührlich ausdehnen, wollte ich den Ursachen nachspüren, weshalb die Stadt New-York so häufig von einer organisirten Diebsbande verwaltet wird und weshalb man auch anderswo häufig über Korruption zu klagen hat. Die Hauptursache besteht darin, daß der Amerikaner außerordentlich konservativ ist. Er hängt an seiner Bundesverfassung mit abgöttischer Verehrung. Aber diese Verfassung beruht auf vielen Kompromissen. Sie wurde

für ein kleines, eben zum Selbstbewußtsein gelangtes Volk geschaffen und sie soll nun noch für eine der gewaltigsten Nationen der Erde taugen. Die kurzen Termine der Beamten, ihre Wahl durch Volksabstimmung, die noch so häufige Besoldung durch Gebühren, waren in den Zeiten Washingtons zweckdienlich; aber der Apparat von 1776 fungirt nur mangelhaft, wenn er den Bedürfnissen von 1896 entsprechen soll. Natürlich schreibt die Bundesverfassung den Verwaltungapparat nicht vor, aber sie bildet den Leitfaden für die Gesetzgebung der Einzelstaaten und auch die Tradition wirkt hier sehr stark mit. Wenn man übrigens bedenkt, wie schwer es ist, an der deutschen Bureaukratie überhaupt zu rütteln, dann wird man auch jenen wunden Punkt im amerikanischen Beamtenwesen eher verstehen. Im Uebrigen haben die schlecht verwalteten Kommunen stets die Macht, ihre Ausbeuter zu verjagen und bessere Leute zu wählen.

Zum Schluß zwei Citate, Aussprüche zweier der besten deutschen Männer, die Deutschamerika aufzuweisen hat. Friedrich Kapp (nach seiner Rückwanderung Mitglied des Deutschen Reichstages) sagt in den Schlußworten seines schon citirten Geschichtwerkes: „Nicht in der Absonderung von den amerikanischen Bildungelementen liegt das Heil der deutschen Einwanderung, nicht in phantastischen Träumen von einem in Amerika zu gründenden deutschen Staate, einer deutschen Utopia, kann sie gedeihen, aber den reichen Schatz ihres Gemüthslebens, die Schätze ihrer Gedankenwelt kann sie im Kampf für die politischen und allgemein menschlichen Interessen in die Wagschale werfen und ihr Einfluß wird um so tiefer gehen, je weniger tendenziös sie auftritt, je mehr sie aber an Dem festhält, was Deutschland der Welt Großes und Schönes gegeben hat. Wenn sie ihre Stellung zum amerikanischen Leben so versteht, so wird die deutsche Einwanderung auch die Vorzüge des Amerikaners auf sich wirken und sich von ihnen fördern lassen. Sobald sich der deutsche und der amerikanische Geist in diesem Sinne vermählen, hat das Aufgehen des Deutschthumes im Amerikanerthum nichts Schmerzliches mehr, es wird sogar eine geistige Wiederauferstehung: denn darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben: wer auswandert, Der giebt sein Vaterland auf und geht ihm verloren. Man kann so wenig zwei Vaterländer wie zwei Väter haben. Also entweder Deutscher oder Amerikaner; der Deutschamerikaner ist ein Uebergang, der mit jeder neuen Generation immer mehr verschwindet." Das ist Kapps Ansicht. Das Selbe sagt auch Johann Bernhard Stallo, vielleicht der tiefste Denker, dessen sich Deutschamerika rühmen kann: „Ich glaube, daß die Deutschen in Amerika eine Mission und eine Zukunft haben und daß wir getrost den Wechselfällen der Zeit entgegensehen können. Welche Sprache auch nach Jahrhunderten unsere Enkel sprechen mögen —: sie und die Nachkommen der Angloamerikaner werden die Melodien unserer Lieder singen, das Licht deutscher Erkenntniß wird aus ihren Augen leuchten und die Gluth deutscher Innigkeit wird ihre Wangen röthen. Und bei dieser Aussicht können wir uns immerhin darüber beruhigen, daß in den Annalen der neuen Welt von Amerikanern und nicht von Deutschen die Rede sein wird und daß, wenn einst die Hand des Ruhmes ihre Kronen vertheilt, die Kinder unseres Stammes sich mit einem Blumenkranze werden begnügen müssen."

Dresden. Wilhelm Kaufmann.

Der praktische Blick.

Eine alte Anekdote erzählt von einem sterbenden Vater, der seinem klugen Sohne aus Besorgniß um dessen Zukunft sein ganzes Vermögen hinterläßt und von dem anderen, enterbten Sohne sagt: „Um Jürgen ist mir gar nicht bange: der kommt durch seine Dummheit fort.“ In Wirklichkeit jedoch handelt es sich, wo es auf den Erfolg ankommt, weder um die Klugheit noch um die Dummheit. Zum Glücke hilft etwas ganz Besonderes, das weder mit der Klugheit, noch mit der Dummheit, noch mit einem edlen Sinn, oder einer schönen Seele, oder einem erhabenen Geiste, einem feinen, starken, oder auch zartfühlenden Denken verbunden zu sein braucht. Alle diese schönen Eigenschaften kann ein Mensch haben und doch vom Unglück verfolgt werden. Zum Erfolg, zum Glück verhilft fast immer nur der praktische Blick, — und er besteht in dem Instinkt der richtigen Beurtheilung von Menschen und Verhältnissen.

Wollte man für die gleichmäßige Vertheilung der irdischen Güter sorgen, so müßte man zunächst die praktischen Leute verhindern, Geschäfte zu machen.

Aus einer anarchistischen Gesellschaft müßte man die praktischen Leute entfernen, weil sie über kurz oder lang die Herrschaft führen würden. Alle Staaten und Dynastien sind von den Leuten gegründet worden, die zur bestimmten Zeit den schärfsten praktischen Blick hatten.

Unpraktisch scheint der berühmte Astronom Newton gewesen zu sein. Er hatte für seine Katze, damit sie ungehindert ein- und ausgehen könnte, ein Loch in seine Thür schneiden lassen. Als sie nun Junge bekam, ließ er für die kleinen Katzen noch ein kleines Loch in die Thür schneiden. Auch Hans ist unpraktisch: er schmeichelt den Damen, die er liebt. Wäre er praktisch, so würde er damit warten, bis sie ihn liebten. Es ist der selbe Hans, der seine Geliebte portraitiren ließ, aber, damit Niemand Dies merkte, den Maler bat, das Bild unähnlich zu machen.

Die ärgerlichste Sache für den Unpraktischen ist es, von Leuten, die er für dumm hielt, hinters Licht geführt zu werden.

Der Praktische pflegt von den Menschen im Allgemeinen gut zu denken und zu sprechen, bei jedem Einzelnen aber die Absicht der Uebervortheilung vorauszusetzen. Der Unpraktische urtheilt ungünstig über die Menschheit, traut dagegen jedem Einzelnen, mit dem er Geschäfte hat.

Wie mit den Menschen, so geht es dem Unpraktischen auch mit den Ansichten: er folgt in der Jugend wechselnden Lehren, bis er im Alter Skeptiker wird.

Praktische Leute haben keine besondere Vorliebe für die Einsamkeit, denn dort fehlt es an Thatsachen. In der Unterhaltung wissen sie Namen und Daten, finden Gespräche über Abstrakta jedoch langweilig. Unter allen Studien bevorzugen sie das der Geschichte.

X. ist unwissend, plump und roh. Er war Hausknecht und fährt nun in eigener Equipage. Er hat die Fähigkeit, gewinnbringende Geschäfte aufzuspüren. Er scheint für künftig steigende Grundstücke eine Wünschelruthe, wie die Quellenfinder, zu handhaben. Er ist auch eine Art von Börsenbarometer. Er findet das Geld im Kurszettel, wie die Schweine in Perigord Trüffeln finden.

Y. ist Advokat und Biedermann in der Provinz. Er ist Vorstand der

Thalia und der Euterpe, redet auf Schützenfesten, kritisirt die Regirung und wird zum Abgeordneten gewählt. Er ist thätig in der Gesetzgebung, wird Direktor einer großen Bank und legt zwei Millionen zurück. Er unterstützt die Regirung und wird Bürgermeister von H. Er gewinnt das Ohr des Monarchen, als dieser H. besucht, und wird Minister.

Sehr viele Menschen verwenden das erste Drittel ihres Lebens dazu, das Ganze zu verderben. Sind sie beschränkt, so behalten sie wenigstens immer noch den Trost, sie hätten Unglück gehabt, künftig jedoch könne noch Alles gut werden. Sind sie aber intelligent, so sehen sie ein, daß sie unpraktisch sind, und von nun an thun sie jeden Schritt nur noch zögernd und bereuen schon, während sie noch handeln.

Praktische Leute sind schon als Kinder befreundet mit reichen Häusern, essen vom Kuchen ihrer Kameraden mit, sparen ihr Taschengeld und gewinnen beim Spiel. Als Jünglinge sind sie ernsthaft, halten sich von Thorheiten fern, lesen Zeitungen, unterhalten sich über die städtischen Angelegenheiten und sinnen auf Mittel und Wege, zu Gelde zu kommen. Als Männer sind sie bekannt mit den Parteien, Vereinen und Klubs, wissen immer, was im öffentlichen Leben vorgeht und woher der Wind weht, arbeiten niemals umsonst, lassen aber andere Leute umsonst arbeiten, sind beliebt bei den Mächtigen und steigen auf deren Schultern selbst zur Macht empor.

Wenn der praktische Mensch eine Dichtung liest, so fragt er, wen der Autor gemeint und wie viel Geld er dafür bekommen hat.

Jedem Menschen kommt mindestens einmal das Glück, nämlich die gute Gelegenheit, ins Haus. Der Praktische erkennt die Göttin, geht ihr entgegen, nöthigt sie zum Sitzen und weiß sie zu halten, bis seine Wünsche erfüllt sind. Der Unpraktische erkennt sie nicht, hält sie für eine Bettlerin und treibt sie von der Schwelle. Diese Verwechselung begegnet sehr vielen Menschen, gelehrten und ungelehrten, klugen und dummen, alten und jungen, Männern und Frauen.

Viele Leute meinen, durch Erfahrung würde man klüger. Vielleicht. Aber nicht praktischer. Denn der selbe Fall, den man zu seinem Schaden kennen gelernt hat, kommt nicht wieder. Die Umstände sind oft ähnlich, aber niemals gleich; die Konjunktur ist unendlich.

Z. ist ungebildet, arm, boshaft und bucklig. Er hat eine hübsche, wohlhabende Frau, die ihn hochschätzt, und eine Reihe artiger Kinder: er ist praktisch.

A. ist fein gebildet, reich, wohlgestaltet. Er wird von einem Hausdrachen tyrannisirt und von seinen Kindern hintergangen und verspottet: er ist unpraktisch.

Wenn es mehr praktischen Blick in der Welt gäbe, so würde weniger Geld verloren und weniger Zeit vergeudet werden; es würde auch weniger unglückliche Ehen geben. Allerdings auch weniger edle und aufopfernde Handlungen.

Die Praktischen werden oft von den Unpraktischen mit bösen Namen belegt, als da sind: Betrüger, Diebe, Verräther. Indessen sind sie ganz einfach Leute, die nicht begreifen, wie es eine Lebenslage geben könnte, die nicht zu ihrem Vortheil dienen sollte.

Es giebt nicht genug Geld, Ehrenstellen und schöne Frauen in der Welt, um alle Männer zu befriedigen, deshalb werden die Praktischen damit belohnt.

Halte Dich zurück, arglose Seele, verschließe Dein Vertrauen und alle

Deine warmen Gefühle sammt Deinem Gelde: ein sehr praktischer Mensch trägt Dir seine Freundschaft an. Es war ein praktischer Mann, der die Regel aufstellte: behandle Deine Freunde so, als ob sie einst Deine Feinde werden könnten.

In welchen Beruf ein praktischer Mensch kommt, Das ist für seinen Erfolg gleichgiltig: ein guter Arbeiter arbeitet mit jedem Werkzeug.

Zwei Schulfreunde treten in eine Handlung ein und sind Beide eifrig. Nach dreißig Jahren besitzt der Eine zehn Häuser und hat zehn Schiffe auf dem Meere; der Andere ist Buchhalter bei einer Filiale der großen Firma seines Freundes.

Zwei junge Theologen kommen ins Amt; Beide lobenswerth. Nach dreißig Jahren setzt der Eine als Präsident des Konsistoriums den Anderen wegen Bekenntnißschwäche ab.

Zwei Fähnriche werden Offizier; Beide tüchtig Nach dreißig Jahren ist der Eine General, der Andere sitzt schon lange pensionirt in einer kleinen Stadt.

Zwei Jünglinge besuchen die polytechnische Schule. Beide sind ordentliche, tüchtige Menschen. Der Eine wird ein berühmter Architekt, der Andere Zeichenlehrer.

Zwei talentvolle Jünglinge besuchen die Maler-Akademie. Sie werden alt: der Eine malt Fürsten und Fürstinnen, der Andere kopirt für Kunsthändler.

Zwei Mediziner treten mit den besten Zeugnissen in die Praxis: nach zwanzig Jahren fährt der Eine in die Portale der Paläste ein, während der Andere im Arbeiterviertel zu Fuß geht.

Zwei feine Köpfe wählen die Literatur zu ihrem Berufe: der Eine wird berühmt und reich und exklusiv, der Andere sitzt schimpfend mit schäbigem Rocke im Verein.

Ein gewiegter Jurist sagte, Jedermann solle ehrlich bleiben, vor Allem aber der Unpraktische, weil dieser abgefaßt werden würde.

Das Glück! rufen die Leute. Das Glück ist launisch. Ganz recht, das Glück ist parteiisch und hat seine Lieblinge. So wie nämlich im Kriege, nach dem Ausspruche Friedrichs des Großen, der liebe Gott immer mit den stärksten Bataillonen geht, so geht das Glück immer mit Denen, die am Meisten praktischen Blick haben. Daher das Sprichwort: „Hilf Dir selbst, so wird Gott Dir helfen."

Wer sichs an einer einzigen kossalen Dummheit im Laufe seines Lebens genügen läßt, im Uebrigen aber leidlich vernünftig bleibt, Der ist ein Mensch von bewundernswerthem praktischen Blick.

Es giebt keinen Menschen, der nicht schon über die Vorzeichen eines großen Unglückes gejubelt und über die Vorzeichen eines großen Glückes gejammert hätte. Denn Niemand ist praktisch genug, zu Anfang schon Glück oder Unglück unterscheiden zu können.

Die menschlichen Fähigkeiten sind begrenzt. Auch die praktischsten Leute können nicht an Alles denken. Sehr oft kommt es vor, daß sie über die Geschäfte ihre Gesundheit vergessen und daß sie dann zur Zeit, wo sie die Früchte ihrer Arbeit genießen wollten, nicht mehr die Zähne dazu haben.

Als Moltke nach seinem Plan gefragt wurde, lächelte er und sagte, er hätte keinen Plan, sondern beobachte nur, was der Feind thäte, und ordnete danach an, was er für zweckmäßig hielte. Aehnlich könnte Bismarck auf ähn-

liche Fragen antworten. Die Gabe, das Zweckmäßige zu thun, macht die Staaten groß, wie sie den Haushalt des Privatmannes fördert. Bismarck übernahm die Staatsgeschäfte, als der Monarch, gegenüber der Verwirrung im Innern, dem Drucke von Außen und dem Mißtrauen seines Volkes, die Krone niederlegen wollte. Bismarck ermuthigte den König und machte ihn binnen neun Jahren zum mächtigsten und beliebtesten Herrscher der Welt.

Der praktische Blick kann so durchdringend sein, daß man ihn Divination nennen muß. Die Kunst der Mantie, die Sehergabe, das Prophezeien gehen aus ihm hervor. In der Kunst und in der Wissenschaft schadet der praktische Blick dem Werthe der Arbeit, wenn er den Autor verführt, auf den Erfolg anstatt auf die Vollkommenheit des Werkes zu sehen. Und Das geschieht sehr leicht. Deshalb stammen viele der größten Kunstwerke und schönsten Entdeckungen der Wissenschaft von Leuten her, die unpraktisch waren.

Beim Dichter bewirkt der praktische Blick die richtige Darstellung im Gegensatz zu erträumten Schilderungen, Uebertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten. Goethe hatte viel praktischen Blick, Schiller so wenig, daß sogar seine Bösewichte unpraktische Idealisten sind. M. ist ein talentvoller Dichter. Mit praktischem Blicke erkennt er, was das Publikum liebt und schätzt. Seine Dichtungen kommen in die Mode, er hat eine hübsche Wohnung in der Stadt und eine kleine Villa auf dem Lande. Auch N. ist ein talentvoller Dichter. Er kämpft für Schönheit, Wahrheit und Recht. Er müßte hungern, wenn ihn nicht ein kleiner Schreiberposten ernährte. Hundert Jahre nach seinem Tode setzt man ihm ein Denkmal und wundert sich, daß seine Zeit ihn nicht verstanden hat.

B. ist ein scharfsinniger Gelehrter. Er ist aber praktisch und vermeidet die steinigen Pfade unbequemer Wahrheiten, um an der Heerstraße öffentlicher Vorurtheile zu bauen. Er wird sehr berühmt, aber nachdem er gestorben ist, redet man nicht mehr von ihm. Auch S. ist ein scharfsinniger Gelehrter, aber unpraktisch. Er lebt nach Verlust seiner Stellung und fast seines ganzen Besitzes in einem Landstädtchen, wo die Spießbürger ihn für einen gutartigen Narren halten. Er schreibt an einem Werke, das seine Kraft verzehrt, ist ein Greis, als es fertig ist, und stirbt vor Freude, als ein Verleger das Manuskript geschenkt nimmt. Nach hundert Jahren ist sein Werk klassisch und man kennt jenes Landstädtchen in der ganzen Welt, weil S. dort gewohnt hat.

Eine schöne Melodie, eine herrliche Bildsäule, ein prächtiges Gebäude, ein philosophisches Werk, eine wissenschaftliche Entdeckung bedürfen zu ihrer Entstehung nicht des praktischen, sondern des idealen Sinnes. Wenn man die Leute, die am Meisten praktischen Sinn gezeigt haben, näher betrachtet, so fragt man sich, ob die von der Welt am Höchsten geschätzten Dinge: Geld, Ehrenstellen, Titel, Orden, Siege, erweiterte Grenzen und der Glanz der Kronen — ob alle diese Glücksgüter auch inneren Werth haben.

Ideal wird der praktische Blick, wenn er zu der Erkenntniß führt: die Welt ist es nicht werth, daß man sich um ihre Angelegenheiten ernstlich bekümmert. Hiermit aber verändert er sein eigentliches Wesen und verwandelt sich in Weisheit.

Der Pessimismus und der Optimismus sind Weltanschauungen philosophischer Köpfe, bei denen der praktische Blick nur schwach ist.

Dresden. August Niemann.

Regentage in Amalfi.

Jüngst in Amalfi warfen Sturm und Regen
Gebiet'risch meiner Wandrung sich entgegen.
Ob mir an eil'ger Heimkehr gleich gelegen,
Kein Schiffer mochte heut das Ruder regen.
So mußt' ich bleiben — meinem Wunsch entgegen —
Doch die erzwung'ne Rast ward mir zum Segen.
Nie fand ich ein Gestad' auf meinen Wegen
Zum „süßen Garnichtsthun" so gut gelegen!
Die Weiblein fleißig, schalkhaft, nie verlegen,
Die Männlein lustig plaudernd allerwegen,
An der Marina Plätzchen, hold gelegen,
Wie vor der Kathedrale stolzen Bögen,
Wo bunte Prozessionen sich bewegen,
Wo Alles schiebt und drängt auf schmalen Stegen!
Dort im Getümmel — kaum kann er sich regen —
Der junge Prete schwatzt — und spendet Segen.
Das ist ein Treiben, Lärmen, Sichbewegen!
Der Früchtehändler, unbesorgt im Regen,
Schreit heiser sich um seiner Waare wegen,
Melon' und Kürbis spendet er den Mägen. —
Das Eselchen, geplagt mit Last und Schlägen,
Schleppt, nebst der Streu, noch seinen Herrn, den trägen;
Nun trabt es sehnsuchtvoll dem Stall entgegen. —
Und welche Pracht der Farben allerwegen!
Das bunte Tuch, der Pomidori Segen,
Der dichten Haufs vor Thor und Haus gelegen,
Am Platz, wie in den Gäßchen schmal, den schrägen! —
Der Häuser dicht Gewirr will in des trägen
Gebirgsstocks Masse mit Gewalt sich prägen.
Der Felsenstrand, gekreuzt von zack'gen Wegen,
Die blaue Fluth, gefurcht von Wogenschlägen —
Und, hoch am Felsen, Allem überlegen,
— Einst Kloster, Wirthshaus jetzt, doch gleich an Segen —
Der Capuccini weinumrankte Bögen!
Hier laßt uns rastend weilen! Meinetwegen
Mag wilder Sturm die blaue Meerfluth fegen.
Die See wird wieder still nach Sturmes Schlägen
Und Sonnenschein folgt bald auf Blitz und Regen.
Bis dahin soll sich Wanderlust nicht regen,
Nicht nach der Heimath will ich Sehnsucht hegen;
Beim S'or Padrone Vozzi mich zu pflegen,
Daran allein ist heute mir gelegen.

In seines Kellers hochgewölbten Bögen
Ist Episcopios gold'ner Schatz gelegen —
Ein Götterwein! Von oben kommt der Segen,
Gezeugt hoch in Ravellos Felsgehegen. — —
Doch leuchtet wieder uns die Sonn' entgegen
Und führt die Bark' uns fort auf feuchten Wegen,
Dann blick ich dankbar nach Amalfis Stegen
Und rufe der azur'nen Wog' entgegen:
Dir, göttlich Städtchen, ewig Heil und Segen!

Heidelberg. Victor Meyer.

Waidmannsruh.

In deutscher Ostmark weiß ich eine Düne,
Dort will ich ruhn, wenn einst mein Licht erlischt.
Weit dehnt sich Haff und See wie eine grüne
Und graue Wüste. Von der Brandung Gischt
Dringt runenernst das ew'ge Hohelied
In meinen Schlaf. Um meinen Hügel zieht
Der stolze Adler seine hohen Kreise.
Zu Nordlands Felsbucht strebt in scharfer Reise
Der wilde Schwan. Wie Harfenrauschen klingt
Sein Eileflug und zu dem Abendhimmel
Wie Silberbrünne sein Gefieder blinkt.
Pfeilschneller Möwen weißlichgrau Gewimmel
Umjaget seine königliche Bahn.
Fahr wohl, fahr wohl, mein schöner wilder Schwan!

Die Nacht fällt ein. Es blitzt im Thaugeschmeide
Der Seemannstreue blauer Diestelkelch;
Da tritt ans Bruch und Moor von Rohr und Weide
Der rauhgemähnte hochgeweihte Elch.
Der breiten Schaufeln Zwanzigendenpracht
Glänzt hell im Mondlicht durch die kalte Nacht.
Den Windfang tief gesenkt, gesträubt die Mähne,
Zieht er zum Dünenkamme, den die Schwäne
Noch einmal grüßen. Dort hält er die Wacht,
Bis daß zur Rüste gehn die bleichen Sterne.
Ein erzgegossen Bild von Kraft und Macht
Starrt bis zum Frühgrau er in fahle Ferne.
Der Thau trieft ihm vom zott'gen Bart herab
Und netzt den Strandhalm auf dem Jägergrab.

Schöneberg. Fritz Bley.

Die Fugger in Südafrika.

In der „Zukunft" vom neunten November (Turbanwerthe und Goldaktien) waren u. A. folgende Sätze zu lesen: „Die Engländer unter ihrem Cecil Rhodes, der heute mächtiger als irgend ein Minister ist, arbeiten in dem neuen Goldlande mit einem Eifer, einer Umsicht und Energie, der wir im deutschen Interesse höchstens unsere ersten Vertretungen in Johannesburg entgegenstellen können. Aber welcher Unterschied an Macht! Wir würden zwar sehr rasch die überaus wichtige Unterstützung des Transvaalstaates erhalten können, der bekanntlich die Ausbreitung Englands in seiner Nachbarschaft stündlich verflucht, allein unsere europäischen Interessen hindern uns daran. Indessen thut Cecil Rhodes, was er will, und sagt mit einem Schein von Recht, daß, wo die Engländer eine Kultur erschließen, sie auch allen Fremden offenen Zutritt gewähren."

Ich hätte diesen Worten schon damals hinzufügen können, daß Cecil Rhodes aus seinen Expansionplänen kein Geheimniß macht und seinen deutschen Bekannten aus Johannesburg, die in Kapstadt manchmal sogar bei ihm wohnen, seine Ideen von der afrikanischen Union gern offen darlegt. Er rechnete sogar mit der Möglichkeit, nach zwanzig Jahren diese neue Union mit den strengsten Schutzzöllen umgeben und nur der englischen Einfuhr offen halten zu können. Was demnach seit Jahr und Tag so aufrichtig selbst mit den wichtigsten Gegnern besprochen wurde, konnte eigentlich weder unsere Presse noch das angeblich ganz ahnunglose englische Ministerium in helle Ueberraschung versetzen. Noch mehr: vor Wochen, als man in Praetoria die Wünsche Johannesburgs nicht erfüllen wollte, das eine nahezu englische und gar keine holländische Stadt ist, erklärte bereits der Chairman von der dortigen Chamber of Mines (Lionel Philipps von der Firma Wernher, Beith & Co.), daß sie nicht nachgeben, sondern mit englischer Hilfe zur Gewalt schreiten würden. Niemals, auch nicht einen Augenblick, hat sich die junge Burenrepublik vor den Fängen der Chartered-Company sicher gefühlt und es ist nur echt modern, daß dieses Stück Politik so eng mit der Finanz verknüpft erscheint und der Kampf um Macht und um Geld tobt.

Man bedenke nur, daß Cecil Rhodes nicht allein Premierminister der Kapkolonie ist, sondern auch als Governor der De Beers, der Robinson-Mine und endlich als Direktor der Chartered-Company fungirt, und zwar bei Chartered als der wirkliche geistige Leiter. Die genannte Company, deren Charter vor wenigen Jahren erneuert wurde, hatte ein Aktienkapital von $2\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Sterling, das aber nach dem Sieg in Matabeleland (damals wurde in londoner Blättern zur Theilnahme an Menschenjagden eingeladen) noch erhöht wurde. Und die Größe? Im englischen Kurszettel wird sie mit nicht weniger als 750 000 englischen Quadratmeilen angegeben, es ist also selbstverständlich, daß diese Gesellschaft nicht, wie die Ränd-Mines, nur Goldterrains (Deep Levels) enthält, sondern auch für alle möglichen anderen Thätigkeiten ungeheuren Raum hat, — vielleicht zu viel Raum; denn es kommt mir so vor, als ob dabei die Ausgaben, besonders für die Verwaltung, weit größer seien als die Einnahmen, so

daß die Company, die ja bisher nur von Zukunfthoffnungen zu zehren hatte, im strengen Sinne des Aktiengesetzes eigentlich bankerott wäre. Und nun versichern mich unterrichtete Leute, daß nur der Neid auf die glänzenden Abgaben, die das Transvaal bereits erheben kann, den letzten Raubeinfall veranlaßt habe. Unter allen Umständen hat wohl ein solches Motiv mitgewirkt.

Die Hauptbesitzer von Chartered-Aktien sind die Herren Wernher, Beith & Co., die Fugger Südafrikas. Sie haben auch in der Diamantminen-Gesellschaft der De Beers die Gewalt und beide Gesellschaften pflegen einander auszuhelfen. Wo Das nicht reicht, greifen Wernher, Beith & Co. selbst in ihre Tasche, natürlich unter der Voraussetzung, daß es rentirt. In diesem Falle aber giebt sich die Firma nie mit Kleinigkeiten ab und so würde man in den betreffenden Geschäftsbüchern vielleicht auch finden können, wer die Gewehre und Maximkanonen für Dr. Jameson bezahlt hat.

Da wir gesehen haben, welche Rolle Herr Cecil Rhodes in den größten Unternehmungen von Wernher, Beith & Co. spielte (bei einigen steht er sich auf 10 000 Pfund Sterling jährlich), so kommt es nicht darauf an, daß man Herrn Barnato noch ganz andere Dinge vorwirft. Die Firma Wernher, Beith & Co. ist es vielmehr, deren Rieseneinfluß ernste Bedenken erregen muß. Ursprünglich war es Porges, der über diese Macht gebot; als er entweder überreich genug geworden war oder an keine größere Zukunft mehr glaubte, machte er die vorgenannte Firma, hinter der er selbst wohl noch immer mitarbeitet. Inzwischen ist aber das Minengeschäft noch riesig gewachsen und auch die Mittel zum Zweck sind noch rücksichtloser geworden. Würden sich die Herren Wernher, Beith & Co. ihres Deutschthumes erinnern, durch das sie anfangs, als der verstorbene Eckstein das Schwabenland bearbeitete, noch viel Geld verdienten, so hätten sie den Putsch Jamesons gewiß nicht unterstützt. Denn erstens braucht unser afrikanischer Besitz nicht durchaus von britischen Kolonien umgeben zu sein und zweitens ist unser Handel nach Transvaal heute werthvoller als nach dem gesammten übrigen Afrika zusammen (Egypten natürlich ausgenommen). Unser ganzes zukünftiges Wirken auf einem so aussichtvollen Felde von der Loyalität eines einzigen gewaltigen Staates abhängig werden zu sehen, müßte doch höchst demüthigend sein. Es scheint aber, als ob die Engländer sich insofern verrechnet haben, als wir jetzt nicht mehr geneigt sind, uns, wie einst bei Sansibar, brutalisiren zu lassen. Deutsch haben aber, wie gesagt, die Herren Wernher, Beith bei dieser Gelegenheit gewiß nicht empfunden. Sie haben eine starke Stütze am englischen Hof, wie ja u. A. aus der Stellung des Herzogs von Fife bei der Chartered-Company hervorgeht, und haben es absichtlich geduldet, daß die englische Aristokratie sich mit ihren Interessen verflochten hat. Ohne diese Macht im eigentlichen England, die durch die nachträgliche Alliance mit Rothschild gleichsam baronisirt wurde, könnte die Firma aus ihren zahlreichen Willkürlichkeiten doch kaum den äußersten Nutzen herauspressen; wobei noch das hartnäckige Gerücht ununtersucht bleiben soll, daß vor jener räuberischen Expedition Chartered in großen Posten gefixt wurden.

Auf welchen eigenartigen Wegen ließe sich nicht dem Hause Wernher, Beith nachgehen! Die Robinsons kosten sie vielleicht 2 Shilling 6 Pence, — und dann ist der Kurs doch nicht ganz aus sich selbst auf 65 Pfund Sterling gestiegen. Auch die Theilung des Kapitals (split), die Erhöhung der Aktie auf

5 Pfund Sterling kam nicht allein aus gutem Herzen. Bei Knights, die erst jetzt wieder als sehr gut empfohlen werden, war die Firma in der Verwaltung. Sie ließ sich in einer Generalversammlung das beste Stück für 60000 Pfund Sterling herausschneiden, — und es ist wohl nur ein Zufall, daß dieses Stück dann 600000 Pfund Sterling werth geworden ist. Damals ist der bekannte Strube, der sich jetzt mehr mit Crown Reefs beschäftigt, in einem Prozeß, der ihm schließlich nichts genützt hat, sehr scharf aufgetreten. Randfontein kostete die Firma vielleicht 2 Shilling 6 Pence für den Share. Das Kapital wurde dann sehr hoch und unter vielem Lärm mit $2^1/_2$ Millionen Pfund Sterling bemessen, — und daß der Kurs ferner bis auf 45 Shilling stieg, ist wohl ebenfalls kaum ohne Zuthun von Wernher, Beith geschehen. Bei Modderfontein erhielten Viele die Nachricht von der Konversion zu spät. In der Ueberraschung verkauften die Besitzer; es war aber gutes Gold gefunden worden und daraufhin stiegen dann die Aktien, d. h. nicht die der früheren Aktionäre, die eben zu falscher Zeit abgegeben hatten. Ein wackerer Gefährte war sonst Mister Robinson. Weshalb mit diesem ein Zank ausbrach, ist noch nicht recht aufgehellt. Es scheint aber wegen Langlaate geschehen zu sein. Mister Robinson will sich dem Diamantengraben zuwenden und dabei seine eigenen Wege gehen.

Indessen würde recht viel Unkraut gar nicht emporwuchern können ohne die gesetzlichen Hinterthüren im Transvaal selbst. Dort unten kann nämlich eine kleine Schaar von Aktionären ohne Weiteres eine Generalversammlung einberufen; und bis die europäischen Interessenten Gelegenheit gefunden haben, sich daselbst vertreten zu lassen, sind bereits die wichtigsten Beschlüsse gefaßt worden. Man soll einmal Wernher, Beith fragen, ob sie sich für eine Abänderung dieser Einrichtung begeistern könnten. Sonst hat aber die Transvaalregirung um die legalen Wege, in die sie die Goldproduktion gelenkt hat, unleugbare Verdienste. Es sind englische Gesetze, aber sie sind verbessert worden, wobei u. A. die beschränkte Haftbarkeit der Aktionäre erwähnt zu werden verdient. Anfangs, als die Schätze noch leicht zu heben waren und keine Methoden angewandt wurden, sind auch dort Unregelmäßigkeiten im Stil der Bret Harteschen Schilderungen vorgekommen. Freilich zeigen sich die Amerikaner immer etwas hitziger.

Neuerdings wollen nun die Johannesburger neben der holländischen auch die englische Sprache bei der Gesetzeshandhabung einführen; allein dieser Wunsch wird wohl kaum Gehör finden. Die Buren sind eben sehr konservativ und die ganze Goldbevölkerung, ob Arbeiter, ob Prinzipal, ist ihrer Gemächlichkeit höchst unbequem. Nun ist aber dieser immense Aufschwung, der u. A. mitten in der Wildniß eine modernste Stadt hervorgezaubert hat, einmal da und übrigens wehrt sich der Transvaalstaat durchaus nicht, den nöthigen Nutzen daraus zu ziehen. Im Gegentheil, die glänzende Finanzlage der jungen Republik erwächst lediglich aus all den Abgaben des Minenverkehres. Wenn nun ein solches Emporium wie Johannesburg das englische Element als kultureller und fortschrittlicher ansieht als das allerdings sichere, aber doch etwas stehenbleibende Holländerthum, so kann daran keine deutsche Kundgebung ein Titelchen ändern. Haben doch die Hochmögenden in Praetoria jetzt sofort einigen besonders heftigen Forderungen der Johannesburger nachgegeben. Auch kann kein deutsches Telegramm die chinesische Mauer niederreißen, welche die Buren bezüglich des Wahlrechtes gegen-

über den Fremden errichtet haben. Ein junges Land profitirt vielleicht mehr von einer konservativen Regirung; Das gestattet aber doch noch keineswegs, alle Fremden für die unerhört lange Zeit von zwölf Jahren politisch rechtlos zu machen. Und auch dann tritt erst eine bedingte Wahlfähigkeit ein. Zu diesen Fremden, die — von unlauteren Elementen abgesehen — unter allen Umständen mit ihrer Bildung und ihrem Weitblick die Eingeborenen überragen, gehören doch auch unsere deutschen Landsleute. Hier möchte ich wieder an die vorhin erwähnte Aeußerung von Cecil Rhodes erinnern. Es bestehen in der That bei dem gesammten europäischen Kaufmannsthum aufrichtige englische Sympathien und von ihm kann man erfahren, welchen Unterschied es macht, in einer britischen Kolonie oder in einer spanischen, holländischen und portugiesischen Handel zu treiben. Warum hat bei jenen verzopften Völkern das deutsche Prestige bisher so wenig gewirkt?

Auch sonst wäre es recht irrthümlich, das Transvaal einfach als wehrloses Lamm anzusehen. Die Herren Buren sind höchst offensiv, wie ja vor Allem das offene Verbot zeigt, bei Submissionen das Material aus England zu beziehen. Selbst der Ohm Krüger, ein alter und reicher Mann, macht ganz offiziell aus seinem Engländerhaß kein Hehl. Bei seinen Audienzen, die zwischen vier und fünf Uhr morgens stattfinden, lautet die erste Frage sehr oft: „Are you Englishman?“ und erst, wenn der des Holländischen nicht mächtige Fremde etwa sein: „No I'm German“ antwortet, beginnt der Mann aufzuthauen. Uebrigens ist die Zersplitterung der Einnahmen zu Monopolen eine mehr als zweifelhafte Finanzkunst, wie denn überhaupt jene ganze Verwaltung von so mancher Seite als mit katonischen Grundsätzen nicht im Geringsten verwandt hingestellt wird.

Jedenfalls erinnert das Flackerfeuer, das der Vorgang in unserer öffentlichen Meinung entfacht hat, sehr lebhaft an die Zeiten des Ueberfalles des Prinzen Alexander von Bulgarien. Damals war Bismarck der Einzige, der seinen kühlen Kopf behielt und jeder Gefühlspolitik entschlossen den Rücken kehrte. Allein diese neueste Verwickelung würde doch ohne Wernher, Beith & Co. kaum so gefährlich geworden sein. Diese Fugger haben ihren Vertreter in der johannesburger Minenkammer, sie sind die Hauptbesitzer der ungeheuren Randmines mitten im Transvaal, beherrschen die Chartered-Company durch ihre Aktienmajorität, ragen in die größte Goldmine Robinson und in die größte Diamantenmine De Beers übermächtig hinein und verstanden es, sich mit dem Premierminister Cecil Rhodes zu verketten, — wenn dieser sich ihnen nicht etwa aufgezwungen hat. Dazu kommen noch die zahlreichen anderen Bergwerksinteressen, ihr Einfluß auf einige maßgebende Kreise in England selbst und endlich ihr Respekt vor dem hamletischen Satze: „So macht Gewissen Feige aus uns Allen!“ Gerade weil der Minenmarkt eine so große und sichere Zukunft hat, sollte man aber gegen seine Bedrohung durch Uebermächtige entschieden Front machen.

Wird der Chartered-Company nun der königliche Charter genommen werden? Das ist höchst unwahrscheinlich. Die Shares standen am Niedrigsten mit 13 Shilling, am Höchsten mit 9 Pfund Sterling, ihr jetziger Kurs prangt noch immer mit ca. 3½ Pfund Sterling. Aber Herr Rhodes ist als Minister abgethan.

Pluto.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 18. Januar 1896.

Das Deutsche Reich.

Zwei Jahrhunderte sind fast verstrichen, seit Kurfürst Friedrich von Brandenburg ins alte Adlerland zog, um sich zum König in Preußen krönen zu lassen. Der Zug war prächtig und das Gefolge so groß, daß zur Beförderung des Hofgesindes dreißigtausend Vorspannpferde auf die Beine gebracht werden mußten; aber der aufrechte Mann, der dem Troß gebot, war doch nur ein Vasall des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, war ein Dienstmann des Kaisers. Der Oesterreicher Leopold brauchte für den drohenden Kampf mit Philipp von Anjou, dem Enkel Ludwigs des Vierzehnten, die Hilfe Brandenburgs und entschloß sich deshalb, den Kurfürsten als König anzuerkennen, unter der Bedingung, daß Friedrich sich verpflichtete, die Vorzugsrechte des Hauses Oesterreich auf die spanische Erbschaft mit Waffengewalt zu vertreten. Hätte der Enkel des Sonnenkönigs nicht den österreichischen Erbanspruch angefochten, dann wäre der päpstliche Einfluß am wiener Hofe mächtig genug gewesen, um das Ereigniß vom achtzehnten Januar des Jahres 1701 zu verhindern. Ein starkes deutsches Nationalbewußtsein gab es in dem jungen Preußenstaat so wenig wie im übrigen Deutschland; wohl fand die patriotische Satire bei dem volksthümlichen Geschmack Anklang, aber die Dichtung brachte es, trotz Grimmelshausen, Christian Weise und dem schwülstigen Armindichter Lohenstein, nicht zu einem lebensfähig erneuten deutschen Stil und die Zeit brach heran, wo Gottsched das Kunstdrama im Sinne des engen französischen Klassizismus als einziges Heil der deutschen Schau-

bühne verkünden sollte. Höchstens von einer mählich sich bildenden Preußensitte konnte man damals reden, von der später der große Fritz spöttisch meinte: „Unsere Sitten fingen an, weder denen unserer Vorfahren noch denen unserer Nachbarn zu gleichen: wir waren original und hatten die Ehre, von einigen kleinen deutschen Fürsten verkehrt kopirt zu werden." In diesem Sittenklima fühlten die feinsten und freiesten Geister sich nicht heimisch. Preußen mehrte, durch kühnen Muth und kühle Beschränkung, wohl seine Macht, aber es wurde den höher gestimmten Seelen noch nicht ein Vaterland, es war noch nicht der fruchtbare Wurzelboden, in dem der starke Stamm deutschen Gedeihens sicher ruhen konnte. Die Besten retteten sich aus der dumpfen Heimath in den verschwimmenden Begriff einer Weltbürgerlichkeit, der das alte Stammesbewußtsein eben so fremd war wie das Nationalgefühl unserer Tage; Preußens größter König hatte für die derben, manchmal auch tölpelhaften Regungen des deutschen Geistes nur Hohn und Spott und der kluge Dichter, dessen jugendliche Begeisterung nicht bis ins Innere des preußischen Hofes vordringen durfte, Lessing, der mit der blinden Parteilichkeit der Kampfstimmung unsere Dichtung von den Franzosen befreite, konnte dennoch an Gleim schreiben: „Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes keinen Begriff und sie scheint mir aufs Höchste eine heroische Schwachheit, die ich wohl gern entbehre." Der Sturm, der die Luft reinigen und den Flugsamen eines neuen Gefühles ins deutsche Land wehen sollte, kam aus Frankreich: klirrend zerbrach in den Wettern der Schreckenszeit der Hort der Legitimität; und als die Völker Europas sich von dem ersten Entsetzen über das blutige Geschick Ludwigs Kapet erholt hatten, sahen sie sich nach einem neuen Talisman um, dessen Besitz die bange Bestürzung bannen könnte. In seiner Hofburg zitterte der Kaiser, wie einst in den Tagen Wallensteins, denn vom Westen her dröhnte schon der Siegerschritt seines Erben und die Reichsherrlichkeit neigte zum Ende; aber schon mahnte auch der Dichter, der eben den Ruhm und den Untergang des Friedländers gesungen hatte, ans Vaterland sich, ans theure, zu schließen, schon gaben Fichte, Arndt und Jahn dem deutschen Volksthum ein von schöner Schwärmerei verklärtes Bild seines Wesens. Die Siege Friedrichs des Großen hatten in Preußen die nationale Begeisterung geweckt, der literarische Sturm und Drang hatte sie in wilden Gewittern über ganz Deutschland gefegt, die französische Revolution hatte die ständische

Gliederung des Mittelalters niedergerissen und die Volksgenossen aus dem Feudalzwange befreit; während der fremde Eroberer verheerend über die deutschen Gefilde stampfte, keimte in dem mit edlem Blut gedüngten Erdreich schon die Saat, deren Erntetag ihn vernichten sollte. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation brach zusammen und Kaiser Franz erklärte sechs Tage nach dem Bubenstreich der Rheinbundfürsten „das reichsoberhauptliche Amt" für erloschen; im Schoß der Volkheit aber entband der Zorn über die Schmach des Vaterlandes ein neues Gefühl, ein Gefühl, stark wie der Tod und heiß wie der Haß, unter schweren Wehen und harten Stößen ward das Nationalbewußtsein des neunzehnten Jahrhunderts geboren und zum ersten Male sprach man laut und froh wieder von der teutonica patria. Damals schrieb Karl von Villers: „Die französischen Heere haben die deutschen geschlagen, weil sie stärker sind; aus dem selben Grunde wird der deutsche Geist schließlich den französischen Geist besiegen. Die Vorsehung hat ihre eigenen Wege." Das Wort des Franzosen, der Deutschland kennen und lieben gelernt hatte, sollte Wahrheit werden, — nicht so rasch freilich und auch nicht so völlig, wie ers wohl geglaubt hatte. Das Volk stand auf, der Sturm brach los und Preußen wurde der führende deutsche Staat; aber die Trias Talleyrand, Castlereagh und Metternich sorgte dafür, daß ihm nach ruhmvollem Ringen der Kampfpreis verkümmert wurde. Noch einmal, wie im Rastatter Frieden, wurde Deutschland um die alte Westmark geprellt und bis zur Einigung der deutschen Stämme schien der Weg fast so weit wie zuvor. Die Dichtung des Befreiungskrieges und des Jungen Deutschlands, die Wissenschaft des Rechts, der Geschichte und Volkswirthschaft: sie alle waren von dem Sehnen nach einem Ziele erfüllt; aber die nationale Zukunft ließ sich mit trunkenen Träumereien und spitzen Spekulationen nicht herbeizaubern. Auch dem Mühen der wohlmeinenden Männer, die in der frankfurter Paulskirche wähnten, der Machtspruch eines Parlamentes könne ein Deutsches Kaiserthum schaffen, blieb der Erfolg versagt. Die Auseinandersetzung mit Oesterreich, Preußens und des protestantischen Deutschlands ältestem Feind, die wirthschaftliche Entwickelung und ein neuer Franzosenkrieg waren nöthig, damit der deutsche Traum Wirklichkeit werden konnte. Eine französische Bedrohung hatte dem Kurfürsten von Brandenburg die Preußenkrone gesichert; ein französischer Erobererzug hatte das deutsche

Nationalbewußtsein geschürt und entzündet, daß es in prasselnden Flammengarben gleich vom Rhein bis zur Memel leuchten konnte; eine französische Herausforderung sollte die Sehnsucht ans Ziel führen und in dem furchtbarsten Massenkrieg der Weltgeschichte die deutschen Völker fest aneinanderschweißen. Langsam, leise und klug wurde um die Wende des Jahres 1870 das Werk der Einheit bereitet, Vorurtheile und Bedenken, alter Groll und erwachende Furcht wurden mit milder Gemächlichkeit überwunden und endlich brach der achtzehnte Januar an, wo in dem Prunkschloß des Sonnenkönigs, das in goldenen Riesenlettern einst à toutes le gloires de la France geweiht worden war, ein König von Preußen als Deutscher Kaiser begrüßt werden konnte. Diesmal gab es keinen höfischen Prunk: nur der Glanz der sieghaften Waffen erhellte die Feier, der das Bahrtuch von hundertunddreißigtausend deutschen Männern den Hintergrund mit düsterer Trauer umflorte, und für den Krönungsalut sorgten die Geschütze vom Mont Valerien; der Preußenkönig aber, der in bescheidener Würde jetzt die Wiederherstellung des Deutschen Reiches verkündete, war keinem irdischen Lehnsherrn mehr unterthan und zum Wehrdienst verpflichtet.

Auch wenn man flüchtig nur auf dieses große Stück preußisch-deutscher Geschichte zurückblickt, begreift man leicht, mit welchen Empfindungen der Festtag begrüßt werden muß, der dem deutschen Land heute heraufsteigt. Viel hohles Pathos lärmender Prologe wird ihn geräuschvoll verherrlichen, die Märchenpracht des Kyffhäusers wird sich aufthun und vom Kaiser Rothbart und seinen Raben wird in fertigen Sätzen, die fettig glänzen wie verbrauchte Scheidemünze, Manches geflennt und gejubelt werden. Ob freilich dieses Getöse an die Höhe und Tiefe eines Gefühles heranreichen wird, wie es im Herzen der Aelteren die Wiederkehr des Tages lebendig macht, der statt eines geographischen Begriffes ihnen ein fest gefügtes Vaterland gab? Ob der Feierlärm die Jüngeren, die als reiche Erben in den von Anderen mühsam erstrittenen Besitz hineingeboren wurden, daran mahnen wird, was sie zu wahren, was zu verlieren haben? Der rechte, zuversichtliche Glaube will sich nicht einstellen. Wir haben in der letzten Zeit zu viele Feste erlebt, zu viele Reden und Rufe ertragen, — und durch beständige Wiederholungen gewinnt das zuerst zündende Wort nicht an Kraft, der mahnende Ruf nicht an Wirkung. Einem Volke, dem unaufhörlich neue Sensationen zugemuthet werden, das gar nicht mehr zur

Ruhe, zum sicheren Vertrauen auf eine stetige Führung kommt, geht mählich auch die Fähigkeit verloren, zwischen Wichtigem und Nebensächlichem zu unterscheiden. Wer nicht lügen will, kann nicht leugnen, daß der Geburtstag des Reiches nicht in der Stimmung begangen wird, die man hoffen und wünschen durfte, nicht mit der Einmüthigkeit des Wollens, die zu Bismarcks achtzigstem Geburtstag froh und stärkend sich ringsum regte. Auch damals blieben breite Volksschichten kühl und stumm dem Feste fern, hitziger Haß spie Geifer und Galle und unter den Gratulanten war Mancher, der nicht jeden Schritt des Gefeierten gutheißen mochte. Aber die Scheidung der Geister war doch klar und wohlthätig: die Feinde des historisch Gewordenen traten grollend bei Seite, Alle, die in dem ganzen Werk Bismarcks, trotz starkem Schatten, die leuchtende Größe erkannten, schaarten sich dicht zusammen und merkten, freudig erregt, daß sie nicht im Reichstage zwar, der längst nicht mehr ein Spiegel der Volksstimmung ist, aber im Reich die sichere Mehrheit hatten. Noch einmal, am Tage von Sedan, zeigte sich das selbe erhebende Schauspiel, noch einmal regte sich die selbe Einmüthigkeit im Gruß einer großen Vergangenheit. Heute, wo Jeder fühlt, daß der ernste Sinn der Feier mehr der Gegenwart und der Zukunft gilt, sieht das Bild leider anders aus: billige Allgemeinheiten werden ausgebrüllt, jede Partei prahlt mit ihrem Antheil an dem gewaltigen Werk, da oder dort spricht auch wohl ein bedeutender Mann ein gewichtiges, widerhallendes Wort; aber die rechte Feststimmung fehlt und die Männer sogar, die im Werden der deutschen Einheit die Erfüllung sehnender Träume sahen, müssen sich künstlich oft erst zu lauter Begeisterung stimmen. Schwarze Sorge liegt über dem Land und verdüstert die Freude am glorreich Vergangenen; höhnend fragen die Feinde, ob das neue Reich wohl ein zweites Jubiläum erleben wird; grämliche Betrachter erinnern an die Zeit, da der letzte deutsche Karolinger, ein irrlichtelirendes, von wechselnden Einflüssen bestimmtes Kind, das Reich, das seine Ahnen groß und mächtig gemacht hatten, in steigende Unsicherheit und Verwirrung stürzte und endlich in voller Zersetzung hinterließ; Deutschlands herrlichster Historiendichter, Heinrich von Treitschke, der mit der zornigen Begeisterung eines alten Propheten den deutschen Volkshort behütet, unterstreicht in wüthig warnender Trauer die Zeichen des Niederganges; und der Schöpfer des Reiches verbirgt den Freunden nicht seine bange Besorgniß und verschweigt nicht den Wunsch, den Verfall

seiner Schöpfung nicht bis ans Ende zu schauen. So sieht, wenn man die ungesunden Nebel der Lüge und Heuchelei muthig hinwegbläst, die Stimmung aus, in der die besten Deutschen den ersten Jubeltag des Preußischen Reiches Deutscher Nation begehen.

Es wäre frevelnde Thorheit, diese Stimmung zu verschweigen; aber es wäre die Art thatenloser Feigheit, sich in zager Verzweiflung ihr hinzugeben. Der wunde Fleck am Körper der deutschen Volkheit darf nicht mit festlich bemaltem Papier überpflastert, aber er darf auch nicht wohlgefällig zur Schau gestellt werden, daß die Volksgenossen nur in dumpfem Brüten noch dabei verweilen. Näher vielleicht, viel näher, als Mancher glaubt, ist die Stunde, wo wir mit gesammelter Kraft zu vertheidigen haben werden, was Andere für uns erwarben, und diese Stunde darf uns nicht muthlos kränkelnd, nicht im trägen Dämmern der Trübsal treffen. Mit Fug ist an die Jugend, der die Zukunft gehört, der Ruf ergangen: Spartam nactus es, hanc exorna! Diese Jugend, die nur selten noch weiß, wie lang und wie steinig von Jena bis Sedan der Weg war, und die schwer erkämpfte Wirklichkeit, das Höchste, was erreicht werden konnte, an blinkenden Idealen mißt, hat die stärksten Eindrücke in den letzten, schlimmen Jahren empfangen und ist deshalb geneigt, den Werth des Ererbten zu unterschätzen und in schönere Träume, in überirdische und übermenschliche Mystik, zu flüchten. Das ist nicht wunderbar: zu oft ist ihr ein jäher Wechsel des Glaubens und Werthens angesonnen, zu oft befohlen worden, anzubeten, was gestern verbrannt, und zu verbrennen, was gestern angebetet werden sollte, als daß sie noch ein sicheres Urtheil über den nationalen Besitz, noch die schamhafte Ehrfurcht vor dem Gewordenen sich bewahrt haben könnte. Jede Jugend, die wirklich jung ist, erhebt sich als ein Revolutionär: sie pocht an die Thüren der Alten und heischt Einlaß, sie fordert in den Meisterwerkstätten ihren Platz, ihren Theil an den Thaten des Tages, und will von den alten Göttern gewöhnlich nichts wissen. Wer dieses Jugendempfinden geflissentlich nährt und immer wieder zeigt, wie über die wichtigsten Einrichtungen und die kostbarsten Güter des Volksthumes das Urtheil schwankt, Der soll sich nicht wundern, wenn dem erwachsenden Geschlecht die dankbare Freude am Ueberkommenen schwindet und das Ziel sittlicher Erziehung verfehlt wird. Und doch ist zu froher Dankbarkeit noch Anlaß genug vorhanden und kein Volk wird ungestraft den Versuch wagen dürfen, das feste Tau, das es an

seine Vergangenheit knüpft, mit raschem Griff zu durchschneiden. Wir sind nicht so arm an führenden Geistern, wie es scheint, weil Unzulänglichkeiten und Mittelmäßigkeiten eine unfruchtbare Politik mehr leiden als leiten; wir sind nicht so schwach, wie man glauben könnte, wenn man Tag für Tag hört, welche Gefahren uns von einem inneren Feinde drohen; wir sind nicht so verkommen, wie man in der überhitzten Stickluft der Großstadtkultur und unter dem Gifthauch ihrer papiernen Wucherpflanzen annehmen möchte. Das Deutsche Reich hat in den fünfundzwanzig Jahren seiner Geschichte nicht Geringes geleistet, in der Wissenschaft und in den Künsten, in der Technik und im Gewerbefleiß; es hat eine Verfassung, die, wie alles Menschwerk, unvollkommen ist, die aber, richtig verstanden und sorglich beachtet, jeden Uebergriff und jeden Unverstand hindern und zu allem Guten und Großen den Weg öffnen kann. Taugen die beamteten Führer uns nicht, die sich des Regirens vermessen: wir brauchen ihnen nicht zu folgen; ist die Mehrheit der Nation mit der amtlichen Politik unzufrieden: sie kann ihren gekrönten Vertrauensmann überzeugen, daß eine andere Bahn beschritten werden muß. In der Verfassung des Deutschen Reiches ist das Volk selbst zum Herrn seiner Geschicke gesetzt und sich selbst, nicht die Einrichtungen, hat es anzuklagen, wenn es ihm dauernd schlecht geht und es abermals, wie so oft schon in seiner Geschichte, sich nicht lange auf der Sonnenhöhe zu halten vermag. Die Einrichtungen sind brauchbar und nützlich; aber: sind sie nach ihrem wahren Werth der gleichgiltig gaffenden Masse auch bekannt, die am Ende wohl gar nicht weiß, was dieses neue Deutsche Reich im Leben des germanischen Stammes bedeutet?

Der Anblick der Reichskleinodien wird das Wesen des Reiches nicht deuten helfen. Die Zeit ist lange entschwunden, wo man in Krone und Szepter, im Reichsschwert und Reichsapfel Reliquienkraft zu finden wähnte, den eingehämmerten Segen mächtiger Heiligen, und wo dem gekürten Manne sein Königsrecht dadurch erst geschaffen ward, daß er Kappe und Krone, Speer und Szepter empfing. Die Reichskleinodien sprechen zu unserem Empfinden nicht, das in dem Kronenträger den persönlichen Werth schätzen will und das wunderliche Pomum mit kühlem Staunen betrachtet. Als in Berlin der erste Deutsche Reichstag eröffnet werden sollte, schob der Kronprinz den uralten Stuhl der Sachsenkaiser an die Stelle des preußischen Königsthrones; der holder Schwärmerei und prunkenden Schauspielen immer geneigte Mann, der sich später, in

Erinnerung an Maximilians Vater, am Liebsten Kaiser Friedrich den Vierten genannt hätte, wollte symbolisch damit andeuten, daß die neue Kaiserwürde als die Fortsetzung der alten römisch-kaiserlichen Majestät zu nehmen sei. Der Vorfall, der den guten Preußen Gustav Freytag ärgerte, ging ziemlich unbeachtet vorüber und war doch nicht bedeutungslos. Damals galt es, alle im deutschen Gemüthsleben wirkenden Kräfte, auch die mythischen und mystischen, lebendig zu machen. Ein Volkskrieg kann mit Erfolg nur für eine Allen heilige Sache geführt werden; und es war für den Ausgang des großen Krieges gewiß nicht gleichgiltig, daß die Franzosen sich für Louis Napoleon schlugen, den Mann mit dem Speck am Hut, während die Deutschen für die alte Reichsherrlichkeit kämpften und die Brüder aus Süden noch die schimpfliche Rheinbundsschmach in heißem Gallierblut abzuwaschen hatten. Damals war es erlaubt, war es vielleicht geboten, auch die Schemen in den entscheidenden Kampf mitzuschleppen, daß sie, ein gespenstisches Heer, aus Wolkengebilden den treuen Truppen Trost zuwinken und den Widersacher verwirren konnten. Moltke wurde, als das Haus Bonaparte vom Thron gestürzt war, das Wort nachgesagt, er führe nun Krieg gegen Ludwig den Vierzehnten, — und wirklich mußte ja das seit Richelieus Tagen so unnatürlich verrenkte Gleichgewicht Europas zwischen Sedan und Paris wiederhergestellt werden; da konnten gegen Bourbonenspuk die Karolingerschatten fechten. Aber der Friede kam und jetzt war es Zeit, den verschlissenen Plunder in die Rumpelkammer zu weisen. Daß es nicht geschah, daß sogar in der Kaiserproklamation das „Wahrzeichen der alten Herrlichkeit" eine Stätte fand, war vielleicht des stolzen, romantisch gesinnten Kronprinzen Werk. Weder über den alten Kaiser noch über Bismarck hatte die Weltanschauung des Mittelalters Gewalt; sie gaben dem Reich die preußische, schwarzweiße Färbung. Neben ihnen aber waren noch andere Kräfte thätig, war besonders der liebenswürdige Thronfolger bemüht, den schönen Schein einer bunten Zeit in die moderne Nüchternheit hinüberzuretten. So entstand der krause Begriff eines Preußischen Reiches Deutscher Nation, so schwang in dem ersten frohen Gruß der Kaiserglocken schon ein falscher Ton mit und weckte ein unheilvolles Echo. Der Ursprung des Kulturkampfes wurzelt in dem Mißverständniß, es solle, wie zur Zeit Ottos des Dritten und Sylvesters, die Renovatio Imperii Romanorum unternommen werden. Das Mißtrauen des Südens sog immer erneute Kraft aus der Furcht vor

einer Verpreußung. So lange Bismarck, den der leise Kaiser gewähren ließ, sein Werk selbst betreuen durfte, wurde weder der preußische noch der römische Ton zu laut und zu herausfordernd angeschlagen; der Schöpfer empfand mit genialem Instinkt, was seiner Schöpfung frommen, was schaden konnte. Heute, kein ernster Mann täuscht sich darüber, hat sich das Klingen des falschen Tones bedenklich verstärkt und mit ihm das Gefühl, daß wir in unwahrhaftigen Zuständen leben. Und wie im Innern gegen den allzu steifen Preußenzopf sich mancher Widerspruch regt, so stammt ein beträchtlicher Theil der Gefahren, die uns draußen umlauern, aus der Furcht vor einem werdenden Weltkaiserreich.

Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation ist tot und eingeurnt und alle guten Geister des deutschen Volkes mögen uns vor seiner spukhaften Rückkehr gnädig bewahren. Es starb nicht erst an jenem sechsten August 1806, wo Kaiser Franz, um die Hausmacht Oesterreichs zu retten, den Reif der Karolinger ablegte. Es hatte durch Jahrhunderte schon nur ein kümmerliches Dasein gefristet und von dem gewaltigen Streich sich nie wieder erholt, mit dem Luther es traf, als er den Staat von der Vormundschaft der Kirche befreite. Die Gestalten Caesars und Peters waren vereint durch die Geschichte geschritten; sie hatten mit einander um die Herrschaft gekämpft, aber sie waren nicht von einander zu trennen, sie blieben die unlöslichen Elemente einer einheitlichen Macht. Als der Riesenschatten Luthers sich zwischen ihnen aufreckte, brach die neue Zeit an: das Gewölk des Mittelalters wich und mit der Sacra Caesarea Majestas war es für immer vorbei. Wohl wirkte der Fluch der alten Kaiserei noch lange fort und alle Künste theokratischer Mythenbildung wurden aufgeboten, um dem jeweilig regirenden Hause gläubige Anbetung zu sichern; aber das Reich verfiel, es wurde zum Spott der Nachbarvölker und keinem Kaiser gelang es mehr, mit dem Schein auch das Wesen der Macht zu bewahren. Keinem: selbst dem Größten nicht, der jemals gegen die Geschichte zu herrschen versuchte. Bonaparte, der als Organisator unvergleichlich war und das feinste Gefühl für den Punkt hatte, von dem aus man einen Volksorganismus stärken oder zerstören konnte, war taub und blind für die lauten und sichtbaren Lehren der Geschichte. Er ging zu Grunde, weil er, der Sohn und der Exponent der Revolution, der Erbe des Caesar Augustus und Karls des Großen sein wollte. Im Mai des Jahres 1804 konnte der Mann, der so gern prahlend von seinem Leben als Unter-

lieutenant der Artillerie sprach, unter dem Segen des Papstes den Scheitel mit dem Diadem der Karolinger schmücken und das römische Kaiserthum von den lothringischen Habsburgern in das Haus Bonaparte herüberzerren. Er konnte sich als das gebietende Haupt, das caput, der Christenheit fühlen und dazu noch den heidnischen Traum der Cyrus und Alexander weiterweben: er blieb doch nur der letzte Plagiator der verklungenen Römerherrschaft. Weil er der Welt gebieten wollte, waffnete sich gegen ihn eine Welt. Weil er sich dreist gegen das Rad der Geschichte stemmen wollte, verstreute der Genius der Geschichte seine Eroberer-beute bis auf die winzigste Spur. Die Zeiten des römischen Prinzipates waren vorüber und kein sterblicher Mensch konnte dem abgelebten Leib des Universalreiches noch einmal den beseelenden Odem einhauchen. Elf Jahre nach dem Taumelrausch seiner Krönung lag der letzte Imperator ge-knebelt am Boden. Auf seinen Grabstein hätte man die Inschrift setzen können, die, zwischen brüchigen Trümmerhaufen, von einem Kreuz-fahrerkastell in Syrien herab den Wanderer grüßt:

Sit tibi copia,
Sit sapientia,
Formaque detur;
Inquinat omnia
Sola superbia
Si comitetur.

Auch die Beherrscher des neuen Reiches sollten dem warnenden Wahrspruch nachdenken. Das Jahr, das den Untergang des letzten Imperators heraufführte, sah die Geburt des Mannes, der von altem Spuk uns nicht nur erlösen, der auch das neue, helle und luftige Haus den Deutschen erbauen sollte. Luther hat der alten Kaiserherrlichkeit die Wurzeln zerschnitten, Bonaparte hat den abgestorbenen Stamm in ein künstlich erhitztes und dadurch ausgedörrtes Erdreich verpflanzt, Bismarck hat weise gewartet, bis aus der natürlichen Kraft des heimischen Bodens ein gesunder Trieb zum Licht emporschoß, den er pflegen, beschneiden, einzäunen und vor Raupenfraß schützen konnte. Seitdem ist der innerlich unwahre Gedanke, der einem verhängnißvoll falschen Idealismus entsprang, überwunden und abgethan und er sollte selbst in pomphaften Aeußer-lichkeiten nicht ferner mehr mitgeschleppt werden. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation ist tot und ein neues Geschlecht kann mit einer Leiche auf dem Rücken nicht leben, nicht in lustigem Ringen die Kräfte regen. Kein noch so feiner Faden verbindet uns mit dem Leintuch, in dessen

Falten das schlotternde Gespenst hustend einherkeucht, und Barbarossas Raben sind uns nur die krächzende Erinnerung an ein Kinderstubenmärchen. Wir haben ein Deutsches Kaiserthum, wir wollen unser eigenes Leben bewahren und, wenn wir schon den römischen Kaisernamen mit in den Kauf nehmen müssen, doch nicht bei Caesaren, Ottonen und Saliern, sondern bei den besten Hohenzollern die Ueberlieferungen suchen. Die alten Kaiser kümmerten sich um Gott und die Welt, am Meisten um ihre Hausmacht, und darüber ging des Reiches Wohlfahrt zum Teufel. Ein neudeutscher Kaiser hat genug zu thun, wenn er nur für Deutschland sorgt und dabei bedenkt, daß sein Volk Ellenbogenraum braucht und daß die germanische Vormacht sehr ernste Pflichten hat. Er soll und er darf kein Herr sein, der seine Hand über die ganze Erde streckt und sich im trügenden Schein einer Allmacht und Allgegenwart sonnt. Wir sind nicht reich und nicht ungefährdet genug, um uns den Luxus der alten Kaiserei gestatten zu können, deren überladene Pracht heute nur noch als unnöthiger und unnützlicher Ballast das umbrandete Staatsschiff beschwert. Am Bourbonenhof spottete man einst darüber, daß in Sanssouci kein Oberstkämmerer dem König das Nachthemd reiche; als aber die Bourbonenkrone im Dunst höfischer Vergötterung längst blind und rostig geworden war, stand der Staat Fritzens des Großen noch aufrecht und konnte es unternehmen, sich Deutschland und der germanischen Rasse in Europa den von Gallierlist ihr schnöde geraubten Raum zu erobern. Die Hohenzollernhygiene hat sich bewährt: sie hat den Geist gestählt, der schließlich, wie Karl von Villers ahnend voraussah, den französischen Geist besiegen konnte. Ob dieser deutsche Geist aber in seiner schlichten Reinheit bewahrt werden kann, wenn der Unsinn einer theokratischen Mystik wieder aus der Gruft beschworen wird und man in Deutschland sich in die Franzosensitte schickt, geräuschvoll auf ein fabelhaftes Prestige hinzuarbeiten? Gewiß nicht; deshalb müssen wir, ehe es zu spät ist, aus unwahrhaftigen Zuständen heraus, deshalb muß der moderne Bau von romantischem und feudalem Moder gründlich gereinigt werden. Ueber Absolutismus und ständische Gliederung läßt sich reden, wenn sie in den Institutionen wurzeln und offen vor allem Volke bekannt werden; sie würden unerträglich sein, wenn sie unter der dünnen Decke demokratischer Einrichtungen fortwirken wollten. Und sehr viel schlimmer noch als die innere Gefahr wäre die Bedrohung von außen. Die Welt duldet Universalherrschaftpläne heute noch weniger als zur Zeit Bonapartes

und gegen einen allerletzten Imperator würde sich ein Völkerbund bilden, dem der Stärkste selbst machtlos unterliegen müßte. Nicht nur, um die Empfindlichkeit der Habsburger zu schonen, haben die Hohenzollern auf die stolzen Titel der Staufer verzichtet und der Zeit ein Ende gesetzt, wo der Freiherr von Gemmingen schreiben konnte: „Das Haus Oesterreich kann nur das Oberhaupt oder der Feind des Deutschen Reiches sein,“ — sondern in weislicher Selbstbeschränkung und in der Erkenntniß, daß das komplizirte und verwinkelte Gefüge eines modernen Staates die ganze, gesammelte Mannesarbeit eines Herrschers verlangt und ihm nicht Muße läßt, sich an bunten Tand zu verlieren oder der widerstrebenden Welt den Schein eines Imperatorenthumes aufzudrängen.

Das neue Deutsche Reich kann nicht römisch, aber es darf auch nicht preußisch sein. Der Reif, der den Scheitel des Hohenzollernkaisers schmückt, ist nicht das Diadem Karls des Großen und Bonapartes, aber er ist auch nicht die Preußenkrone, die Kurfürst Friedrich von Brandenburg im alten Adlerland einst aufs Haupt setzen durfte. Der Weltherrschaftwahn würde uns draußen, das starre Preußenthum würde im Innern gefährliche Feindschaft erzeugen. Preußen hat gewiß Großes an Deutschland gethan; nun aber ist endlich der Tag gekommen, wo Preußen dem deutschen Einfluß die Flanken weit öffnen und das Land, das den Germanen, nicht dem Mischvolk der Borussen gehört, von dem cauchemar prussien, dem preußischen Alb, für immer befreien muß. Der junge Riese mag sich nicht in das Leichenlinnen der verplunderten Reichsherrlichkeit hüllen, doch auch die dicke wollene Preußenjacke ist ihm zu eng und das helle Haupt will er dann nur in die Pickelhaube zwängen, wenn wieder ein frevler Feind ihn zu den Waffen ruft. Das Deutsche Reich, das die große Aufgabe hat, bescheiden und fest, stark und gesittet dem Germanenstamm auf der bewohnbaren Erde Raum zu sichern, muß deutsch werden, deutsch sein und deutsch bleiben und von allem Trödelkram einer toten Vergangenheit sich entschlossen scheiden. Eines solchen Reiches ersten Jubeltag wird man nicht mit pomphaften Schaustellungen feiern, nicht mit Rabengedichten und Reichskleinodien in prangenden Sälen, sondern unter mächtigen Eichen und frisch im Schnee grünenden Tannen, — mit dem treuen Gelöbniß, so ernst und so gewissenhaft in einer neuen Zeit stets seine Pflicht zu thun, wie in der alten der Schöpfer des Reiches bis in sein tannengrünes Alter hinein sie redlich und ruhmvoll erfüllt hat.

Anarchie oder Bevormundung?

I.*)

Als sozialphilosophisches Problem besitzt die Regirungsgewalt drei wesentliche Seiten. Wir können die Fragen aufwerfen: In wessen Händen hat die höchste Gewalt zu ruhen? Mit Hilfe welches Apparates ist diese Gewalt auszuüben? Und auf welche Angelegenheiten hat sich diese Ausübung mit Fug und Recht zu erstrecken? Die ersten beiden Fragen haben seit den ältesten Zeiten Philosophen erörtert und Parteien zum Gegenstand des Kampfes gemacht. Unzählige Schlachten sind wegen der allseitigen Ansprüche von Königen, Adel und Volksführern auf „das göttliche Recht, schlecht zu regiren" und für oder gegen die Trefflichkeit dieses oder jenes gesetzgeberischen oder administrativen Apparates geschlagen worden. Die dritte Frage hingegen hat sich erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit hervorgedrängt. Aber ihre Bedeutung ist rasend gewachsen und wächst immer noch. Jetzt verdunkelt sie sogar die anderen vollständig. Die Bestimmung der Grenzen der Regirungsgewalt ist das große Problem der modernen Sozialphilosophie. Giebt es ein Feld menschlicher Thätigkeit, über das die Rechtsprechung einzig dem Einzelnen zusteht und in das sich Andere nicht zu mengen haben, oder giebt es ein solches Feld nicht?

In den alten Gemeinwesen Griechenlands und Roms gab es außer den religiösen Uebungen der Familie schwerlich einen Theil des menschlichen Lebens, der vor den Eingriffen des Staates gesichert war. Außerhalb dieser primitiven sozialen Gemeinschaft gab es sogar keine religiöse Freiheit mehr. Die alten Staaten haben keine Handlungen gestattet, die Mangel an Achtung vor den Kulten, die das Gemeinwesen anerkannte, zeigten, und noch weniger solche, die nach thatsächlichem Widerstand gegen sie rochen. Jedem „Ungläubigen", der seinem Mangel an Glauben an die Staatsgötter offenen Ausdruck zu geben wagte, brachte man es schnell bei, daß er seine Meinung besser für sich behalte. Und gegen fremde Religionen, deren Ausübung sich mit der öffentlichen Wohlfahrt nicht vertragen sollte, gab es keinerlei Schonung. Aber die alten heidnischen Religionen kannten keinerlei Propaganda. Und da die Verfolgungsucht sich gewöhnlich an das Proselytenmachen knüpft, so waren sie in der Praxis ziemlich tolerant, bis die Fortschritte des Christen-

*) Diesen Aufsatz hat der große Forscher noch selbst der „Zukunft", an der er ein freundliches Interesse nahm, zur Verfügung gestellt.

thumes der römischen Staatsgewalt darüber die Augen öffneten, daß das bürgerliche Leben, wie sie es verstand, sich mit dem religiösen Leben, wie es die Christen verstanden, nicht vertrug. Das heidnische Rom verfolgte das Christenthum also planmäßig, — in der Absicht, eine politische Katastrophe der ernstesten Art abzuwenden. Die christliche Kirche war die „Internationale“ der Kaiser des zweiten und dritten Jahrhunderts.

Gewöhnlich nimmt man an, das Ergebniß dieses von Zeit zu Zeit entbrennenden tötlichen Kampfes sei der Sieg der Kirche gewesen und somit habe, nach Julians Ausspruch, der Galiläer gesiegt. Wenn man aber das Christenthum des Paulus mit demjenigen von Konstantins Prälaten vergleicht, dann darf man doch wohl einen Zweifel äußern, ob nicht, wie in so vielen anderen Fällen, so auch hier in Wirklichkeit die Besiegten den Sieger überwunden haben, ob der triumphirende Katholizismus des vierten und der späteren Jahrhunderte nicht mehr griechische Philosophie, römische Organisation und römischen Brauch als ursprüngliches Christenthum enthalte. Ein Erbtheil alter römischer Staatskunst ist wenigstens buchstäblich auf die katholische Kirchendiplomatie übergegangen. Sobald die Kirche stark genug war, begann sie sich mit einem Nachdruck und einer Ausdauer auf das Verfolgen zu legen, wie sie das römische Kaiserreich niemals erreicht hatte. In dem Zeitalter des Glaubens wüthete das Christenthum gegen die Gedankenfreiheit als solche und zwang den Staat, das religiöse Dissidententhum als verbrecherische Handlung der schlimmsten Art zu verfolgen. Der Scharfsinn der heidnischen Verfolger hat bei Weitem nicht die beschämende Höhe desjenigen der christlichen Erfinder des heiligen Amtes erreicht und die bürgerlichen Regirungen des heidnischen Alterthumes haben sich niemals dazu erniedrigt, die Henker für eine Priesterkamarilla zu spielen. Im sechzehnten Jahrhundert hatte eine tausendjährige Theorie und Praxis das Christenthum in solchem Grade mit Unduldsamkeit durchtränkt, daß selbst die großen Reformatoren an diesem werthvollen Erbstück des Glaubensalters festhielten, so viel kirchlichen Verderbtheitplunder sie auch sonst beseitigten.

Die langen geistigen und physischen Kämpfe, die zu einer immer vollständigeren Ausschließung einer großen Gruppe menschlicher Interessen und Handlungen von dem rechtlich feststehenden Machtbereich der Regirung führten, haben einen mächtigen Einfluß auf die allgemeine Theorie der Regirungsgewalt ausgeübt. Zwei Jahrhunderte sind ins Land gegangen, seit dieser Einfluß, der sich schon geraume Zeit bei Sozialphilosophen fühlbar gemacht hatte, jene systematische Untersuchung der richtigen Grenzen des Machtbereiches der Regirung im Allgemeinen hervorrief, die Lockes beide 1689 veröffentlichte „Abhandlungen über die Regirung“ enthalten. Die englische Revolution von 1688 bezeichnet eine der Zuspitzungen im Kampfe zwischen Libe-

ralismus und Absolutismus auf den britischen Inseln, der sich schon in einer frühen Periode der englischen Geschichte zeigte. Der Liberalismus, den die Politiker des Parlamentes und die protestantischen Theologen vertraten, hatte den Vorrang vor dem Absolutismus behauptet, wie ihn die Stuarts auf politischem Gebiete und das Papstthum, offen oder versteckt, auf religiösem Gebiete darstellten. Die beiden „Abhandlungen" sind eine Vertheidigungschrift der Sieger. Der erste Essay ist augenscheinlich an den armen toten Sir Robert Filmer gerichtet, mit seiner adamischen Mythologie, die Locke, nebenbei bemerkt, wie ernste Geschichte behandelt; aber diese geistigen Pfeilschüsse sollen ihr augenscheinliches Ziel nur durchbohren, um dann noch die Vertheidiger des göttlichen Rechtes zu töten, die hinter dem Vorposten Filmer lagern. In dem zweiten Essay, „Ueber bürgerliche Regirung", der allein heute für uns noch Interesse hat, wird die Theorie von der Allmacht des Staates, die Hobbes vertreten hatte (und die, obgleich Das offenbar nicht richtig ist, im Interesse der Monarchie erfunden sein soll), heftig angegriffen.

Hobbes war ein Denker und Schriftsteller von wunderbarer Gewalt und, als Ganzes betrachtet, vielleicht der größte englische Philosoph. Aber ihm war es so wenig wie Locke gegeben, der Verwickelung in die apriorischen Spekulationen zu entgehen, die wesentlich von den römischen Juristen herstammten. Ausgehend von der Annahme einer natürlichen Gleichheit der Menschen und von einem ursprünglichen „Naturzustand", in dem sich jeder Mensch der vollen Ausübung seiner „natürlichen Rechte" bestrebte und der also ein Kriegszustand Aller gegen Alle war, nahm Hobbes weiterhin an, daß die Menschen, um der Segnungen des Friedens theilhaftig zu werden, mit einander einen Vertrag geschlossen hätten, in dem jeder Einzelne die Gesammtheit seiner natürlichen Rechte der Person oder den Personen unterwarf, die unter allgemeiner Zustimmung ernannt würden, um die oberste Herrschergewalt oder Souverainetät über alle einzelnen Mitglieder des Staates auszuüben, der durch jenen Vertrag geschaffen würde. Die Autorität der souverainen Person (mochte Dies nun Einer oder mochten es Viele sein, Monarch oder Volk), der man die natürlichen Rechte so vollständig in die Hand gab, war damit absolut und außer Frage gestellt. Von dem Augenblick dieser Uebergabe besaß das einzelne Mitglied des Gemeinwesens, der Bürger, überhaupt keine natürlichen Rechte mehr; aber an ihrer Stelle erwarb er sich die bürgerlichen Rechte, die der souveraine Despot für geeignet hielt, ihm zu geben und ihm, wo es nöthig schien, durch den Nachdruck der gesammten Staatsgewalt sicher zu stellen. Das bürgerliche Gesetz, geheiligt durch die Macht der Gemeinschaft, nahm die Stelle des „natürlichen Rechtes" ein, das nur die Macht des Einzelnen hinter sich hatte. Daraus folgt, daß es für die Staatseinmischung theoretisch keine Grenze giebt noch geben kann.

Der Bürger des „Leviathan“ ist einfach ein Glied eines zusammengesetzten Organismus, der durch den Staatswillen in Ordnung gehalten wird; er hat in religiösen Angelegenheiten keine größere Freiheit als in anderen, sondern hat an der Ausübung der Staatsreligion Antheil zu nehmen und den Glauben seiner Theologie zu bekennen, ob er nun jene liebt und diesen besitzt oder nicht. Das Staatsideal ist ein scharf disziplinirtes Regiment, in dem die Bürger Gemeine, die Staatsbeamten Offiziere sind und jede Handlung im Leben durch die „Verordnungen und Bestimmungen“ des Souverains regulirt und festgesetzt ist. Ungehorsam ist schlimmer als Meuterei. Denn die Ungehorsamen brauchen nicht einmal erst vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Durch die That des Ungehorsams schon heben sie den sozialen Vertrag auf und fallen in den Naturzustand, d. h. in den Krieg Aller gegen Alle, zurück, sie werden zu Fremden, mit denen man summarisch, wie mit Feinden, verfahren kann.

Somit weist Hobbes' Theorie des Gemeinwesens drei Hauptpunkte auf: erstlich den ursprünglichen Naturzustand, den er als Kriegszustand oder als uneingeschränkten Daseinskampf unter den Menschen darstellt; zweitens den Vertrag, durch dessen Vollziehung die Menschen in Gemeinwesen oder Staaten eintraten; und drittens die vollständige Uebertragung aller natürlichen Rechte auf den Souverain und seine Ausrüstung mit absoluter und despotischer Autorität durch diesen Vertrag.

Nun nimmt auch Locke einen ursprünglichen Naturzustand an, aber dessen Kennzeichen sind ihm andere; auch er bekennt sich zu einem Ursprung des Gemeinwesens durch einen Vertrag und befindet sich somit in diesen beiden Punkten im Allgemeinen in Uebereinstimmung mit Hobbes. Aber in dem dritten Punkt tritt er Hobbes entgegen und erklärt, daß das Aufgeben der natürlichen Rechte, das mit dem sozialen Vertrag eintrat, nicht ein vollständiges, sondern im Gegentheil ein sehr scharf und sorgsam begrenztes gewesen sei. Der Unterschied ist von großer Wichtigkeit. Er bezeichnet den Punkt, wo sich zwei Schulen der apriorischen Sozialphilosophie scheiden, die sich bis zur Gegenwart fortgesetzt haben und immer weiter auseinandergehen. Jetzt stehen sich die letzten Entwickelungstufen der beiden Reihen gegenüber —: als Anarchie und als Bevormundungsystem.

Ehe wir weiter gehen, haben wir diese beiden Bezeichnungen sorgsam zu definiren. Anarchie ist als sozialphilosophischer Ausdruck nur in seinem eigentlichen Sinne zu nehmen, der mit Unordnung oder Verbrechen nichts zu thun hat, sondern einen Gesellschaftzustand bezeichnet, in dem die Herrschaft, die Jeder über sich selbst ausübt, die einzige Regirung ist, deren Legitimität anerkannt ist. In diesem Sinne kann strikte Anarchie der höchste vorstellbare Grad der Vollendung des sozialen Daseins sein. Denn wenn alle Menschen

freiwillig Gerechtigkeit übten und Barmherzigkeit liebten, so könnte man offenbar alle Schwerter mit Nutzen in Pflugscharen verwandeln und mit der Beschäftigung der Richter und der Polizei wäre es vorbei. Mit dieser Definition ist Anarchie das logische Ergebniß derjenigen Form der Sozialtheorie, die schon über ein halbes Jahrhundert unter dem Namen Individualismus bekannt ist. Leider kann ich mich für das Bevormundungsystem nicht auf ein solches längst angenommenes Rezept berufen. Aber vielleicht wird man meine Bezeichnung so lange gelten lassen, bis Jemand für die entgegengesetzte Anschauung, deren Kern die Lehre von der Allmacht der Natur ist, einen besseren Namen findet. „Sozialismus", ein Wort, das sich zuerst dafür zu bieten scheint, läßt sich leider in sehr verschiedenen Bedeutungen gebrauchen. Im Allgemeinen ist zweifellos die sozialistische Sozialphilosophie außerordentlich zur Bevormundung geneigt. Aber eine nothwendige Verbindung besteht zwischen Sozialismus und staatlicher Bevormundung nicht. Leute, die aus eigenem freien Willen es für richtig hielten, es den ersten Christen nachzuthun — wie diese in der Apostelgeschichte geschildert werden — und alle Dinge gemeinsam zu besitzen, wären Sozialisten. Und doch könnten sie recht gut Individualisten sein, so lange sie Niemanden dazu zwängen, sich ihnen anzuschließen. Der einzige wirkliche Gegensatz zum Individualismus ist jene gewöhnlichere Sorte von Sozialismus, die die Macht des Staates dazu benutzen will, die Gesellschaft oder einen Theil der Gesellschaft zu „organisiren", wie die Phrase lautet. Das heißt: dieser bevormundende Sozialismus will die Freiheit des Einzelnen in jedem Maße, in dem es der souverainen Gewalt belieben mag, einschränken, und zwar, um die Wirkungen der angeborenen Ungleichheiten der Menschen mehr oder weniger vollständig zu neutralisiren. Es ist der Militarismus in neuer Gestalt, da er den unbedingten Gehorsam des Einzelnen gegenüber einem regirenden Oberbefehlshaber fordert, dessen Aufgabe es ist, gegen die natürliche Ungleichheit Krieg zu führen und eine künstliche Gleichheit an ihre Stelle zu setzen.

Ich will jetzt kurz die Fortentwickelung des Bevormundungsystemes und des Individualismus seit dem siebenzehnten Jahrhundert darstellen.

In Frankreich wurde das Bevormundungsystem von Morelly und Mably stark befürwortet, noch ehe Rousseaus „Sozialer Vertrag" ans Licht trat. Aber während Rousseaus ungeheuere Volksthümlichkeit ihn zum offenkundigen Leiter der Bewegung zu Gunsten der sozialen Bevormundung machte, empfahl ihn die verhältnißmäßige Unbestimmtheit seiner Forderungen hinsichtlich der Gleichheit den praktischen Politikern. Seine Werke wurden das Evangelium der politischen — man könnte fast sagen: der religiösen — Sekte, deren Häupter Robespierre und Saint-Just waren; und die berühmte Verschwörung Baboeufs, der nur allzu gern ihr Fortsetzer geworden wäre, war ein Versuch,

das Tausendjährige Reich des Sozialismus des achtzehnten Jahrhunderts durch blutige Gewalt heraufzuführen.

Nach Rousseau ist der soziale Vertrag „die Begründung aller Rechte“, obgleich der Souverain durch ihn nicht gebunden ist, insofern er in keinen Vertrag mit sich selbst eintreten kann. Dieser Souverain ist die Gesammtheit der Bürger. Jeder giebt sich dadurch, daß er auf den sozialen Vertrag eingeht, dem Souverain zu Eigen: lui et toutes ses forces, dont les biens qu'il possède font partie. Er verliert seine natürliche Freiheit und der Staat wird Herr über ihn und seine Güter. Wie die Natur dem Menschen unbedingte Macht über seine Glieder giebt, so giebt der soziale Vertrag dem Gemeinwesen unbedingte Macht über seine Bürger. Der Staat beraubt ihn jedoch in Wirklichkeit nicht. Er bekommt dafür bürgerliche Freiheit (d. h. ein solches Maß von Freiheit, wie der Staat bestimmt) und ein Eigenthumsrecht auf Das, was er besitzt. Sein früherer Besitz, der reine Usurpation war, wandelt sich so in ein Recht. So werden die Glieder einer Gemeinschaft bloße Bewahrer des Staatseigenthumes und das Privatrecht des Besitzes ordnet sich dem höchsten Recht des Gemeinwesens unter. Der allgemeine Wille ist die Quelle der Autorität. Wer seinen Befehlen den Gehorsam weigert, Den muß der ganze Körper zum Gehorsam zwingen, — „was nichts Anderes heißt, als daß er gezwungen wird, frei zu sein“. Man braucht diese Sätze nur mit Hobbes' „Philosophischen Grundzügen über Regirung und Gesellschaft“ (1615) zu vergleichen, um zu sehen, daß Das kurzer und bündiger Hobbismus ist. Der grundlegende Satz von Rousseaus wie von Hobbes' Politik ist die Allmacht des Staates. Seine gerühmte Freiheit ist eine Gnade des souverainen Despoten, dessen Absolutismus durch den Trost überzuckert ist, daß jeder Einzelne einen unendlich kleinen Antheil daran hat. Und wenn Einer aus dem souverainen Volke gegenüber den Wohlthaten dieser freien Sklaverei und erzwungenen Bruderliebe blind sein sollte, so wird seine „Unbürgerlichkeit“ durch physische Behandlung geheilt: on le forcera d'être libre.

Damit wäre der Despotismus des „Gesammtwillens“ (Volonté Générale) eingeführt; aber wie soll der Souverain seine Gebote bekannt machen? Das ist sicherlich ein Punkt, über den man sich sehr klar sein muß. Leider läßt ihn Rousseau so ziemlich ganz im Dunkeln. Er beginnt das zweite Kapitel seines zweiten Buches mit der Erklärung, der Gesammtwille sei der Wille des Volkskörpers, also sei seine Erklärung ein Souverainetätakt, während die Erklärung des Willens eines Volkstheiles nur ein Verwaltungakt sei. Doch erfahren wir in einer Anmerkung, daß der Wille, um Gesammtwille zu sein, keiner Einstimmigkeit bedarf; nur müssen alle Stimmen eingeholt werden. Wie der Ausdruck eines Willens, der nicht einstimmig erfolgt, etwas Anderes sein kann als der Wille eines Volkstheiles, wird nicht klar.

Rousseaus wirkliche Anschauung wird jedoch im zweiten Kapitel des vierten Buches deutlich. Lockes Ausspruche folgend, daß nur „sein wirkliches Eintreten in ein Gemeinwesen durch positives Theilnehmen daran, ausdrückliches Versprechen und ausdrücklichen Vertrag" den Menschen zum Gliede eines Staates machen kann, sagt Rousseau, daß „das einzige Gesetz, das seiner Natur nach einstimmige Zustimmung erfordert, der soziale Vertrag ist. Denn die bürgerliche Gesellung ist die willkürlichste aller Handlungen: da jeder Mensch frei und als sein eigener Herr geboren wird, so kann sich Niemand, unter welchem Vorwande es auch sei, ohne eine förmliche Erklärung der bürgerlichen Gemeinschaft unterwerfen." Wer bei der Schließung des sozialen Vertrages seine Zustimmung nicht giebt, bleibt ein Fremder unter den Bürgern. Aber nachdem der Staat einmal geschaffen ist, ist das Wohnen innerhalb seiner Grenzen als Zustimmung zu dem Vertrage aufzufassen. „Abgesehen von jenem ursprünglichen Vertrag, gebietet die Stimme der Mehrheit über die Minderheit; Das ist eine Folgerung des Vertrages selbst." In dem Staate Rousseaus bedeutet demnach Souverainetät nicht mehr und nicht weniger als die Allmacht einer einfachen Stimmenmehrheit der Glieder des Staates, die sich zu allgemeinen Versammlungen geschaart haben.

Während der Sitzungen dieser souverainen Menge, die in bestimmten Zwischenräumen stattzufinden haben, „hört die Rechtsprechung der Regirung auf, die ausübende Gewalt ist aufgehoben und die Person des niedrigsten Bürgers ist so heilig und unverletzlich wie die des höchsten Beamten; denn wo der Träger der Macht selbst zugegen ist, da hört sein Vertreter auf, vorhanden zu sein." Thatsächlich kehrt in jeder solchen periodischen Versammlung der Staat potentiell zum Naturzustand zurück und seine Glieder mögen, wenn es ihnen beliebt, den sozialen Vertrag vollständig auflösen; wenn ihnen Das aber nicht beliebt, dann ernennen sie wiederum Beamte, die die ihnen zugewiesene Arbeit zu verrichten haben, worin diese auch bestehe, und zwar bis zu der nächsten Versammlung. Die Gesellschaft ist somit eine Art Aktiengesellschaft, deren Beamte in jeder Generalversammlung neu gewählt werden und deren Aktionäre das Geschäft aufgeben oder fortsetzen können, je nachdem die Versammlung beschließt, und in der diejenigen Satzungen, die eine einfache Mehrheit der Aktionäre beschließt, bis zur nächsten Versammlung giltig sind. Eine derartig organisirte Handelsgesellschaft würde ihre Souverainetät wahrscheinlich sehr bald an den Konkursverwalter abtreten. Aber dafür unterliegen die Mitglieder von Handelsgesellschaften auch gewiß nicht der Veränderung, die nach Rousseau das Eintreten in den sozialen Vertrag zuwegebringt. „Der Gesammtwille", sagt er, „ist immer redlich und strebt immer dem allgemeinen Wohle zu." „Die Leute werden niemals verderbt." „Alle wünschen beharrlich das Glück eines Jeden."

Leider stehe der Geist und die Kenntniß des Souverains nicht immer auf gleicher Stufe mit seiner Sittlichkeit: „Der Gesammtwille ist immer gerecht; aber das Urtheil, das ihn leitet, ist nicht immer ein erleuchtetes.“ Demnach scheint die Schmeichelei gegen den Souverain keineswegs der Monarchie allein anzugehören. Bekanntlich können Könige kein Unrecht thun und verbringen ihr Leben stets im Seufzen für das Wohl ihrer Unterthanen. Wenn sie zu irren scheinen, so kommt Das nur daher, daß sie falsch geleitet und falsch berichtet werden. Das haben die Vertheidiger des Despotismus von je her behauptet.

Ein gehörig erleuchtetes souveraines Volk kann mit seinem unvernichtbaren Altruismus das wahre Ziel der Gesetzgebung, das höchste Wohl Aller, niemals aus den Augen verlieren. Und wenn wir uns danach erkundigen, worin dieses Wohl besteht, so sagt uns Rousseau, daß es zwei Dinge umfaßt: Freiheit und Gleichheit. „Freiheit,“ sagt er, „ist der Gehorsam gegen das Gesetz, das man sich selbst gesetzt hat“; eine hübsch klingende Definition. Meiner Meinung nach stimmt sie nur nicht ganz zu der Verpflichtung, sich Gesetzen zu beugen, die andere Leute gemacht haben, Leute, die zufällig in der Majorität sind. Dieses Gesetz, „das man sich selbst setzt“, müßte denn gerade den Gehorsam gegen die Majorität einpflanzen. Aber wenn Das Freiheit ist, dann hat Derjenige, welcher es sich zum Gesetz „setzt“, einem Herrn zu gehorchen, genau so viel Freiheit wie der Freieste der Freien, und ganz genau so viel wie der Sklave, der sich entschließt, Sklave zu sein. In Bezug auf das andere Ziel der Regirung, die Aufrechterhaltung der Gleichheit, macht Rousseau gegenüber dem Einwurf, dieser Versuch sei utopisch, eine lehrreiche Angabe: „Gerade deswegen, weil die Macht der Thatsachen (force des choses) eine beharrliche Tendenz nach der Zerstörung der Gleichheit hat, sollte die Macht der Gesetzgebung immer darauf gerichtet sein, sie aufrecht zu erhalten.“

Unbedingte Gleichheit an Einfluß und Besitz ist nicht nöthig, aber weder Ueberfluß noch Bettelarmuth soll gestattet sein und es soll von der Anschauung des Gesetzgebers über die Umstände abhängen, ob der Staat sich dem Ackerbau oder der Industrie und dem Handel widmen soll. So soll der Staat die Vertheilung eben so beaufsichtigen wie die Erzeugung. Außerdem soll das souveraine Volk die Sätze einer Staatsreligion festlegen, nicht gerade in der Form religiöser Dogmen, aber wohl als Motive des Gesellschaftlebens, ohne die der Mensch weder ein guter Bürger noch ein treuer Unterthan sein kann.

Die Sätze des Staatsglaubens sind: das Vorhandensein einer mächtigen, denkenden, wohlthuenden, vorhersehenden und fürsorgenden Gottheit; das künftige Leben; das Glück der Gerechten, die Bestrafung der Bösen, die Heiligkeit des sozialen Vertrages und der Gesetze. Dies sind die positiven Sätze des rousseauschen Glaubens. Dazu kommt noch ein einziges negatives Dogma, — und der Leser wird überrascht sein, zu erfahren, daß es

den Kampf gegen die Unduldsamkeit anbefiehlt. Nachdem Rousseau Alle, die nicht an die Staatsreligion glauben, verbannt und die wankelmüthigen Gläubigen zum Tode verurtheilt hat, dankt er Gott, daß er nicht ist wie jene Zöllner, die Anhänger jener „cultes que nous avons exclus", — nämlich unduldsam. Verkündet er nicht, alle Religionen, die Andere dulden, sollten auch selbst geduldet werden? Leider vermindert die Einschränkung: „insoweit ihre Dogmen den Bürgerpflichten in keiner Weise zuwiderlaufen" die staatliche Duldung der Duldsamen um ein Beträchtliches. Denn wie wir gesehen haben, besteht für den Bürger die Verpflichtung, sich zur Staatsreligion zu bekennen.

Ob Rousseau die Werke Morellys und Mablys in der selben Weise benutzt hat wie die von Hobbes und Locke und ob sein Ruhm politischer Originalität nicht jener billigen und leichten Sorte angehört, die sich dadurch gewinnen läßt, daß man eifrig Alle totschwatzt, die unmanierlich genug gewesen sind, Einem die Gedanken vorwegzunehmen? In jedem Falle sind bedeutsame Werke dieser beiden Schriftsteller, in denen die Grundsätze des „Sozialen Vertrages" zur Grundlage ganzer Systeme des Bevormundungsozialismus mit Gütergemeinschaft gemacht sind, vor jenem Essay erschienen. Robespierre und St. Just sind in der Erzwingung der Gleichheit so weit gegangen wie Rousseau, aber sie haben es Baboeuf überlassen, zu versuchen, so weit zu gehen wie Mably. In der Methode ihrer Versuche (durch die Guillotine), „die Menschen zu zwingen, frei zu sein", vollzogen sie die Handlungen, die aus Rousseaus Glaubensbekenntniß mit Nothwendigkeit folgen mußten. Und mit noch regerem Eifer folgten sie ihrem Meister in dem Nachdruck, den sie auf die Staatsreligion legten, und in der staatlichen Bescheinigung, mit der sie das Dasein Gottes sicherstellten.

Die Bevormundungsozialisten unserer Tage scheinen der Meinung zu sein, in ihren Händen unterscheide sich die politische Bevormundung wesentlich von derjenigen der älteren Apostel ihres Glaubens. Sicherlich unterscheiden sie sich in ihren Anschauungen von Owen und Fourier. Aber ich vermag in den ernsten Schriften der modernen Schule oder auch in ihren Romanen nichts Wichtiges zu entdecken, das sich nicht schon in den Werken Mablys oder Morellys fände, die eben so nachdrücklich wie die späteren Schriftsteller die Dogmen vertreten, das Privateigenthum sei die Wurzel alles gesellschaftlichen Uebels, das goldene Zeitalter werde hereinbrechen, wenn der Staat nur die Produktion leite und den Verbrauch regulire, und Lust am Lobe bilde für den Fleiß einen Stachel, der genügend sei, um alle anderen Stachel zu ersetzen: die Liebe zur Macht, zum Reichthum und zur sinnlichen Befriedigung.

Thomas H. Huxley.

Zeitungskorrespondenten.

In Turgenjews „Gedichten in Prosa" findet sich ein merkwürdiges kleines Geschichtchen. Zwei Freunde werden durch einen Straßenskandal vom Theetisch aufgeschreckt. Man prügelt Jemanden erbärmlich durch. Schon wollen sie entrüstet für den Mißhandelten Partei ergreifen und ihn seinen Quälern entreißen, wer er immer sei, denn Niemand dürfe ohne Urtheilsspruch gerichtet werden. Aber es ist kein Mörder, kein Dieb, kein Eisenbahnschwindler, Armeelieferant oder Kassirer, kein Advokat, kein gesinnungtüchtiger Redakteur oder eine edle Seele, die sich für das Gemeinwohl opfert, — es ist ein Zeitungskorrespondent, den sie prügeln. Da kehren Beide auf ihre Plätze zurück und trinken ihren Thee aus.

Ein seltsames „Gedicht", eben so grausam wie boshaft! Mancher wird den Grimm, der es diktirt hat, nicht begreifen. Warum gerade einen Berichterstatter seinen Feinden auf Gnade oder Ungnade überlassen? Im besten Falle schüttelt man vielleicht den Kopf dazu, während man lacht. So wenigstens habe ich es dereinst, vor vielen Jahren, gemacht. Unterdessen ist mir aber die groteske Schnurre bei mancher schlechten Gelegenheit wieder in den Sinn gekommen und mit dem zornigen Herzen des russischen Dichters hat das meinige mehr als einmal gepocht. Und eben jetzt sollte man sie wie ein Menetekel an die Häuser und die Zimmerwände aller Zeitungredaktionen malen. Denn es ist erwiesen, daß der Ex-Freiherr von Hammerstein an ein weitverbreitetes Blatt Süddeutschlands aus Griechenland unter falschem Namen Berichte geschickt und daß diese Zeitung sie aufgenommen hat. Mit grellerem, schwefelgelberem Lichte kann eine der faulsten Stellen des Preßwesens wohl nicht beleuchtet werden.

Aber was ist denn so Arges dabei? Der Artikel kann ja ganz gut gewesen sein? Gewiß, Das kann er, — ich habe ihn nicht gelesen. Es ist mir auch nicht darum zu thun, gegen die „Münchener Neuesten Nachrichten" zu Felde zu ziehen und ihre Kompetenz anzuzweifeln, wenn es sich um die Frage handelt, ob ein Feuilleton glatt und flüssig, geistreich und amusant geschrieben ist. Der hammersteinsche Bericht möge immerhin eine Perle der Zeitungschreiberei gewesen sein. Das Haarsträubende daran ist nur, daß irgend ein fremder Wildling, ein Lump oder Verbrecher, irgend ein Lügner oder Ignorant, wenn er nur eine unterhaltende Feder führt, in einer großen Zeitung eine gute Aufnahme findet, ohne daß man an die Frage der sittlichen Qualitäten des Korrespondenten und der moralischen Folgen, die seine Berichterstattung haben kann, auch nur rührt. Auf das Urtheil eines Einzelnen, von dessen Charakter die Redaktion nichts weiß, kann die Hoffnung und das Leben eines Künstlers, der Sieg eines wissenschaftlichen Gedankens, die Existenz

großer und guter Unternehmungen jeder Art gegründet sein, — und das Alles kann stürzen, wenn sich die gefährliche Waffe einer von den Redaktionen gar nicht zu kontrolirenden „Korrespondenz“ in den Händen eines Untauglichen findet. Und, was schlimmer ist, solch ein Verderber braucht gar nicht einmal ein schlechter Kerl zu sein. Leichtsinn und Unfähigkeit genügen, aus Schwarz Weiß, aus Weiß Schwarz zu machen, eine alberne Privatmeinung zu vertausendfachen, mit dem Schein der Glaubwürdigkeit zu umgeben und so die Wahrheit gründlich zu verfälschen.

Den heillosen Unfug der Berichterstatterei zu leugnen, würde ganz vergebens sein. Er ist überall verbreitet, durch alle Ränge der Journalistik. Spielt sich irgendwo auf der Erdkugel eine Haupt- und Staatsaktion ab, von der die Blätter Notiz nehmen müssen, dann pflegen auch die vornehmeren unter ihnen, wenn sie einen „Spezialkorrespondenten“ nicht auszusenden vermögen, als gute Beute aufzugreifen, was sich ihnen eben bietet, und die literarischen Vagabunden und Dilettanten, die sich an die Zeitungen herandrängen, gelangen in solchen Tagen plötzlich zu hohen Ehren. Es ist ziemlich einerlei, ob es sich dabei um eine sensationelle Gerichtsverhandlung, einen politischen Akt, eine Gemäldeausstellung, eine Schauspielaufführung oder was sonst handelt. Da aber die Nullen — und auch viele Zähler — ihr Geldbedürfniß und ihren Schreiberehrgeiz an den Ereignissen ersten Ranges nicht zu befriedigen vermögen, die immer nur die Fettaugen auf der breiten Bettelsuppe des Lebens sind, so suchen sie auch in stilleren Zeiten ihre Lust durch größere oder kleinere ständige Berichte zu büßen, die sie an ihre Lohnherrinnen schicken, und die „X.sche Zeitung“ oder der „Y.sche Courier“ schreibt, heißt es dann, und das urtheillose Publikum verbeugt sich mit einer gewissen Scheu vor dem verschleierten Orakel, das sofort seinen mystischen Zauber verlieren würde, wenn man es beim richtigen Namen kennte. „An dem Zeug soll ja nichts sein“, sagen die Leute dann etwa, weil die große Zeitungpythia es verdammt. Antwortet man aber: „Gute Freunde, Ihr irrt. Nicht die und die Zeitung, nicht der und der Courier, sondern Herr Schulze oder Herr Doktor Meyer, Eure lieben Landsleute, haben Das geschrieben“, dann heißt es wohl: „Ach so“ — sehr lang gezogen — „Das ist etwas Anderes“. Und man erinnert sich, daß der Korrespondent in den Blättern seiner Vaterstadt keine Unterkunft hat finden können und bei den Erfahrenen nicht den geringsten Schimmer von Autorität genießt, wenn man nicht gar einen völlig fremden Namen hört, dessen Träger mit den Bürgern der Stadt, über die er schreibt, nicht die leiseste Fühlung hat und den Dingen, die er richtet, so fern steht wie ein Bewohner der Insel Juan Fernandez. Eine jede Mittel- und Großstadt wimmelt von solchen trefflichen Minirern, die nicht immer auch den Namen Grundehrlich verdienen. Fragt aber eine

ganz besonders naive Seele erstaunt oder entrüstet: „Aber warum schreibt man so Etwas nicht dabei? Warum verschweigen die Redaktionen die Namen ihrer Mitarbeiter?“, dann — ja dann trifft sie eben den Nagel auf den Kopf.

Die leidige Anonymität! Nur unter ihrem Mantel vermag sich das Uebel überhaupt durch das Land zu schleichen; zum Mindesten deckt er neun Zehntel der Missethäter. Nun werde ich nicht die in ihrer Selbstverständlichkeit schon banale Einschränkung zu machen brauchen, daß man ein ganz anständiger Mensch sein und doch schon einmal einen anonymen Artikel veröffentlicht haben kann, so wenig wie die andere, daß es Zeitungskorrespondenten giebt, die, ob sie unter eigenem oder fremdem Namen, mit oder ohne Chiffre schreiben, ein so gewichtiges Urtheil und einen so unanfechtbaren Charakter besitzen, daß ihr guter Weizen Brandkorn und Unkraut auf ihren Feldern reichlich aufwiegt. Aber wer sich gründlich und ehrlich selber prüft, wird sich auch der Einsicht nicht verschließen, daß die Gründe, die einen Menschen veranlassen können, eine Maske vorzunehmen oder seine Pfeile aus völligem Dunkel zu versenden, zwar für sein liebes Ich sehr stichhaltig sein können, für die Gesammtheit aber und die von ihm vertretene Sache fast immer grundschlecht sind. Mögen immer einige Lehrer und Beamte, die sich vor ihren Vorgesetzten nicht entpuppen wollen, oder zaghafte Seelen, die in der Anonymität ein Zeichen von Bescheidenheit erblicken möchten, weniger schreiben, — der Verlust wird zu ertragen sein. Und sei es möglich, daß die Namenlosigkeit in der politischen Journalistik nicht zu vermeiden ist — ich wage Das nicht zu entscheiden, wenn ich auch glaube, daß unser öffentliches Leben um manche nutzlose Aufregung ärmer sein würde, wenn wir der Autorschaft der Leitartikler gewiß wären —, auf allen anderen Gebieten ist sie das größte Aergerniß und der böseste Krebsschaden der Presse, die sich, sofern es ihr ernstlich um ihre Genesung zu thun ist, ein für allemal gründlich purgiren könnte, wenn sie ihr den Abschied gäbe. Es ist nicht nur ein ritterliches, sondern ein einfaches Gebot des menschlichen Anstandes, mit offenem Visir zu kämpfen, und das Gebot wird zur moralischen Verpflichtung, wenn der Kämpfer angreift. Der ist ein schlechter Gesell, der sich nicht finden lassen will, um die Folgen seines Thuns auf sich zu nehmen. Wenn es aber im Innern einer Stadt oder in ihrer nächsten Umgebung immer noch möglich ist, einen Anonymus aufzuspüren und, wenn es sein muß, seine Kritikasterei unschädlich zu machen, oft allein schon dadurch, daß man erfährt und ausspricht, wer er ist, — wie soll man ihn entdecken, wenn er aus der Ferne und in die Ferne wirkt? Steht es doch oft schon schlimm genug um die Skribenten, die mit dem Einsatz ihres vollen Namens für auswärtige Zeitungen arbeiten und durch sie der Freude, sich gedruckt zu sehen, wenn auch fern von der Heimstätte ihres Wirkens, theilhaftig werden. Denn gar oft heißt es hier: je ferner

vom Wohnsitz, desto schlechter, und Schaden können auch sie genug stiften. Denn wer vermag zu kontroliren, was eine Zeitung in Mähren über Bremen und Hamburg berichtet, und wer hat Lust, sich gegen solch ein Geschreibsel aufzulehnen, selbst wenn die Wiege des Blattes nicht an der Drau oder der Donau, sondern an der Elbe oder am Rhein steht, da wo er am Schönsten ist? Immerhin aber: diesen Schreibern selbst dürfte man keinen anderen als den oft schwer zu erhärtenden Vorwurf machen, daß sie über Dinge urtheilen, von denen sie nichts verstehen, und Thatsachen, wie es ihnen beliebt, erfinden, verschweigen, schönfärben oder entstellen. Die ganze Schwere der Verantwortung für ihr Gebahren fällt auf die Redaktionen, die ihre Berichte aufnehmen, ohne über die Urheber sichere Erkundigungen einzuziehen. Denn was bedeutet schließlich ein Name, wenn man seinen Träger nicht kennt? Er kann ja falsch sein. Und wenn es gefährlich ist, sich als Hammerstein zu unterzeichnen, so nennt man sich Herbert. Der münchener Zeitung hat der Name genügt, aber sie hat nur gethan, was andere auch thun. Ihr ist eben nur „ein kleines Malheur passirt".

Der Uebel sind also zwei, aber zumeist sind sie eng verschlungen. Es genügt nicht lediglich, daß jeder Mensch verpflichtet wird, seine Zeitungartikel mit dem Namen zu unterzeichnen, den er im bürgerlichen Leben führt —: der Redakteur sollte seine Berichte auch nur den zuverlässigsten und reinsten Händen anvertrauen und in der Auswahl seiner auswärtigen Mitarbeiter fast noch vorsichtiger verfahren als in der der heimischen. Erfüllt er diese Pflicht gewissenhaft und fällt die Anonymität, dann werden die guten Wirkungen bald zu verspüren sein. Gar Mancher, der im Geheimen geschrieben hat, was er wollte, angeblich von der Flagge der Redaktion gedeckt, die thatsächlich für ihre Mitarbeiter, zumal die auswärtigen, nur in den allerseltensten Fällen einzustehen vermag, würde sich dafür bedanken, mit seinem Namen für seine Worte einzutreten und sich der öffentlichen Kritik nun selber preiszugeben. Die Lohnarbeiter politischer und literarischer Cliquen würden fortan nicht mehr aus dem Centrum der Riesenstädte dreißig oder vierzig Provinzialblätter, ein jedes Mal unter anderer Chiffre, mit ihren Artikeln speisen und dadurch den falschen Glauben an eine gar nicht vorhandene vielstimmige Einmüthigkeit des öffentlichen Urtheiles erwecken können. So weit es in dieser unvollkommenen Welt möglich ist, würde den unsauberen Elementen der Weg in die großen Preßreservoirs verwehrt und die einflußreichste, verantwortlichste und gefährlichste Macht unseres Kulturlebens, die sich so gern eine „Großmacht" nennt, würde weniger oft mit gutem Grund geschmäht und verachtet werden. Das thörichte Gerede, in der Namenlosigkeit liege keine Gefahr, weil ja die „Gründe überzeugen müssen, nicht die Personen", würde ernsthaft nicht zu widerlegen sein, denn jeder Kundige weiß, daß von den vielen Tausenden,

die eine Zeitung lesen, höchstens ein paar Hundert über die besprochenen Dinge reden und allerhöchstens ein Dutzend sie beurtheilen können, — wenn es sich nicht etwa um Prinzipienfragen handelt, die dem Urtheil Aller offen liegen. Im Preßverkehr würde der Satz also viel richtiger lauten: die Personen müssen überzeugen, nicht die Gründe. Kurz, auf die Person kommt es an. Und ein Mann, der diesen Namen wirklich verdient, wird die kleinen Unbequemlichkeiten, die das Aufgeben der Anonymität (wenn er sich bislang in ihr gefallen haben sollte) mit sich bringen mag, um der guten Sache willen gern ertragen. Nur so kann das Zeitungwesen gesunden und erstarken. Und warum wäre das Verlangen unerfüllbar? Vielleicht erleben wir den Tag noch. Und würden dann wieder zwei Freunde vom Theetisch durch ein Geschrei auf der Gasse ans Fenster gelockt: ein anderer Turgenjew würde sie ins Freie eilen und den Korrespondenten von seinen Lynchern befreien lassen.

Bremen. Heinrich Bulthaupt.

Erinnerungen eines Barackeninspektors.

Bekanntlich hatte das Reich während der Erbauung des Nord-Ostsee-Kanals die Unterbringung und Verpflegung der Arbeiter selbst in die Hand genommen, in der Absicht, den Arbeitern in dieser Beziehung das denkbar Beste und Preiswürdigste zu bieten. Von vorn herein war angenommen worden, daß nur die Kosten für die Verpflegung durch die von den Arbeitern dafür zu zahlenden Beiträge erstattet werden sollten, während das geringe Wohnungsgeld höchstens eine Verzinsung des aufgewendeten Kapitals für Barackenbauten und Inventar während der Bauzeit sein konnte und man annahm, daß sich nach Beendigung des Baues etwa zehn Prozent des Kapitals aus dem Verkauf der Bauten und des Inventars ergeben würde.

Während früher bei Ausführung größerer Staatsbauten meist die Unternehmer selbst sich mit der Verpflegung und Unterbringung der Arbeiter befaßten, meist aber die Arbeiter, wie ich es selbst bei größeren Festungbauten erlebt habe, bei Kantinenwirthen oder bei Schachtmeistern, die selbst Wirthschaft führten, sich verpflegen mußten und dadurch, bei dem von diesen Leuten gehandhabten Borgsystem, leicht in völlige Abhängigkeit von ihnen geriethen, bot die Art, wie sie das Reich hier zum ersten Male einführte, die Gewähr, daß die Arbeiter, unabhängig vom Arbeitgeber, gut und billig bedient werden konnten. Andererseits wurde die enge Beziehung zum Arbeitgeber wieder dadurch gewahrt, daß die Beträge, welche die Arbeiter laut den von den Barackenverwaltungen aufgestellten Liquidationen zu zahlen hatten, ihnen vom Arbeitgeber lohnperiodenweise einbe-

halten wurden. Die Arbeitgeber führten dann die Gesammtbeträge ab. Dieses Verfahren wurde dadurch, daß die kaiserliche Post Rechnungstelle für die Kanalkommission war und die Postanstalten in der unmittelbaren Nähe des Kanals Zahlstellen waren, sehr erleichtert.

Die für die Unterbringung der Arbeiter hergestellten Baracken, deren Inspektion ich sieben Jahre zu besorgen hatte, waren nach Prüfung der Projekte durch das Reichsgesundheitamt aus Fachwerk mit äußerer Holzverschalung und innerem Rohrputz hell und luftig gebaut. Man hat in den letzten Jahren jedoch bei nothwendig werdenden Neubauten die Anordnung geändert und statt des inneren Putzes auch Holzverschalung glatt und gefugt angewendet, die geölt sehr gut aussah und viel leichter rein zu halten war. Auch ließ man die bei den alten Baracken nie benutzten Versammlungräume fort und gab dafür einen breiten Korridor, der hinter allen Zimmern durchging und von dem aus auch die Erwärmung der Zimmer durch große Mantelöfen praktisch erfolgte. Die Ausstattung der für acht Mann berechneten Stuben war kasernenmäßig; für jeden Mann eine eiserne Bettstelle mit Seegrasmatratze, Kopfpolster, weißem Laken und buntgewürfeltem Bezug für eine wollene Decke (im Winter zwei), ein Schemmel, Kleiderschrank oder Kiste und ein Handtuch. Die Reinhaltung der Zimmer, Wäsche, Beleuchtung und Heizung besorgte die Barackenverwaltung. Zum Waschen befanden sich in jeder Stube zwei verzinkte Waschschüsseln nebst eben solchen Kämmen. Für Verwaltungzwecke dienten besondere Gebäude mit Küche, Speisesaal, Badezimmer, Kantine, Vorraths- und Bureauräumen, Arztzimmer und Dienstwohnung für den Verwalter. Für das religiöse Bedürfniß der Arbeiter waren von der Kanalkommission katholische und evangelische Geistliche theils direkt, theils nebenamtlich angestellt. Von der Baukrankenkasse angestellte Aerzte besuchten die Baracken (außer im Bedarfsfalle) zweimal wöchentlich.

Die Verpflegung war folgende. Morgens ein halber Liter Kaffee mit Milch und Zucker, mittags $1\frac{1}{2}$ Liter Gemüse mit Kartoffeln, dazu täglich Fleisch: pro Kopf 125 Gramm Schweinefleisch oder 150 Gramm Rindfleisch (rohes Gewicht); übrigens wurden diese Sätze fast stets überschritten. Für diese Unterbringung und Verpflegung bezahlten die Arbeiter 60 Pfennige täglich, wovon 35 Pfennige für Mittag und 25 Pfennige für Wohnung und Morgenkaffee gerechnet wurden. Der Morgenkaffee war nämlich seit Jahren obligatorisch eingeführt und jeder Arbeiter, der in den Baracken wohnte, mußte auch seinen Kaffee bezahlen, wogegen er sich, wenn er wollte, vom Mittagessen dispensiren lassen konnte. Diese Einrichtung hat sich vorzüglich bewährt. Die Arbeiter wurden an den Kaffee gewöhnt und gingen nicht, wie früher, morgens nüchtern an die Arbeit; auch wurde der Schnapsverbrauch dadurch geringer. Das Kaffeetrinken am Tage (Frühstück und Vesper) hat dadurch sehr zugenommen und ist der Gesundheit im Allgemeinen entschieden förderlich gewesen. Ein bestimmtes Abendbrot erhielten die Arbeiter nicht. Durch die von der Verwaltung gehaltene Kantine, wo die Arbeiter alle Bedürfnißartikel zu billigen, von der Kanalkommission vorgeschriebenen Preisen laut aushängenden Tarifen erhalten konnten, war es den Arbeitern ermöglicht, sich ein billiges Abendbrot selbst zu kaufen. Außerdem waren abends stets warme — gekochte oder gebratene — Kartoffeln, die Portion, ca. 1 Liter, à 5 bezw. 10 Pfennige zu haben. So konnte der Arbeiter sich ein

Abendbrot, wie es von den polnischen Arbeitern auch meist geschah, zu 10 Pfennigen herstellen, indem er eine Portion Kartoffeln und einen Hering nahm. Außerdem gab es verschiedene Wurstsorten, Speck, Bratheringe, Brot — zu Einkaufspreisen —, Braun- und Lagerbier, Kornschnaps, Cigarren, Tabak, ferner Nähnadeln, Schuhnägel u. s. w. Das Kochen des Essens geschah durch ullmannsche Dampfkochapparate, die sich meist gut, besonders in den großen Lagern, in denen zeitweise über 400 Mann gleichzeitig aßen, bewährt haben.

Man müßte nun annehmen, daß die Arbeiter durch Das, was ihnen geboten wurde, völlig zufrieden gestellt worden seien. Doch kann das leider von einem erheblichen Theil nicht behauptet werden. Zunächst regte sich das Mißtrauen der Arbeiter gegen einen Zwang, dem sie fürchteten unterworfen zu werden. Besonders zu Anfang habe ich sehr oft hören müssen: „Wir sind hier nicht in einer Kaserne" oder „wir sind hier nicht in einer Zwangsanstalt", — Aeußerungen, die die Aussichten des sozialistischen Kommunismus recht übel beleuchten. Jedoch kommt man bei solcher Masseneinquartirung ohne bestimmte, streng einzuhaltenden Ordnungvorschriften thatsächlich nicht durch, wenn nicht Alles drunter und drüber gehen soll. Wären die Arbeiter stets die selben geblieben, so hätten sie auch eingesehen — und Das ist mir später oft zugestanden worden —, daß es ohne Ordnungvorschriften nicht ging. Der alte Stamm, wovon Einige sechs Jahre lang in den Baracken wohnten, war zufrieden und wirklich dankbar, was sich manchmal in herzerfrischender Weise kundgab. Aber wenn man die Stammrollen der Barackenverwaltungen durchgeht, so findet man z. B. in einer für diese sieben Jahre gegen achttausend Namen, während die durchschnittliche Belegung ca. zweihundert Mann war. Also ein fortwährendes Kommen und Gehen, stets neue Menschen und neue Gesichter: Deutsche aus dem ganzen Reich, Russen, Polen, Holländer, Italiener, so daß man jetzt verwundert fragen möchte: wo kamen die Leute alle her? Und die besten Elemente waren es nicht immer! Wie oft haben in der arbeitreichen Zeit die Verwalter geklagt, daß halbverhungerte, nothdürftig bekleidete Arbeiter aufgenommen wurden, die anfangs ungeheuer bescheiden und mit Allem zufrieden waren, mittags doppelte Portionen aßen und dann später, nachdem sie sich erholt, sich womöglich neu gekleidet und einige Mark gespart hatten, die unbescheidensten, anspruchsvollsten Menschen wurden. Das war es auch, was die soliden Arbeiter manchmal von dem Barackenaufenthalt abschreckte: das Zusammensein mit recht zweifelhaften Elementen; und so weit hatten wir es in der Menschenkenntniß noch nicht gebracht, die Arbeiter nach ihren Charaktereigenschaften zu trennen, — es war genug, wenn die Nationalitäten getrennt werden konnten.

Die Behandlung einer solchen zusammengewürfelten Schaar, die noch dazu bei verschiedenen Arbeitgebern arbeitete, war eine recht schwierige, — und manche Fehler sind dabei gemacht worden; aber man sollte die Vorwürfe abwägen, denn es gab dafür kein Schema und keine vorher erprobten Regeln und selbst die beste Aufsicht der Behörde hätte keine genauen Verhaltungmaßregeln geben können. Jemand, der vielleicht ein tüchtiger Unteroffizier oder zuverlässiger Bureaubeamter gewesen war, sollte plötzlich hunderten von Arbeitern gewissermaßen vorgesetzt werden und es wurde verlangt: „Thue das Richtige", vielfach aber auch: „Hilf dir selbst". Darum thut es mir aufrichtig leid, daß die

Barackenverwalter so wenig Dank von ihrer Stellung gehabt haben; denn der pekuniäre Vortheil, den sie, und auch lange nicht alle, mitnehmen konnten, kann die Mühe und den Undank nicht aufwiegen. Ueberhaupt war die Barackenverwaltung beim Bau des Nord-Ostsee-Kanals im Laufe der Zeit ein Ding geworden, das sozusagen zwischen Baum und Borke stand. Von der Bauverwaltung als Nebending von oben herab angesehen, von den Unternehmern theilweise, besonders zu Anfang, angegriffen, von den Arbeitern erst mit offener Feindschaft, später mit Undank behandelt: so mußten die Verwalter ihre Pflicht thun, den Vorschriften, die von oben gegeben wurden, unweigerlich nachkommen und den „Etat" innehalten. Ob sich Das praktisch durchführen ließ, danach wurde oft nicht gefragt. Theorie und Praxis decken sich eben nicht immer.

Wenn nun vorher die Schattenseiten der Arbeiter erwähnt wurden, so müssen aber auch mit besonderer Freude die vielen Lichtseiten in dem beobachteten Arbeiterleben hervorgehoben werden. Wer da glaubt, daß dem verschrieenen Kanalarbeiter, auf den die hiesige Bauernaristokratie so verächtlich herabsah, jeder Sinn für gemüthliches Empfinden abging, Der irrt. Am Besten konnte man die Arbeiter sonntags am Vormittag beobachten. Wenn sie sich dann ordentlich ausgeschlafen hatten, besorgten sie zunächst mit einer Umständlichkeit ihre Toilette, die, was die Zeit betrifft, von einer Salondame nicht länger ausgedehnt werden könnte. Dann, sauber gewaschen, mit reiner Wäsche, die Pfeife im Munde, begannen sie ihre Flickerei und Schusterei, wobei Einer dem Anderen half. Manche, besonders die polnischen Katholiken, lasen in ihren kleinen geistlichen Schriften, Andere schrieben Briefe, wieder Andere entlockten mit großem Behagen fragwürdigen Instrumenten manchmal steinerweichende Töne. Fiedel, Harmonika und der böse Dudelsack herrschten vor. Das waren für mich die erfreulichsten Rundgänge; die Antwort auf meine Frage, wie es ginge, lautete meist: „Serrr gut, Herr Hauptmann!" Dann konnte man sich für den in der Woche gehabten Aerger etwas entschädigen. Und doch stand man ja zu den Arbeitern in keinem direkten Verhältniß; man sorgte nur im höheren Auftrage für Essen und Trinken und Wohnen, die Arbeiter bezahlten dafür, sie konnten es ja verlangen, — und der Gedanke ist wohl keinem von ihnen gekommen, daß man ihretwegen recht reichlichen Aerger zu tragen hatte.

Die verschiedenen Nationalitäten vertrugen sich gut mit einander. Die Besorgniß, die man der heißblütigen Italiener wegen anfangs hegte, erwies sich als grundlos. Wie übrigens auch dem gewöhnlichen Arbeiter die allgemeinen politischen Verhältnisse in Fleisch und Blut übergehen, zeigt eine kleine Episode. Bei einem Arbeiterfest, das 1890 ein Arbeitgeber seinen Leuten gab, befanden sich auch Italiener. Einer von ihnen kam auf mich zu und sprach mich italienisch an. Da ich nicht italienisch verstehe, wollte ich ihm etwas Angenehmes sagen und rief: Evviva Re Umberto! Da lachte er über das ganze Gesicht, nahm seinen großen Spitzhut vom Kopf, machte drei Beulen hinein und sagte: „Preußen, Oesterreich, Italien!" Dann fuhr er von unten mit der Faust in den Hut, glättete damit die Beulen und rief lachend: „Alle Drei Eins!" Damit war der Dreibund drastisch dargestellt.

Von den deutschen Arbeitern waren besonders die polnisch sprechenden aus Ost- und Westpreußen, Posen und Schlesien die anspruchslosesten und am Leich-

testen zu lenken. Das wurde bei den Katholiken noch dadurch sehr erleichtert, daß sie mit besonderer Anhänglichkeit an ihrem hier wohnenden Pfarrer hingen, der polnisch sprach (er hatte es mit eisernem Fleiß erst hier gelernt). Am Unzufriedensten waren merkwürdiger Weise die Pommern, von denen ich als Landsmann leider sagen muß, daß sie gern Streit anfingen.

Der Verdienst der Arbeiter war bei uns im Durchschnitt drei Mark pro Tag während der ganzen Bauzeit. Sie wurden meist stundenweise bezahlt und der Satz schwankte zwischen 28 und 32 Pfennigen. Nachtarbeit wurde etwas höher bezahlt. Die Arbeiter konnten also, wenn sie wollten, sparen und Das haben besonders die Leute aus dem Osten redlich gethan. Da die Meisten von ihnen ihre Ersparnisse durch die Barackenverwalter nach Hause senden ließen, so konnte festgestellt werden, wie viel sie erübrigten. Eine gelegentliche Zusammenstellung ergab, daß die Sparsamsten pro Arbeitstag 1,65 Mark den Ihrigen heimgesandt hatten. Sie hatten also außer den für Wohnung, Frühstück und Mittag zu zahlenden 60 Pfennigen nur noch 75 Pfennige für Abendbrot und sonstige Nebenbedürfnisse, wie Stiefelreparaturen u. s. w., pro Tag verbraucht. Das ist allerdings sehr wenig und höchstens 10 Prozent der Gesammtarbeiter haben Das fertig gebracht. Jedoch konnte Jeder ohne Entbehrung pro Tag 1,20 Mark ersparen und Das haben die Meisten gethan.

Es war befürchtet worden, daß bei dem so zahlreichen Zusammenwohnen der Arbeiter Strikes oder auch irgend welche sozialistische Umtriebe vorkommen würden. Strikes sind nun gar nicht vorgekommen. Der Grund lag in der durchaus verschiedenartigen Zusammensetzung der Arbeiter. Außerdem strikt der Pole, wenn er Das erhält, was ihm versprochen ist, überhaupt nicht. Die eigentlichen Handwerker hätten auch wirklich keinen Grund dazu gehabt, denn bei 4 bis 6 Mark täglichem Verdienst konnten sie ihr Geld hier nicht los werden, da keine Gelegenheit dazu da war. Darum sagten mir auch einmal einige hamburger Maurer: „Was sollen wir hier? Hier ist es zu langweilig! Wir können nicht einmal unser Geld ausgeben!“ Die Versuche, die manchmal gemacht wurden, unter den Arbeitern sozialdemokratische Vereine zu bilden, haben keinen Erfolg gehabt. Zunächst waren die Elemente zu verschieden, dann hatten die Arbeiter keine Zeit dazu und drittens wollten sie (Beiträge werden ja immer zuerst gefordert) kein Geld dafür hergeben. Ein persönlich durchaus ruhiger, entschieden ideal veranlagter Arbeiter versuchte vor Jahren hier eine Arbeitervereinigung zu schaffen zu dem Zweck, die Interessen der Arbeiter den Arbeitgebern gegenüber zu vertreten. Die Sache fiel ins Wasser, da sich zu Wenige fanden, die ihm beistimmten. So ist während der ganzen Bauzeit nichts Derartiges vorgekommen. Aus vollem Herzen haben aber alle Arbeiter bei meinen patriotischen Ansprachen zu Königs Geburtstag und Sedanfeier in das Hoch mit eingestimmt und von einer erzwungenen oder geheuchelten Begeisterung war dabei nichts zu merken.

Ob jemals wieder von Staatswegen bei großen Bauten die Unterbringung und Verpflegung der Arbeiter in die Hand genommen wird? Ich glaube nicht. Doch sind die Erfahrungen, die während des Baues des Nord-Ostsee-Kanales gesammelt worden sind, von Werth. Ob sie ausgenutzt werden, ist jedoch fraglich, da sie sich kaum in theoretische Formeln umsetzen lassen werden.

Brunsbüttelhafen. Theodor Henkel.

Wirthschaftreform.

Der Bund der Landwirthe veröffentlichte jüngst die ihn leitenden Grundsätze. Die dem Manchesterthum dienstbare Presse fragte damals recht naiv: „Wozu?" Das sieht so aus, als glaube sie selbst schon an die stets verbreitete Mär: der Bund sei eine zur Ausbeutung der Konsumenten geschaffene Erpresser-gesellschaft. Dem immer noch liberalen Zeitungleser war bis dahin sorglich verschwiegen worden, daß ein umfassendes sozialreformatorisches Programm längst schon in den Bundesversammlungen und in der Bundespresse, als Grundlage unserer Vereinigung, entwickelt worden ist, und so glaubt er gern der beharrlich vorgetragenen Behauptung: der Bund sei aller Ideale bar und gegenüber der sozialen Gährung unerlaubt arm an reformatorischen Gedanken. Es war deshalb klug, daß der Bundesvorstand zunächst ohne jede begleitende Bemerkung das in den Grundzügen allen Bundesmitgliedern längst bekannte Programm als besondere „Erklärung" veröffentlichte. Das wirkte überraschend; man druckte die Leitsätze ab und machte so unüberlegt und wider Willen die Leser mit den wahren Bestrebungen des Bundes bekannt. Inzwischen ists aber ganz still geworden: man geht dem Meinungaustausch über die publizirten Leitsätze ängstlich aus dem Wege; ist so doch zu hoffen, daß die Veröffentlichung dem Gedächtniß der Leser bald wieder entschwinden werde. Da kann man, wenn im Reichstag der Antrag Kanitz wieder verhandelt wird, den alten Lügenfaden munter weiterspinnen.

In ahnungvoller Voraussicht des im Wirthschaftleben der Völker durch ihn entstehenden Unheiles sorgte der manchesterliche Kapitalismus früh schon für einen Sündenbock. Er schuf ihn in dem Lehrsatz: das Auf- und Abschwanken des Volkswohlstandes, das wechselnde Blühen und Welken der sozialwirthschaftlichen Entwickelung ist durch natürliche, der Beeinflussung durch Menschenwerk nicht zugängliche Gesetze bedingt. Der volkswirthschaftliche Werdegang gleicht dem Walten der in der organischen Welt Jedem sichtbaren Naturgesetze; herbstlicher Rückgang, winterliche Erstarrung wechseln in ewiger Folge mit sommerlicher Blüthenpracht und das Alles ist . . . Konjunktur. Ohnmächtig steht der Mensch Dem gegenüber und vermessen ists, in den natürlichen Gang der Dinge durch „künstliche" Gesetze einzugreifen. Gerade jetzt, in der Zeit des wirthschaftlichen Niederganges auf allen Gebieten und der tiefgehenden sozialen Gährung, bietet die Manchesterpresse dieses Sprüchlein als Trost uns an: „Es ist eben schlechte Konjunktur." Da scheint es Zeit, an die alte Wahrheit wieder zu erinnern: daß der jeweilige volks- und sozialwirthschaftliche Status fast ganz Produkt der Gesetzgebung der staatlichen Gewalten ist. Nicht die neuen Formen bilden im Wirthschaftleben zuerst sich aus und werden hinterher durch die staatliche Gesetzgebung legalisirt, sondern es wird, oft als Ergebniß der Auffassung und des Einflusses nur einzelner Personen, eine neue Form gegossen und ihr gemäß entwickeln dann sich die neuen wirthschaftlichen Zustände, in denen die Betheiligten oft schwer genug sich zurechtfinden.

Es wird genügen, an ein Beispiel nur zu erinnern: kann der tief einschneidende Einfluß der wirthschaftlichen Gesetzgebung des laufenden Jahrhunderts, mit Stein-Hardenberg am Beginn und Lasker-Bamberger zum Schluß, ge-

leugnet werden? Und will man sagen, daß diese Gesetzgebung nur vorhandene Zustände anerkannte, daß sie nicht Formen für werdende Zustände schuf? Und gab es je einen in wenigen Jahren so intensiv wirkenden Eingriff in die ökonomische Lage und in die ganze soziale Vermögensvertheilung, wie er — in der ganzen Kulturwelt fühlbar! — durch jenen einzigen deutschen Gesetzgebungakt der Währungänderung bewirkt worden ist? Ich meine also: gleichgiltig zunächst, ob die Gesetzgebung eine positive sei, d. h. ob sie in die wirthschaftliche Entwickelung unmittelbar reglementirend eingreift, oder ob sie sich negativ verhält, d. h. nach dem manchesterlichen Grundsatz des Gehen- und Geschehenlassens neutral bleibt: immer ist der volks- und sozialwirthschaftliche Status das unmittelbare Resultat entweder guter oder schlechter positiver Gesetzgebung oder das Resultat gesetzgeberischer Neutralität, — oder endlich das Ergebniß eines Mischmasches von Beidem.

Humanistischen Schwärmern mag man es billig nachsehen, daß sie in ihrer liebenswürdigen Auffassung der menschlichen Natur von den Netzen der manchesterlich-kapitalistischen Wirthschaftlehre sich einfangen ließen. Nüchterne Betrachter des menschlichen Wesens aber erkannten längst, daß die manchesterliche Neutralität, konsequent durchgeführt, mit der Etablirung des wirthschaftlichen Faustrechtes identisch ist und darum nur mit der absoluten wirthschaftlichen Knechtung der arbeitenden Menschheit durch die zuletzt übrig bleibenden wirthschaftlich Mächtigsten enden kann. Das bezeichnet dann zugleich den Untergang menschlicher Kultur überhaupt, wobei freilich unter Kultur nicht Gigerlhosen und Charleys Tante zu verstehen sind.

Die bis jetzt am Weitesten gehende Forderung gesetzgeberisch-positiver Beeinflussung der volkswirthschaftlichen Entwickelung präsentirt der Sozialismus. Aber die nämliche Elendigkeit des menschlichen Wesens, die manchesterlich-wirthschaftliche Freiheit in Knechtschaft wandelt, würde in der Vergesellschaftung der Produktionmittel der Menschheit ein Faulbett herrichten, darinnen die individuelle Schaffenskraft mählich und sanft entschlummern würde.

Eine weit verbreitete Auffassung erblickt im Sozialismus die im vierten Stande wirksame Kontinuität der politischen Bewegung des dritten Standes. Ich halte Das für eine in mehr als einer Beziehung falsche Auffassung. Zunächst ist zu sagen: die politische Befreiung des Bürgerthumes umfaßte, wenigstens in Deutschland, gleichmäßig auch den vierten Stand. Eine Unterscheidung in rein politischer Hinsicht giebt es da nicht mehr und nichts bleibt dem vierten Stand noch zu erkämpfen, was die anderen etwa voraus hätten. Ferner: insoweit die vom dritten Stande getragene politische Bewegung mit wirthschaftlichen Gedanken verquickt war, ergab weder als Forderung noch als Resultat sich eine Stärkung, sondern es ergab sich die Schleifung der durch die Einrichtungen des Feudalstaates dem Bauern und Bürger errichteten wirthschaftlichen Festen. Endlich: es giebt volkswirthschaftlich überhaupt keinen „vierten" Stand, — so wenig, wie es einen dritten giebt. Es giebt volkswirthschaftlich nur zwei Stände: die produktiven Mehrer und die kapitalistischen Zehrer.

Ich gehe im Folgenden also vom Sozialismus nicht als einer politischen, sondern als einer rein wirthschaftlichen Erscheinung aus und definire ihn als die logische Konsequenz seines extremsten Gegensatzes: des Manchesterthumes. Dieser

wirthschaftliche Sozialismus zieht seine Nahrung aus der nur von Unverständigen noch bestrittenen Thatsache, daß heute in vielen Gewerben der bei potenzirter Arbeitleistung erreichbare Lohn nicht ausreicht, um ein schlichtes Maß menschlich berechtigten Lebensanspruches zu befriedigen, und daß, noch schlimmer, die vorhandene Arbeitgelegenheit nicht zulangt, um allen arbeitfähigen Menschen auch nur das bescheidenste Maß der Lebensnothdurft überhaupt zu sichern. Die Meisten aber, die diese Thatsachen erkennen, ziehen daraus den falschen Schluß: daran sei die Schlechtigkeit der Unternehmer schuld, „die vom Schweiß der Arbeiter sich mästen"; und selbst wenn man noch nicht die letzten Konsequenzen der sozialistischen Lehre zieht, so kommt man auf Grund jener Annahme doch mindestens zu der Forderung: Maximalarbeitstag und Minimalarbeitlohn.

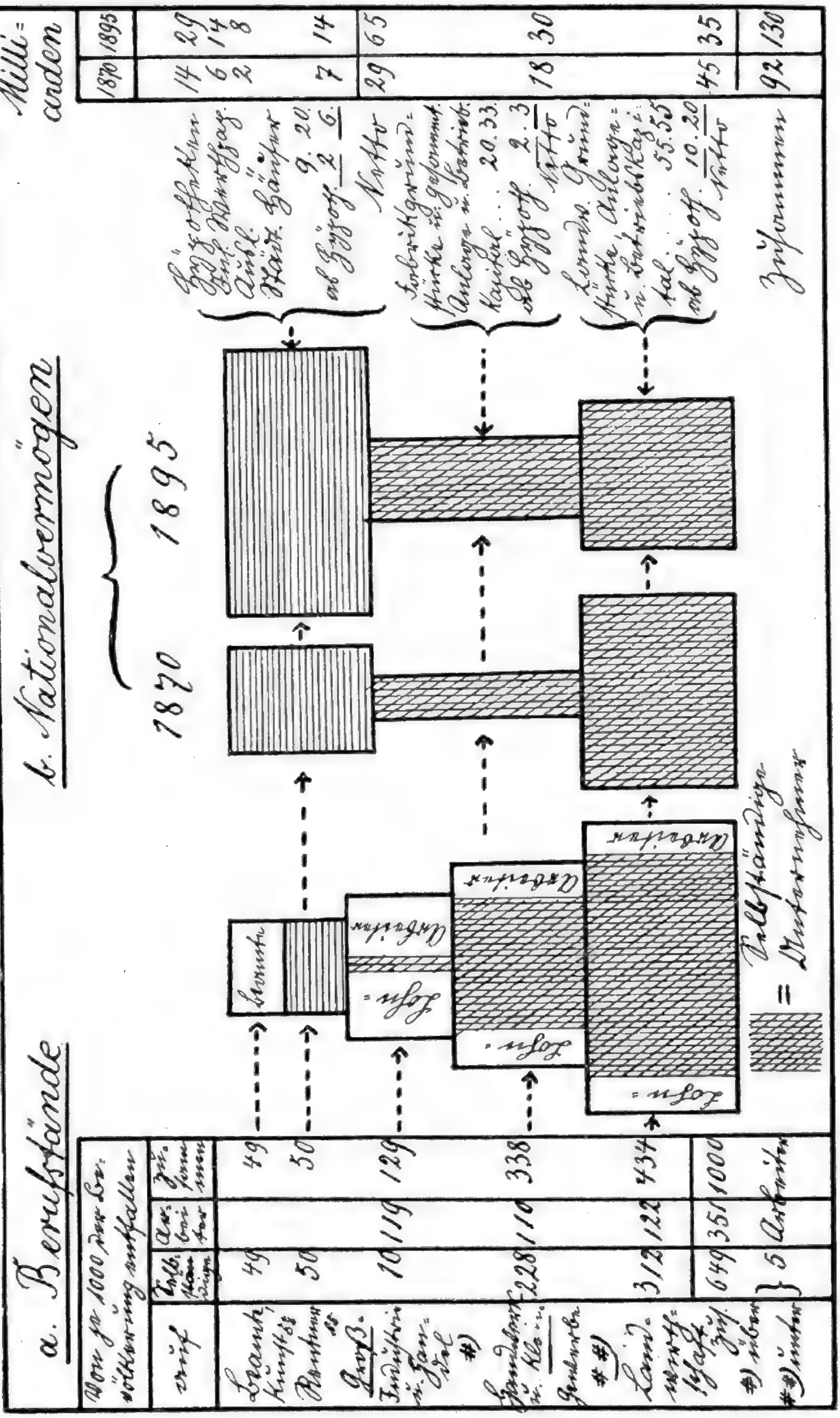
Man übersieht hierbei die Hauptsache. Durch eine falsche Organisation der Volkswirthschaft ist die Produktivität der weitaus größten Zahl aller Gewerbe heute und seit Jahren eine so schlechte, daß Lohnsteigerungen zum wirthschaftlichen Zusammenbruch der Unternehmungen führen müßten. Die ganz ungenügende Isolirung der national-wirthschaftlichen produktiven Arbeit von der Schleuderkonkurrenz des Auslandes und das in der nationalen Gewerbegesetzgebung proklamirte manchesterlich-kapitalistische Faustrechtssystem andererseits: Das sind die beiden Ursachen, deren Wirkung den deutschen Produktivständen die Fähigkeit geraubt hat, die auf ihr wirthschaftliches Gedeihen basirte Existenz der Lohnarbeiterschaft ausgiebig zu sichern, und die ferner bewirkt haben, daß die Lage der weitaus größten Zahl der Unternehmer, in Ansehung der Summe ihrer wirthschaftlichen Nöthe und Sorgen, heute eine schlimmere ist als die Lage ihrer Arbeiter. Was der Sozialismus heilen will: das wirthschaftliche Elend der Massen, ist somit nichts Anderes als ein Symptom des Kräfteschwundes der Produktivstände; aber noch nie war es erfolgreich, an Symptomen herumzudoktorn, statt dem Uebel an die Wurzel zu greifen.

Die erste Voraussetzung einer durchgreifenden sozialen Reform ist deshalb eine Volkswirthschaftreform, um die Produktivität der Gewerbe auf eine Stufe zu heben, die voll ausreichende Arbeitgelegenheit Jedem sichert und die auskömmliche Lohnbedingungen für diese Arbeitleistung ermöglicht.

Zeitungen und Bücher erzählen uns immer nur vom Industriearbeiter und seinen Nöthen, während vom Mittelstand und seinen ungezählten Seufzern ganz selten nur Etwas verlautet, und der sozial angehauchte Asphaltpolitiker gelangt so leicht zu der Meinung, daß die Menschheit wesentlich aus Lohnarbeitern bestehe, die zu je hundert oder tausend von einem ausbeutenden Unternehmer zusammengefaßt und ausgepreßt werden. So wird es ihm zur ausgemachten Sache, daß die Sozialreform es nur mit dem Lohnarbeiterstande und dessen Lage zu thun haben könne, und das wirthschaftliche Elend der selbständigen Bauern und Bürger bleibt ihm unbekannt.

Durch die nämliche Zeitungbrille schaut der Asphaltpolitiker auch die Agrarfrage an. Hier sieht er als Interessenten nur eine Handvoll Grundherren, deren Vorfahren einst das Land unter sich theilten und die als ebenbürtige Nachfahren nun mit Brotzöllen und Mitteln à la Kanitz das Volk auspressen wollen.

Ich bitte den Leser, einen Blick auf die angeschlossene graphische Darstellung der Berufsstände in Deutschland zu werfen.



a. Berufstände
b. Nationalvermögen
1870
1895
Milliarden
1870
1895
14
6
2
7
29
29
14
8
14
65
18
30
45
35
92
130
49
50
129
338
434
1000
49
50
10
119
228
110
312
122
649
351

Auf den hier dargestellten volkswirthschaftlichen Thatsachen basirt unsere, im volkswirthschaftlichen Programm des Bundes der Landwirthe ausgedrückte Ueberzeugung: daß der schwere wirthschaftliche Kampf der Gegenwart nicht, wie der demokratische Sozialismus und dessen Abarten es wollen, zwischen den Lohnarbeitern und der Unternehmerschaft, sondern daß er zwischen der Gesammtheit der produktiven Mehrer und dem zwar kleinen, aber goldgepanzerten und darum mächtigen Häuflein der kapitalistischen Zehrer auszufechten ist.

Wir sehen zunächst, daß die Zweidrittelmehrheit der Bevölkerung aus selbständigen Unternehmern besteht, die — in rund neun Millionen selbständigen Betrieben —*) das letzte Bevölkerungdrittel, die Arbeiterschaft, unterhalten. Wir erkennen hieraus klarer als aus langathmigen Abhandlungen die enorme Bedeutung einer auf Hebung und Festigung der wirthschaftlichen Lage dieses selbständigen Mittelstandes gerichteten volkswirthschaftlichen Reform. Nur dem mit dem Thatsachenmaterial nicht vertrauten Politiker können die Beine schlottern, wenn, was zuweilen ja noch geschieht, der Sozialismus mit dem Schritt der Arbeiterbataillone zu drohen liebt. So lange jedem Arbeiterbataillon noch ein Handwerker- und Bauernregiment entgegensteht, hats keine Gefahr, so lange sind die Staatsflinten entbehrlich. Erst wenn in fortschreitender manchesterlich-kapitalistischer Entwickelung auch der städtische und ländliche Mittelstand proletarisirt sein wird und das Rückgrat in Gewerbe und Landwirthschaft zeichnerisch eben so schmal schraffirt werden muß wie auf unserem Bilde das Rückgrat der Industrie: erst dann wird man die Flinten brauchen, — aber dann wahrscheinlich vergebens.

Dies ist auch die Ueberzeugung der sozialistischen Führer, der Liebknecht 1880 schon in Paris Ausdruck gab in den Worten: „Das stärkste Bollwerk gegen die Ausbreitung der Sozialdemokratie ist bisher das zähe Festhalten des Bauern an seinem Eigenthum gewesen. Das war die Schranke, an welcher das Wachsthum der Sozialdemokratie schließlich hätte zum Stillstand kommen müssen. Das amerikanische Getreide beseitigt nun diese Schranke, es expropriirt den Bauern, es stößt ihn ins Proletariat hinab und wandelt ihn aus einem Vertheidiger zu einem Feind der gegenwärtigen Ordnung. Der Sozialismus sieht daher in der amerikanischen Konkurrenz eine der besten Bürgschaften seines baldigen Erfolges."

Die graphische Darstellung läßt klar erkennen, welches Gewerbe als das Fundament der deutschen Volkswirthschaft anzusehen ist; das Wort vom deutschen Industriestaat paßt schlecht zu diesem Bilde der Thatsachen.

---

*) Die amtliche Statistik weist nach:

Großindustrie und Großhandel (Betriebe über 5 Arbeiter)		97163	
Handwerker- und Kleingewerbe (Betriebe bis zu 5 Arbeitern)		3523213	
	Summa	3620376	gewerbliche Betriebe.
Landwirthschaftliche Betriebe über 100 Hektar Fläche .	24911		
Landwirthschaftliche Betriebe bis zu 100 Hektar Fläche	5251433	Sa. 5276344	landwirthschaftliche Betriebe
	zusammen	8896720	selbständige Betriebe

Wenn der Historiker Mommsen in zwingender Beweisführung den Verfall des römischen Reiches unmittelbar auf die der Plebs zu Liebe geübte Getreidehandelspolitik Roms zurückführt, so wollen wir nicht mit den politischen Gesinnungsgenossen Mommsens ein derartiges Beispiel auch in der deutschen Geschichte entstehen lassen, sondern wir wollen dem Deutschen Reich den Urquell seiner Kraft: den deutschen Bauernstand, um jeden Preis erhalten.

Wir glauben: nur auf der Basis der Prosperität des deutschen Hauptgewerbes, der fünfzehn Millionen Seelen umfassenden selbständigen Bauernschaft und ihrer fünf Millionen zählenden Arbeiter, wird der zweitwichtigste Stand im Lande, der Handwerkerstand, mit seinen zehn Millionen Zugehörigen und seinen fünf Millionen Arbeitern gleichfalls eine gesicherte Existenz finden. Und wiederum nur im nationalen Markt, auf der Unterlage dieser beiden, die Fünfsechstelmehrheit des produktiven Volkes bildenden Berufsstände, wird auch die Großindustrie ihren festen Halt finden, einen festeren gewiß als im Phantom des Weltmarktes.

Wir erstreben in nationalwirthschaftlicher Hinsicht: den deutschen Markt dem deutschen Produzenten; in sozialwirthschaftlicher Hinsicht: jeder ehrlichen Arbeit ihren gerechten Lohn.

Den Weg zur Durchführung des ersten Grundsatzes werde ich späterhin in einem besonderen Aufsatze erörtern, — hier möge vorerst der zweite Grundsatz besprochen werden: der ehrlichen Arbeit ihren gerechten Lohn.

Wer ist ehrlicher Arbeiter? Im Sinne unserer wirthschaftlichen Auffassung Jeder, der als Unternehmer oder Mitarbeiter einem volkswirthschaftlich nützlichen Berufe einverleibt ist.

Was ist gerechter Lohn? Die Antwort möchte ich zunächst negativ geben: gerechter Lohn ist es nicht, wenn, wie unser Bild uns zeigt, die Bewegung des Nationalvermögens, statt in einer zu Gunsten der Produktivstände fortschreitenden Proportion zu wachsen, in der Richtung starker Schwächung dieser Fundamente und in deren zunehmender Belastung durch Kapitalklumpenbildung sich äußert.

Dieses Kapital ist nicht selbst thätig: es läßt die Werthe erzeugenden Unternehmer und deren Mitarbeiter für sich schaffen und hat sich aus der Rolle eines Dieners der Produktion zu ihrem Herrscher emporgeschwungen. Nur die wirthschaftliche Arbeit macht das Kapital produktiv; die fünfundsechzig Milliarden baarwerthen deutschen Kapitalvermögens erlangen einen Nutzungwerth lediglich durch die thätige Arbeit der Produktivstände, und wenn dieses nicht thätige Kapitalvermögen innerhalb fünfundzwanzig Jahren in der auf unserem Bilde ersichtlichen gewaltigen Progression anschwellen konnte, so ist Das nicht, wie Manche meinen, ausschließlich ein Beweis, daß die geringe Kopfzahl der Kapitaleigener die Zinsen nicht zu verzehren vermag und daß lediglich deshalb der Kapitalbesitz so sich mehrte, — sondern es ist wesentlich ein Beweis, daß durch einen volkswirthschaftlich unbilligen Zinssatz der gesammten produktiven Arbeit ihr gerechter Lohn entzogen worden ist. Die Vertheilung des Produktionertrages auf die drei Faktoren: Arbeitlohn, Unternehmergewinn und Kapitalzins ist erheblich zu Ungunsten der beiden ersten Faktoren ausgefallen.

Eine nähere Untersuchung der Zahlenverhältnisse ergiebt, daß der Kapitalzins dieser Periode, im Verhältniß zum Ertragsnutzen der deutschen produktiven Arbeit, das Dreifache des volkswirthschaftlich gerechten Zinssatzes betragen hat. Es

würde bei einer Reduktion auf ein Drittel die Zinslast während dieser Periode rund dreißig Milliarden weniger ergeben haben. Denken wir diese Zinserleichterung innerhalb der Gesammtproduktion entsprechend der Kopfzahl der Unternehmer zu der Kopfzahl der Arbeiter nach dem Verhältniß 3 : 1 zwischen diesen vertheilt, so würde das Bild 1895 eine gegen 1870 gleichmäßig vorgeschrittene Proportion im landwirthschaftlichen, gewerblichen und kapitalistischen Vermögen zeigen. Statt Verdoppelung der Verschuldung würde eine Entschuldung beim Grund und Boden, statt des im Verhältniß zur vermehrten Zahl der Betriebe stillstehenden gewerblich-industriellen Produktivvermögens würde ein proportionirter Fortschritt, und statt des überwuchernden Kapitals würde, im Verhältniß zu 1870, eine den anderen Vermögensformen nur adäquate Vermehrung sich ergeben.

Für die Herbeiführung einer künftig gerechten Vertheilung des Produktionertrages zwischen Kapital und produktiver Arbeit sind zwei Wege gleichzeitig zu beschreiten: Reform der Geldbörse und des Kreditwesens.

Grundsätze der Börsenreform wären: Staatliche Erlaubniß für die im Inlandsverkehr zuzulassenden ausländischen Werthe. Strafrechtliches Verbot, verknüpft mit Konfiskation des Besitzes, nicht zugelassener Werthe. Einführung absoluter Haftpflicht der Emissionbanken für die von ihnen aufgelegten ausländischen Emissionen. Wenn — was ich mit Vergnügen zugebe — als Folge dieser Maßregeln ausländische Emissionen überhaupt nicht mehr im Inlandsgeldmarkt erscheinen: um so besser. Das von uns erstrebte Ziel: das deutsche Kapital sei Dienerin der deutschen Produktion, wäre so ja vollkommen erreicht und der heutige elende Zustand beseitigt, daß deutsches Kapital im Auslande fortdauernd neue Konkurrenzstätten gegen die deutsche Arbeit gründet.

Kreditreform würde etwa heißen: Berufsständische Organisation der Landwirthschaft, des Handwerks, des binnenländischen Vertheilunghandels und der Großindustrie. Diese Fachverbände sind Träger genossenschaftlichen Hypothekar- wie Personalkredites. Endziel bei der Landwirthschaft: völlige Entschuldung des Bodens; Tilgung der römisch-rechtlichen Auffassung vom Grundbesitz als einer beweglichen Waare und Einführung der germanisch-rechtlichen Auffassung des Familienbesitzes in die Gesetzgebung; ausgedehnte Förderung der Landesmelioration und der inneren Kolonisation. Beim Handwerk, Kleingewerbe und Kleinhandel: Sicherung eines billigen Geschäftskredites; hierdurch, wie durch gemeinsame Rohstoffbezüge: Beseitigung der Konkurrenzvortheile des Großbetriebes.

Wir erwarten von der hier skizzirten Geldbörsen- und Kreditreform, daß das von den unsoliden, aber hochverzinslichen ausländischen Anlagen abgeschnittene, auf den inländischen Markt verwiesene Kapital nicht mehr die Zinsbedingungen diktiren kann, sondern sie von der Arbeit diktirt erhalten wird. Das angestrebte Ziel ist: jede produktive Unternehmerthätigkeit so zu stellen, daß sie dahin gelangt, mit ausschließlich eigenem Kapital zu arbeiten, so daß zuletzt nur das durch eigene Arbeit befruchtete Kapital noch Ertrag liefert, während das reine Leihkapital einen Zinsnutzen überhaupt nicht mehr abwirft. So wird das sittliche Gebot sich erfüllen: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.

Als zweites großes Ziel neben der wirthschaftlichen Festigung steht uns die Vermehrung des ländlichen und gewerblichen selbständigen Mittelstandes vor Augen. Wir meinen: der volks- und sozialwirthschaftliche Idealzustand ist ge-

geben, wenn der möglich größten Zahl selbständiger Unternehmer die möglich geringste Zahl reiner Lohnarbeiter gegenübersteht.

Das relativ günstigste Verhältniß herrscht in dieser Beziehung heute noch in der Landwirtschaft.*) Es stehen hier über 5 Millionen kleinen Betrieben mit zusammen 75 Prozent der landwirtschaftlich benützten Gesammtfläche nur 24 000 Großbetriebe mit 25 Prozent Flächenbesitz noch gegenüber; und das Zahlenverhältniß der selbständigen Unternehmer zu den Lohnarbeitern ist 3 : 1.

In dem Maße wie durch Wiederherstellung der Rentabilität des Getreidebaues die Existenzfähigkeit des Kleinbesitzes zurückkehren wird und die fortschreitende intensive Ackerkultur eine weitere Einschränkung des Großbetriebes, ohne Benachtheiligung der nationalen Getreideversorgung, zulassen wird, ist durch Ausdehnung der inneren Kolonisation ein Mittel gegeben, den kleinen ländlichen Unternehmerstand noch erheblich auszudehnen. Ein weiterer Weg hierfür bietet sich in der Förderung der Landesmelioration. Noch liegen in Deutschland allein 486 Quadratmeilen Moorländereien ertraglos, von denen 350 Quadratmeilen bereits beim heutigen Stand der Moorkulturtechnik in blühende Ländereien gewandelt werden könnten, wenn der durchschnittliche Produktenpreisstand der letzten dreißig Jahre heute noch anhalten würde. Auf beiden Wegen ist eine Vermehrung der kleinbäuerlichen Bevölkerung künftig auf annähernd das Doppelte des heutigen Bestandes möglich.

Die Festigung und möglichste Ausbreitung des gewerblichen Mittelstandes ist erreichbar durch Einführung der Zwangsinnung und des Befähigungnachweises, mit durchgreifender Gesetzgebung gegen unlauteren Wettbewerb, ferner durch entsprechende Reform der Gewerbesteuer in der Richtung scharfer Progression bei Besteuerung der Großbetriebe in handwerksmäßigen Artikeln und der ein mittleres Maß überschreitenden Waarenhandlungen. Wir wollen die Großindustrie grundsätzlich auf die Erzeugung beschränken, die handwerksmäßiger Herstellung der Natur der Sache nach sich entzieht. Erz- und Kohlenförderung, Kanonen-, Schiffs- und Lokomotivenbau können nicht Gegenstand handwerksmäßigen Betriebes sein und diese Großindustrie soll ungeschoren bleiben. Aber wir sind unbedingt der Meinung, daß — um wenige Beispiele nur zu greifen — lieber tausend selbständige Schuster als zehn „Schuhfabriken“ mit je hundert Arbeitern existiren, daß statt der im Schwitzsystem des kapitalistischen Unternehmers keuchendenden Nähgesellen und Möbelarbeiter die selbständigen Schneider- und Tischlergewerke wieder aufblühen sollen und daß tausend selbständige Kleinkaufleute volkswirthschaftlich und sozialpolitisch sehr viel mehr bedeuten als einige Kaiserbazare auf Aktien oder Versandhäuser im Stil von Lubasch und Wertheim.

Zur Erreichung des Zieles: wirthschaftliche Festigung und Vermehrung des gewerblichen Mittelstandes ist es unerläßliche Voraussetzung, daß man die heute unbegrenzte Ausdehnungmöglichkeit der einzelnen Unternehmungen stark beschneidet. Wir brauchen hierfür eine sowohl bei der Erzeugung (Handwerk)

*) Ich habe ausführliche Angaben über die Agrarverhältnisse der Gegenwart in meiner bei O. Häring in Berlin veröffentlichten Schrift: „An den Deutschen Kaiser. Ein Wort über Bauernnoth und Fürstenpflicht“ niedergelegt und verweise Interessenten auf die dort gegebene Darstellung.

als beim Verschleiß (Binnenhandel) der gewerblichen Produkte einsetzenden Gewerbe-Staffelsteuer, die, erst bei Ueberschreitung eines eng bemessenen mittleren Maßes (etwa drei Gehilfen) überhaupt beginnend, so sehr wächst, daß bei jedem erzeugten oder im Detailhandel umgesetzten Einzelwaarenstück die nicht besteuerten Handwerker und Kleinkaufleute einen Nutzenvorsprung gegenüber den Großunternehmungen haben, einen Vorsprung, groß genug, um ihnen auch bei einem Bruchtheil des Umsatzes jener Firmen ihre bescheidene Existenz zu sichern.

Ein weiteres Mittel zur Stärkung der Kleinbetriebe gegen die Großindustrie ist in gerechter Gestaltung der Bahntarife gegeben. Nach der heutigen Tarifverfassung bezahlt der Nah- und Stückgutverkehr für den Fern- und Wagenladungverkehr, so daß eine nach Hunderten von Millionen sich berechnende Subvention an die Großbetriebe aus der Tasche der Klein- und Mittelbetriebe gezahlt wird.

* * *

Ich habe hiermit, so weit es in engen Raumgrenzen möglich war, die grundlegenden Erwägungen skizzirt, die zu den Punkten I bis III des Bundesprogrammes uns führen. Befreiung der Produktion aus den Fesseln des nicht thätigen Kapitals, wirthschaftliche Festigung und zifferische Vermehrung des selbstständigen Mittelstandes in Stadt und Land: Das ist unsere „soziale Reform“.

Noch ist das Zahlenverhältniß zwischen selbständigem Mittelstand und Lohnarbeitern ein solches, daß dieser Reformkampf mit Aussicht auf Erfolg geführt werden kann. Der Sozialismus, geboren aus proletarischem Gewimmel in städtisch-industrieller Stickluft, sieht nur eine Welt von Arbeitern; wir wollen eine von frischer Landluft durchwehte Welt von freien Bauern und Bürgern.

Ich möchte, in Anlehnung an die in der Agrarfrage üblich gewordene Unterscheidung, das hier entwickelte Programm das „große Mittel“ zur sozialen Reform nennen. Damit kennzeichne ich meine Meinung über den Werth der auch als „Sozialreform“ gepriesenen Mittel: Krankheit-, Unfall-, Alters-, Invaliditäts- und sonstige Versicherungen; Sonntagsruhe, Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit, Festsetzung von Maximalarbeitzeiten, Fabrikinspektion und solche an sich sehr brave Maßnahmen mehr, die aber, je rascher beim jetzigen System die Proletarisirung der Massen fortschreitet, desto unwirksamer bleiben müssen. Das schließt nicht aus, daß man nebenher diese kleinen Wege mit ausbaut und einmünden läßt in die Richtung des erstrebten großen Zieles. Nur soll man dabei sich nicht einbilden, ausreichende soziale Reformarbeit geleistet zu haben.

Nieder-Schönhausen. Edmund Klapper.

Börsensorgen.

Die ganze Transvaalsache hat unsere Börsen nicht nervös gemacht; wären dagegen die Reichstagsdebatten über das Börsengesetz weniger sanft verlaufen, so hätten wir eine arge Verstimmung erlebt. Merkwürdiger Weise läßt sich unser Spekulantenpublikum mehr von der Tonart beeinflußen, in der von ihm gesprochen wird, als von „Reformen", die eingeführt werden. Denn während Gesetze wohl zu umgehen sind, kann man die Folgen einer allgemeinen Feindseligkeit gegen Hausse und Baisse gar nicht überblicken. Bekanntlich hatte Herr Jameson die Güte, seinen Putsch gerade zur Zeit unseres Coupontermines zu unternehmen, wo die deutschen Sparer mit ihren neuen Anlagen zu thun haben; in solcher Mahlzeit nun sich durch fremde Abenteurer stören zu lassen, fällt keinem Kapitalisten ein. Begonnen haben diese Käufe sogar schon im Dezember, so daß in den Tagen des flauen Londons ein eigentlicher Ausgleich durch allzu zahlreiche Anschaffungen kaum sichtbar war. Und dennoch blieb die Tendenz eher animirt. Auch jetzt dauert die Betheiligung des Privatpublikums fort, aber ohne die altberühmte preußische Schneidigkeit. Man weiß nicht recht, was man kaufen soll, denn in den meisten Fällen tritt der Wunsch hervor, ein erstes Papier und zugleich mindestens vier Prozent damit zu haben. Woher aber nehmen und nicht stehlen? Unsere Konsols werden ohnehin untergebracht, mögen auch Wernher, Beith & Co. ihre deutschen Staatswerthe, die sie sich regelmäßig eingethan hatten, nun in einem Zuge wieder hergeben. Das mag Herrn Miquel unbequem sein, der aus Konversiongründen unsere Fonds möglichst hoch sehen möchte; aber dem deutschen Kapital wird es jedenfalls behaglicher sein, künftig seine wichtigsten Kurse von fremden Faktoren unbeeinflußt zu sehen. Leider kauft jetzt Paris viel Reichsanleihe, wie auch manche genau rechnenden Franzosen schon seit einer Weile sehr große Summen auf deutsche Hypotheken geben. Wo in Berlin oder Frankfurt Posten von Konsols an den Markt kommen, sind die Banken mit wirklichem Kommissiongeschäft gern zum Kaufen bereit, denn die Kundschaft gebraucht davon beständig und der Kursgewinn der Banken hängt doch von den Engrospreisen ab, die man ihnen ab und zu machen muß.

Auch die Spekulation scheint eine bessere Tendenz zu erwarten, und wenn starke Kauflust dabei noch keineswegs bemerkbar ist, so hängt Das mit der wachsamen Vorsicht Berlins zusammen. Dort möchte man nämlich Wien nicht wieder zum „Gefährten" bekommen und deshalb wird auch Berlin sofort zurückhaltend, sobald sich am Schottenring die alten Haussetriebe regen. In Wirklichkeit sagt sich aber unsere Spekulation, daß nun über zwei Monate hindurch ein Herunterdrücken des Kursniveaus stattgefunden hat, ohne daß schließlich ernsthafte Zwischenfälle vorgekommen sind; es sei also jetzt Zeit, wieder an eine kräftige Erholung zu denken. Da diese Argumentation von sehr einflußreichen Börsenleuten ausgeht, so könnte sie leicht Anklang finden, denn von bloßem Abwarten kann kein Geschäft leben. Man braucht ja gar nicht so weit zu gehen, die neuen Käufe des pariser Bardack in einprozentigen Türken als sehr verheißungvoll hinzustellen — trotz verschiedenen Finanzirungnachrichten —, allein schon die anhaltende Steigerung von Banque Ottomane müßte einige Aufmerksamkeit

erregen. Eine Aktie kann bekanntlich zu hoch und wiederum zu niedrig stehen. Das Erste war bis November der Fall, das Letzte wird schon seit Wochen von Eingeweihten angenommen. Hier ist die Ansicht, die bedeutendste türkische Bank sei bereits so gut wie bankerott, nach ruhiger Erwägung immer bekämpft worden.

Sogar für Goldshares erwarten ganz überlegte und auch uninteressirte Männer höhere Kurse und aus Paris wird bereits wieder ein boom signalisirt. Sicher ist, daß sich in einem gegebenen Moment ein schon lange geplantes, aber noch immer hinausgeschobenes Syndikat bilden wird, um die guten Sachen preiswürdig aufzunehmen. Deutsche Firmen bleiben da durchaus nicht fern. Selbst Chartered stehen noch immer $3^1/_2$ Pfund (für ein Pfund), trotzdem die rein finanzielle Lage auch ohne die zweifellos zu zahlende Entschädigung an Transvaal eine mehr als fragliche ist. Vielleicht werden neue Aktien ausgegeben, — wobei hier gleich bemerkt sei, daß das bisherige Kapital erst jetzt, also nach den Erhöhungen, $2^1/_2$ Millionen Pfund beträgt. Die übertriebene Idee, daß der Company der Charter genommen werde, daß also die übrigen Aktionäre für die Schuld der Großbesitzer mit bestraft werden könnten, wurde an dieser Stelle von vorn herein als unwahrscheinlich abgewiesen. Ueberhaupt kann das britische Ministerium, nachdem die Erregung leider in so unsinniger Weise verschärft worden ist, nichts thun, was auch nur den Schein einer Demüthigung zeigte. Hier beginnt der ganze Vortheil der Situation für die Chartered-Company, deren Direktor Cecil Rhodes als Premierminister wohl nur seinen Abschied genommen hat, um desto freiere Hand in den seiner Company unterstehenden Gebieten zu haben. Und bei Robinson und De Beers ist er sogar lebenslänglich Gouverneur. Einen bedeutsamen Umstand hat man bei dieser Angelegenheit übersehen. In den englischen Kolonien geht es einigermaßen parlamentarisch zu; der Gouverneur vertritt die Königin, hat also, wie diese, wenig zu sagen, außer wenn die Majorität gerade eine geringe ist; dagegen ist der Premier der Vertrauensmann der jeweilig herrschenden Partei. Da Cecil Rhodes dieses Amt innehatte, wollte die Bevölkerung des Kaplandes offenbar gerade seine Energie und seine vor nichts zurückschreckende Unternehmunglust an der Spitze sehen. Denn daß man dort die Willkürlichkeiten dieses starken Talentes noch in ganz anderen Formaten kennt als bei uns, darf wohl ruhig angenommen werden. Die Expansiongelüste der Chartered-Company beschränken sich dort unten also nicht einmal auf den Privatgeschmack einiger weit ausschauenden Männer. Es dürfte deshalb für Deutsche betrübend zu hören sein, daß selbst unsere wüthenden Engländerfeinde, falls sie die Verhältnisse an Ort und Stelle studirt haben, eine schließliche Verschlingung Transvaals durch den übermächtigen Nachbarn als später kaum aufhaltbar ansehen.

Aber auch die intimeren Aeußerungen vom Mutterlande her werden jetzt sehr wichtig. Großbritannien als ein weltumspannendes Reich weiß sehr wohl, daß ihm Glieder absterben, es sucht also auch wieder für das Anwachsen von Gliedern zu sorgen. In diesem Augenblick ist man der Anhänglichkeit Kanadas und der Indifferenz Indiens noch ganz sicher; anders steht es um Australien. Diese gewaltigen Besitzungen wünschen bereits heute eine Trennung von England, die Bewegung wird immer stärker und nach den alten Erfahrungen mit der Union dürfte, wenn in Jahren die Sache reif wird, schwerlich Waffen-

gewalt dagegen angewendet werden. England hat sich also nach Ersatz umzusehen begonnen, und da Südafrika damals frei war, so hat es die Hand darauf gelegt. Dies, und durchaus nicht das Goldlager, dessen Erschöpfung ja binnen zwanzig oder dreißig Jahren sicher vorauszusehen ist, bildet den Ausgangspunkt der ganzen anglo-afrikanischen Bewegung. Es gilt, für die englische Nation neue und ungeheuere Absatzgebiete zu gewinnen. Verschwiegen darf allerdings nicht werden, daß die Zuversicht der Engländer durch ihren Erfolg bei Sansibar sichtlich gehoben wurde. Die kühnste Britenphantasie hatte sichs nicht geträumt, daß es gelingen könne, die Deutschen so rasch und so leichten Kaufs aus dem werthvollsten Gebiet Ostafrikas zu entfernen.

Man kann ruhig sagen, daß alle diese politischen Erwägungen in unseren Finanzkreisen eine Rolle spielen; es giebt sogar Aengstliche, die das noch Ferne schon so nahe gerückt sehen, daß sie große Unternehmungen jetzt vorläufig von der Hand weisen. Auch der Venezuelastreit soll, nach manchen Meldungen, noch keineswegs beigelegt sein. Nur glaubt man nicht in dem Wahljahr 1896 an irgend eine ernstliche Verwickelung.

Die Reichstagsdebatten über die Börsenreform haben, wie gesagt, in ihrer Milde die Tendenz beinahe angeregt. Herr Alexander Meyer machte den für ihn freilich schweren Fehler, Krupp für reicher als Rothschild zu halten. Wenn Das ein Mann sagt, der von der Zins- auf Zinsrechnung keine Ahnung hat und Kapital und Einkommen nicht von einander zu unterscheiden weiß, so ist es zu verzeihen; aber Herr Meyer sollte doch wissen, daß Rothschilds Einkommen von einem wirklichen Kapital herrührt, die Renten Krupps aber von seiner Fabrikation. Die Militärstaaten brauchten nur einmal Rußland zu folgen, das soeben das System Krupp mit dem System Bange vertauscht, — und man würde aus Essen gleich von einer anderen Selbsteinschätzung hören. Auch die Behauptung, Siemens habe mehr hinterlassen als Bleichröder, war falsch. In Wahrheit hatte menschliche Einbildungskraft beide Erbschaften übertrieben; allein bei Werner Siemens als Industriellen kamen seine vielen Engagements in neuen und schließlich oft fehlschlagenden Unternehmungen hinzu, ohne die er wahrscheinlich als reichster Mann nach Rothschild gestorben wäre. Von anderer Seite wurden in der Debatte wieder die ehrsamen Hanseaten als nützliche Großkaufleute gegen die Börse ausgespielt. Dabei giebt es nirgends ausgesprochenere Gegner irgend einer Einschränkung des Termingeschäftes als in Hamburg und Bremen. Die dortigen höchsten Gerichte kümmern sich bekanntlich auch nicht um die Reichgerichtsentscheidungen, sondern lassen den Einwand des Differenzspieles niemals gelten.

Das Börsengesetz wird nicht den Fleischerhund Großkapital treffen (um einmal einen rüden Ausdruck zu gebrauchen), sondern das Wachtelhündchen Börse. Einzelne Ausschreitungen können von nun an verhindert werden, aber die gefährlichsten Erscheinungen der Gegenwart, die schrankenlosen Assoziationen des Großkapitales, haben durch die ganze „Reform“ nicht das kleinste Hinderniß erfahren. Um nur ja keine wirkliche Sozialpolitik treiben zu müssen, ist man eben zu jedem Flickwerk bereit, das Neid oder Kurzsichtigkeit für ganze Arbeit ausgiebt.

Pluto.

Theater.

Unter der Linde der fränkischen Waldherberge giebts in Goethes Goetzdrama einen hübschen Auftritt. Der Knecht des Berlichingers ist müde geworden, hat den Panzer abgeschnallt und sich auf die Streu gestreckt. Georg, der Bub des Ritters, hat sich lange schon gewünscht, groß und stark zu sein und, statt nach Spatzen zu schießen, mit der Lanze, wie sein tapferer Patron, gegen Drachen zu kämpfen; nun will er, gar nicht faul, die Gelegenheit nützen, thut den Harnisch des schlafenden Knechtes an und muß, da der Herr immer ungeduldiger nach einem Krug Wein ruft, sich im Panzer des Erwachsenen zeigen. Zuerst flucht der Ritter ein Bischen über die Mummerei; dann aber muß er über den guten Eifer des Jungen lächeln, der Hansens Küraß zwar nicht ausfüllt, doch munter und muthig aus hellen Augen um sich schaut und gesonnen scheint, mit einer Welt und einer Weltgeschichte den Kampf zu wagen.

An diesen Auftritt, den die alte Zeit rührend komisch nannte, mußte ich denken, während ich im Deutschen Theater neulich „Florian Geyer" sah, das neue Bühnenspiel des Herrn Gerhart Hauptmann. Es war ein trostloser Abend, der trostloseste, den ich je in einem ernsten Schauspielhause erlebt habe. Nicht etwa nur, weil die Aufführung über jeden Begriff jämmerlich war und, ohne Stimmung, ohne die Spur auch nur äußerlicher szenischer Kunst, ein wirres, ungeregeltes Durcheinander von Theaterrittern und Bühnenbauern bot, deren Darstellung die bettelarme Phantasielosigkeit verständiger Spieler schrecklich enthüllte; auch nicht, weil das aufgeführte Stück selbst jeden winzigsten Wunsch, auch den bescheidensten, unerfüllt ließ. Was an diesem Abend so besonders traurig stimmen mußte, war das Gefühl, daß hier ein zartes, feines Talent sich mit einer rasselnden Waffenrüstung beladen hatte, unter deren Gewicht es kraftlos zusammenbrechen mußte, daß ein schwacher Arm, der geschickt war, zierliche Sächelchen sauber zu schnitzeln, hier nach Schwert und Lanze griff, die er nicht halten, nicht zu starken Streichen sicher leiten und lenken konnte. Herr Gerhart Hauptmann, in dessen Vor- und Vatersnamen so viel heldischer Trotz klingt, war bisher nur als Bildner schwacher Menschlichkeit mitunter stark; er kann, in guten Stunden, müde und morsche Menschen lebendig machen und wirkt auf ein müdes Geschlecht durch den raffinirten Reiz einer manchmal mitleidigen, manchmal bis zur Kindergrausamkeit rücksichtlosen Intimität. In seiner Kunst ist keine ursprüngliche Kraft, aber jedes Merkmal der Decadencekünste niedergehender Zeiten: das spielerische Streben nach äußerer Aehnlichkeit, der pretiöse Gelehrtenstolz auf ein mühsam errafftes Wissen, das doch den Weiheschauer der Intuition nicht ersetzen kann, Kindlichkeit, die gern kindisch dalbert, Künstlichkeit, die sich in feinen Haarstrichen gar nicht genug thun kann, und, als Würze für die

herrschende Pöbelkultur, Brutalität. Keinen darf man schelten, weil er ein Kind seiner Zeit ist; und Herrn Hauptmann könnte mit seinen Gaben, die dem Anspruch der Stunde so glücklich entsprechen, manche artige Arbeit gelingen. Daß dieses Spaliertalent durch die Fähigkeit geschickter Dialogführung sich in die heiße Bühnenluft locken ließ, war schon schlimm, denn dem Manne, der uns subtile Stimmungnovellen geben könnte, fehlt zum Dramatiker der tiefe Athemzug, die starke Erfindung, der kecke, über Klippen und Abgründe mitreißende Wagemuth und der Sinn für das Wesentliche. Daß er vollends nun das wüsteste Gewirr der Weltgeschichte zum Bühnenbild zu gestalten versucht, muß jeden rechten Freund seines redlichen Eifers betrüben. Goetz kann seinem Knaben, der im Harnisch eines Großen einherkeucht, lächelnd die Wange klopfen und ihn einen braven Jungen nennen, denn er weiß, die Mummerei ist nicht ernst gemeint, und es ist immer schön, einen Kleinen zu sehen, der in der weiten Welt nichts fürchtet, — nicht einmal die Lächerlichkeit. Ob aber der gute Gottfried nicht wüthend mit der eisernen Hand auf den Schenkentisch geschlagen hätte, wenn eine Horde rüder Gesellen den Kleinen umringt und so laut, daß mans bis nach Bamberg in die bischöfliche Pfalz hören konnte, die neue Kunde ausgebrüllt hätte, er fülle nicht Hansens Küraß nur aus, nein, die schwerste Rüstung des besten Ritters im deutschen Land? Ob er dann nicht noch viel gröber geworden wäre als beim Anblick des rothröckigen Schurken, der einem tapferen und freien Manne des Kaisers, einem adeligen Reichsritter, zumuthen wollte, ein Hundsfott zu sein?

Dieser Frage dachte ich nach, während die sechs Abschnitte der ermüdenden Haupt- und Staatsaktion mühsam heruntergehaspelt wurden und nach jedem Fallen des Vorhanges ein Klatschgetöse erscholl, als gälte es, von einem mächtigen Seeleneindruck sich durch Körperbewegungen zu befreien. Goetz, dachte ich, hätte dem frechen Kinderspuk rasch ein Ende gemacht, und ich mußte bedauern, daß uns die eiserne Faust fehlt und die Fähigkeit, gut goetzisch und gut lutherisch mit dem lärmenden Gesinde zu sprechen. Denn es mag gleichgiltig sein, ob ein Kleiner und Feiner den reisigen Recken spielt und ein schlechtes Stück vor dem Verscheiden von billigem Beifall umheult wird: nicht gleichgiltig ist es, ob eine Clique von dreisten Brüllern den Markt beherrscht, jedes Urtheil fälscht, jeden Schwindel zur höheren Ehre der guten Sache heiligt und an die Unbeträchtlichkeiten des Herrn Hauptmann die Zukunft der deutschen Dichtung knüpft. Um einen systematisch betriebenen Schwindel handelt es sich, der schlimmer und frecher ist als in Swifts Märchen von der Tonne des frommen Peters Versuch, grobes Hausbrot den Gästen für saftigen Schöpsenbraten auszugeben. Nur deshalb will ich bei dem trostlosen Abend und seinen Begleiterscheinungen einen Augenblick noch verweilen.

In den Zeitungen ist erzählt worden, es habe einen Theaterskandal

gegeben, auf den armen Poeten sei eine wilde Hatz veranstaltet worden, die Schaar seiner Feinde und Neider habe sich zu dunklem Beginnen verschworen, das ermattende Edelwild unter Wuthgekreische zur Strecke gebracht und die unerhörte Kühnheit der Dichtung habe die trägen Alltagsgefühle der Masse zu zorniger Empörung gestachelt. An Alledem ist nicht ein wahres Wort. Herr Hauptmann hat kaum irgend einen Feind; er hat es verstanden, sich beim Herrn Bebel und beim Börsencourier beliebt zu machen, er wird als der Dichter der proletarischen Bewegung gefeiert und von einem deutschen König empfangen, er kann sich an der Gründung einer Aktiengesellschaft betheiligen und doch über Ausbeuter zetern und stöhnen und hat das Kunststück fertig gebracht, in der Kreuzzeitung und im Vorwärts zugleich als der Messias verherrlicht zu werden. Gegen so bequeme Naturen, von denen Keiner recht weiß, was sie eigentlich glauben, waffnet sich keine gefährliche Feindschaft. Und wenn wirklich doch da oder dort Einer, der sehnsüchtig um den Theatererfolg wirbt, mit Neid auf Herrn Hauptmann blickt, — ists ihm so sehr zu verargen? Nie, niemals zuvor, ist für einen aufstrebenden Dichter so beharrlich und so laut das Becken gerührt, nie einem tastenden Talent der Weg so zärtlich geebnet worden. Jedenfalls ist die Zahl der Neider so klein, daß sie ernsthaft nicht in Betracht kommen kann. Herr Hauptmann hat die Jugend, die ihn seit den Thorheiten der Köller und Stumm für den großen Typus des modernen Sittenbrechers hält, und den ganzen Troß, der mit jedem in den Zeitungen berühmten Modeliebling geht, mag er Sudermann, Blumenthal oder gar nur Lindau heißen. Bei der ersten Aufführung des „Florian Geyer" war von irgend einer Feindseligkeit jedenfalls nicht die leiseste Spur zu bemerken. Im Kassenflur war geflüstert worden, zuerst hapere es zwar ein Bischen, aber die beiden letzten Akte seien ganz hauptmännisch großartig. So saß man denn, ließ die tötliche Langeweile über sich ergehen und harrte der verheißenen Dinge. Fünf Akte hindurch nicht der schüchternste Laut des Widerspruches; dabei arbeitete die Claque von sieben bis zehn, sogar nach dem Vorspiel, das vor der zweiten Aufführung mit einem Rothstiftstrich beseitigt wurde, mit einer Unverschämtheit, die alles früher Erlebte in den Schatten stellte. Endlich kam der fünfte Akt, der erste der zwei ganz hauptmännisch großartigen. Nichts; eine verstaubte Melodramenszene: der geknickte Held, der nach dem letzten Becher ins letzte Treffen zieht und, als ein Besiegter, vom alten Bänkelbarden seinen Siegerruhm singen hört. Manchmal wirkt der seit den Tagen des Vaters Dumas und Mélingues oft erprobte Kniff; hier blieb er unwirksam, weil dem Helden, der uns als Mensch nicht nahe gekommen war, selbst die Grimasse des streitbaren Ritters fehlte. Nun war die Erwartung aufs Höchste gespannt, denn einen Augenblick, der wärmere Theilnahme möglich machte, mußte der Abend doch bringen. Trunkene Junker

— wir sehen nur, wie sie rülpsen und spucken — lassen gefesselte, zitternde Bauern peitschen und finden, in der geilen Grausamkeit irrer Völlerei, ihre Lust daran, die Aermsten zu schimpfen und höhnen. Die Szene birgt keine Kühnheit: die Darstellung, wie der Säuferwahn Starker gegen Schwache wüthet, ist, wenn die Starken und Schwachen uns fremde und gleichgiltige Leute sind, überflüssig und ekelhaft und hat mit künstlerischer oder menschlicher Erregung nichts zu schaffen; auf der Straße kann es mich erregen, wenn ein Betrunkener ein Weib oder ein Kind prügelt, — hier, wo ich weiß, daß nur zum Spaß gehöhnt und gepeitscht wird, wo die der dramatischen Dichtung unentbehrliche Illusion nicht gewahrt, die verbindende Brücke zwischen Bühne und Zuschauerraum nicht geschlagen ist, sehe ich nur in kühlem Staunen auf den immer erneuten Versuch, nach endloser Langeweile mit Brutalitäten zu wirken. Drei, vier Zuschauer waren empfindsamer und zischten; nicht sehr heftig, mehr wie ein Summen, aber doch stark genug, um die stramm disziplinirte Freundeschaar an die Gewehre zu rufen. Ein Beifallssturm brach los, dem der Bühnenvorgang nicht den geringsten Anlaß bot und der vollkommen unerklärlich bliebe, wenn man mit den Gepflogenheiten der Hauptmannschaft nicht bekannt wäre. Es giebt in ihren Gliedern nämlich auch Lockspitzel, die mit der Aufgabe betraut sind, durch übertrieben lärmenden Beifall den Widerspruch zu wecken und so einen Skandalerfolg, wie beim Webermelodrama, zu sichern oder doch die Möglichkeit zu schaffen, daß man von einem Theaterereigniß sprechen kann. Ganz versagte auch diesmal das Mittel nicht. Der Abend war verloren; nun sollte wenigstens der Versuch gemacht werden, die Niederlage als das natürliche Ergebniß unerhörter Kühnheit zu verzeichnen. Wenn man jetzt tobsüchtig klatschte, dann mußte die verärgerte und gelangweilte Stimmung des Publikums sich endlich gewaltsam entladen, dann hatte man den ersehnten Theaterskandal, den Herr Brahm für seine Waschzettel brauchen konnte, dann gingen die Leute vielleicht aus Neugier ins Spektakelhaus und man konnte mit Ach und Krach noch einen Sieg der „neuen Richtung“ zusammenschwindeln. So groß, wie man ihn wünschte, wurde der Skandal freilich nicht; aber das Ekelgefühl über die freche Vergewaltigung war doch stark genug, um für Sekunden den Fortgang des Spieles zu stören. Pünktlich, nach der Parole, hieß es am nächsten Morgen dann in den Gesindestuben, geifernde Radaubrüder hätten das Meisterwerk respektlos verhöhnt.

Schwindel, — ich wünschte mir Goetzens Sprachreichthum, um ein anderes Wort zu ersinnen. Eine fest gegliederte Schaar, die mit dem Entschluß ins Theater gekommen war, Alles zu beklatschen, Allem Beifall zu brüllen. Ein paar ruhige Leute, die gelassen wägen und werthen wollten und enttäuscht und trüb dreinblickten. Und ein Publikum, — lieber Gott, dieses Publikum! Schopenhauer hat uns eine Satire Gracians übersetzt, die allerliebst die

Marktschreiermacht schildert; da sehen wir, wie die Masse dem Schwadroniren willig lauscht, das ihr geflügelte Wunder vorschwindelt, und wie Keiner sich aus der gemeinen Bretterbude fortrühren mag, weil „Keiner sich zu der Einsicht, daß er ohne Einsicht sei, bekannte, vielmehr Alle sich für sehr einsichtig hielten, ihren Verstand ungemein estimirten und eine hohe Meinung von sich hegten". Genau so steht es um unser Publikum, dem man, wenn man die Presse hat, jeden Unsinn aufschwatzen kann. Mag meinetwegen Jemand in dem Bauernkriegsspiel verborgene Reize bewundern: daß es für ein normal empfindendes Theaterpublikum unerträglich ist, kann Keiner leugnen. Aber Herr Hauptmann ist in der Mode, alle Ganzmodernen schreien und schreiben, er sei von einer besonderen Dichterart und nur die feinsten Geister können ihn fassen, — und so erduldet man die Langeweile, weil man sich nicht blamiren will, weil man ein feiner Geist heißen möchte, und während man verständnißlos in die Wirrniß starrt, deutet man durch den krampfhaft gespannten Gesichtsausdruck an, was Gracians Baccalaureus, der einen Esel als ein geflügeltes Wunderthier bestaunt, stammelnd also verkündet: „Wie herrlich! Welche großen Gedanken! Das Vortrefflichste der Welt! Welche Sentenzen! Laßt sie mich aufschreiben! Es wäre ewig schade, wenn auch nur ein Jota davon verloren ginge!" Es wird bald dahin kommen, daß an solchen Abenden kein Mensch mehr ein offenes Wort zu reden wagt, aus Scheu vor einer möglichen Blamage oder aus Furcht vor einer sicheren Rache.

Einstweilen sind wir noch beim Bewundern, das diesmal nicht dem Dichter allein, sondern auch dem Historiker gelten soll. Herr Hauptmann, so heißt es, hat sich auf den Boden der neuesten Forschung gestellt und die Mythen des Mittelalters endgiltig zerstreut. Wir wollen sehen, ob wir hier wenigstens Wahrheit finden; ich greife zur Stichprobe zwei Beispiele heraus. Herr Hauptmann läßt über Luther recht unehrerbietig sprechen und führt den Berlichinger, der, wie alle Ritter nebst allen Bauern, ein Statist, ein lebloser, ist, als einen feigen Verräther vor. Herr Schlenther, der Sâr des esoterischen Hauptmannkultes, verkündet darob — und die Chorknaben plärren ihm nach —, Goetzens „treuloses, räuberisches Verhalten" sei „vor dem Richterspruch historischer Forschung" nicht zu retten und der Bauernkrieg sei die „revolutionäre Konsequenz" des lutherischen Reformwerkes gewesen, so daß Meister Martin arg im Unrecht war, als er sich gegen die Bauern wandte. Ich hatte Herrn Schlenther bisher als einen kundigen Prüfer münchener Biere, aber nicht als Kenner der Historie geschätzt; nun wurde ich stutzig: was er sagte, klang nicht neu — Goetzen hatte schon sein Biograph aus dem Jahre 1731 als Wegelagerer und Heckenreiter geschildert und die Unrathliteratur über Luther häuft sich zu einem Schlammberg —, aber es war so zuversichtlich vorgebracht, daß ein bescheidener Leser am eigenen Wissen zweifelhaft werden konnte. Ich bat also Karl Lamprecht um Auskunft, den bedeutendsten Künder der alten

deutschen Geschichte, und er war so gütig, mich zu belehren. Hier ein paar Sätze aus seinem Brief: „Die Person Goetzens steht noch nicht völlig klar in der Forschung. So viel aber ist sicher, daß er im Bauernkriege nicht die große Rolle gespielt hat, die man ihm früher zuschrieb. Er ist mehr eine Nebenfigur, interessant wesentlich nur dadurch, daß er vom Adel ist. Ob er gezwungen sich den Bauern angeschlossen hat, wie er behauptet, oder freiwillig: Das ist die große Frage, die sicher vielleicht nie, jedenfalls aber erst nach intensiverer Kritik der Quellen entschieden werden kann.... Insofern ihm die Revolution als Konsequenz seiner reformatorischen Anschauungen in die Schuhe geschoben wurde, war Luther mit Recht in hohem Grade erbost. Mit Recht: denn es kann jetzt als ausgemacht gelten, daß die evangelischen Motive der Revolution theils schon vor Luther vorhanden waren (seit etwa 1493) und daß sie, so weit sie seit Luther erweitert wurden, ihre Nahrung vornehmlich aus den Lehren der Wiedertäufer zogen... Luthern ein feines soziales Verständniß für seine Zeit absprechen wollen, ist ein Unding." Einen berufeneren Vertreter der neuesten Forschung wird auch Herr Schlenther nicht aufbringen können. Ich weise ihn noch auf Bergers Lutherbuch, das Sohm als ein Meisterwerk rühmt und in dem er den Satz finden kann: „Das alte Märchen, als ob die soziale Revolution durch die Reformation hervorgerufen worden sei, ist heute längst widerlegt", — und gestatte mir dann zu vermerken, daß Herr Schlenther den Lesern der Vossischen Zeitung mit dreister Allwissenheitmiene blitzdummes Zeug vorgelogen und daß der Troß seiner Hausknechte es ihm treulich nachgelogen hat.

Mit der neuen Geschichte des Bauernkrieges ist es also auch wieder nichts. Daraus kann man Herrn Hauptmann freilich keinen Vorwurf machen. Er hat, statt das ganz moderne Geyerproblem zu greifen und zu zeigen, wie ein Mensch von verfrühtem Empfinden seine Kaste aufgiebt und in die Kämpferreihen einer allzu hastig empordringenden Klasse tritt, versucht, was Lassalle im Sickingen versuchte: „die großen kulturhistorischen Prozesse der Zeiten und Völker zum eigentlichen Subjekt der Tragoedie zu machen." Er ist gescheitert, nicht, wie Lassalle, weil ihn das Gewicht der politischen Parteirhetorik beschwerte, sondern, weil er Unwesentliches nicht von Wesentlichem zu unterscheiden und den großen Stoff nicht zu bewältigen vermochte, weil er nur die Notizenvorarbeit zu einem Kunstwerk gab und sich diesmal nicht mit dem Weberparfum aus der schlesischen Heimath helfen konnte. Oder wollte er uns in einem Beichtgedicht das eigene Schicksal ironisch beleuchten und zeigen, wie in Zeiten der Gährung ein Mensch von mittlerem Wuchs, ein Florian Geyer oder Gerhart Hauptmann, plötzlich zum Heiland erhöht werden kann, von dem der schwarze Haufe Alles erwartet, den in dichten Schaaren die Schwindler umdrängen und der schließlich, ein ruhmlos besiegter, entgötterter Mann, unter höhnenden Feinden einsam den Tod kleiner Menschheit stirbt? M. H.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 25. Januar 1896.

An de Buren in Transvaal.*)

De Frieheit hebbt Ji tapfer wahrt,
De lat Ji Ju nich roben,
De holt Ji fast, as Sprak un Art,
Un as den olen Globen.

So sünd de Buren in Transvaal,
Un so bi uns de Buren,
Se stat ehrn Mann wul öwerall,
Un lat sik nich beluren.

Ji haut Juch mit de Engelsch rum,
Wie haun uns mit de Dän,
Se meen', wie heeln den Puckel krumm,
De wiesen wi se de Tähn.

Ditmarschen heet de Republik,
Wietaf int Holstenland,
De letzte weer't int dütsche Riek,
Wiet in de Welt bekannt.

Dat weer bi Dusenddüwelswarf,
Dar slogen wi de Dän,
Dar hett vun Dusend kum mal Een
De Heimath wedder sehn.

Dat weer en Mann as Krüger is,
He heet Wulf Isebrand,
De hau de Dän, as Krüger nu
De engelsch Röwerband.

Un ropt mit uns, un holt tosam
As Buren fast un stramm:
Schulln disse Herren wedder kam',
So schall se Gott verdamm'!

Capri, am vierzehnten Januar 1896. Klaus Groth.

---

*) Als der Präsident der Transvaalrepublik in Europa war, wurde ihm in Antwerpen aus dem „Quickborn" vorgelesen; er erklärte, darin erkenne er die alte, von den ersten plattdeutschen Einwanderern ins Transvaal mitgebrachte Sprache, und freute sich, als Bismarck später plattdeutsch mit ihm sprach. Jetzt hat unser lieber Quickborndichter dem Burenvolk seinen Gruß übers Meer gerufen.

Anarchie oder Bevormundung?

II.

Ich habe in dem vor acht Tagen hier veröffentlichten Aufsatze schon bemerkt, daß der Gründer und Vater des sozialen Individualismus, wie er von seinen heutigen gemäßigten Anhängern aufgefaßt wird, John Locke ist und daß Grundvoraussetzungen, der Naturzustand und der Vertragszustand der Gesellschaft, bei ihm die selben sind wie bei seinem Vorgänger Hobbes und bei seinen Nachfolgern Rousseau und Mably. Aber ich habe eben so bemerkt, daß der Zustand der Menschen im Naturzustande, wie Locke ihn sich vorstellt, sich von dem unterscheidet, wie Hobbes oder Rousseau sich ihn ausmalen. Für diese beiden Philosophen war der Urmensch ein Wilder; gesetzlos und grimmig nach dem älteren, gut und dumm nach dem jüngeren Denker. Lockes Phantasiebild von den Urmenschen stellt sie im Gegensatz dazu unter dem Bilde höchst geistig reger und achtbarer Personen dar, „die zusammen leben nach der Vernunft, ohne einen gemeinsamen Herrn auf der Erde, der die Macht hätte, unter ihnen Urtheile zu fällen.“ (Civil Government.)

Der Naturzustand, wie ihn Locke sich vorstellt, ist thatsächlich das individualistische goldene Zeitalter der philosophischen Anarchie, in dem alle Menschen freiwillig Jedem das Seine gewähren und daher kein Bedürfniß für einen Apparat zur gewaltsamen Durchführung der Gerechtigkeit vorhanden ist. Während Hobbes annimmt, daß im Naturzustande das Gesetz der Natur schlummerte, scheint Locke der Meinung zu sein, daß es laut genug gesprochen habe, aber daß die Menschen taub dagegen geworden seien. Nur daraus, daß Manche die ursprüngliche Höhe ethischer Tüchtigkeit nicht aufrecht zu erhalten vermochten, entstanden jene Unbequemlichkeiten, die die Uebrigen dazu trieben, sich zu Staaten zusammenzuthun, Herrscher zu wählen und sie, als die Abgeordneten Aller, mit der bisher Jedem eigenen Berechtigung zu begaben, Uebertreter zu bestrafen. Bei diesem wichtigen Schritte zeigten unsere Vorfahren jedoch eine Vorsicht und Klugheit, wie sie von Leuten, die auf der von ihnen im Naturzustande erreichten sittlichen Höhe standen, zu erwarten war. Statt dem Souverain alle Rechte und Machtvollkommenheiten, die sie in diesem Zustande besaßen, vollständig zu übertragen und somit durch den sozialen Vertrag eine Staatsallmacht zu schaffen, wie ihnen Hobbes mit Unrecht nachsagte, gaben sie nur so viel von ihren Rechten auf, wie für den Zweck einer ausübenden Gewalt mit scharf begrenzten Befugnissen unbedingt nothwendig war. So führt Locke sorgsam aus: als die Menschen sich zu Staaten vereinigten, müßten sie ausgemacht haben (und hätten also, die apriorischen Voraussetzungen zugegeben, wirklich ausgemacht), daß die Macht des Souverains sich scharf auf

die Vollziehung derjenigen Handlungen beschränke, die nothwendig seien, um Jedem sein Eigenthum zu sichern.

Wenn man auf Locke hört, so sollte man sich denken, daß, als eine allgemeine Versammlung der im Naturzustande lebenden Menschen berufen wurde, um die Mängel ihrer Lage zu berathen und (bei dem anzunehmenden Fehlen eines Präsidentenstuhles) Einer auf den Baum erwählt wurde, dieses früheste Beispiel einer gesetzgebenden Versammlung beschlossen habe, eine Regirungsgesellschaft mit beschränkter Haftpflicht zum Zwecke der Vertheidigung von Freiheit und Eigenthum zu gründen, und daß sie einen Direktor oder ein Direktorium, das den Souverain darstellen sollte, zu dem Zwecke gewählt hätten, dieses Geschäft und nichts Anderes außerdem zu besorgen. So sind wir von dem absoluten Souverain von Hobbes noch ein gutes Stück entfernt. Hier ist thatsächlich der Punkt, in dem Locke von dem älteren Philosophen abwich, der Punkt, an dem Rousseau und Mably, nachdem sie von Lockes Essay so viel wie nur möglich profitirt hatten, ihn bei Seite ließen, um dem Bevormundungsozialismus eine theorethische Grundlage zu geben.

Die Physiokraten des achtzehnten Jahrhunderts hießen in ihrem Kampfe gegen die Wirkungen jener fureur de gouverner, die einer ihrer Führer, der ältere Mirabeau, die schlimmste Krankheit der modernen Staaten genannt hat und der es fast gelungen war, alle Zweige der französischen Industrie lahmzulegen und das französische Volk ans Hungertuch zu bringen, natürlich Lockes individualistische Formel willkommen und machten sie sich zu Eigen. Ihr Lieblingssatz von dem Laissez-faire war eine Folgerung der Anwendung dieser Formel auf den Bereich der Wirthschaft. Und es war hochbedeutsam für sie, daß sie so im Stande waren, zu den Gründen, die sich auf die praktische Nützlichkeit stützten, noch das Ansehen einer Deduktion aus einer jener apriorischen Wahrheiten zu stellen, deren rechte Würdigung allen Menschen von Natur eigen sein soll. Das Axiom einer absoluten Ethik ist in sehr verschiedener Weise formulirt worden. Man hat gesagt, jeder Mensch habe das Recht, nach seinem Wohlgefallen zu handeln, so lange er Andere nicht schädige; oder es stehe ihm frei, zu thun, was ihm gut dünkt, so lange er damit nicht der gleichen Freiheit Anderer zu nahe trete.

Die Physiokraten nahmen das Dogma von der menschlichen Gleichheit an und sie stimmten ferner mit Locke in der Erwägung überein, daß die Einschränkung der Funktionen der Regirung auf die Beschützung der Freiheit und des Eigenthumes in keiner Weise mit der Förderung der Bildung durch den Staat in Widerspruch stehe. Im Gegentheil betrachteten sie die Bildung als eine wesentliche Bedingung der einzigen Gleichheit, die sich mit Freiheit verträgt. Ferner legten sie großen Nachdruck auf den Satz, daß die Gerechtigkeit unauflösbar mit Eigenthum und Freiheit verbunden sei. Quesnays

Worte über diesen Punkt sind wohl der stärkste Ausdruck dafür: „Là où les lois et la puissance tutélaire n'assurent point la propriété et la liberté, il n'y a ni gouvernement ni société profitables; il n'y a que domination et anarchie sous les apparences d'un gouvernement; les lois positives et la domination y protègent et assurent les usurpations des forts, et anéantissent la propriété et la liberté des faibles.“ (Droit Naturel.) Das heißt: die absolute Sozialethik des Individualisten läßt in seinem Kopfe eben so wenig Zweifel daran übrig, daß das Privateigenthum und das Recht, frei mit ihm zu schalten, wesentlich für die Beschützung des Schwachen vor den Starken sind, wie die absolute Sozialethik des Bevormundungsozialisten versichert, daß Privateigenthum und Vertragsfreiheit die Tyrannei der Starken über die Schwachen einschließen.

Durch den weit verbreiteten Einfluß des Wealth of Nations wurde der Individualismus ein mächtiger Faktor in der sozialen Praxis. Ueberall, wo die Freihandelsgrundsätze herrschten und gewerbliches Gedeihen im Gefolge hatten, bekam der Individualismus einen starken Stützpunkt, von dem aus er die soziale Welt aus den Angeln heben konnte. Der Liberalismus hatte eine Neigung dazu, Lockes Bestimmung der Grenzen des staatlichen Eingreifens anzunehmen und Konsequenz im Gehenlassen als die Definition der ganzen Pflicht des Staatsmannes aufzufassen. Aber selbst in der Gewalt der liberalsten Regirungen erwiesen sich diese Grenzen als ziemlich dehnbar. Und wenn die Einmischung des Staates auch noch verwerflich war, so stellte es sich doch als schwierig heraus, ihr Grenzen zu setzen, wenn direkte wie indirekte Einmischung erlaubt waren. Schon am Ende des achtzehnten Jahrhunderts versuchte der ausgezeichnete Gelehrte und Staatsmann Wilhelm von Humboldt, dieser Schwierigkeit zu begegnen. Er schrieb eine besondere Abhandlung, die erst sechzig Jahre später veröffentlicht wurde, um den Beweis zu erbringen, daß die berechtigten Funktionen des Staates negativ sind und daß die Regirungen kein Recht dazu haben, positive Schritte zur Förderung der Wohlfahrt der Regirten zu thun. Humboldt beschwert sich nicht mit Lockes „beschränktem Vertrag“, sondern geht von einem eigenen apriorischen Grundsatz aus, nämlich davon, die Vernunft könne sich für Niemand einen anderen Zustand wünschen als den, in dem jeder Einzelne sich nicht nur der unbedingten Freiheit seiner Entwickelung durch seine eigenen Kräfte und in seiner vollendeten Eigenart erfreute, sondern in dem auch die äußere Natur durch menschliches Eingreifen unverändert bleibe und nur den Eindruck empfange, den ihr jeder Einzelne an sich selbst und aus freiem Willen nach Maßgabe seiner Bedürfnisse und Triebe und nur begrenzt durch die Schranken seiner Kräfte und seiner Rechte gebe. Aus dieser umfangreichen Voraussetzung (die mir, wie ich gestehen muß, keineswegs die Eigenschaft

intuitiver Gewißheit zu besitzen scheint) wird dann der Schluß gezogen, daß der Staat sich aller Sorge für die positive Wohlfahrt seiner Bürger zu enthalten und nicht einen Schritt weiter zu gehen habe, als für ihre gegenseitige Sicherheit und für den Schutz gegen äußere Feinde nothwendig sei; denn zu keinem anderen Zwecke solle er Freiheitbeschränkungen auferlegen. Dieser Schluß unterscheidet sich dem Wortlaute nach von dem Lockes nur wenig. In seiner praktischen Anwendung dagegen schließt Humboldt nicht nur alle Angelegenheiten der Religion, Sittlichkeit und Bildung, sondern auch die Beziehungen der Geschlechter und alle Privathandlungen, die anderen Bürgern nicht nachtheilig sind, von dem Machtbereich des Staates aus. Gleichwohl gestattet er die Regulirung der testamentarischen Verfügung und, obgleich einigermaßen widerstrebend, die Einmischung in Handlungen, die zwar den Nächsten nicht unmittelbar nachtheilig sind, deren augenscheinliche Tendenzen sie jedoch schädigen oder ihre Freiheit einschränken können.

Die beste und vollständigste Darlegung des Individualismus, die mir bekannt ist und die im Grundsatz nicht weiter geht als Lockes Individualismus, ist Dunoyers „Liberté du Travail“, deren erster Band 1825 erschien, während das ganze Werk erst 1845 herauskam. Ein großes Verdienst des Verfassers ist das entschlossene Beiseitewerfen aller apriorischen Fiktionen seiner Vorgänger und ein anderes liegt in seiner sorgfältigen und ausführlichen Erörterung des geschichtlichen Werdens des Individualismus, die der Sicherstellung des Schlusses, daß der Fortschritt der Civilisation und die Einschränkung des Machtkreises der Regirung Hand in Hand gegangen seien, sehr nahe führt. John Stuart Mill hat auf Dunoyers Werk verwiesen, aber die späteren Verfechter des Individualismus ignoriren ihn vollständig, obgleich sie nichts geschaffen haben, das sich der wuchtigen Befürwortung der Einschränkung des Machtbereiches der Regirung in seinem durch keinerlei Fanatismus geschwächten Werk vergleichen ließe.

Das Jahr 1845 ist in der Geschichte des Individualismus weiter gekennzeichnet durch das Erscheinen von Max Stirners „Der Einzige und sein Eigenthum“, in dem sich der Verfasser, auf erste Grundsätze zurückgreifend, nach einer mitleidlosen Kritik des beschränkten Individualismus wie des Bevormundungsozialismus für den unbeschränkten Individualismus, d. h. für die Anarchie, erklärt. Stirner führt ganz richtig aus, daß das „natürliche Recht“ nur die natürliche Macht ist. Im Naturzustande konnte der Mensch von keinem Grunde wissen, aus dem er seine Kräfte nicht frei zur Befriedigung seiner Wünsche brauchen dürfte. Als die Menschen in den Gesellschaftzustand eintraten, trieb sie das eigene Interesse. Jeder dachte, er könnte sich dadurch einen Vortheil sichern; und sein natürliches Recht, aus der Lage alles denkbare Kapital zu schlagen, blieb unberührt. Die Theorie eines aus-

drücklichen Vertrages mit einem entweder vollständigen oder unvollständigen Aufgeben der natürlichen Rechte ist eine leere Fiktion; es hat überhaupt kein Uebereinkommen gegeben, mit Ausnahme davon vielleicht, daß Jeder sich so viel nehmen würde, wie er vernünftiger Weise behaupten zu können meinen könnte. Nach dieser Entwickelung des Individualismus hat die Bildung eines Gemeinwesens dem Naturzustande keineswegs ein Ende gemacht; der Daseinskampf ist so hart wie nur je; nur daß seine Bedingungen etwas anders geworden sind. Es ist ein Kriegszustand; aber anstatt der Art des Wilden, der vor keiner Treulosigkeit zurückschreckt und sich ins offene Verderben hinein auflehnt, haben wir die Art der modernen Kriegführung mit ihren Rothen-Kreuz-Lazarethen, ihren streng beobachteten Waffenstillstandsflaggen und ihrer mit all den feinen Höflichkeiten der Ritterlichkeit ausgeführten Vernichtung. Diese Regeln der verfeinerten Kriegführung heißen Gesetze, — und die Klugheit gebietet Achtung vor ihnen, weil die Mehrheit, der ihre Beobachtung zum Vortheil gereicht, einig geworden ist, über Jeden herzufallen, der sie bricht; und die Mehrheit ist stärker als der Eine. Ueberall und stets, wo der einzelne Mensch gezwungen wird, sich Regeln zu unterwerfen, diejenigen ausgenommen, die er selbst freiwillig der Beobachtung für werth hält, da fehlt die Freiheit. Somit gelangen wir zu der Stellung des großen Apostels der Anarchie, Bakunin, nach dem die Freiheit des Menschen einfach darin besteht, daß „er den Naturgesetzen gehorcht, weil er sie selbst als solche anerkennt, und nicht deshalb, weil sie ihm von außen auferlegt worden sind durch einen anderen Willen, sei dieser nun ein göttlicher oder ein menschlicher, ein kollektiver oder ein individueller Wille“ (Dieu de l'État, 1881). Daraus folgt, daß „das souveraine Volk“, das von den großen Vorkämpfern der Freiheit und Gleichheit verehrt wird, wenn es dem Einzelnen den „Gesammtwillen“ aufzwingen will, ein eben so brutaler Usurpator ist, wie nur jemals einer die monarchische Tyrannei ausgeübt hat; und es bleibt dem Privaturtheil des Einzelnen überlassen, ob er das Recht eines Anderen auf die selbe Freiheit, die er selbst übt, anerkennen will. Wie alles Eigenthum Diebstahl ist, so ist alle Regirung von außen Tyrannei.

In Großbritannien, wo der Einfluß der Pedanterie des Absoluten so sehr durch gesunden Menschenverstand und mehr oder weniger Erfahrung in dem Unterschiede zwischen dem Wesen der Dinge und apriorischer Annahmen aufgefangen wird, ist der Individualismus gewöhnlich nicht bis zu den Schlüssen Stirners und Bakunins gegangen, über die hinaus, so weit ich sehen kann, die apriorische Methode selbst ihren härtestgesottenen Anhänger schwerlich mehr führen kann. Gleichwohl ist die britische „Partei der Individuellen Freiheit“, deren Sprecher Auberon Herbert ist, zu der Gruppe des philosophischen Anarchismus zu rechnen, obgleich die Definition ihrer Vor-

stellung von den Beziehungen des Einzelnen zur Regirung auf den ersten Blick den Eindruck macht, als bedeute sie nur beschränkten Individualismus. „Jeder Mann und jedes Weib soll die Freiheit haben, seine Fähigkeiten und seine Kräfte nach seinem eigenen Gefühl von Dem, was recht und weise ist, in jeder Richtung mit Ausnahme von einer zu bewegen. Sie dürfen ihre Fähigkeiten nicht dazu gebrauchen, ihren Nächsten mit Gewalt von dem selben freien Gebrauch seiner Fähigkeiten abzuhalten.“ (The Right and Wrong of Compulsion by the State, 1885.) Und von den Regirungen gilt: „Sie haben einfach die Person und das Eigenthum aller Personen zu schützen, wer sie auch angreifen möge“ (ebenda S. 33). Das ist, wie man bemerken wird, nur Lockes Wort und nichts weiter. Aber in der Anwendung der Theorie auf die Praxis geht Herbert noch ein gutes Stück weiter als selbst Humboldt oder Dunoyer. Er würde alle obligotarische Besteuerung und jede Auflegung von Abgaben abschaffen und sich für das Staatseinkommen auf freiwillige Beiträge verlassen. Die Beziehungen der Geschlechter zu einander und die Willensverfügung über das Eigenthum sollen ganz frei sein. Keine Art des Handels soll mehr Einschränkungen unterliegen. Die Staatsaufsicht ist abzuschaffen, — so gut wie alle hygienischen Bestimmungen. Das staatliche Erziehungwesen hört auf und mit ihm verschwinden alle vom Staate unterstützten Museen, Bibliotheken, Kunstgalerien, Parks und Vergnügungplätze. Thatsächlich werden die Funktionen der Regirung innerhalb des Staates streng auf die Ausübung der bürgerlichen und strafrechtlichen Gerichtsbarkeit beschränkt.

Aber noch mehr. Herbert überschreitet die Grenzen des beschränkten Individualismus und betritt den Boden der Anarchie, wenn er sagt, er sei sich nicht ganz klar, ob selbst dies Bischen Verwaltungvollmacht sich im strengen Sinne rechtfertigen lasse: „Es ist wohl nicht möglich, eine vollständige sittliche Begründung für die Macht irgend welcher Regirung zu finden, sei es die Regirung eines Kaisers oder eine Republik. Sie alle sind usurpatorisch, wenn auch vielleicht, auf ein bestimmtes scharfbegrenztes Gebiet eingeschränkt, in berechtigter Weise usurpatorisch.“ Eine gerechtfertigte Usurpation kann ich mir nun gerade so wenig vorstellen wie ein rundes Viereck; denn das nicht zu Rechtfertigende gehört doch wohl zur Natur der Usurpation. Aber ich nehme an: wirklich gemeint sei, daß, obgleich die Regirung keine sittliche Autorität besitze, ihr Dasein doch aus Gründen praktischer Nützlichkeit zu gestatten sei, wenn sie sich auf sehr enge Grenzen beschränke. Die absolute Ethik verweigert nach Herberts Meinung die Anerkennung des Rechtes jeder Regirung außer der Regirung des Einzelnen durch ihn selbst. Deshalb bin ich außer Stande, eine logische Grenze zwischen Herberts und Bakunins Stellung zu entdecken.

Die Thatsache, daß der Individualismus, wenn er bis zu seinem logischen Extrem getrieben wird, in philosophischer Anarchie enden muß, ist

einem scharfen Denker und machtvollen Schriftsteller wie Donisthorpe nicht entgangen, dessen Werk über Individualismus (Individualism: a System of Politics) unterhaltend, gelehrt und gründlich zugleich ist, — Eigenschaften, welche die Schriften spekulativer Philosophen nicht immer im Ueberfluß besitzen. Ich empfehle Donisthorpes achtes Kapitel, das den Titel trägt: „Ein Wort für die Anarchie", Denen, die gern wissen möchten, wohin das individualistische Prinzip, wenn man ihm die apriorischen Uebel und Formeln abstreift und es bis in seine Konsequenzen verfolgt, seine Vertreter bringt.

* * *

Wir gingen von Annahmen betreffs der Gleichheit der Menschen, ihrer natürlichen Rechte und des sozialen Vertrages aus, die so vielen Sozialphilosophen der apriorischen Schule gemeinsam sind; und da hat sich uns die Wahl zwischen zwei verschiedenen Wegen geboten. Schlugen wir den ein, den Hobbes, Rousseau, Mably und ihre Nachfolger aufgezeigt haben, so sahen wir uns zu der weiteren apriorischen Annahme gezwungen, daß die Menschen beim Eintreten in die Gesellschaft alle ihre natürlichen Rechte aufgegeben haben, um, die Allmacht des Gesammtwillens anerkennend, dann diejenigen gesetzlichen und sittlichen Verpflichtungen und Rechte zurückzuerhalten, die der Souverain ihnen zu gestatten geruhte. Die absolute Sozialethik kam damit, mittels einer einleuchtenden logischen Schlußkette, bei dem Bevormundungsystem an, d. h. bei einer gewissermaßen militärischen Gesellschaftorganisation zu dem Zwecke, die allgemeine Wohlfahrt mit Hilfe jener erzwungenen äußeren Gleichheit zu erreichen, die in Wirklichkeit nur die ungeheuerlichste Ungleichheit erzeugt. Schlugen wir den Pfad ein, auf den uns Locke hinwies und auf dem dann der Liberalismus wandelte, dann machten wir eine apriorische Annahme von schnurstracks entgegengesetzter Art. Wir sagten, daß die Menschen beim Eintreten in den sozialen Vertrag sich alle ihre natürlichen Rechte vorbehielten, mit alleiniger Ausnahme derjenigen, die mit absoluter Nothwendigkeit der Regirung abgetreten werden mußten, damit diese ihre einzige berechtigte Thätigkeit, die Vertheidigung der Freiheit und des Eigenthumes des Einzelnen, ausüben könne. Nach dieser eingeschränkt individualistischen Anschauung ist die Thätigkeit der Regirung (mit Ausnahme der gegen äußere Feinde) eine negative. Sie hat nur dann einzuschreiten, wenn es zu verhindern gilt, daß ein Bürger seine Freiheit in einer Weise anwende, die ihn mit der gleichen Freiheit eines anderen Bürgers in Widerstreit bringt. Nach der Bevormundunganschauung ist die Thätigkeit der Regirung nicht nur eine negative, sondern eben so und in hohem Grade eine positive. Es ist die Pflicht des Staates, einzugreifen, um das Wohl der Gesellschaft (für das die Gleichheit

eine nothwendige Vorbedingung sein soll) zu fördern, wenn dieses Einschreiten die individuelle Freiheit auch noch so sehr einschränkt. Das Endergebniß des Bevormundungsystemes tritt in jenen extremen Formen des Bevormundungsozialismus zu Tage, die nicht nur die Gütererzeugung und den Güterverbrauch, sondern überhaupt jede Einzelnheit des menschlichen Lebens reguliren wollen. Dies Endergebniß des Individualismus ist die Anarchie, welche die Kollektivregirung abschafft und sich darauf verläßt, daß der Kampf ums Dasein, eingeschränkt durch sittliche und geistige Erwägungen, die der Einzelne freiwillig anerkennt, von selbst einen sozialen modus vivendi herstellen werde, in dem die Freiheit unverletzt bleibt, außer insoweit sie sich freiwillig einschränkt.

Wenn man einmal die Voraussetzungen zugiebt, so kann ich nicht finden, daß eine von diesen Schlußketten besser wäre als die andere. Und sie vernichten sich wechselseitig. Lassen wir uns aber nicht durch solch einen apriorischen Staar blind machen, sondern öffnen wir unsere Augen jenen Voraussetzungen gegenüber: als welche grenzenlosen Betrügereien und Wahnbilder entpuppen sie sich da! Hoffentlich brauche ich über die natürlichen Rechte und die natürliche Ungleichheit der Menschen hier nichts mehr zu sagen.*) Aber der soziale Vertrag und die entweder beschränkte oder unbeschränkte Aufgabe der Rechte und Machtvollkommenheiten, die er erzeugt haben soll, entbehren genau so jeder thatsächlichen Begründung. Wir besitzen erbärmlich wenig bestimmte Kenntniß über die Art, wie Gemeinwesen entstanden sind; aber wenn Etwas fest steht, so ist es, daß die Vorstellung von einem Vertrag, sei dieser nun ein ausdrücklicher oder ein stillschweigender, ein in keiner Weise zutreffender Ausdruck für diesen Werdeprozeß ist.

Die alterthümlichsten Gemeinwesen, über die wir bestimmte Nachrichten haben, sind entweder Familien oder Vereinigungen von Familien. Und selbst der doktrinärste aller Sozialphilosophen wird sich schwerlich zu der Behauptung versteigen wollen, das Familiengemeinwesen habe sich auf einen Vertrag zwischen dem Familienvater, seinem Weibe und seinen Kindern gegründet und sei dem ausdrücklichen Wunsche der Frau und der Kinder entsprungen, ihre Freiheit und ihr Eigenthum von ihrem Beherrscher geschützt zu sehen; oder auch nur, ein stillschweigendes Uebereinkommen über diesen Gegenstand habe die Bildung der Familiengruppe beeinflußt. In Wahrheit giebt es zwischen den Gliedern eines Gemeinwesens um so weniger Etwas wie einen Vertrag, sei es nun stillschweigend oder ausdrücklich, je ursprünglicher der Zustand des Gemeinwesens ist, und um so allgemeiner stellt es sich heraus, daß weder Weib noch Kind nennenswerthe Freiheit oder nennenswerthes Eigenthum

*) S. meine beiden Aufsätze über diese Gegenstände in der „Zukunft" vom 31. März und 7. April 1894 und vom 12. und 19. Januar 1895.

besaßen. Der pater familias arischen Stammes wenigstens hätte mit mehr Recht als irgend welcher spätere Monarch sagen können: L'État c'est moi. Die Erhaltung der Freiheit und des Eigenthumes und die Sicherung gleicher Rechte waren ganz und gar nicht die Hauptzwecke und sichtbarsten Ziele, die diejenigen alterthümlichen Gemeinwesen erstrebten, von denen wir Etwas wissen; vielmehr käme der Satz, sie seien verbündete absolute Monarchien gewesen, deren Hauptzweck die Erhaltung einer Staatskirche des Ahnenkultus war, der Wahrheit weit näher.

Philosophen, die stolz darauf sind, der Vernunft gemäß zu leben, vergessen nur zu leicht, daß die Leute, die nur darauf Anspruch machen, gewöhnliche Menschen zu sein, meistens der Unvernunft gemäß leben. Die Modernen, die sich aus dem Absoluten, dem Unerkennbaren, dem Unbewußten und den anderen Wortabstraktionen, deren Apotheose der große Anfangsbuchstabe bezeichnet, metaphysische teraphim machen, mögen einige Schwierigkeit in der Vorstellung finden, daß die Menschen der Vorzeit es für gut fanden, die selbe theurgische Operation an ihren sehr konkreten, aber verstorbenen Ahnen auszuführen und zu glauben, daß die Manen, wenn nicht regelmäßig versöhnt, durch Lieferung derjenigen Güter, deren sich Geister zu erfreuen vermögen, nicht nur ihren wohlwollenden Schutz entziehen, sondern auch ihren Nachkommen und deren Landsleuten das Leben sauer machen würden. Und doch ist es kaum noch zweifelhaft, daß diese Theorie dem alterthümlichen Gemeinwesen zu Grunde liegt und daß der Hauptzweck seiner Organisation keineswegs die Bewahrung der Freiheit und des Eigenthumes war, so daß Niemand seine Freiheit hätte so gebrauchen können, daß er Anderer Freiheit beeinträchtigte, sondern vielmehr die Vollziehung jener religiösen Verpflichtungen, durch die sich das Wohlwollen jener Ahnengötter sichern ließ. Die alterthümliche Gesellschaft hat nicht die möglichst freie Ausübung von Rechten, sondern die möglichst pünktliche Erfüllung von Pflichten zu ihrem Ziel. Die ausgesprochensten Ungleichheiten und anscheinenden Unbilligkeiten des alten Rechtes, wie die männliche Erbfolge, die Anerkennung nur der Verwandtschaft von väterlicher Seite, die Adoptirung, die Scheidung wegen Unfruchtbarkeit, sind direkte Folgen der religiösen Grundlage der alterthümlichen Gesellschaft. Somit ist das ganze Gebäude der apriorischen Sozialspekulation, das wir zu betrachten hatten, auf den Treibsand fingirter Geschichte gebaut. Was diese Methode, ihre Giltigkeitansprüche zu begründen, betrifft, so fehlt dem Bevormundungsystem wie dem Individualismus jede Berechtigung.

Thomas H. Huxley.

Die Familie Bachem-Lieber.

Was kommen mußte und theilweise auch schon früher zum Vorschein kam, liegt jetzt als offenkundige Thatsache der allgemeinen Beurtheilung vor. Als Windthorst, dieser staatsmännische Führer des Centrums, die Augen schloß, sagte ich in der Augsburger Postzeitung: nunmehr höre in der Centrumspartei das „persönliche Regiment" auf, für die Zukunft trete an die Stelle der „monarchischen Spitze" die „republikanische" unter einem „Direktorium"; von den gegenwärtigen Führern besitze keiner das nöthige Prestige und die nöthige Summe von Vertrauen, um an Windhorsts Stelle treten zu können; im weisen Maßhalten und im Erwägen der sehr verschiedenen politischen, sozialen und wirthschaftlichen Bedürfnisse und Forderungen läge nicht allein die Aktionfähigkeit des Centrums, sondern unbestreitbar auch die Möglichkeit für seine Zukunft. So ungefähr war der Sinn des Artikels, der in der ganzen Centrumspresse keinen Widerspruch erfuhr. Das „weise Maßhalten", das ich gewünscht hatte, war jedoch nur von kurzer Dauer, da die „Weisheit", als der nöthige kategorische Imperativ für das Maßhalten, fehlte. Statt zu überzeugen, wollte man zwingen und überrumpeln, statt zu führen, wollte man herrschen.

Die Weisheit im Maßhalten wurde so gröblich verletzt, daß z. B. Herr Lieber sich getraute, anzugreifen, was selbst für einen Windthorst unantastbar war, nämlich: die Abstimmungfreiheit; Herr Lieber erklärte sich für den Fraktionzwang, was in weiterer Folge zu den Vorkommnissen am Rhein und in Schlesien führte. Die Tendenz der Herren Bachem und Lieber, dem Centrum einen ausgesprochen demokratischen und agrarfeindlichen Charakter zu verleihen und der manchesterlichen Strömung, die von je her in der Partei bestand, das Bett zu erweitern, trat für Alle, die „Land und Leute" kannten, recht deutlich hervor. Meine Auffassung der Sachlage wurde durch die Kölnische Volkszeitung bestätigt, da dieses Blatt sogar die einfache Aufforderung des Grafen Strachwitz: „die ländliche Bevölkerung möchte ihre Interessen besser wahren und dafür sorgen, daß in die gesetzgebenden Körper mehr ernste Vertreter der Landwirthschaft gewählt würden", so übel wie nur möglich nahm. Diese schneidige Ungeschicklichkeit empfand selbst die übrige Centrumspresse als kompromittirend und desavouirte die Kölnische Volkszeitung, die von der „Rheinischen Volksstimme" sehr treffend kurzweg als „Kölnisches Handelsblatt" bezeichnet wird. In diesen Streit griff ich ein, und was die bachemsche Familienzeitung von mir zu hören bekam, nennt sie jetzt — in ihrer Nummer 28[1] vom vierzehnten dieses Monats — ein „Pamphlet". Die Taktik dieses Blattes, die für weniger aufmerksame Leser leicht verblüffend und irreführend sein kann, besteht hauptsächlich darin, alle bestimmten Vorwürfe und Festnagelungen zu übergehen, dafür durch einen Gallimathias zu imponiren, vor Allem aber

zu blenden. Oft kommt dann ganz zuletzt erst der „Kern“ der Sache zum Vorschein, so auch jetzt wieder in dem Angriff gegen den Freiherrn Felix von Loë. (Nummer 28). Nachdem die Redaktion bereits die ganze erste Seite zur „Einleitung“ benutzt hatte, kommt sie erst in der fünften Spalte auf ihr ceterum censeo, das lautet: „So kann und darf es nicht weiter gehen. Die rheinische Centrumspresse, welche den Bauern-Verein in jeder Weise gefördert und trotz unzähligen Provokationen der gegenwärtigen Leitung in schonendster Weise behandelt hat, kann und darf nicht ruhig zusehen, wie der Freiherr von Loë und seine näheren Freunde diese ursprünglich so wohlthätige Einrichtung fortgesetzt benutzen, um die Stellung nicht nur der verhaßten Centrumspresse, sondern auch hochverdienter Mitglieder der Centrumsfraktion systematisch zu untergraben. . . .“ Danach scheint es, daß die „Centrums-Interessen“ in den persönlichen und Geschäfts-Interessen der Herren Bachem gipfeln; selbstverständlich sind unter den „hochverdienten“ Mitgliedern der Centrumsfraktion in erster Linie die Bachemianer zu verstehen, die in mehr als plumper Weise die Herrschaft über die Centrumspartei und ihre lukrativen Gebiete sich aneignen möchten. Daß es nimmermehr in den Interessen der Partei liegt, Ausscheidungen und Unterschiede zu treffen und Ansprüche zu erheben, wie es von den genannten Herren geschieht, können wir beruhigt dem Urtheil aller verständigen, wahrhaften Anhänger des Centrums überlassen. Was ist denn bisher Nützliches und Großes aus den Anmaßungen der Bachem und Lieber für die Partei hervorgegangen? Wo wäre der Nutzen zu finden, den sie der Partei gebracht haben? Die beklagenswerthen Zerwürfnisse und Dissonanzen, die seit dem Tode Windthorsts mehr und mehr hervortreten, sind sämmtlich nur auf ihre demokratisch-manchesterlichen Anmaßungen zurückzuführen.

Ich erkläre, zugleich für meine Freunde, auf das Bestimmteste, daß wir in allen Stücken auf dem Programm der Centrumspartei stehen, die wir, wie auch unsere heilige Kirche, wahrlich oft genug gegen Angriffe von allen Seiten vertreten haben. Man soll uns auch nur einen Punkt nachweisen, in dem wir gegen das Programm und die Interessen der Partei verstoßen haben. Daß die Bachemianer unseren Widerstand unangenehm empfinden, ist ihre Sache; Das berechtigt sie aber noch keineswegs, unser Verhalten als einen Verstoß gegen die Partei zu bezeichnen. Dieses durchsichtige Doppelspiel, in dem sie fortwährend das Centrum mit sich selbst verwechseln, haben wir längst durchschaut und wir weisen ihre völlig mißglückte Taktik mit der ihr gebührenden Geringschätzung zurück. Die Angst und der Aerger dieser Herren, die jede Initiative, wenn sie nicht von ihnen ausgeht, als „centrumsfeindlich“ bezeichnen, haben zunächst in unserem entschiedenen Eintreten für die Interessen der landbautreibenden Bevölkerung ihren erklärlichen Grund.

Als förmliches Pentagramma für alle Manchesterleute gilt das durch-

dachte „katholisch-soziale Programm“, wie es in der „Kölner Korrespondenz“ durch den Privatgelehrten Herrn Pfarrer Dr. Oberndörffer entworfen wurde. Der Einleitungssatz des Programmes lautet: „Alle katholischen Sozialpolitiker — als Konzession für die Herren Bachem und Konsorten müßte es allerdings heißen: alle ‚verständigen und ernsten‘ — erblicken das Ziel ihrer sozialen Reformbestrebungen in der Organisation der Gesellschaft nach Berufsständen auf christlicher Grundlage, und zwar in einer den gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Verhältnissen der Gegenwart angepaßten Form mit durch Staatsverfassung garantirten Rechten der Selbstverwaltung so wie der Vertretung ihrer Interessen bei der staatlichen Gesetzgebung.“ Diesem allgemeinen Programmsatz stimmen aber nicht allein alle verständigen und ernsten Katholiken, sondern überhaupt alle sozial-konservativen Elemente der übrigen Parteien des Reiches zu. In dem Verbande der berufsständischen Interessen und in deren organischer, vom Staate anerkannter Vertretung ruht die allein mögliche Lösung der sozialen und wirthschaftlichen Wirren. Wonach streben denn wohl die drei großen Produktivstände, wenn nicht nach einer Form, die sie vereinigt und ihnen die Vertretung ihrer Interessen gestattet? Wie konfus die Herren Bachem und Konsorten sind, da sie das katholisch-soziale Programm angreifen und verwerfen, beweist, daß sie trotz ihrem Widerstreben gegen das ganze Programm doch für einen Theil davon bereits wiederholt im Reichstage eingetreten sind, — allerdings, wie es nun fast den Anschein gewinnt, mehr gezwungen und geschoben als freiwillig. Was ist denn das Verlangen nach obligatorischer Innung anders als die Anerkennung der ständischen Vertretung der Handwerker? Wie sich diese in der obligatorischen Innung zusammenfinden, um die Interessen des Handwerkes zu wahren, so, wenigstens im Prinzip ähnlich, ist ein Zusammenfassen der Interessen und ihrer Vertretung für die anderen Berufsstände gedacht. Mit dieser wahren, natürlichen, organischen Interessenvertretung der großen, breiten Massen des Volkes hören auch gleich viele der manchesterlichen Praktiken auf. Außerdem aber, und Das ist vielleicht für die Herren Bachem und Lieber am Unangenehmsten, verlieren ihre demokratischen Schlagworte und Quertreibereien die Schärfe und jede Bedeutung. Das geheime wie offene Hetzen gegen den Adel wird obsolet und doppelt abgeschmackt, wenn das Volk seinen Interessen nach organisirt ist. Die „Junker“ stecken dann mitten in ihm, wie es jetzt schon überall der Praxis nach der Fall ist, und es wird selbst den bekannten „umgekehrten Aristokraten“ nicht mehr möglich sein, ihre Hetzereien und Verdächtigungen gegen Leute fortzusetzen, die ihnen nie ein Leid zugefügt haben und deren bloße Existenz dennoch schon ein Stachel für sie ist. Ja, — was können wir dafür, daß die Vorfahren der Herren Bachem und Lieber nicht so thatkräftige, kühne und verdienstvolle Männer waren?

Wiesbaden. Reichsfreiherr von Fechenbach-Laudenbach.

Ungarn und die Orientpolitik.

Die soeben erfolgte Annäherung der oppositionellen Parteien — mit Ausnahme der klerikalen Volkspartei — an die liberale Mehrheit des Abgeordnetenhauses bedeutet einen Umschwung in der Haltung der Opposition gegenüber der Regirungpartei. Seit es vor mehreren Jahren der Opposition gelungen war, Koloman Tisza von seiner Stelle als Ministerpräsident wegzudrängen, war es stets die Taktik der Opposition, durch persönliche Angriffe skandalöse Szenen im Parlamente hervorzurufen; dadurch wurden die Debatten in die Länge gezogen und eine ersprießliche Thätigkeit des Parlamentes theilweise gelähmt; die Regirung mußte bei der Unterbreitung ihrer Vorlagen mit der zu gewärtigenden geheimen Obstruktion der Opposition rechnen, und da ihre Mission vor Allem in der Durchführung der kirchenpolitischen Gesetze bestand, war sie genöthigt, Alles zu meiden, was der Opposition Gelegenheit geboten hätte, einen Kampf bis aufs Messer gegen die Regirung aufzunehmen. Als Wekerle zurücktreten mußte, weil die Krone ihm ihr Vertrauen versagte, da jubelte die Opposition, denn die liberale Partei verlor durch den Rücktritt Wekerles die Unterstützung der Kossuthgruppe der äußersten Linken. Wekerle hatte, wie bekannt, den Kossuthkultus als Mittel benutzt, um den König ins Bockshorn zu jagen; der konservativ-liberale Theil der Regirungpartei war mit diesem Vorgehen nicht einverstanden, — doch Keiner wollte offen gegen Wekerle auftreten. Nur Banffy, der damals Präsident des Abgeordnetenhauses war, hatte den Muth, zu erklären, daß er den Kossuthkultus nicht billigen könne und deshalb bei der Leichenfeier für den Helden der Revolution nicht erscheinen werde. Später hatte die Wekerle-Gruppe in der liberalen Partei einen Beschluß durchgesetzt, der einem geheimen Mißtrauensvotum der Krone gegenüber ähnlich war und den König tief verstimmte.

Der König war damals in der ofener Hofburg und ließ Niemanden zu sich; er stand vor der schweren Aufgabe, den Nimbus der Krone zu wahren, ohne Mittel anzuwenden, die das parlamentarische Leben in Ungarn unmöglich gemacht hätten. In diesem kritischen Augenblick begab sich Banffy aus eigener Iniative, ohne vorherige Besprechung mit den Parteiführern, zum König und bat ihn, es möge ihm gestattet sein, zu vermitteln, daß die Krone von der liberalen Partei jene Genugthuung erhalte, die der König im Interesse des Nimbus der Krone für nöthig erachtete. Dann ging Banffy in den liberalen Klub, veranlaßte eine Parteisitzung und beantragte eine Erklärung, die die Unterwerfung der liberalen Partei unter den Willen der Krone aussprach; sein Muth löste den Bann: die Mehrheit der Partei emanzipirte sich vom Joch der Wekerle-Gruppe. Das Vertrauen zwischen der Krone und der liberalen Mehrheit ward hergestellt. Unter solchen Umständen konnte es nicht überraschen, daß der König Banffy mit der Bildung eines Kabinets betraute, den Staatsmann, der in kurzer Zeit sich zweimal für die Krone exponirt hatte, ohne sich um seine Popularität zu kümmern.

Die Opposition aber hoffte, durch ihre Taktik der persönlichen Angriffe mit Banffy leicht fertig zu werden; sie versuchte, ihn lächerlich zu machen, und behandelte ihn als unfähig für die Leitung der Regirung. Dieser Versuch scheiterte an Banffys kluger Haltung, an seiner Mäßigung und an dem Gleichmuth, mit dem er die Angriffe über sich ergehen ließ; die öffentliche Meinung war durch die

Erfolge Banffys (den Pairsschub und den Sturz des in Ungarn unbeliebten Grafen Kalnoky) überrascht und wurde für den Ministerpräsidenten günstig gestimmt. Als dann die Durchführung der Kirchengesetze mit aller Schonung, ohne den gedrohten Widerstand zu finden, erfolgte, da wurde es der Opposition unmöglich, ihre bisherige Taktik Banffy gegenüber weiter fortzusetzen; sie ließ nun Banffy in ihren Blättern nicht mehr als unfähig, sondern als einen Tyrannen verschreien, der die Auflösung des Abgeordnetenhauses beabsichtige, um sich mit gewaltsamen Wahlen eine Mehrheit im Parlament zu schaffen, mit der er Alles durchsetzen könne, was er nur wolle. Umsonst versicherte Banffy, daß er nicht daran denke, den Reichstag aufzulösen; die Opposition wollte ihm keinen Glauben schenken und behauptete, der Ministerpräsident werde mit einem fait accompli hervortreten, sobald die Millionen herbeigeschafft sein würden, welche die Mehrheit der liberalen Partei bei den Wahlen sichern sollten.

Während die Opposition auf diesem Wege der Verdächtigung der liberalen Partei und ihrer Regirung an den Leib rücken wollte, begann die Orientfrage wieder erneute Bedeutung anzunehmen. Ernste Blätter, die vom Ballplatz inspirirt werden, brachten berliner Korrespondenzen, in denen von der Möglichkeit eines Protektorates Rußlands im türkischen Orient und von einem Garantievertrag in Verbindung mit dem russischen Protektorat die Rede war. In Ungarn ist nun die Ansicht vorherrschend, daß die Lösung der europäischen Orientfrage mit der künftigen Entwickelung des ungarischen Staatswesens im Zusammenhang steht. Die Orientfrage machte dem Lande fühlbar, wie verhängnißvoll die oppositionellen Kunstgriffe werden könnten, und die Opposition merkte, daß ihr der Boden unter den Füßen wich. Darin liegt der eigentliche Grund, weshalb Graf Apponyi in der bekannten Neujahrskundgebung an seine Partei der Regirung einen Waffenstillstand anbot, unter dem Vorwande der Milleniumsfeier. Apponyi urtheilt über die neuesten Vorgänge in Konstantinopel vom ungarischen Standpunkt und meint, daß alle Mittel angewendet werden müssen, um den status quo auf der Balkanhalbinsel aufrecht zu erhalten. Banffy und die liberale Partei sind der selben Meinung, — und in diesem gemeinsamen Streben zur Abwendung einer Gefahr für die Zukunft des ungarischen Staatswesens haben sich Regirungpartei und Opposition gefunden und einander zum Waffenstillstand die Hand gereicht.

So oft die Balkan- und Orientfragen aufgerollt werden, beherrschen sie die ganze politische Situation in Ungarn; sie drängen die Parteiinteressen in den Hintergrund und Alles schaart sich um die Regirung, als den Mittelpunkt zur gemeinsamen Abwehr der Gefahren, die aus der Entwickelung der Dinge für Ungarn entstehen könnten. Schon zweimal seit dem Zustandekommen des dualistischen Ausgleiches haben die politischen Parteien zusammengewirkt, um der akut gewordenen Orientfrage gegenüber Stellung zu nehmen und zu verhindern, daß unsere Monarchie auf Wege gedrängt werde, die die künftige Gestaltung des ungarischen Staates beeinträchtigen könnten. Sofort nach dem Ausgleich von 1867, als Beust Minister des Aeußeren war, versuchte er, Oesterreich-Ungarn in einen Krieg mit Preußen und somit auch gegen Rußland zu verwickeln, wodurch die Orientfrage für Ungarn verhängnißvoll geworden wäre. Die beiden politischen gegnerischen Parteiführer, Julius Andrassy und Koloman Tisza, die sonst im Parlament einander heftig befeindeten, einigten sich sofort, um der ge-

planten Aktion des Grafen Beust entgegenzutreten; Das war um so schwieriger, als die Militärpartei und der „Wiener Hof“ die Politik des Grafen Beust unterstützten und ungeheuere Anstrengungen machten, um die öffentliche Meinung in Ungarn gegen Preußen aufzuregen. Nur den vereinten Kräften der Deakpartei und des linken Centrums — Andrassy und Tisza — konnte es glücken, das Gelingen der beustschen Pläne zu verhindern und Ungarn vor einem Kriege gegen Rußland zu bewahren. Am Vorabende des serbisch-türkischen Krieges ist die Fusion der Deakpartei mit der Tiszapartei zu Stande gekommen und der eigentliche Grund zu dieser Fusion, die eine starke und große Mehrheit im Parlament schuf, war die Voraussicht, daß ein Aufrollen der Balkanfragen in nächster Zukunft zu gewärtigen sei.

Das erste Zusammenwirken der gegnerischen Parteien fand in Folge der preußischen Siege einen glänzenden Abschluß. Nach den preußischen Siegen von 1870 und 71 wurde die Stellung Beusts unhaltbar. Franz Joseph berief Andrassy auf den Posten eines Ministers des Aeußeren, trotz den zahlreichen Intriguen, die sich gegen Andrassy am wiener Hofe und im Ministerium des Aeußeren geltend machten. Die Fäden der gegen Andrassy gesponnenen Kabalen hielt der damalige Sectionchef im Ministerium des Aeußeren und spätere gemeinsame Finanzminister, Baron Hoffmann, in der Hand, der selbst die Stelle eines Ministers des Aeußeren begehrte. Allein der Kaiser ließ sich nicht beirren. Er sah klar und betrachtete die nach dem preußischen Siege geschaffene Lage so, wie sie war. Mit dem Gedanken, daß Oesterreich seinen alten Einfluß in Deutschland wieder einmal zurückgewinnen könne, mußte gebrochen werden; denn es war klar, daß für die Geltendmachung der Großmachtstellung der Monarchie nur die Balkanhalbinsel als Terrain übrig blieb. Somit mußte der Schwerpunkt der Monarchie nolens volens nach Ungarn verlegt werden, weil die Orientpolitik der Monarchie nur die Fortsetzung der alten auswärtigen Politik der ungarischen Könige sein konnte, die auf dem Balkan die Ausbreitung ihrer Machtsphäre suchten. Vor diesem Entschluß des Kaisers mußten alle Hofintriguen verstummen. Baron Hoffmann wollte Andrassy dadurch diskreditiren, daß er ihn als „ungeschulten Diplomaten“, der zur Leitung der äußeren Angelegenheiten ganz unfähig sei, bezeichnete. Andrassy würde sich nach seiner Meinung keine sechs Monate halten, da er von den Formen der Diplomatie keine Ahnung habe und Rußland gegenüber eine Honvedpolitik befolgen werde. Die „diplomatischen Formen“: Das ist der Haupteinwand, der stets gegen die nicht zünftigen Diplomaten erhoben wird. Thiers sagte einst in einem Gespräch mit einem österreichischen Diplomaten über einen Besuch, den er einem russischen Großfürsten gemacht hatte: „Und schließlich nahm ich von Seiner kaiserlichen Hoheit Abschied!“ Der österreichische Diplomat aber berichtete nach Wien: „Thiers weiß nicht einmal, daß man von einem Großfürsten keinen Abschied zu nehmen pflegt, sondern daß man sich folgendermaßen ausdrücken muß: ‚Der Großfürst entließ mich gnädig‘, — und ein so unwissender Mensch will Minister des Aeußeren sein!“ Auch Andrassy erging es einst wie Thiers, er legte das Band seines Großkordons nicht so an, wie es vorgeschrieben ist. Baron Hoffmann lachte herzlich darüber; Andrassy erfuhr es und ließ bei der nächsten Gelegenheit, wo er sich in volle Gala kleidete, Hoffmann zu sich rufen. Er ersuchte ihn, seine sämmtlichen Orden ihm so anzulegen, wie es vorgeschrieben

ist, und wiederholte Das so lange, bis er es lernte. Diesmal lachte man aber bei Hofe nicht mehr über Andrassy, sondern über Hoffmann.

Was die in Aussicht gestellte Honvedpolitik betrifft, so war es die erste Sorge Andrassys, Rußland davon zu überzeugen, daß die Monarchie die Aufrechterhaltung des Friedens über jede andere Rücksicht stelle und daß es die Interessen der Monarchie erfordern, in der Türkei Zustände zu schaffen, die den berechtigten Ansprüchen der Balkanländer entsprechen. Was Andrassy für Rumänien und Serbien that, weiß Jedermann. Deutschland und Rußland standen mit einander in engem Einvernehmen, Frankreich war besiegt, das europäische Gleichgewicht erschüttert. Unter solchen Umständen acceptirte Andrassy das Drei-Kaiser-Einvernehmen, um auf diesem Wege den etwa drohenden Uebergriffen Rußlands im Orient womöglich Einhalt zu thun. Andrassy ist es zu verdanken, daß die russische Armee nach der Niederwerfung der Türken nicht nach Konstantinopel marschirte. Die Zeitgenossen werden sich noch erinnern, daß Andrassy eine geheime Note vom zwanzigsten Mai 1877 an den damaligen londoner Botschafter Grafen Beust richtete, von der später berichtet wurde: „Als eine der eventuellen Konsequenzen des russisch-türkischen Krieges, welche Oesterreich-Ungarn unter keinen Umständen zugeben könnte, bezeichnete Graf Andrassy unter Anderem auch die Besitznahme Konstantinopels durch Rußland." Und in einer zweiten, als „geheim" bezeichneten Note an den Grafen Beust vom zweiundzwanzigsten Juni 1877 erklärte Andrassy, er habe sich auch über den Besitz von Konstantinopel mit Rußland klar auseinandergesetzt und nicht nur eine russische Besitzergreifung von Konstantinopel ausdrücklich als ausgeschlossen erklärt, sondern auch nie gesagt, daß wir eine vorübergehende Occupation dieser Stadt zulassen würden.

Dann kam der Friede von San Stefano und als Korrektur der Berliner Vertrag. Was Andrassy gegenüber Rußland durchsetzen wollte, konnte er nur mit den größten Schwierigkeiten erreichen, zumal in Wien eine Militärpartei bestand, die, mit dem Erzherzog Albrecht an der Spitze, die Theilung des Balkans zwischen Rußland und unserer Monarchie wollte. Diese Theilung, der zufolge Serbien, Mazedonien und Bosnien Oesterreich-Ungarn zufallen sollten, wäre dem magyarisch-nationalen Interesse Ungarns ungünstig gewesen. Diese Gefahr konnte Andrassy nur dadurch abwenden, daß er der Militärpartei versprach, er werde für die Monarchie das Hinterland gewinnen, das Dalmatien mit ihr verbindet, — mit anderen Worten, daß er das europäische Mandat für die Occupation Bosniens und der Herzegowina erlangen werde.

Es scheint nun, daß Graf Goluchowski jetzt diese Orientpolitik Andrassys fortsetzen werde; freilich sind die Umstände jetzt weit günstiger für uns als zur Zeit des Drei-Kaiser-Einvernehmens. Heute ist nämlich das europäische Gleichgewicht wieder hergestellt, Frankreich nimmt wieder die Stellung einer Großmacht ein, es verbündete sich mit Rußland und dieser Alliance steht der Dreibund gegenüber. Nach außen stehen also die Verhältnisse für Goluchowski in Folge des Dreibundes günstiger als zur Zeit Andrassys; aber im Innern hat er mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die Andrassy nicht kannte. Die Ungarn hatten zu Andrassy unbedingtes Vertrauen, so daß Koloman Tisza als Ministerpräsident es nicht nöthig hatte, die dem ungarischen Ministerpräsidenten im Ausgleichsgesetz vorgeschriebene Einflußnahme auf die auswärtige Politik in der Praxis

zu bethätigen. Unter Kalnoky wieder war Szögyényi als erster Sektionchef und Liebling des Kaisers so völlig in die auswärtige Politik eingeweiht, daß Tisza sich auf ihn in jeder Beziehung verlassen konnte. Auch hat es Szögyényi verstanden, die Harmonie zwischen Tisza und Kalnoky stets zu erhalten. Nach der Ernennung Szögyényis zum Botschafter in Berlin hat das radikale Ministerium Wekerle, das den Kossuthkultus gegen den klerikalen Theil des wiener Hofes ausspielte, das Verhältniß zwischen dem ungarischen Ministerpräsidenten und dem Minister des Aeußeren wesentlich verdorben. Im Verlaufe dieses unerquicklichen Verhältnisses hat es sich herausgestellt, daß es im Ausgleichsgesetz eine Lücke giebt, die gelegentlich zu inneren Kabinets- und Parteikrisen führen könnte und störend einwirken muß auf die einheitliche Leitung der auswärtigen Politik der Monarchie. Ein Minister des Aeußeren soll die divergirenden Handelsinteressen Oesterreichs und Ungarns sich vor Augen halten, sie ausgleichen und Dem entsprechend die Handelsverträge mit den Großmächten und mit den Balkanländern abschließen. Der ungarische Ministerpräsident aber hat die Pflicht, die speziellen Interessen Ungarns in den Verträgen zur Geltung zu bringen. Dieser Gegensatz ist um so schwerer zu schlichten, als der Minister des Aeußeren auch die Wünsche des österreichischen Ministeriums anhören muß, während der ungarische Ministerpräsident gutwillig nicht nachgeben darf.

Aus dieser Anomalie ist der bekannte Konflikt zwischen Banffy und Kalnoky entstanden, der dann in der Agliardi-Angelegenheit, die als Vorwand diente, zum Rücktritt des Grafen Kalnoky führte, der erklärt hatte, daß er die einheitliche Leitung der auswärtigen Politik durch die Einflußnahme des ungarischen Ministerpräsidenten nicht beeinträchtigen lasse. Diese Erklärung Kalnokys war ein Verstoß gegen ein Fundamentalrecht Ungarns, das im Ausgleichsgesetz einen klaren Ausdruck gefunden hatte. Der par excellence konstitutionelle König Franz Joseph konnte diese verfassungwidrige Haltung seines Ministers des Aeußeren nicht billigen und sah sich genöthigt, Kalnokys Abschiedsgesuch anzunehmen. Um für die Zukunft einen ähnlichen Konflikt zwischen dem Minister des Aeußeren und dem ungarischen Ministerpräsidenten zu verhüten und zugleich die einheitliche Leitung der auswärtigen Politik außer Frage zu stellen, faßte der Kaiser und König den Beschluß, nicht allein die oberste Richtung für die äußere Politik anzugeben, sondern auch die oberste Leitung bei der Behandlung der wichtigen oder heikleren, zu Konflikten Anlaß bietenden Fragen zu überwachen, so daß der Minister des Aeußeren in solchen Fällen — vor seiner Entscheidung — beim Monarchen dessen Zustimmung einholen muß, dieser aber vor der Ertheilung seiner Zustimmung den ungarischen Ministerpräsidenten zur Bezeichnung seines Standpunktes und seiner etwa nöthig scheinenden Einwendungen auffordert. Dadurch hat dann der ungarische Ministerpräsident seiner im Gesetze vorgeschriebenen „Einflußnahme" Genüge geleistet; der Monarch fällt seine Entscheidung als unparteiischer Schiedsrichter, — und von keiner Seite kann seine Entscheidung beanstandet werden. Die Möglichkeit eines Konfliktes zwischen Wien und Budapest bezüglich der auswärtigen Angelegenheiten ist dadurch ausgeschlossen, denn wem sollten die Ungarn vertrauen, wenn nicht ihrem König?

Budapest. Graf Nikolaus Bethlen.

Frauenkampf ums Recht.

Die Frau schweigt heute nirgends mehr. Sie sieht dem Gesetzgeber auf die Finger und tadelt ihn, wenn seine Arbeit ihr nicht gefällt, ohne Scheu. Ja, sie sagt sogar, wo und wie er es besser machen soll. Und zwar nicht nur allgemein, — nein, im Detail, in der Begriffsbestimmung und Fassung der Gesetzesparagraphen. Die Frauenwelt hat ihre gesetzgeberischen Talente vielleicht zum ersten Male anläßlich des Entwurfes des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich entfaltet; denn über die ihr dort nöthig scheinenden Abänderungen einzelner Partien liegen vollständig ausgearbeitete Gegenentwürfe, und zudem von verschiedenen Seiten, vor.

Ein Bild Dessen, was die Petentinnen in ihrer Gesammtheit wollen, läßt sich beim Lesen dieser ziemlich umfangreichen Gegenentwürfe nur schwer gewinnen. Ich habe deshalb versucht, ein solches zu geben, und habe des leichteren Verständnisses wegen die Form des Dialoges dazu gewählt.

* * *

Als handelnde Personen treten auf:

Nieberres, ein hoher Staatsbeamter.
Celsus, Vertreter der Kommission für die zweite Lesung des Entwurfes.
Unitas, Vertreterin des Bundes Deutscher Frauenvereine.
Justitia, Vertreterin des Rechtsschutzvereines für Frauen in Dresden.
Salutas, Vertreterin des Vereines Frauenwohl in Berlin.
Bullingerius, ein Justizrath.
Hubricius, ein Privatdozent.
Ein Diener.

Die Handlung spielt in der Wandelhalle des Reichstagsgebäudes in Berlin.

Unitas, Justitia und Salutas gehen plaudernd auf und ab. Celsus tritt auf.

Justitia: Sieh da, er selbst. (Zu Celsus.) Einen Augenblick, wenn ich bitten darf.

Celsus: Gewiß, was ist Dein Begehr?

Justitia: Im Namen der weiblichen Menschheithälfte protestire ich gegen den Entwurf zweiter Lesung. Das hast Du nicht gut gemacht.

Celsus (kleinlaut): Gegen den ganzen? Ich gab mir doch solche Mühe.

Justitia (beschwichtigend): Nein, nicht gegen den ganzen. Das Personen-, Sachen-, Vertrags- und Erbrecht lasse ich gelten; denn es kümmert mich nicht. Was mich angeht, ist nur das Familienrecht, das vierte Buch. Das habe ich eingehend geprüft und für untauglich befunden. Du hast die rechte Form und den rechten Standpunkt darin außer Acht gelassen.

Unitas (für sich): Wenn sie sich nur mäßigen wollte, auf solche Weise erreichen wir nichts.

Celsus: Die rechte Form? Na, höre mal. Das ist stark. Ich bin doch Jurist und weiß, wie ich meine Sätze zu konstruiren habe. Was verstehst Du davon?

Justitia: So viel, daß Du Dich klar ausdrücken sollst. Das bist Du dem Volke schuldig. Es muß Dein Gesetz doch verstehen.

Celsus (achselzuckend): Nun ja, — und weiter? was mit dem Inhalt?

Justitia: Du hast die Gleichberechtigung von Mann und Frau mit Füßen getreten, Du hast die Frau in der Ehe zu einer recht- und schutzlosen Stellung herabgedrückt, während Du doch ganz genau weißt, welches Elend die rechtliche und wirthschaftliche Abhängigkeit der Frau dem ganzen Volke bringt. Der Mann wird brutal gegen seine Frau, wenn das Gesetz ihm die Superiorität und Herrschaft über sie einräumt. Darunter leidet Alles, am Meisten die Kinder. Das war ein Fehler von Alters her und nun begehst auch Du ihn.

Unitas (leise zu Salutas): Wenn sie nur nicht zu schroff ist! (Salutas zuckt die Achseln).

Celsus: Deine Anklagen sind schwere, zum Mindesten müßtest Du sie beweisen. Es ist nicht wahr, daß ich die Ehefrau im Entwurf in eine rechtlose Stellung herabgedrückt habe. Ich weiß sehr wohl, daß ich den modernen Ansichten über die Stellung der Frau Etwas schuldig bin. Darum habe ich ihr die Geschäftsfähigkeit verliehen, ich habe ihr die elterliche Gewalt eingeräumt, ich lasse sie Vormünderin werden, nicht nur über ihre Kinder und Enkel, sondern in allen Fällen, wo sie in einem Testament zur Vormünderin gewünscht wird. (Zu Unitas.) Ist Das nicht genug?

Unitas: Leider kann ich Dir nicht Recht geben. Auch ich bin mit dem Entwurf nicht einverstanden. Vor achtzehn Jahren schon hatte ich eine Petition an den Reichstag gerichtet mit dem Ersuchen, es möchte bei Abfassung des Entwurfes der Frau die ihr gebührende Stellung als Rechtspersönlichkeit eingeräumt werden. Die Petition wurde Deinem älteren Bruder überwiesen und ihm vom Reichstag Rücksichtnahme darauf empfohlen. Dennoch entspricht weder der erste noch der zweite Entwurf den Forderungen, die zu erheben ich mich verpflichtet fühle. Bedenke doch nur den Umschwung, der sich in den letzten fünfundzwanzig Jahren in der Stellung der Frau überall vollzogen hat, wie die Frauen Mitarbeiter geworden sind an den sozialen Aufgaben der Zeit und wie sie sich auf allen Gebieten des Schaffens und Forschens ihre Stellung eroberten, — wenn Du Das bedenkst, dann kannst Du nicht zögern, der Frau auf ihrem eigensten Gebiete, innerhalb der Familie, die ihr gebührende Stellung zu geben.

Celsus: Deine Rede hört sich gut an, doch . . .

Justitia: Wir wollen die Sache systematisch behandeln. Fangen wir bei den persönlichen Wirkungen der Ehe an. Da willst Du dem Mann in allen Fragen des ehelichen Lebens die Entscheidung überlassen. Vor Allem soll er Wohnort und Wohnung bestimmen. Das geht nicht. Entscheiden kann nicht der Wille des Einen oder Anderen, nur gegenseitige Uebereinstimmung. (Unitas und Salutas nicken zustimmend.) Kommt eine solche nicht zu Stande, so muß das Vormundschaftgericht oder ein Familienrath den Ausschlag geben, und zwar zu Gunsten Desjenigen, der die Hauptlast des gemeinsamen Unterhaltes trägt oder der aus seinem Beruf die größeren Einnahmen zieht.

Celsus (für sich): Das gäbe eine nette Rechnerei. (laut): Die Ehefrau muß ja den Beschlüssen des Mannes nicht Gehorsam leisten, wenn er sein ehemännliches Recht mißbraucht, d. h. wenn er die rechte eheliche Gesinnung hintansetzt. Das habe ich doch deutlich gesagt.

Justitia: Das Selbe kannst Du aber für den Mann gegenüber Entschlüssen seiner Frau bestimmen. Warum soll immer nur sie vor den Richter gehen müssen, er nicht? Gleiche Rechte für Mann und Frau: Das ist unsere Losung. Warum soll z. B. die Ehefrau durch die Heirath ihren Namen aufgeben? Sie soll ihre Persönlichkeit nicht verlieren und es muß ihr freistehen, ob sie ihren eigenen Namen oder den ihres Mannes führen will.

Salutas: Nein, Das geht doch zu weit. Es genügt, wenn die Frau ihren Familiennamen dem des Mannes hinzufügt wie in der Schweiz zum Beispiel.

Unitas: Mir erscheint diese Frage ziemlich nebensächlich. (für sich.) Wenn sie nur nicht zu weitschweifig werden wollten!

Justitia: Und dann willst Du die Frau verpflichten, im Hauswesen und im Geschäfte des Mannes zu arbeiten. An den Fall, daß sie einen selbständigen Erwerb hat und diesem nachgehen will, scheinst Du gar nicht gedacht zu haben.

Celsus: Doch, ich habe darüber besondere Paragraphen aufgestellt.

Justitia: Dann hättest Du darauf Bezug nehmen sollen.

Celsus (ärgerlich): Meinetwegen. Aber widersprechend ist meine Bestimmung doch nicht. Ich verpflichte ja die Frau nur zur Mithilfe, soweit solche üblich ist. Ist sie z. B. Lehrerin, so ist doch klar, daß ihre Arbeit im Kaufladen des Ehegatten nicht als üblich bezeichnet werden könnte.

Justitia: Das sind juristische Haarspaltereien: die hast Du stets bei der Hand. Bleiben wir bei der Sache. Von der größten Demüthigung der Ehefrau möchte ich jetzt reden. Es handelt sich . . .

Salutas: Ich weiß, was Du sagen willst, Schwester. Aber Logik vor Allem. Ich habe hier noch einen Einwurf zu machen. (Zu Celsus.) Wie kannst Du es vertheidigen, daß der Mann seiner Gattin untersagen kann, ihn in ihrem häuslichen Wirkungskreise zu vertreten?

Celsus: Wenn er Das grundlos gethan hat, kann sich die Frau beim Vormundschaftgericht beschweren.

Salutas: So, also dann, wenn sie vor der Oeffentlichkeit oder doch wenigstens vor Dritten schon blamirt ist! Sage lieber von vorn herein, eine Beschränkung des Vertretungrechtes der Ehefrau könne nur durch richterliches Erkenntniß herbeigeführt werden.

Celsus: Ja, Das könnte man, ich gebe es zu.

Unitas, Justitia und Salutas: Und, siehst Du, § 1258 muß wegfallen.

Salutas: Es ist ja lächerlich, daß ein Ehemann den Dienstvertrag, den seine geschäftsfähige Frau geschlossen hat, ohne Kündigung aufheben kann. Das müßte zu einer sehr unlauteren Quelle von Chikanen werden. Die Aerztin, die Advokatin, die Lehrerin, die Handelsbevollmächtigte, die Malerin u. s. w., — alle diese Frauen müßten also die Arbeit zu der sie sich in Person verpflichtet haben, in dem Augenblick niederlegen, wo es dem Manne gefällt, Das zu verlangen. Das ist einfach unmöglich.

Celsus (ungeduldig): Das ist ja nur für die Fälle, wo der Mann seine Zustimmung zu dem betreffenden Vertrag nicht gegeben hat; verweigert er diese grundlos, so kann sie der Frau vom Vormundschaftgericht ertheilt werden. Hat sie daher eine gute und gerechte Sache, so findet sie dort mit ihrem Vorhaben allen Schutz. Und dann, wenn die Frau von ihrem Manne getrennt lebt —

und Das würde wahrscheinlich am Häufigsten zu den von dir gefürchteten Chikanen führen —, hat er kein Kündigungrecht. Die Sache ist wahrlich nicht so schlimm, wie sie aussieht. Bedenke nur: soll der Mann sich gefallen lassen, daß seine Frau in einem Vertragsverhältniß bleibt, mit dem er nicht einverstanden ist, und daß sie darob ihre Pflichten als Hausfrau und Mutter vernachlässigt?

Salutas: Dann soll er den Richter gegen sie anrufen.

Justitia: Verlieren wir damit nicht länger Zeit. Bei meinem Vorschlag über das eheliche Güterrecht fallen diese Kleinigkeiten außer Betracht. Ich verlange etwas viel Wichtigeres: Aenderung des ganzen gesetzlichen Güterrechtes. Es ist eine Schmach, daß Du Verwaltung und Nutznießung des Vermögens der Ehefrau dem Ehemann übergeben willst, und zwar von Gesetzes wegen, also in allen Fällen, wo die Ehegatten keinen Güterrechtsvertrag abgeschlossen haben. Damit stellst Du die verheirathete Frau mit den Unmündigen und Geisteskranken auf eine Stufe. Wie oft kommt es vor, daß der Mann Hab und Gut und noch dazu den Erwerb seiner Frau vergeudet, sie und die Kinder dem Elend preisgiebt, ohne daß sie dagegen einschreiten kann. Deine sogenannten Schutzbestimmungen zu Gunsten der Frau sind in Wahrheit nämlich keine. Das Verlangen nach Sicherstellung des Frauengutes kommt in der Regel zu spät, wenn das Gut schon vergeudet ist. Das liegt in der Natur der Sache. Darum muß die Ehefrau ihr Vermögen als gesondertes Gut für sich behalten.

Salutas: Ganz einverstanden. Das gesetzliche Güterrecht muß die Gütertrennung sein.

Celsus: Ei, ei, Das wäre nicht übel! Die Frau verwaltet ihr eigenes Gut, verbraucht es womöglich nach ihrem Belieben und der Mann hat die ganze Last der Ehe allein zu tragen!

Salutas: O nein, die Frau muß gesetzlich angehalten werden, nach Maßgabe ihres Einkommens, bestehe dieses in Arbeit- oder Kapitalertrag, zu den Lasten des Haushaltes beizutragen.

Justitia: So, wie Du jetzt schon bestimmt hast.

(Fubricius tritt auf und bleibt in kleiner Entfernung von den Sprechenden stehen).

Celsus (eifrig): Gütertrennung! Nein, nein, Das geht nicht. Das läßt sich der deutsche Mann nicht gefallen. Mit solchem Begehren werdet Ihr niemals durchdringen.

Justitia und Salutas: Niemals? Das werden wir sehen. Wir ruhen und rasten nicht, bis wir die Selbständigkeit der Frau auch nach dieser Seite hin erkämpft haben. Wir wollen für unser Geschlecht die selbe Freiheit, wie sie die Frauen in anderen Ländern haben. Fast überall sind sie uns voraus. Die deutsche Frauenwelt wird nur durch die ökonomische Unabhängigkeit der Ehefrauen und Mütter befreit.

Celsus: Befreit! Das ist es ja. Giebt man den Frauen zu viel Freiheit, so brennen sie durch.

Unitas: Dein Spott thut mir weh. Du denkst gering von meinem Geschlecht. Aber zu Unrecht. Sieh Dir die Sache nur einmal von der anderen Seite

an. Die Ehemänner haben sich durchaus nicht immer als kundige oder gewissenhafte Verwalter des ehelichen Gutes bewährt, wohl aber haben dagegen Tausende von unverheiratheten Frauen und Wittwen bewiesen, daß sie ihr Vermögen sehr gut zu verwalten wissen. Eine verständige Frau wird übrigens gern auf den Rath des verständigen Mannes hören, wie Das bereits umgekehrt in vielen Fällen geschieht. Wenn es möglich ist, daß zwei Geschäftstheilhaber für ihr künftig zu unternehmendes Geschäft der selben Meinung sind, so ist eine Einigung zwischen Ehegatten ganz gewiß nicht unmöglich. Es liegt deshalb gar kein Grund vor, der Ehefrau die Verwaltung ihres eigenen Vermögens zu entziehen. Auch ich muß mit aller Bestimmtheit die Gütertrennung für alle Fälle verlangen, wo kein Güterrechtsvertrag zwischen den Ehegatten vorliegt. Nur so kann die Ehefrau aus dem Verhältniß der Unmündigkeit heraus, in dem sie heute noch lebt.

Celsus (nachdenklich): Mag sein, daß Ihr Recht habt. Ich will es nicht bestreiten. Aber die Gütertrennung widerspricht allen Traditionen der deutschen Rechtsentwickelung.

Justitia (zu Salutas): Bah, Ausflüchte! Ihre Gewalt über uns wollen sie nicht aufgeben. Dafür suchen sie ein wissenschaftliches Mäntelchen. (zu Celsus): Weißt Du denn nicht, daß die Blume wahren ehelichen Glückes am Schönsten in der Freiheit blüht? Wenn die Herzen der Ehegatten sich nicht mehr verstehen . . .

Hubricius (rasch herzutretend): Dann sollen sie sich verstehen lernen. Es muß mit der Ehescheidung viel strenger genommen werden.

Celsus: Strenger noch, als ich vorgesehen habe?

Salutas: Um Gottes willen nicht!

Justitia: Unsinn!

Unitas: Das wäre im höchsten Grade zu bedauern.

Hubricius (pathetisch): Ja, noch viel strenger. Wir müssen die Zügel straff anziehen, damit das Ansehen der Ehe im Volke gehoben wird.

Celsus: Ich sehe nur nicht ein, wie . . .

Hubricius: Leider hast Du die schönen Grundsätze Deines Bruders durchbrochen, als Du die Scheidung wegen Geisteskrankheit in den Entwurf aufnahmst. Ich nehme Dirs nicht gerade übel; denn es kann Fälle geben, wo die Scheidung auch bei Geisteskrankheit nöthig wird, aber diesen Scheidungsgrund ganz allgemein zu gestatten, ist äußerst gefährlich.

Celsus: Ich wüßte nicht, weshalb. Die Scheidung kann natürlich nur auf eingehende ärztliche Gutachten hin erfolgen, die zweifellos feststellen, daß der Geisteskranke unheilbar sei. Auch noch andere Schutzmaßregeln sind gegen den Mißbrauch dieses Scheidungsgrundes vorgesehen.

Hubricius: Ich kann mich nun einmal nicht damit befreunden. Irgend eine Rücksichtnahme auf die persönliche Freiheit der Ehegatten darf da nicht entscheiden. Das Gesetz hat hierin strenge Selbstzucht zu fordern und den schwankenden Seelen durch seine ablehnende Haltung die innere Festigung zu geben, ein Unglück, wie Geisteskrankheit des anderen Ehetheiles, in Geduld und Fassung zu tragen.

(Salutas und Justitia machen Geberden des Entsetzens.)

Unitas (sarkastisch lächelnd): Und wie, wenn man fragen darf, sehen denn die Ausnahmefälle nun aus, in denen Ehescheidung wegen unheilbarer Geisteskrankheit zu gestatten wäre?

Hubricius: Ja, Das ist eben schwer zu sagen. Verallgemeinern läßt sich da nicht. Aber ich setze den Fall, einem Kleinbauern mit vielen Kindern geht wegen dauernder Krankheit seiner Frau die nöthige Hilfe in Haus und Feld ab. Da würde ich den Ehebund lösen, nicht nur bei Geisteskrankheit, auch schon bei dauernder körperlicher Krankheit, damit der Mann nicht ökonomisch zu Grunde geht.

Salutas: Also des ökonomischen Vortheiles wegen!

Justitia: Laßt ihn. Gegen solche Ansichten mag ich nicht kämpfen. Wir haben Besseres zu thun. (Zu Celsus.) Warum ist unüberwindliche Abneigung kein Scheidungsgrund?

Salutas: Ja, warum? Es ist unmoralisch, Ehegatten, die den inneren Zusammenhang völlig verloren haben, durch das Gesetz an einander zu fesseln. Auch auf die Erziehung der Kinder kann eine zerrüttete Ehe nicht gedeihlich wirken.

Unitas: In der That, Celsus, ich bin ebenfalls erstaunt über diesen Mangel. Die Ehe wird, sobald von Seiten eines Ehegatten unüberwindliche Abneigung vorhanden ist, zum Zerrbild Dessen, was sie sein soll.

Hubricius: Ihr tretet die sittliche Weltordnung mit Füßen.

Celsus: Was sollte mir die „unüberwindliche Abneigung“ im Entwurf? Das ist ein allzu vager Begriff. Wenn ich ihn als Scheidungsgrund aufnähme, so diente er nur leichtsinnigen Ehegatten zur leichten Lösung ihres Ehebundes. Aus dem nämlichen Grunde glaubte ich auch von der Möglichkeit der Scheidung auf Grund beiderseitigen Begehrens absehen zu sollen.

Salutas: Gerade diese Möglichkeit verlange ich.

Celsus: Und ich gebe sie nicht. Das Volk darf nicht von Gesetzes wegen zur Scheidung ermuthigt werden. Zudem wird es mit der Immoralität nicht so schlimm werden. Wenn ein Ehepaar sich durchaus trennen will, so kann es Das auf anderem Wege, z. B. dem der böswilligen Verlassung.

Justitia: Ah, eine Hinterthür!

Unitas: Das scheint mir nicht konsequent.

Celsus: Der Gesetzgeber kann nicht immer konsequent sein. An der Ehescheidung habe ich lange genug herumstudirt. Da ist nichts zu rütteln.

Unitas: Ich möchte aber doch sehr wünschen, daß der Begriff „schwere Verletzung der ehelichen Pflichten“, den Du ganz richtig als Scheidungsgrund anerkennst, näher präzisirt werde. Zum Mindesten muß gesagt werden, als solche schwere Verletzung sei besonders Trunksucht und grobe Ehrverletzung anzusehen.

Justitia: Ganz richtig. Auch der Begriff „Roheit“ ist näher zu bestimmen.

Salutas: Die Trunksucht an und für sich allein soll wenigstens dann ein Scheidungsgrund sein, wenn der Ehegatte wegen dieses Lasters entmündigt worden ist.

Celsus: Das versteht sich von selbst. Eine Ehefrau braucht in solchem Falle nicht einmal so lange mit der Scheidung zu warten. Jeder Richter wird die Trunksucht als ein Verhalten beurtheilen, das die Zerrüttung des Ehebündnisses zur Folge hat. Damit ist der Scheidungsgrund des § 1463 ge-

geben. Eben so verhält es sich natürlich mit der Roheit oder groben Ehrverletzung. In solchen Fällen kann nur der Richter auf Grund des einzelnen Falles urtheilen. Es muß seiner Einsicht und Urtheilskraft absolut überlassen werden, festzustellen, ob die Bestimmungen des Gesetzes in dem besonderen Falle zutreffen oder nicht. Ein Gesetz kann auch zu viel sagen. Das ist ein viel größerer Fehler als das Gegentheil. Und Euere Vorschläge über die Scheidungsgründe leiden an diesem Fehler.

Bullingerius (tritt auf): Ich komme leider etwas verspätet, doch hoffentlich noch früh genug, um meinen Protest gegen die Behandlung der unehelichen Kinder einzulegen.

Celsus: Auch Das noch! Da ist ja ein Ende nicht abzusehen!

Bullingerius: Du meinst doch nicht, daß der Entwurf im Reichstage durchgehen wird? Davon ist keine Rede. Wir haben also Zeit.

Unitas: Ich nehme das Thema nicht gern auf, aber Das muß ich denn doch sagen: die völlige Rechtlosigkeit des unehelichen Kindes gegenüber seinem Vater ist ein großes Unrecht.

Salutas: Empörend ist sie. Ich muß mich darüber weitläufig äußern.

Bullingerius: Laß Das. Ich habe den Fall geschichtlich und kritisch behandelt und werde Celsus die Broschüre zustellen.

Celsus (erleichtert): Sehr wohl, sehr wohl.

(Will sich verabschieden.)

Justitia (ihn zurückhaltend): Noch Eins. Mit Deiner elterlichen Gewalt hast Du uns ja nur Sand in die Augen gestreut.

Celsus: Ich verstehe Dich nicht.

Justitia: Du hast es zwar schlau genug angefangen. Schreibst da im Entwurf großartig von elterlicher Gewalt, so daß ein gewöhnlicher Sterblicher mit einfachem Menschenverstande meinen könnte, welcher große Fortschritt dadurch für die Frauen erzielt sei. Es klingt so, als ob Du der Mutter die gleiche Gewalt über die Kinder einräumen würdest, wie sie der Vater hat. Aber wenn man genauer zusieht, ist davon keine Spur zu entdecken. Im Gegentheil giebst Du dem Vater die väterliche Gewalt voll und unbeschränkt, und erst, wenn die Ehe aufgehoben ist oder der Vater seine elterliche Gewalt verwirkt hat, tritt die mütterliche Gewalt in ihr Recht. Bis dahin, also in der Regel, ist sie ein toter Buchstabe.

Unitas: Ich beantrage, die elterliche Gewalt soll beiden Eltern gleichmäßig zuertheilt und gleichmäßig beschränkt werden. In normalen Verhältnissen ist Dies nur recht und billig. Verdient denn in allen Fällen die Meinung des Vaters vor der Meinung der Mutter den Vorzug? Ich glaube nicht. Beide können sich irren. Bei Meinungverschiedenheiten kann das Vormundschaftgericht entscheiden. Ich muß auf Anerkennung der gesetzlichen Mündigkeit der Frau und Wahrung ihrer Würde als Gattin und Mutter beharren.

Salutas: Auch ich begehre volle Gleichberechtigung von Vater und Mutter im Verhältniß zu ihren Kindern.

Celsus: Das hört sich Alles ganz schön an. Aber ausführbar ist es nicht. Habt Ihr auch bedacht, daß, wollte man Eure Wünsche erfüllen, die Ehepaare beständig vor dem Richter ständen? In Erziehung- und ähnlichen

Fragen giebt es im besten Eheleben eine Unzahl von Differenzen und dann soll beiden Meinungen gleiches Recht werden? Nein, Einer von Beiden muß doch zuletzt entscheiden. Anders gehts nicht. Die unaufhörliche Anrufung des Richters würde dem Bestande der Ehe viel mehr schaden als die Unterordnung des Willens des Einen. Ihr meint, in den meisten Fällen würden die Eltern sich unter einander verständigen? Ganz recht. Aber diese Fälle werden vom Gesetze gar nicht berührt; es findet da gar keine Anwendung und daher ist es ihm auch ganz gleichgiltig, ob die Uebereinstimmung durch Unterwerfung des väterlichen Willens unter den mütterlichen oder umgekehrt zu Stande gekommen ist.

(Nieberres tritt auf.)

Celsus (geht ihm entgegen): Gehorsamster Diener.

Nieberres: Ich verlasse mich darauf, Celsus, daß die Vorlage im Reichstage rasch und glatt durchgeht.

Celsus: Es sind aber eine Menge von Petitionen eingegangen. An allen Ecken und Enden soll der Entwurf abgeändert werden.

Nieberres: Jetzt wird kein Buchstabe mehr geändert. Was wollen diese Frauen?

Celsus: Sie haben mich eben des Entwurfes wegen interpellirt. Das Familienrecht soll gründlich umgearbeitet werden.

Nieberres: Noch einmal? Das ist ja der reine Wahnsinn! Zudem Frauen! Haben wir nicht genug von der Entwurfliteratur der Kollegen gelitten? Uebrigens, es ist höchste Zeit. Die Berathung beginnt.

(Geht mit Celsus ab.)

Justitia: Sie schienen sich über unsere Begehren zu unterhalten.

Salutas: Es wird schon gehen.

Unitas: In den Hauptpunkten wenigstens muß man uns entsprechen.

Justitia: Wer wohl in die dritte Kommission kommen wird? Das ist wesentlich für uns.

Unitas: Wir haben Celsus noch von verschiedenen Wünschen nichts gesagt. Die Frau muß jedenfalls ganz allgemein als Vormünderin berufen werden können.

Justitia: Darüber giebt es im Entwurf noch sehr viel zu ändern.

Salutas: Auch über die Eingehung der Ehe. Ich meine das Alter.

Unitas: Dann die Pflegschaft.

Justitia: Die Unterhaltungpflicht ist ebenfalls reformbedürftig.

Salutas: Am Besten ist, wir erbitten uns für morgen Audienz bei Celsus. (Vom Sitzungsaal ertönt fürchterlicher Beifallslärm.) Horch, das Getöse!

Diener (nach links und rechts in die Halle hineinrufend): Der Reichstag hat den Entwurf zweiter Lesung soeben en bloc angenommen.

Salutas: Nicht möglich!

Justitia: Unerhört!

Unitas: Arme deutsche Frauen!

(Der Vorhang fällt.)

Dr. jur. Emilie Kempin.

Die Quellen des Buddhismus.

Seitdem die ehrwürdige Religion des Buddha in den letzten Jahrzehnten die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt in einem solchen Grade auf sich gezogen hat, daß sich sogar in einigen europäischen Hauptstädten buddhistische Religiongemeinden gebildet haben, verlohnt es sich gewiß der Mühe, sich nach den Quellen oder Vorläufern dieses interessanten Religionsystemes innerhalb der altindischen Gedankenwelt umzusehen. Denn es giebt keine allgemeine Gedankenrichtung, die unvermittelt aus dem Kopfe ihres Urhebers entsprungen wäre, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters. Vielmehr lassen sich überall die offenen oder geheimen Fäden nachweisen, die spätere Systeme oder Gedankengänge mit früheren verbinden. Auch bei dem Buddhismus, obgleich er auf den ersten Anblick als etwas ganz Eigenartiges erscheint, ist Dies der Fall. Buddha hat, wie Christus, gewissermaßen seinen Johannes oder Vorläufer gehabt in Kapila, dem Begründer der Sankjah- oder Sâmkhya-Philosophie, dessen System kürzlich seinen gelehrten Darsteller in dem Orientalisten Richard Garbe in Königsberg gefunden hat.*) Allerdings bleibt in dieser Darstellung Vieles mehr oder weniger dunkel oder unklar, was aber nicht an dem Darsteller, sondern an dem eigenthümlichen phantastischen und mystischen Charakter der altindischen Vorstellungskreise liegt. Dennoch treten einige der Hauptgrundzüge des Sankjah-Systemes, die sich im Buddhismus mehr oder weniger ausgesprochen wiederfinden lassen, scharf und deutlich hervor. Was dabei für uns Moderne besonders interessant erscheinen muß, ist die merkwürdige, aus bloßer Spekulation hervorgegangene Uebereinstimmung einiger dieser Lehren mit den Ergebnissen der modernen, auf Erfahrung aufgebauten Wissenschaft.

Ich rechne übrigens dazu nicht den Bestandtheil der Sankjah-Lehre, der ihren Grundcharakter ausmacht und der in ausgesprochenstem Atheismus besteht. Die Beweisführung dafür ist kurz und einfach. Eine Schöpfung ist unmöglich, weil ein Ding nicht die Ursache seiner selbst sein kann und weil eine Substanz nur aus einer Substanz hervorgehen kann. Ex nihilo nihil fit! Da ferner jedes bewußte Handeln entweder durch einen egoistischen Zweck oder durch Güte bedingt sein muß und da diese beiden Motive bei der Weltschöpfung ausgeschlossen sind, so ist es unmöglich, daß die Erschaffung der Welt auf bewußtem Handeln beruht. Denn ein Gott, dessen Wünsche erfüllt sind, kann an jener Erschaffung unmöglich persönliches Interesse haben. Aber auch aus Güte kann Gott die Schöpfung nicht unternommen haben, da es in dieser Welt Schmerz und Unglück giebt und

*) Richard Garbe. Die Sâmkhya-Philosophie. Eine Darstellung des indischen Rationalismus. Nach den Quellen. Leipzig, Haessel, 1894.

ein gütiger Gott wohl nur freudvolle und nicht leidende Geschöpfe in das Leben gerufen haben würde. Wendet man dagegen ein, daß die Güte Gottes erst nach der Schöpfung Gelegenheit fand, sich zu zeigen, als er seine Geschöpfe leidvoll sah, so kommt man aus dem circulus vitiosus nicht heraus: in Folge der Güte die Schöpfung und in Folge der Schöpfung die Güte! Auch könnte man dem Schöpfer wegen der ungleichen Vertheilung von Freude und Schmerz den Vorwurf ungerechter Parteilichkeit nicht ersparen.

Zwar giebt es auch im Sinne Kapilas Götter, die etwas höher organisirt und glücklicher sind als die Menschen. Aber sie sind, wie diese, als gewordene und vergängliche Wesen, der eisernen Nothwendigkeit des Samsâra oder der ewigen Verkettung und Fortdauer des allgemeinen und des individuellen Daseins unterworfen und stehen tief unter demjenigen Menschen, der durch unterscheidende Erkenntniß die Erlösung aus den Banden des Sâmsara errungen hat. Mit der Weltschöpfung haben sie nichts zu thun.

Den wahren Grund und das Wesen dieser Schöpfung bildet das Pakriti oder die ewige, unendliche, unbegrenzte Urmaterie, aus der Alles entsteht und in die Alles zurücksinkt. Sie ist an sich unsichtbar, weil zu fein für unsere Sinne. Alle später sich entwickelnden Kräfte oder Qualitäten müssen dem Keim oder der Anlage nach bereits in dieser Urmaterie enthalten gewesen sein. Alle aus ihr hervorgegangenen Bildungen unterliegen einer periodischen Zerstörung und Wiedererneuerung ohne Anfang oder Ende, — ein Prozeß, der sich von Ewigkeit her unendliche Male vollzogen hat und in alle Ewigkeit hin wiederholen wird. Dies Alles: die ewige, an sich wegen ihrer Feinheit unsichtbare Materie, die in dem Urweltnebel, aus dem sich unsere Sonnensysteme entwickelt haben, vorhandene Anlage zu allen später daraus hervorgehenden Bildungen, die periodische Zerstörung und Wiedererneuerung der einzelnen Welten, die Behauptung, daß die Eigenschaft (vulgo Kraft) nicht etwas von ihrem Substrat Verschiedenes sein kann und daß eine Verkettung der Dinge unter einander ohne Anfang und Ende stattfindet, endlich die Lehre von den auf unser Denkorgan geschehenden und daselbst im Zustande der Latenz verharrenden Eindrücken und von den ererbten Gewohnheiten und Anlagen, sowie die Behauptung, daß das Innenorgan (vulgo Nervensystem) die materielle Ursache der Sinne sei —: alles Das stimmt merkwürdig überein mit den Resultaten und Anschauungen der modernen Naturwissenschaft. Auch stimmen Beide in der Behauptung überein, daß die an sich bewußtlose Materie erst in dem Seelenprinzip zum Bewußtsein ihrer selbst gelangt. Auch das von der Sankjah-Philosophie angenommene „Innenorgan" kann füglich als Aequivalent unseres Nervensystemes angesehen werden.

Dagegen setzt sich diese merkwürdige Lehre in vollen Gegensatz zu heutigen Anschauungen, wenn sie dieses Seelenprinzip als etwas für sich Be-

stehendes der Natur gegenüberstellt und mit Kräften ausrüstet, die den Druck und Einfluß der Materie zu paralysiren im Stande sind. Die in den Besitz der unterscheidenden Erkenntniß gekommene Seele (das höchste Ziel des Weisen) ist von dem Einfluß der Materie befreit; der Zusammenhang zwischen ihr und der Materie ist aufgehoben. Ja, sie wird als an sich unveränderlich und unthätig zum Gegensatz der Materie, die einer ewigen Veränderung unterworfen ist. Das gilt aber zunächst nur für die höheren, der höchsten Erkenntniß theilhaftig gewordenen Seelen, während die niederen Seelen in den Banden der Materie so lange gefangen bleiben, bis es auch ihnen nach und nach gelingen wird, jene Stufe zu erklimmen. Das erste Resultat der Entfaltung der Urmaterie ist daher das Gebundensein sämmtlicher Seelen, die noch nicht aus dem Weltdasein ausgeschieden sind; das zweite Resultat ist die Befreiung einzelner Seelen. Für diese wenigen stellt die Materie ihre schöpferische Thätigkeit ein, sobald sie das höchste Ziel erreicht haben; sie zieht sich von den zur Erkenntniß gelangten Seelen zurück, um für alle Ewigkeit keine neue Verbindung mit ihnen einzugehen. Hierdurch ist aber nicht etwa eine Verminderung in der Bethätigung ihrer schöpferischen Kraft bedingt, da für alle übrigen Seelen das bestehende Verhältniß fortdauert. Die daran nothwendig sich anknüpfende Frage, ob nicht in ferner Zukunft eine Zeit kommen werde, wo alle Seelen an das Ziel gelangt und von den Banden der Materie befreit sein werden, wird mit Nein beantwortet, da die Zahl der Seelen unendlich ist und da der anfanglose Kreislauf, wie er bis auf den heutigen Tag noch nicht ein Ende gefunden hat, in Ewigkeit fortdauern wird.

Diese eigenthümliche Gegenüberstellung von Natur und Seele hat zur Folge gehabt, daß die Sankjahlehre in der Regel als entschiedener Dualismus angesehen wird, während Einige darin einen auf materieller Grundlage sich aufbauenden idealistischen Monismus erblicken wollen. Dieser Ansicht steht freilich entgegen, daß die Sankjahschriften entschieden Partei nehmen gegen die indische Schule der ausgesprochenen Materialisten oder der Tscharvakas, die lehrten, daß der Geist nichts von dem Körper Verschiedenes sei. Die Erklärung für diese eigenthümliche Stellungnahme einer Verquickung dualistischer mit materialistischen Prinzipien in der Sankjahlehre liegt in deren konsequentem Pessimismus, der den Grundzug ihrer Weltanschauung bildet. Alles bewußte Leben ist Schmerz und Leiden; Glück existirt nur scheinbar. Das Schlimmste der Leiden aber ist die Nothwendigkeit der Wiederkehr von Alter und Tod in jeder neuen Existenz und der damit verbundenen Wiedergeburt, die in allen religiösen Vorstellungen Indiens eine so wichtige Rolle spielt. Die vollständige Aufhebung des Schmerzes ist das Ziel und die Aufgabe der ganzen Lehre, eine Aufgabe, die nicht durch äußere,

sondern nur durch innere Mittel gelöst werden kann. Es gilt darum, den Schmerz nicht nur zu beseitigen, sondern sein Auftreten für alle Zukunft unmöglich zu machen; und Dies kann nur geschehen, wenn der Wanderung der Seele ein Ende gesetzt wird. Dazu kann allein die Philosophie helfen, d. h. die Erkenntniß der absoluten Verschiedenheit, die zwischen der ganzen materiellen Welt und der Urmaterie, aus der sie hervorgegangen ist, einerseits und der Seele, des wahren Selbst, andererseits besteht. „Wenn in Folge dieser Unterscheidung der Schmerz bis auf den letzten Rest zu Ende ist, hat man das Ziel erreicht; durch nichts Anderes."

Um diese unterscheidende Erkenntniß und damit die Erlösung von den Qualen des Daseins herbeizuführen, entwickelt nun die Sankjah-Lehre eine Theorie der Weltentfaltung sowohl nach der materiellen als nach der psychischen Seite, deren genauere Verfolgung mich hier zu weit führen würde. Das Resultat ist die Erlösung bei Lebzeiten als unmittelbare Vorstufe der wahren definitiven Erlösung, die in dem Augenblick des Todes eintritt, wenn das Innenorgan des Weisen sich in die Urmaterie zurückbildet. Erst dann ist die Ruhe bewußtlosen, schmerzfreien Daseins für alle Ewigkeit gewonnen. Aber dieser Gewinn umfaßt nur das Geschick des Einzelnen, nicht das der Menschheit oder des Weltganzen, in dem es eine unendliche Menge von Seelen giebt. Mögen noch so viele Götter und Menschen das höchste Ziel erreichen, die Welt rollt doch nach ewigen Gesetzen in unablässigem leidvollen Wandel und Wechsel fort in Unendlichkeit.

Als eine grundlegende Reformbewegung gegenüber dem herrschenden Brahmanenthum charakterisirt sich die Sankjah-Philosophie dadurch, daß sie die Kastenunterschiede nicht anerkennt und sich nicht dazu versteht, irgend einer Menschenklasse den Weg zum ewigen Heil zu versperren. Auch erkennt die Sankjah-Lehre keine professionellen Lehrer an, wie das Brahmanenthum; vielmehr ist Jeder, der die unterscheidende Erkenntniß gewonnen hat, zur Belehrung Anderer berufen. Dies ist um so wichtiger, als die Erlösung allein durch das Wissen, nicht durch Werke zu gewinnen ist. Von einer Moral ist daher im Sankjah-System nicht die Rede; hier ist eine Lücke, die erst durch den Buddhismus in bewundernswerther Weise ausgefüllt worden ist.

Mit der Verwerfung moralischer Werke steht im engen Zusammenhang die Gleichgiltigkeit der Sankjah-Bekenner gegenüber allen weltlichen Dingen. Wer diese Welt mit voller Gleichgiltigkeit gegen ihre Genüsse aufgiebt und sich dem Streben nach der Erkenntniß widmet, wird dem Flamingo verglichen, der es nach einem indischen Volksglauben versteht, aus einer Mischung von Milch und Wasser nur die werthvolle Milch zu sich zu nehmen. Einsamkeit wird als ein Hauptmittel zur Erreichung dieser Gleichgiltigkeit empfohlen. Uebrigens giebt es eine niedere und eine höhere Gleichgiltigkeit;

die erste entspricht dem Streben nach unterscheidender Erkenntniß, die zweite dem Besitz solcher Erkenntniß, die dann die Vorstufe zur Erlösung ist.

Wer die buddhistischen Lehren auch nur oberflächlich kennt, wird sich bei dieser Darstellung sofort von der überraschenden Aehnlichkeit beider Systeme betroffen gefühlt haben. Atheismus, Pessimismus, Kosmismus, Opposition gegen das Brahmanenthum, die Kasteneintheilung und die kirchlichen Gebräuche, endlich das berühmte erlösende Nirwana des Buddhismus —: was sind sie Anderes als Wiederholungen der Ideen Kapilas in anderer Form, vervollständigt durch eine bewundernswerthe Morallehre. Wahrscheinlich war die Sankjah-Lehre nur das Eigenthum eines kleinen Kreises gebildeter oder geistig hochstehender Männer, unfähig, sich weiter auszubreiten, während der Buddhismus sie dem Verständniß der großen Menge anpaßte und daraus eine Weltreligion von so herzerobernder Gewalt schuf, daß sie, wenn auch in vielfach entarteter Gestalt, heute noch unter allen Religionen des Erdballes nach der Zahl ihrer Bekenner an der Spitze steht.

Darmstadt. Professor Dr. Ludwig Büchner.

Der tonlose Azor.

Siegfried Jochimsthaler war ein steinreicher Getreidemakler und ein guter Mensch. Er hatte sich immer zur Haussepartei gehalten und einer blühenden Gesundheit erfreut, bis die große berliner Roggenschwänze von 189* seine einst tadellose Leber in Unordnung brachte. Er wurde gelb und welkte hin. Als die Preise in der deutschen Reichshauptstadt so niedrig standen wie in Waronesch, legte er sich zu Bett und drehte das Gesicht gegen die Wand. Mit den Worten: „Neunzigeinhalb Brief!“ hauchte er seine treue Seele aus.

Er hinterließ nur anderthalb Millionen statt der sechs, die er noch vor einem Jahr besessen hatte, und seine Wittwe Rosalie würde diese herbe Enttäuschung wohl nie verwunden haben, wenn ihr der Himmel nicht einen doppelten Trost bescheert hätte, einen mageren und einen fetten. Der magere war ihre herangewachsene Tochter Minna; der fette hieß Azor. Ihre Tochter liebte sie; doch ihren Pinscher betete sie an.

Auch war Azor kein gewöhnlicher Hund. Er hatte zwei Ahnen und einen ganz außerordentlichen Behang. Er fraß nur Kuchen und Geflügel; denn

er war ein Charakter. Vor seinem gellenden Gekläff nahmen alle Besucher Reißaus; doch seiner Herrin klang es wie Musik.

Sie hatte auch einen Neffen. Dieser hieß Paul, war Mediziner und stand dicht vor dem Staatsexamen. Das Examen war ihm jedoch nicht annähernd so wichtig wie seine Minna. „Arbeiten ist gut", pflegte er zu sagen; „aber reich heirathen ist besser. Und erben ist das Allerbeste." Heimlich hatte er beschlossen: viel zu erben, wenig zu heirathen und gar nichts zu arbeiten.

Allein selbst das Wenige, was er heirathen wollte, ward ihm nicht gegönnt. Er hatte einen Todfeind in Rosaliens Hause, und dieser Todfeind war Azor. Sobald der Werbende sich nur blicken ließ, gerieth Azor in Ekstase. Man hörte ihn drei Straßen weit und er beruhigte sich nicht eher, als bis der Andere das Haus verlassen hatte.

Rosalie ward mißtrauisch. „Mein Liebling ist klug," sagte sie sich; „sein Urtheil ist unbestechlich. Er muß gegen den Mediziner Etwas haben." Sie begann kalt nach Paul zu blicken. Minna weinte viel.

Pauls älterer Bruder war Assistent am städtischen Krankenhause. Der Bekümmerte besuchte ihn von Zeit zu Zeit, um ihm bei seinen Operationen zuzusehen und darüber seinen Gram zu vergessen. Eines Tages ward ein Kind hereingebracht, das an Diphtherie litt und in höchster Athemnoth war; der Luftröhrenschnitt mußte gemacht werden. Paul verfolgte aufmerksam das Einführen einer silbernen Kanüle, die mit zwei seitlichen Bändchen um den Hals befestigt wurde.

„Wird das Kind nun durch die Kanüle gefüttert?" fragte er sinnend.

„Ja", meinte lachend der Bruder, „Das könnte Dir passen. Zwei Mägen und keine Lunge, lauter Speiseröhren und keine Luft; den ganzen Tag schlucken, wenn andere Leute athmen müssen, Du alter Saufsack!"

Paul schien etwas beschämt, aber ein Gedanke arbeitete in ihm.

„Warum schrie das Kind nicht, als es aufwachte?" fragte er.

„Weil die Kanüle unterhalb des Kehlkopfes eingeführt wird. Kein Lufthauch streicht mehr an den Stimmbändern vorbei und bringt sie zum Schwingen."

„Also athmen kann das Kind jetzt, aber nicht sprechen?"

„Nein."

Paul wird roth im Gesicht vor innerer Aufregung und nimmt den Bruder beim Arm.

„Du mußt mich nicht auslachen," sagt er. „Beantworte mir noch Eines: wenn die Kinder nicht schreien würden, sondern bellen, und sie würden operirt wie dieses da, — könnten sie dann noch . ?"

„Beißen schon, aber bellen nicht mehr."

„Und ist Das ganz gewiß?"

„So gewiß, wie zweimal zwei vier ist."

„Adieu!" sagt Paul und verabschiedet sich.

Ein fürchterlicher Plan war in seinem Busen gereift.

In den nächsten Wochen war unser Mediziner vom Operationtisch nicht fortzubekommen; er kramte viel in chirurgischen Bilderbüchern, und was am Auffallendsten war: man wollte ihn sogar in die vierbeinige Anatomie haben schleichen sehen, wo die zukünftigen Roßärzte des Vaterlandes herangebildet wurden. Was konnte er dort wollen?

Eines Abends kaufte er sich ein Besteck, am nächsten Morgen ein Kaninchen, das man nur als Leiche wiedersah. Nun wurde die Sache unheimlich. Seine Hausgenossen begannen mit scheuen Blicken an ihm vorüberzuhuschen; es ging das dunkle Gerücht, daß er auf seinem Zimmer, in Gesellschaft zweier zähnefletschenden Kameraden, im Blut wate.

Dann kam eine herzzerreißende Szene mit Minna, mit der er sich am Goldfischteich im Thiergarten ein Stelldichein gegeben hatte.

„Einziges, geliebtes Mädchen, . . es muß sein," rief Paul; worauf Minna die Hände faltete und einen flehenden Blick zur Viktoria emporsandte. „Nun gut denn! Auf morgen!" flüsterte sie.

Es war drei Uhr. Rosalie hatte soeben ihren Landauer bestiegen, um zu einem Kaffeeklatsch zu eilen, wo sie bis zum Abend thätig zu sein gedachte. Da nahm Minna den ahnunglosen Azor an die Leine und ging mit ihm aus der Voß-Straße, wo sie wohnten, die Königgrätzer Straße hinauf bis zu einer Droschke, die unweit des Brandenburger Thores hielt. Neben dieser Droschke stand Paul. Mit unbarmherzigem Griff riß er den kläffenden Azor an sich, winkte mit der Hand der halb ohnmächtigen Minna ein Lebewohl, sprang in die Droschke und sauste nach dem Norden der Stadt.

Zwei Freunde in Hemdärmeln warteten grinsend in seiner Wohnung und hatten den Operationtisch schon hergerichtet. Während Paul sich wusch und zurechtmachte, hielt der Eine den strampelnden Azor fest, der Andere zog eine Chloroformkappe über Azors Nase, sagte als gutgeschulter Mediziner: „Bitte, zählen Sie bis dreißig!" und in wenigen Sekunden war der Patient entschlummert. In dem sorgsam gezogenen Scheitel des Behanges führte Paul mit sicherer Hand einen zwei Zoll langen Schnitt. Alles klappte vorzüglich; in einer Viertelstunde war ein silbernes Kanülchen in die Luftröhre geschoben, mit feinstem, dicht an der Haut des Halses hinlaufenden Silberdraht unmerklich befestigt, der Rest der Wunde vernäht, alles Blut sorgfältig abgewaschen, kurz: einer der kräftigsten Kehlköpfe von Berlin außer Funktion gesetzt. Azors langes Haar fiel über die Oeffnung, sein Halsband verdeckte vollends die Spuren der Unthat. Als Minna den von der Narkose noch immer Berauschten am Brandenburger Thor wieder in Empfang nahm, war sie im Zweifel, ob überhaupt Etwas mit ihm vorgegangen sei, und trug ihn auf eigenen Armen in ihre Wohnung hinauf.

Rosalie kam aus der Kaffeeschlacht. Ihr erster Gang war an das Lager ihres Lieblinges. Azor blinzelte, wedelte ein Bischen mit dem Schwänzchen und blieb liegen. „Mein süßer Faulpelz!" flüsterte Rosalie kosend, hob den Verschlafenen in die Höhe, um sich von ihm den Gute-Nacht-Kuß reichen zu lassen, und — witterte einen narkotischen Geruch.

„Hier ist Etwas vorgegangen," rief sie.

Minna erbleichte; doch als tapferes Mädchen verrieth sie nichts. Azor habe beim Spielen ein Eau-de-Cologne-Fläschchen umgeworfen und sehr geprustet, sagte sie.

„Hat er sein Abendbrot gegessen?"

„Ja," sagte Minna. Sie hatte es fortgeschüttet.

Rosalie fand den Teller leer und beruhigte sich. Minna verlebte eine schlaflose Nacht. Mit dem Morgengrauen zog das Gewitter herauf.

„Warum hat Azor heute nicht gebellt, als der Milchmann kam?“ rief die Gestrenge von ihrem seidenen Himmelbett aus.

Azor wurde hereingeführt. Gegen Chokoladenplätzchen verhielt er sich keineswegs ablehnend; aber ein Zug verschämter Schwermuth lag über seinem Wesen. Als Minna unbedacht rief: „Suchs Kätzchen!“ spitzte er die Ohren und machte zweimal „Hauhau!“ Er machte es; aber er konnte es nicht verlauten. Verdrossen, wie erschreckt über sich selbst, zog er sich in eine Ecke zurück und sah aus trübsäligen Augen durch seinen Behang in die Welt.

„Er hat die Diphtherie!“ kreischte Rosalie. Sofort schickte sie nach zwei berühmten Thierärzten, die kürzlich nach Berlin berufen worden waren.

Sie kamen, sahen, schüttelten den Kopf über den tonlosen Hund, der nach einer schüchternen Mimik, die sein Bellen andeuten sollte, sich sofort wie begossen unter einen Stuhl verkroch; dann zogen sie sich zu einer geheimen Berathung ins Nebenzimmer zurück.

Dr. Trokar hatte ein sehr einnehmendes Wesen und genoß bei allen Kühen der Mark Brandenburg ein unbegrenztes Vertrauen. Er war stets zu „operativen Eingriffen“ geneigt und galt im Kolikfach als Spezialist. In Dr. Oelkuchens Sprechzimmer wiederum drängten sich gläubige Hammel und ließen sich von ihm rupfen. Nachdem die Autoritäten eine halbe Stunde berathen hatten, wobei eine Flasche guten alten Rothweines wie von selbst leer wurde, kamen sie zurück und verkündeten ihre völlige Uebereinstimmung in einem Punkt: Azor sei vollkommen falsch behandelt worden.

„Aber er ist überhaupt noch nie behandelt worden!“ schrie Rosalie.

„Dann würde er mit Sicherheit falsch behandelt worden sein, wenn Sie nicht nach mir geschickt hätten,“ sagte der schlagfertige Oelkuchen.

„Was fehlt ihm denn?“

„Der Hund ist verdächtig auf Kehlkopf-Tuberkulose.“

„O mein Gott!“ seufzte Rosalie.

„Er muß diesen Winter ein milderes Klima aufsuchen, am Besten seine Heimath, die azorischen Inseln.“

„Eine Trennung überleb' ich nicht.“

„Brauchen Sie auch gar nicht,“ rief Dr. Trokar und schob ungeduldig seinen Kollegen bei Seite. „Azor leidet an Stimmbandlähmung. Ein Luftröhrenschnitt muß gemacht werden, um nachzusehen, ob nicht vielleicht ein Fremdkörper. . “

Aber bei dem bloßen Wort „Luftröhrenschnitt“ hatten Rosalie die Kräfte verlassen. Ein gellender Schrei ließ sich vernehmen, dann sank sie ohnmächtig in die Kissen und Alles war Verwirrung. Die Autoritäten zogen sich taktvoll zurück.

Am selbigen Nachmittag erschien Paul wie zufällig in seiner Tante Behausung. Sie ließ ihn wider Erwarten an ihr Bett kommen, in dem Azor Zucker naschend neben ihr lag und sich beim Anblick seines Feindes begnügte, unter der Bettdecke zu verschwinden, statt wie früher ein mißtönendes Geheul anzustimmen. Rosalie richtete einen strafenden Blick auf Paul und begann:

„Wozu studirt Ihr Medizin? Wozu die ganze Wissenschaft, wenn sie solch ein engelhaftes Wesen wie meinen Liebling nicht vor Brutalitäten zu schützen vermag?“

„Was ist denn los?“ fragte Paul ganz unbefangen.

„Azor kann nicht sprechen," schluchzte Rosalie.

„Hat er einen Knochen im Halse stecken?"

„Ach, wie sollte er? Er lebte ja nur von Pasteten. Die Aerzte sind nicht einig. Der Eine spricht von südlichem Klima, der Andere von Stimmbandlähmung. Er will operiren. Es wäre mein Tod."

„Wenns weiter nichts ist," sagte Paul kurz entschlossen, „. . ich will den Hund herstellen."

„Du??"

„Ja. Mein Freund, der Chemiker, und ich haben ein neues Mittel entdeckt, ein Geheimmittel, für Stimmlosigkeit von Stubenhunden. Das Mittel ist unfehlbar. Wir haben es probirt; wir werden ein großes Geschäft machen."

„Bring es mir."

„Ich hab es mit."

„So gieb es her."

„Nein!" sagte Paul; „erst Kontrakt machen, Tantchen. Gieb mir Minna zur Frau, so heile ich Dir Deinen Azor innerhalb fünf Minuten."

„Minna, was sagst Du?"

„Ich würde es an Deiner Stelle doch versuchen," lispelte Minna, verschämt zu Boden blickend.

„Darauf bin ich gespannt," sagte die resolute Mutter. Sie reichte ihren Liebling heraus. Paul und Minna trugen ihn ins Nebenzimmer.

Was hier geschah, war sehr einfach. Paul schloß die Thür, stärkte sich durch einen Kuß von seiner Geliebten, durchtrennte mit einer Scheere den feinen Silberdraht, der Azors Kanüle festhielt, zog diese heraus und setzte dann den Zitternden, der mit scheuen Blicken Alles über sich ergehen ließ, auf den Boden. Die kleine Oeffnung der Wunde schloß sich, als wenn die Ränder von Gummi wären.

„Suchs Kätzchen!" rief Minna.

Azor wedelte verlegen mit dem Schwanz, blinzelte und traute sich nicht. Aber kaum hatte er eine größere Freiheit in seinem Halse gespürt, als er mit einem Freudengebell einen Satz machte und dann wie ein Irrwisch im Zimmer umherfuhr. Die Liebenden sanken sich in die Arme.

Rosalie vernahm die scharfe Stimme ihres Schoßhundes, stieg, ihre Migraine vergessend, aus dem Bett und stürmte in Nachtjacke und Pantoffeln herbei. Das Wiedersehen war unbeschreiblich rührend.

Ihr voreiliges Versprechen an Paul freilich würde sie gern zurückgenommen haben. Aber nun geschah etwas ganz Unerwartetes und stimmte sie um: Azor war seinem früheren Feinde gegenüber wie verwandelt. Er sprang an ihm hoch und versuchte mehrfach, seine Hand zu lecken, — ganz hingebende Dankbarkeit.

Dies war für Rosalie entscheidend. In Jahresfrist hielt das junge Paar Hochzeit. Paul aber hatte solchen Geschmack am Operiren gefunden, daß er aller früheren Vorsätze ungeachtet ein tüchtiger Chirurg wurde.

Guben. Robert Hessen.

Die Ladenschlußstunde.

Ein Aufsatz des Herrn Geheimen Ober-Regirung-Rathes Dr. Wörishoffer hat früher hier*) die Bedeutung der Thätigkeit der Reichskommission für Arbeiterstatistik geschildert. Daraus war zu entnehmen, daß es in der Absicht der Kommission liegt, eine einheitliche Schlußstunde für den Betrieb von offenen Ladengeschäften vorzuschlagen. Es möge mir deshalb gestattet sein, diesen Vorschlag vom kaufmännischen Standpunkt aus einer Prüfung zu unterziehen.

Die Aufgabe der Kommission ist unter Anderem, zu untersuchen, ob und wie weit Mißstände in den bestehenden wirthschaftlichen Verhältnissen vorhanden sind und ob diese Mißstände mit den Mitteln des Staates beseitigt oder gemildert werden können. Wir wollen uns hier nur mit den offenen Ladengeschäften und der Arbeitzeit der dort Angestellten beschäftigen; dabei wird es nöthig sein, zunächst das Material, das der Kommission für Arbeiterstatistik zur Beurtheilung vorgelegen hat, zu beleuchten, die Grundlage möglichst sicher zu stellen, dann die Folgerungen zu ziehen und zu prüfen, ob die vorgeschlagenen Mittel geeignet sind, die Lage der Angestellten in Hinsicht auf Ueberbürdung, Schädigung der Gesundheit, Fortbildung und Familienleben ohne Gefährdung der Existenzbedingungen des Kaufmannsstandes und ohne Schädigung berechtigter Interessen des Publikums zu bessern.

Die Kommission für Arbeiterstatistik hat, um eine Unterlage für die Beurtheilung zu gewinnen, eine Enquete veranstaltet, indem sie etwa 10 Prozent der hauptsächlich in Betracht kommenden Ladenbetriebe im Deutschen Reiche zur Beantwortung von Fragebogen auffordern ließ. Es wurden dabei große Ortschaften (100 000 Einwohner), mittlere (20 000 Einwohner) und kleinere Ortschaften berücksichtigt und sowohl Arbeitgeber als auch Arbeitnehmer in ziemlich gleichem Verhältniß befragt. Das Ergebniß dieser Enquete zeigt, daß in 57,3 Prozent der Läden um 7 Uhr morgens oder später, in 35,9 Prozent der Läden zwischen 6 und 7 Uhr morgens, in 6,8 Prozent der Läden vor 6 Uhr morgens das Geschäft geöffnet wird, während in 13 Prozent der Läden vor 8 Uhr abends, in 25,1 Prozent um 8 Uhr abends, in 23,1 Prozent zwischen 8 und 9 Uhr, in 34,7 Prozent zwischen 9 und 10 Uhr, und in nur 4,1 Prozent nach 10 Uhr abends geschlossen wird. Eine sehr interessante Statistik ergiebt ferner, daß von den Geschäften, die vor 7 Uhr geöffnet und nach 9 Uhr geschlossen werden, die wenigsten in Großstädten gezählt worden sind, während ihre Zahl ganz systematisch in Mittel-, Klein- oder Landstädten wächst und den größten Prozentsatz nachweislich in Orten von weniger als 2000 Einwohnern zeigt. Eben so interessant ist die Zusammenstellung aus dem statistischen Material der Reichsenquete, daß die gleichen extremen Stunden prozentual am Stärksten auftreten in den kleinsten Betrieben mit einer Hilfsperson, daß sie wiederum abnehmen in den Betrieben mit

*) S. „Zukunft“ vom 25. Mai 1895.

2 bis 3, mit 4 bis 9, mit 10 bis 19 Hilfspersonen und nur noch 5,4 Prozent betragen in Betrieben mit 20 und mehr Hilfspersonen. Auch ist zu berücksichtigen, daß nach Geschäftszweigen die längsten Ladenzeiten bemerkt werden in den Kolonial- und Materialwaaren-Geschäften, dann in den Geschäften mit Nahrungmitteln, mit Tabak und Cigarren, mit Bekleidungsgegenständen und am Geringsten sind in den Geschäften mit sonstigen Gebrauchsgegenständen, Kurzwaaren und Dergleichen. Im Allgemeinen ergiebt die Enquete eine Arbeitzeit (mit Einschluß der Mittagspausen) für Ladengeschäfte: von 12 Stunden oder weniger in 25½ Prozent, 12 bis 13 Stunden in 20 Prozent, 13 bis 14 Stunden in 15 Prozent, 14 bis 15 Stunden in 14,50 Prozent, 15 bis 16 Stunden in 15,50 Prozent, mehr als 16 Stunden in 4,50 Prozent. Es ist wohl zu bemerken, daß diese Zahlen sich auf die gesammte Umfrage im ganzen Deutschen Reiche beziehen. Die Mittagspausen sind nach der Reichsenquete in 55 Prozent der befragten Geschäfte in Folge der Abwechselung des Personales unter einander oder des Personales mit dem Chef auf 1 bis 2 Stunden zu bemessen, in den anderen Geschäften, wo Angestellte im Hause Beköstigung haben, dagegen nur auf eine halbe bis eine Stunde.

Nachdem die Kommission für Arbeiterstatistik dieses schätzbare Material gesammelt und verarbeitet hatte, ist sie in anerkennungwerther Weise an maßgebende Vereine in den verschiedenen Groß-, Mittel- und Kleinstädten herangetreten und hat ihnen unter Beifügung der bis dahin gesammelten Drucksachen Gelegenheit geboten, an der Hand eines Fragebogens weitere Aufschlüsse zu veranlassen. Auch der Verein Berliner Kaufleute und Industrieller wurde vom Reichskanzler aufgefordert, ein Gutachten abzugeben. Der Vorstand hat diese Angelegenheit mit der ihr gebührenden Wichtigkeit in Berathung gezogen und eine Kommission zu ihrer Bearbeitung eingesetzt. Als Vorsitzender dieser Kommission habe ich die Vertreter der verschiedenen in Berlin domizilirenden Vereine zu einer Gesammtverhandlung eingeladen. Die Kommission beschloß, zunächst eine besondere Enquete in Berlin zu veranstalten. Die ausgesandten Fragebogen sind zu etwa 50 Prozent beantwortet und dann statistisch bearbeitet worden. Auf Grund dieser Enquete und der eingehendsten Berathungen in vielen Sitzungen der Kommission haben wir das verlangte Gutachten verfaßt und am fünfzehnten November 1893 dem Herrn Reichskanzler übersandt. Dieses Gutachten hat, wie in dem Anschreiben des Reichskanzlers gewünscht war, nicht nur in bejahendem und verneinendem Sinne geantwortet, sondern auch die Gründe ausgeführt, die für den einen oder anderen Standpunkt geltend zu machen waren. Es basirte, wie es von uns als berliner Lokalverein verlangt war, auf berliner Verhältnissen, die wesentlich anders als nach der Reichsenquete liegen.

In Berlin arbeiten von den befragten Betrieben außer der Kolonialwaarenbranche 36 Prozent bis 10 Stunden, 27 Prozent 10 bis 11 Stunden, 12½ Prozent 11 bis 12 Stunden, 13 Prozent 12 bis 13 Stunden, 11½ Prozent über 13 Stunden, nach Abzug der Mittagspausen, d. h. 63 Prozent bis 12 Stunden, 12½ Prozent bis 13 Stunden, 13 Prozent bis 14 Stunden, 11½ Prozent über 14 Stunden mit Einschluß der Mittagspausen. Abgesehen von diesen berliner Verhältnissen sei noch hervorgehoben, daß sich die Ladenzeit im Deutschen Reiche selbstverständlich nach örtlichen und zeitlichen Verhältnissen

sehr verschieden, im Allgemeinen aber in den östlichen Provinzen am Ungünstigsten, in Berlin ziemlich normal, im Westen besser, im Süden am Günstigsten erweist. Einzelne Abnormitäten können das Bild nicht beeinflussen.

Bei Eröffnung der Verhandlungen der Komission für Arbeiterstatistik vom neunten bis zwanzigsten November 1894 wurde mir als Sachverständigen-Beisitzer unter den Drucksachen eine Uebersicht als Ergebniß der in den Jahren 1893 und 1894 vorgenommenen Umfrage bei den kaufmännischen Vereinen und Verbänden überreicht, wonach die überwiegend vertretenen Anschauungen der betheiligten Kreise in der Hauptsache wie folgt zusammengefaßt waren: die bisher übliche Arbeitzeit schädigt die Fortbildung, zum Theil auch die Gesundheit des Ladenpersonals. Wir wollen kritisch untersuchen, ob Das zutreffend ist.

Nach den gegebenen reichsstatistischen Nachweisen liegt die Ladenzeit in der Regel zwischen 8 Uhr morgens und 9 Uhr abends, nur in Kolonial- und Eßwaarengeschäften ist die Ladenzeit von 7 bis 9, auch bis 10 Uhr; in Cigarrengeschäften mitunter noch länger. Ein weiterer Unterschied mag noch in den Läden der Peripherie der Großstädte und deren Vorstädten bestehen, wo die Ladenzeit in noch frühere Morgen- oder noch spätere Abendstunden als die normalen zu fallen pflegt. Galanterie- und Luxusgeschäfte haben in Berlin in der Friedrich- und Leipzigerstraße namentlich zur Zeit starken Fremdenverkehres und in der Weihnachtzeit bis 9, vor Weihnachten auch bis 10 Uhr geöffnet; und wie es in Berlin und anderen Großstädten ganz verschieden gehandhabt wird, so ist es auch sonst im Deutschen Reiche. Ueberall folgt die Ladenzeit dem vorhandenen Bedürfniß; im Osten, bei sterilem Boden und minderer Wohlhabenheit, begegnen wir den längsten Ladenzeiten, ja, einzelne Auskunftpersonen haben uns von Ungeheuerlichem berichtet, wonach Angestellte an Markttagen von morgens 5 Uhr bis abends 10 Uhr ununterbrochen Dienst hatten und wo Angestellte außer am Sonntag überhaupt nicht an die frische Luft kamen. Das sind vereinzelte und bedauerliche Abnormitäten, aber sie bieten als solche keinen Anlaß zu einer Verurtheilung und Maßregelung ganzer großer achtungwerther Erwerbsklassen und eben so wenig Anlaß, Gesetze zu planen, die diese Gewerbe bezüglich der Arbeitzeit unter Polizeiaufsicht stellen.

In Mittel-Deutschland bewegt sich die Ladenzeit zwischen 12 und 14 Stunden einschließlich der Mittagspause, während in Süddeutschland, abgesehen von Eßwaarengeschäften, 12 Stunden als das Gewöhnliche erscheinen; alle diese Angaben differiren aber wieder je nach Groß-, Mittel- oder kleineren Städten.

Nun aber kommt ein wichtiges Moment sehr in Betracht. Ist denn die Ladenzeit mit der Arbeitzeit überhaupt identisch? Nein; Das haben die Protokolle der Kommission erwiesen. Die Ladenzeit bedeutet nur eine Arbeitbereitschaft, nicht thatsächliche Arbeitzeit; und weil die Arbeit von den sehr verschieden sich gestaltenden Einkaufsbedürfnissen abhängig ist, so kommt es von selbst, daß viele Ruhepausen für die Angestellten eintreten, wo den Angestellten Zeit zur Fortbildung und Erholung gegönnt, Anderen auch wohl leichtere, jede Unterbrechung ertragende Beschäftigung aufgetragen wird. Ich meine deshalb nicht — und ich habe auch bei der Vernehmung der Auskunftpersonen sonst nirgends die Behauptung gehört —, daß die Thätigkeit der Gehilfen in Ladengeschäften eine die Gesundheit schädigende ist; selbst die dem Gehilfenstande Angehörenden haben

(abgesehen von Frostbeulen und anderen mit der Witterung zusammenhängenden Beschwernissen) darüber nicht geklagt und, so weit meine Erinnerung reicht, hat keiner die Frage, ob viele zum Militärdienst Untaugliche unter den Berufsgenossen vorkommen, bejahen zu müssen geglaubt.

Die Vernehmung der Auskunftpersonen, die in gleicher Anzahl Angestellte wie Prinzipale waren, hat erfreulicher Weise — und Das ist bisher nicht hervorgehoben worden — vielfach dargethan, daß die Mehrzahl der Prinzipale gegenüber dem Bestreben der Regirung, den sozialen Frieden zu fördern, sich stets werkthätig bewiesen hat und daß viele Prinzipale praktische und von Wohlwollen zeugende Einrichtungen im Interesse ihrer Angestellten selbständig getroffen haben, während andererseits allerdings übereinstimmend berichtet wurde, daß in manchen Ladengeschäften den Angestellten z. B. keine Gelegenheit zum Sitzen und Ausruhen während des ganzen Tages geboten ist. Da liegt ein Bedürfniß zur Verbesserung vor und ein Hinweis darauf soll nicht unterbleiben. Gerade die Pausen in dem stets wechselnden, von so vielerlei, theils wiederkehrenden, theils unberechenbaren Umständen abhängigen Ladenverkehr sollten vom Prinzipal benutzt werden, um den Angestellten Ruhe und Erholung zu gönnen und zu verschaffen. Bewiesen ist aber durch die Vernehmung der Auskunftpersonen, daß der Ladenverkehr ein sehr wechselnder, je nach Branchen und Tageszeiten sehr verschiedenartiger und von vielen Ruhepausen unterbrochener ist und sich demnach mit Bezug auf eine Maximalarbeitzeit gar nicht kontroliren und reglementiren läßt. Der Hinweis auf die Maximalarbeitzeit in Fabriken ist absolut unzutreffend.

Würde die Nothwendigkeit eines gesetzlichen Eingreifens in Folge von Ausbeutung der Angestellten angenommen, so könnte logisch dieses Eingreifen doch nur die Arbeitzeit betreffen, d. h. die Festlegung einer ziffermäßig normirten Stundenzahl. Von diesem Gedanken wendet sich aber die Kommission für Arbeiterstatistik ab und beschäftigt sich fast ausschließlich mit der Einführung einer einheitlichen Ladenschlußstunde. Nach meiner persönlichen Meinung waren es nicht Gründe innerer Natur, welche die Kommission hierzu bestimmten, sondern die Erkenntniß, daß die Kontrole einer Maximalarbeitzeit in offenen Ladengeschäften eben durchaus unmöglich sei.

Wenden wir uns nun der Maßregel einer gesetzlich geltenden Ladenschlußstunde zu, also einer staatlichen Regelung dahin, daß das Oeffnen und Schließen der Läden gesetzlich an bestimmte Stunden gebunden wird.

Aus allen Erhebungen ist erwiesen, daß der Handel, und vollends der Verkehr in offenen Ladengeschäften, außerordentlich verschiedenartig gestaltet ist. In Hamburg beginnt der Milchhandel morgens um 5 Uhr und früher, in der Peripherie unserer Stadt und anderer Fabrikstädte ist für die Arbeiterbevölkerung noch früher das Einkaufsbedürfniß vorhanden, da die Arbeiter Brot, Speck, Branntwein, überhaupt was sie an Frühstück zur Arbeit mitnehmen, früh einkaufen. Bei Wochenmärkten in mittleren und kleineren Orten beginnt der Ladenverkehr mit den Landleuten in frühester Morgenstunde und eben so ist ein Einkaufsbedürfniß anderswo am Abend in späterer Stunde für Alle vorhanden, die erst nach Schluß der Fabrik, der Läger und der Bureaux ihr Abendbrot und ihren Bedarf für den kommenden Tag einkaufen, ja, in Berlin sind vielleicht 50 000 ledige Personen, die ihr Brot, Fleisch, Käse und eine Flasche Bier als

Abendbrot auf dem Nachhausewege einkaufen; diese Personen wären bei mangelnder Einkaufsgelegenheit auf das Wirthshaus angewiesen. Den thatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechend ist der Einwand, daß diese Einkäufe durch Angehörige, die Wirthin oder sonst Jemand besorgt werden können; abgesehen davon, daß dabei der Vortheil der persönlichen Wahl entbehrt werden müßte, würde ein solcher Einkauf für die Betreffenden oft theurer oder qualitativ weniger gut sein. Dagegen würde der Einwurf, daß unsere Hausfrauen erst spät nach 8 Uhr abends zum Einkauf für den kommenden Tag schicken, freilich dafür sprechen, daß das Offenhalten der Läden am späten Abend nur auf eine Unsitte zurückzuführen ist, unter der die Angestellten leiden; sicher kann in dieser Beziehung das Publikum dahin erzogen werden, früher einzukaufen und Anderen auch die Abendstunden zum Genusse zu überlassen. Wie der Angestellte, wird auch jeder Ladenbesitzer es unangenehm empfinden, daß nachmittags Stunden lang nichts zu thun ist und abends gerade ein erhöhter Anspruch an seine Arbeit (für den Chef auch mehr Spesen durch Beleuchtung u. s. w.) gestellt wird. Es sollen also nicht die bestehenden Verhältnisse als unverbesserlich dargestellt werden, sondern es besteht ein Bedürfniß für die mehr abhängigen Existenzen zum Einkauf früh und spät; und durch gesetzliche Festlegung einer Maximalarbeitzeit oder auch durch Einführung eines einheitlichen Ladenschlusses würde eine Schädigung wohlbegründeter Interessen Einzelner sowie auch eine Schädigung des Handels im Ganzen herbeigeführt werden. Das Interesse des Einzelnen wäre deshalb geschädigt, weil eine Verschiebung der von den Geschäftsinhabern durch diese oder jene Vortheile angezogenen Kundschaft stattfinden würde. Die Arbeiterin oder der Arbeiter, der in seinem Stadtviertel oder seiner Vorstadt sein Frühstück nicht einkaufen kann, weil der Laden noch nicht geöffnet werden darf, müßte ferner an der Arbeitstelle einkaufen, eben so am Abend nach Schluß der Arbeit, weil, bevor er zu Hause anlangt, dort die Läden geschlossen sein müssen. Man muß auch mit den zahlreichen kleineren Leuten rechnen, die beispielsweise am Grünen Weg wohnen und nach dem Rosenthalerviertel gehen, wenn sie dort um Pfennige billiger einkaufen. Den Leuten ist dieser kleine Vortheil nicht gleichgiltig und sie sind andererseits auch nicht in der Lage, Vorräthe zu halten. Sie kaufen täglich, was sie brauchen, und müssen auch nach Feierabend noch Gelegenheit hierzu haben. Aber auch die Angestellten selbst, zu deren Schutz das Gesetz bezüglich eines einheitlichen Ladenschlusses geschaffen werden soll, würde es schädigen; zunächst dadurch, daß diese ihre eigenen Einkäufe kaum noch machen könnten, denn um die selbe Zeit, wo sie aufhören, schließen die sämmtlichen anderen Geschäfte und sie sind nicht mehr in der Lage, Etwas einzukaufen. Die Entziehung der Einkaufsgelegenheit führt die davon Betroffenen in das Wirthshaus; auch der Cigarrenverkauf wird, wenn er den Geschäften nach 8 Uhr verboten ist, in das Wirthshaus verlegt oder dem Hausirhandel zugewiesen. Eine allgemeine Ladenschlußstunde greift aber nicht nur in die Gewerbefreiheit, sondern auch in die Freiheit des Individuums ein, da der Gewerbetreibende, der keine Gehilfen beschäftigt, gegen seinen Willen um 8 Uhr aufhören muß, zu arbeiten, und gezwungen ist, seinen Laden — der meist seinen komfortabelsten Aufenthaltsort darstellt — zu schließen. Wir haben meines Wissens keine beglaubigte Zählung, aus der zu ersehen wäre, wie viele Ladengeschäfte nur von den Inhabern allein, wie viele von den In=

habern mit Unterstützung ihrer nächsten Angehörigen und wie viele nur mit einer einzigen fremden Hilfskraft betrieben werden. Hoffentlich bringt die jetzige Berufs- und Gewerbezählung solche Angaben in zuverlässiger Weise, was wesentlich von einer geschickten und sachgemäßen Bearbeitung des Materials abhängt. Ich habe die ganz entschiedene Vermuthung, man würde aus solcher Zusammenstellung erfahren, daß in dem Stande der Ladengeschäftsinhaber die Zahl der selbständigen Kräfte hinter der der Hilfskräfte nicht zurücksteht, daß also hier von einem Schutze der wirthschaftlich schwächeren Mehrheit gegen eine wirthschaftlich stärkere Minderheit im landläufigen Sinne nicht die Rede sein kann.

Die Männer, die über die gesetzgeberische Sozialreform mitzureden berufen sind oder wenigstens die Neigung dazu haben, bilden sich nicht selten ihr Urtheil vorwiegend aus den Riesenbazaren der Großstädte. Von den Geschäften in den Nebenstraßen wissen sie gewöhnlich nichts, nichts davon, daß die Ladengeschäfte in ihrer Mehrzahl — selbst in recht belebter und bevorzugter Gegend — mit dem bescheidensten Aufwand an Hilfskräften thatsächlich betrieben werden und betrieben werden müssen. Wenn nun hier durch gesetzgeberisches Eingreifen bestimmt wird, daß die Beschäftigung für die Angestellten ein gewisses Maß nicht überschreiten darf, — wer schützt dann die armen Prinzipale, die ihre eigenen Gehilfen und Lehrlinge sind? Wird man nicht Manchen unter ihnen, der bis dahin einen Lehrling und einen Gehilfen gehalten hat und der jetzt diese feiern lassen muß, während er selbst die Arbeit fortzusetzen gezwungen ist, weil sonst der karge Gewinn zum Unterhalte nicht ausreicht, auf den Gedanken bringen, ob es am Ende nicht besser sei, sich überhaupt ohne Lehrling und Commis zu behelfen? Das würde die Zahl der stellenlosen Kaufleute natürlich vermehren. Doch die Weisheit der Sozialreformer sieht Dies vor und will einheitlichen Ladenschluß — etwa um 8 Uhr abends — für alle, auch die ohne Gehilfen betriebenen, Geschäfte bestimmen. Dadurch wird der Inhaber verhindert, der Konkurrent des eigenen Gehilfen zu werden, und die Wohlthat der verkürzten Arbeitzeit wird auf Kosten der individuellen Freiheit auch dem selbständigen Kaufmann aufgezwungen.

Das größere Behagen, das aus verkürzter Arbeitzeit hervorgehen mag, würde mit der Verkümmerung der freien Selbstverfügung schon bedenklich theuer erkauft sein. Sind wir aber nicht in Gefahr, das um theueren Preis gewonnene Behagen durch andersartiges Mißbehagen, das gleichzeitig sich einstellen würde, ausgelöscht und überwogen zu sehen? Was will es besagen, daß es für zahlreiche Angestellte, z. B. in Tabak- und Cigarrengeschäften, wohl recht angenehm sein mag, um 8 Uhr Feierabend zu haben, während jetzt der Dienst bis zu später Stunde dauert, wenn auf der anderen Seite der Schaden in Rechnung gestellt wird, der daraus erwächst, daß viele Andere die mühsam errungene wirthschaftliche Existenz verlieren, weil das Geschäft in Folge der Kürzung der Betriebszeit eine ausreichende Ertragsfähigkeit nicht mehr besitzt? Gewiß wird es auch dann noch Cigarrengeschäfte geben und die jungen Leute darin werden ein leichteres Leben haben als jetzt. Wie viele solcher Geschäfte aber werden zu Grunde gehen? Wie viele werden in der Zukunft darauf verzichten müssen, in diesem ehrenhaften Gewerbe zu einer Anstellung und zur Selbständigkeit zu kommen? Die Wirkung kann in dem speziellen Zweige, den ich hier erwähnt

habe, nur die sein, daß der Großbetrieb zur Alleinherrschaft kommt und der sozial sehr nützliche Kleinbetrieb verdrängt wird. Für eine Maßnahme, die man doch unter dem Namen sozialreformatorischer Thätigkeit getroffen hat, wäre Das eine Wirkung von recht zweifelhafter Lobwürdigkeit.

Ein bemerkenswerther Aufsatz des „Export" sagt u. A.: „Die Anschauung, daß der Kleinbetrieb sozial und nationalökonomisch nützlich ist, wird wohl kaum auf Widerspruch stoßen, obwohl die Parole des direkten Verkehres der Produzenten mit den Konsumenten gern und vielfach ausgegeben wird. So richtig es ist, daß große Gutsbesitzer und Militärverwaltungen die Umwandlung des Mehles in Brot um weniger als die Hälfte des Verkaufspreises in den Städten zu vollziehen im Stande sind, und zwar auf Grund des Umstandes, daß kaum der Arbeitlohn oder Spesen berechnet werden, so unrichtig ist es, daß sie das Brot um eben so viel billiger in den Besitz anderer Konsumenten zu bringen vermögen. Der theuere Unterhalt in den Städten, die hohen Arbeitlöhne, die enormen Miethen, städtische Abgaben, die Kosten des Austragens, das Risiko unverkauft bleibender Waare vertheuern das Brot, und wie es mit dem Brote ist, so ist es mit Fleisch und allen Konsumartikeln." Der Kleinbetrieb ist daher nöthig und nützlich, — man denke an die Läden der Peripherie unserer Stadt, an die Versorgung mit Brot und Fleisch für die Arbeiter und die Tausende, die in Erfüllung ihres Berufes und Erwerbes morgens ihr Heim verlassen und erst am Abend zurückkehren.

Da der Kleinhandel demnach unzweifelhaft eine wirthschaftliche Berechtigung hat, so soll man dreimal überlegen, ihm Fesseln anzulegen, ihn zu erschweren und zu belasten und sein Unterliegen gegenüber der Aufsaugungtendenz des Großkapitales zu fördern. Der Kleinbetrieb, der mit eigenen Kräften betrieben wird, ist produktiv und in seinem Fleiße und seiner Energie anerkennenswerth; ihn bei Vertheidigung einer berechtigten Existenz zu hemmen, würde ein schwerer wirthschaftlicher und sozialer Fehler sein.

Im Allgemeinen ist die Festsetzung eines einheitlichen Ladenschlusses um 8 Uhr schädlich, weil damit auch unfraglich eine Beeinträchtigung des Konsums und der ganzen wirthschaftlichen Entwickelung verbunden ist, — und dieses Moment will mir ganz besonders wichtig erscheinen. Die Cigarre, die am Abend nicht geraucht wird, weil sie nicht zu kaufen ist, ist dem Konsum entgangen. Die Einkäufe, die in Folge mangelnder Gelegenheit unterbleiben, werden nur selten nachgeholt, und so gewiß der Satz richtig ist, daß das Kaufbedürfniß, meinethalben auch der Luxus, durch schöne Schaufensterauslagen, durch bequeme Darbietung angeregt wird, eben so gewiß ist es richtig, daß mangelnde Anregung und fehlende Gelegenheit den Konsum schädigt. So könnte ich an der Hand von Aufzeichnungen zweier Besitzer von Cigarrenläden nachweisen, daß die Sonntagsruhe den Cigarrenkonsum beeinträchtigt hat.

Für Berlin vollends wird ein frühzeitiger allgemeiner Ladenschluß auch nach einer anderen Richtung hin schädigend wirken. Wir haben allmählich etwas Zug nach der Hauptstadt des Deutschen Reiches. Der Fremdenverkehr wächst und es ist zu hoffen, daß die diesjährige Ausstellung Berlin, das bisher wegen seiner Größe und Bedeutung, aber nur wenig aus Liebe aufgesucht worden ist, Freunde und Sympathien erwerben wird. Noch ist Paris weit voraus in

dieser Beziehung und viel Geld wird noch dahin getragen, das unserem Lande erhalten bleiben könnte. Ein besonderes anziehendes Bild bieten jetzt die Läden in Berlin mit ihrer reichen Beleuchtung am Abend; eine wahre kunstgewerbliche Ausstellung, die auch erziehlich und auf den Geschmack fördernd wirkt. Man beachte das rege Leben nach 8 Uhr abends auf unseren Straßen und sehe dann auf unsere Schwesterstadt Wien, wo um diese Zeit Alles öde und leer ist. In den sechziger Jahren ist in Wien ein Zwang, wie er bei uns jetzt geplant wird, ausgeübt worden und die Konsequenzen rächen sich sehr. Was wir seit 1870 wirthschaftlich erobert haben, verdanken wir unserem hartnäckigen Fleiß und unserer Arbeit und wir wünschen nicht darin gestört und beengt zu sein.

Die Gehilfen von heute sind, was wir früher auch waren, und wollen eben so wie wir einmal Prinzipal werden. Wenn sie Das erreicht haben, werden sie empfinden, wie nöthig es war, daß sie zu ernsthafter Arbeit Gelegenheit hatten und daß für den Prinzipal die geistige Arbeit und Sorge nicht mit dem Ladenschluß ihr Ende erreicht, wie es für sie in ihrem Verhältniß als Angestellte jetzt der Fall ist und wie es der Jugend auch gern gegönnt sein soll. Ein kaufmännischer Angestellter ist doch kein Arbeiter, der eine Stundenzahl abarbeitet. Er hebt nicht nur seine soziale Stellung, indem er sich zum Mitarbeiter des Chefs durch Antheilnahme an den Interessen, an dem Gedeihen des Geschäftes macht, er vermehrt auch sein Wissen und gewinnt die Befähigung eigener Disposition für seine dereinstige Selbständigkeit. Im Hinblick darauf wird sich jeder Gehilfe, der sich wirklich als Kaufmann fühlt, mit uns gegen eine das Ganze schädigende Bevormundung auflehnen.

Es ist freudig anzuerkennen, daß die Arbeiten der Kommission für Arbeiterstatistik gerade deshalb werthvoll erscheinen, weil sie maßvoll und vorsichtig sind. Bei aller Zuneigung für soziale Reform ist aber doch der höchste Werth darauf zu legen, daß die vorzuschlagenden Neuerungen sorgfältigste Prüfung finden, bevor sie eingeführt werden. So schöpferisch und wohlthätig, wie gern anerkannt wird, das menschenfreundliche Bestreben nach Beseitigung wirthschaftlicher Mißstände sein kann, die zumeist als die Quelle sozialer Mißstände angesehen werden müssen, so nahe daher der Gedanke liegt, reformirend einzugreifen, namentlich wenn Dies durch das sehr beliebte, doch in gewissem Sinne zugleich etwas brutale Mittel der Gesetzgebung geschehen kann, so dringend und drohend ist auch die Gefahr, bei der besten Absicht nicht blos die ideelle Rücksicht auf wohlerworbene oder zum Mindesten in gutem Glauben seither ausgeübte Rechte außer Augen zu lassen, sondern darüber hinaus den Grund zu neuen sozialen Schäden zu legen, die eben so schlimm, wenn nicht schlimmer sind als die, die man zu tilgen trachtet. Als eifrige Freunde der Sozialreform möchten wir alle erkannten Mißstände abstellen. Doch mit einer bloßen Verschiebung der Mißstände ist dem öffentlichen, dem allgemeinen Interesse nicht gedient und die meisten der gemachten Reformvorschläge würden nach meiner aus vieljähriger Erfahrung geschöpften Erkenntniß des praktischen wirthschaftlichen Lebens nur eine solche Verschiebung herbeiführen. Man könnte es noch gelten lassen, wenn dadurch das selbe Individuum, das bisher vorzugsweise bedrückt war, nunmehr in vorzugsweise begünstigte Lage käme und der seither Begünstigte den unverdienten Vorzug nachträglich bezahlen müßte. Das wäre eine etwas ge-

waltsame, aber immerhin in gewissem Sinne eine ausgleichende Gerechtigkeit. Doch so sind die zu erwartenden Wirkungen nicht: es kommt lediglich dahin, daß nicht die einzelnen Menschen, sondern ganze Berufsklassen in ihren zufälligen Mitgliedern den Ausgleich erfahren.

Es ist zur Gewohnheit geworden, Arbeitgeber und Arbeiter einander gegenüberzustellen, als ob der Arbeitgeber nicht auch „Arbeiter" wäre. Es ist nicht minder zur Gewohnheit geworden, von vorn herein anzunehmen, daß die Zahl der Arbeiter in allen Berufszweigen größer ist als die Zahl der Arbeitgeber. Und die Konsequenzen dieser lediglich gewohnheitmäßigen Voraussetzungen zieht man auch da, wo die Voraussetzung nicht zutrifft: ohne weitere Prüfung nimmt man für die vermeintliche Mehrzahl der vermeintlich „ausgebeuteten„ Partei gegen die vermeintliche Minderzahl der vermeintlichen „Ausbeuter".

Nach den Gewerbesteuerrollen sind 441 000 Gewerbetreibende steuerfrei und 805 280 gehören der untersten Steuerklasse an —: auch Das mag hier Berücksichtigung finden.

Viele bekennen sich noch zu der überholten Auffassung von der inneren Begründung der verschiedenen Bemessung von Pflichten und Rechten, die in des Dichters Worten Ausdruck findet: „Ledig aller Pflicht, hört der Bursch die Vesper schlagen — Meister muß sich immer plagen". Das hindert aber nicht, zu sehen, was Jedermann sieht: daß eine schier unüberbrückbare Kluft den Großunternehmer mit seinen Riesengewinnen von dem Heer seiner Lohnarbeiter trennt. Doch darf auch nicht übersehen werden, daß in recht ausgedehnten Kreisen des Gewerbestandes Unternehmer und Gehilfe sozial dicht bei einander stehen und daß diese Nähe ein Solidaritätverhältniß erzeugt, das die staatliche Einmischung zum Schutze des einen Theiles gegen den anderen nicht verträgt.

Es war weniger Aufgabe dieser Betrachtung, die Frage eines einheitlichen Ladenschlusses vom sozialen als vom wirthschaftlichen Standpunkte zu beleuchten. Ich kann aber den Reformeifer auf diesem Gebiete auch nicht aus Furcht vor der Sozialdemokratie gutheißen; im Gegentheil: die geplante Reform ist gerade geeignet, das Heer der Unzufriedenen noch zu vergrößern, weil sie Tausende von Angehörigen des Mittelstandes, namentlich solcher, die sich noch mühsam als selbständige Gewerbetreibende behaupten, schädigt und zu ruiniren droht, dadurch das Proletariat vermehrt und eine Verschärfung der sozialen Gegensätze bewirkt. Man möge sich wohl besinnen, der noch haltbaren und der Sozialdemokratie gegenüber widerstandsfähigen Schicht von selbständigen Gewerbetreibenden durch zweischneidige Schutzmaßregeln den Boden unter den Füßen wegzuziehen und sie in das sozialdemokratische Lager hineinzutreiben. An dem genügend überreizten und deshalb so empfindlichen Gesellschaftkörper weitere Experimente vorzunehmen, kann nicht die Absicht der Kommission für Arbeiterstatistik sein. Möge auch die Regirung beherzigen, was die Kommission als ihre Devise anerkannte: „Maßvoll und Vorsichtig."

B. W. Vogts,
Vorstandsmitglied des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller.

Unsere Banken.

Der deutsche Markt ist jetzt in einer ganz ungewöhnlichen Lage. Die Banken haben unter ihren Kunden Musterung gehalten, wie Karl Moor unter seinen Räubern, so daß sie mit ihrer Annahme wohl Recht haben könnten, nunmehr nur noch sehr zahlungfähige Korrespondenten zu besitzen. Allein es sind zu Viele, in Folge Dessen sind sie zu viel Geld schuldig und die großen Institute sind genirt. Der Schluß wird also sein, daß man selbst diese guten Kunden zum Liquidiren ihrer Engagements drängt. Verharren nun die Kurse in steigender Richtung, was ja ohne politische Zwischenfälle keineswegs unwahrscheinlich ist, so werden jene Lösungen ohne Schwierigkeiten vorübergehen; würde sich aber gerade ein Kursdruck geltend machen, so müßten so umfangreiche Verkäufe selbstverständlich die Wirkung eines Stoßes an sich haben, denn an ein Weiterbestehen so zahlreicher Engagements kann unter keinen Umständen gedacht werden. Es wäre also gut, sich eintretenden Falles nicht ängstigen zu lassen und etwa hinter Kontokorrent- und Dispositionerscheinungen dunkle Ursachen zu suchen, die gar nicht vorhanden sind. So waren zum Beispiel die zahlreichen Abgaben von Italienern keineswegs auf ein besonderes berliner Urtheil über Abessinien zurückzuleiten, eben so wenig wie die Mexikanerverkäufe Sondermotive hatten: es handelt sich dabei einfach um den Beginn einer Aktion, die als nothwendig einmal erkannt worden ist. Uebrigens wird der italienische Sudanhandel doch schließlich den Engländern zufallen, sobald erst die Eisenbahn von Suakim bis Berber gebaut sein wird. Die Schienen waren bekanntlich schon geliefert, sind aber von der englischen Regirung dann zu anderen Zwecken verwandt worden. Auch unserem Sudanhandel dürfte eine solche Bahn, die ganz sicher kommt, leider wohl ein Ende machen.

Die Geldknappheit ist nachträglich ebenfalls auf die Lage unserer Banken zurückgeführt worden, während man vorher nur die londoner Abgaben von deutschen Papieren dafür verantwortlich machen wollte. Nun ist es zwar richtig, daß wir nicht wenig preußische Konsols und Reichsanleihe von unseren lieben Vettern zurückbekommen haben; aber diese Posten werden doch den Banken rasch vom Publikum wieder abgenommen. Man darf auch die ungeheueren Summen nicht unterschätzen, die für Japan in London oder für russische Rechnung bei den berliner Häusern unbenutzt liegen. Gelder, die man zur Verfügung zu halten hat, kann man wohl in Diskonten anlegen, niemals aber in Reports. Mit Recht sieht daher unsere Börse solchen Zustand, mit dem wir über dem londoner Satz stehen, als unbehaglich an und bangt dabei vor einem längeren Andauern. Auch die Spannung Englands mit der Union hat schon bisher viel Geld gekostet. Es ist richtig, daß Amerika seine in Europa verworfene Bondsanleihe — immerhin 100 Millionen Dollars — in einem vom Präsidenten gut gesteigerten Patriotismus voll erlangt hat, allein die Riesensummen, die New-York in seinen anderen Werthen anlegen mußte, als die englischen Kapitalisten sie kürzlich um jeden Preis los sein wollten! So lange diese Quarantaine anhält, sind drüben für die regelmäßigen Bedürfnisse von Handel und Industrie zahlreiche Quellen verstopft und der Rückschlag auch auf unseren Export konnte nicht ausbleiben. Freilich giebt es noch immer Leute, die ein rasches Beilegen des Venezuelastreites und dann einen allgemeinen Aufschwung erwarten; man sieht es schon als einen günstigen Umstand an, daß

die Union ihre im Transvaal lebenden Bürger dem Schutz des britischen Konsuls empfohlen hat. Jedenfalls würde der Markt, falls dieser Alb von ihm genommen wäre, erst die ganze Größe der bisherigen Stockung übersehen. Denn die Börse ist zu einer Erkenntniß der zufälligen Lage von Handel und Wandel stets wenig geneigt, so daß sogar ein Passus der preußischen Thronrede über die Entwickelung unserer gewerblichen Thätigkeit flugs verallgemeinert werden konnte. Uebrigens ist es nicht richtig, gerade vom Fehlen des Geldes zu sprechen: es ist da, aber theuer, — und das Publikum von Hausse und Baisse gewöhnt sich an höhere Sätze nur sehr schwer.

Ueber die Politik zeigen die leitenden Bankkreise, was aus dem Tempo ihrer Finanzirungen nur zu leicht wahrzunehmen ist, zum Mindesten keine Beruhigung. Man hält zwar den Armenieraufstand für gebrochen, allein man glaubt nicht, daß England in Sachen des Burenstaates nachgiebt. Bestärkt wird diese Befürchtung, die sich ja nur auf einen latenten Konflikt beziehen könnte, durch eine nachträglich bekannt gewordene Aeußerung Chamberlains, deren Richtigkeit versichert wird. Der englische Minister soll nämlich, als ihm die Depesche des Deutschen Kaisers bekannt wurde, gesagt haben: „Das ist das Beste, was uns in dieser peinlichen Verwickelung passiren konnte."

Die Spekulation hat kürzlich Diskontokommandit auf eine Dividendenhoffnung von zwölf Prozent gekauft. Das ist immerhin ein großes Wort. Vielleicht hat man dabei die chinesischen Anleiheverhandlungen nicht zu ernst genommen und würde Recht damit gethan haben. Denn nicht auf Herrn von Brandt und die Deutsch-Asiatische Bank kommt es an, in deren überseeischen Etablissements, nach Zeitungmeldungen, bis tief in die Nacht hinein gearbeitet wird, sondern auf Herrn von Hansemann. Dieser funktionirt da immer ganz ausgezeichnet, wo er Gewalt hat, für internationale Verhandlungen dagegen fehlt es ihm jedesmal an geschmeidigem Geist. Die Prophezeiung ist schmerzlich; aber wenn gewisse Zeichen nicht trügen, wird der Leiter der Diskontogesellschaft auch diesmal dupirt werden. Es liest sich ja sehr interessant, welche Wichtigkeit der Mission des Herrn von Brandt und dem Einfluß der Deutsch-Asiatischen Bank bei uns zugeschrieben wird, — aber wenn man zufällig Gelegenheit findet, das skeptische Lächeln Derer zu beobachten, die dabei hinter den Coulissen stehen, liest mans anders.

Was die türkische Anleihe betrifft, so ist sie in Berlin fallen gelassen worden. Heute müßte sich Beträchtliches ändern, u. A. eine ganz ungeahnte Geldfülle erscheinen, um unsere Bankleute einem solchen ausgedehnten Finanzgeschäft wieder näherzubringen. Aber kommen werden die neuen Türken, und zwar in Paris, mit vielleicht leisem Nachdruck von London. Den Franzosen, die mit ihren Turbanwerthen bereits im Wasser liegen, braucht die Pforte nicht so starke Konzessionen zu machen wie etwa der deutschen Finanz. In der That scheint es, als ob man in Konstantinopel den Bemühungen um ein weiteres und streng verwaltetes Zollunterpfand hartnäckigen Widerstand entgegensetze. Nichts ist schrecklicher für gewisse Staaten als eine peinliche Ordnung, in deren Bereich man bei jedem Griff nach dem Warum gefragt wird.

Besondere Anleihevortheile dürften also unseren Banken für die nächste Zeit kaum erwachsen, eben so wenig wie das regelmäßige Geschäft besonderen Grund zur Befriedigung giebt. Gehen indessen die Vorschläge zur Börsenreform

durch — von der selbst die Regirung erwartet, daß die Reichstagskommission noch Verschärfungen eintreten lassen wird —, so müssen unseren ersten Banken noch hübsche Brocken zufallen. Es sind da Reformen beabsichtigt, die den Zwischenhandel und auch die Arbitrage ganz unmöglich machen. Die vielen Depot-Unterschlagungen der letzten Jahre sind gewiß eine Kalamität, aber man hat dem Uebel durch etwas ganz Unzureichendes abzuhelfen gesucht, nämlich dadurch, daß der Bankier bei jeder Kauforder binnen drei Tagen die Nummern der betreffenden Papiere angeben soll, falls nicht, was sehr unwahrscheinlich ist, der Kunde für jeden einzelnen Fall darauf verzichtet. Nun findet aber die Lieferung, die z. B. in Paris zwanzig Tage und länger dauern kann, gar nicht binnen 72 Stunden statt, kann gar nicht stattfinden, wenn es sich z. B. um Werthe handelt, die erst von den Westbörsen herkommen. Nur die großen Banken also, die von marktgängigen Papieren fast stets reiche Posten liegen haben, sind in der Lage, aus diesen vorzulegen und sofort Nummernangaben zu machen. Dagegen werden schon die mittleren Banken dabei nicht mehr vorwärts können. Ein anderer Nachtheil wird auch noch durch die heftigen Kursschwankungen entstehen, die bisher durch die Arbitrage so ziemlich ausgeglichen werden konnten. War z. B. ein Kaufauftrag auf Mexikaner an den Markt gekommen, so gab sie ein Arbitrageur rasch her, in der Berechnung, sie in London sogleich etwas billiger wieder erhalten zu können. Wer soll sich aber noch an den Arbitrageur wenden, wenn man binnen ganz kurzer Zeit das Nummernverzeichniß haben muß? Natürlich würde Das einen zerrütteten Bankier nie hindern, die bei ihm ruhenden Papiere zu versetzen oder zu verkaufen; denn die Nummern hat doch nur der ferne Besitzer, der sie nicht polizeilich zur allgemeinen Warnung veröffentlicht. Diese „Reform“ ist also weit weniger deshalb ruinös, weil sie dem mittleren Bankgeschäft schadet, als weil sie dem kleinen Publikum, das einen Depotschutz verlangen kann, nicht das Mindeste nützt. Es ist keine Frage, daß dieses ganze Börsengesetz den Großen zu Gute kommt, die man doch einigermaßen mit treffen wollte.

Die beim Erscheinen des Berichtes gewöhnlichen Angriffe gegen die Aktien der Dresdener Bank haben sich auch diesmal hervorgewagt. Die Vorwände dazu — Höherbelastung des Konsortialkontos — lassen sich auch auf andere Banken anwenden; nur werden die Fixer von Dresdenern leichter Stücke bekommen können. Später that die Börse so, als ob sie den Herrn Müller von der Reichsbank, der jetzt bei der Dresdener eintritt, sehr gut kenne, denn sie ließ die Aktien um einige Prozent hinaufgehen. Ich habe schon früher einmal betont, daß bei der Dresdener Bank das juristische Element zu stark zurücktritt; vielleicht ändert sich Das jetzt.

Der Krach bei der Rheinisch-Westfälischen Bank hat nichts zu bedeuten. Ein Bänklein, mit nicht weniger als vier Sanirungen, nicht mehr als einer Million Mark Kapital und keinem Kredit für 100 Mark: Das ist die kurze, aber sicher richtige Charakterisirung. An der berliner Börse hat man die Aufgabe dieser Bank nicht genommen; allein es gab Einzelne, die augenscheinlich einen Profit darin suchten, ihr, wenn der Ultimo kam, mit 2 Prozent zu prolongiren, Das heißt: nur wenn der allgemeine Report nicht mehr als $^{3}/_{4}$ Prozent kostete. Ob diese braven Seelen auch jetzt noch das Leck stopfen wollen, bleibt höchst fraglich.

Pluto.

Brausewetter.

Die Sozialdemokratie hat Glück. Ihr wüthendster journalistischer Gegner, der Freiherr von Hammerstein, dessen Umsturzreden man jetzt aus dem Dunkel der Reichstagsberichte hervorholen sollte, hat eine entehrende Zuchthausstrafe zu erwarten und ihr wüthendster forensischer Gegner, der Landgerichtsdirektor Brausewetter, der sich berufen wähnte, nicht ein Richter nur, nein, auch ein Staatsretter zu sein, ist in einem Tobsuchtanfall gestorben. Der arme Brausewetter ist menschlichen Mitleides werth. Er war nie einer von den schlimmsten Richtern, von den kühlen und korrekten, die äußerlich wohlwollend scheinen und insgeheim dann ihren Einfluß aufbieten, um eine möglichst harte Verurtheilung zu erzielen; er war gegen den Angeklagten nicht eigentlich gehässig, aber er hielt, wenn er nach bestem Gewissen einmal zu einem Glauben gelangt war, jeden Versuch, diesen Glauben zu erschüttern, nur für ein Mittel zur Verschleppung der Sache, er konnte die wohl längst schon kranken Nerven nicht disziplinixen, sprach Worte, die kränken und manchmal schwer beleidigen mußten, und erregte in dem Angeklagten das Gefühl, daß er schon vor dem Schluß der Verhandlung verurtheilt sei. Ganz besonders hatte ers auf die Sozialdemokraten abgesehen und sprach es vor Kollegen offen aus: „Wenn ich einen Sozialdemokraten auf der Anklagebank sehe und davor so einen kleinen jüdischen Anwalt, dann kann ich nicht ruhig bleiben." Daß ein solches Temperament für das Richteramt, das gelassene Ruhe und Unbefangenheit verlangt, völlig ungeeignet war, wird Niemand bezweifeln. Daß Brausewetter nach seinem Benehmen im Ahlwardtprozeß noch Leiter strafgerichtlicher Verhandlungen bleiben konnte, mußte Jeden in Erstaunen setzen. Daß er jetzt aber gar einen Orden erhalten hat: Das ist ein ungemein traurig stimmender Vorgang. Der Aermste wird seinen rothen Adler nicht mehr zur Schau stellen können — er war lange vor dem Ordensfest schon dem Wahnsinn verfallen —, aber auf die überlebenden Kollegen muß diese Auszeichnung den allerseltsamsten Eindruck machen. Der Landgerichtsdirektor Schmidt, dessen Fleiß und Fähigkeiten allseitig anerkannt waren, wird, bald nachdem er in einem auffälligen Majestätprozeß ein freisprechendes Urtheil verkündet hat, aus dem Amt geärgert; der Landgerichtsdirektor Brausewetter, der rücksichtlos seine ganze Energie daran setzte, erstaunlich harte Verurtheilungen zu erzwingen, bekommt einen Orden. Es ist klar, welche Schlüsse strebsame Richter daraus ziehen werden, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn die schneidige Tonart, durch die deutsche Gerichtsverhandlungen schon jetzt sehr unvortheilhaft sich von den forensischen Sitten anderer Länder unterscheiden, künftig noch mit verstärktem Eifer gepflegt wird. Brausewetter war ein Richter, der den Satz: si duo faciunt idem, non est idem, ganz wie der Justizminister Schönstedt, für „einen alten Grundsatz der Rechtsprechung und Rechtswissenschaft" hielt; aber Herr Mehring hat in einem lustigen Artikel neulich nachgewiesen, daß dieser Satz von dem Komoediendichter Terenz stammt und bestimmt ist, eine mit unrechtem Maße messende Justiz grausam zu verhöhnen. Es ist schlimm, wenn ein sozialdemokratischer Schriftsteller sich in Rechtsgrundsätzen besser als der Justizminister unterrichtet zeigt; aber das Glück der Sozialdemokratie wäre vollkommen, wenn durch die Auszeichnung Brausewetters bewiesen wäre, daß im Deutschen Reich fortan nach dem terenzischen Spottwort das Recht gepflegt und gesprochen werden soll.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 1. Februar 1896.

Eine ungehaltene Rede.

Freitag, am siebenzehnten Januar, wurde im Deutschen Reichstag der Unterhaltung über die Möglichkeit, die Getreidepreise auf mittlerer Höhe zu befestigen, durch einen Schlußantrag ein Ende gemacht. Das war nun weiter kein Unglück, mindestens keines, das die Nation zu bejammern hätte, denn die zehnstündige Unterhaltung hatte nachgerade genug Parteireden gebracht und vom Standpunkt der Vollen und Ganzen und Unentwegten war nichts Beträchtliches mehr zu sagen. Einer aber, ein ganz Wilder, schlich trübsinnig umher und zeigte die verzerrten Züge eines von arg verzögerten Wehen gequälten Menschenkindes: er hatte eine Rede vorbereitet und durfte sie nun nicht von sich geben. Schon bei der Meldung hatte der Präsident ihm Schwierigkeiten gemacht, weil der Wilde nicht klipp und klar ankünden wollte, ob er für oder gegen die Resolution der Grafen Kanitz und Schwerin sprechen würde, sondern keck erklärte, er halte sich für berechtigt, bei einem im holden Reichstagsdeutsch Generaldiskussion genannten Frühstücksgespräch auch ein paar allgemeine Betrachtungen vorzubringen. Er wurde dann ans Ende der Rednerliste gesetzt und mußte, als die Herren Graf Hompesch, Bürklin und Genossen in Dinerstimmung nichts mehr hören mochten, zugleich mit Herrn Hilpert, dem einzigen Bauern, der über die Bauernfrage sprechen wollte, auf das Wort verzichten. Herr Hilpert wird sich wohl bald im Bauernverein für Windsheim-Uffenheim erleichtert haben; dem armen Wilden aber, der keiner Partei und keinem Verein angehört, steckt die Rede noch immer zwischen Hirn und Kehle

und er wäre wahrscheinlich, mit einem gräßlichen Fluch gegen Herrn von Buol auf den Lippen, unter Qualen gestorben, wenn ihm rechtzeitig nicht noch Hilfe geleistet worden wäre. Weil seine Rede vielleicht Manches bringt, das nicht gesagt worden ist und doch gesagt werden sollte, weil sie wenigstens von Parteiphrasen nicht verunstaltet ist, mag sie hier eine Stätte finden. Nur müssen die Leser freundlich erwägen, daß sie nicht auf natürlichen Wege ans Licht gebracht, sondern mit der Zange geholt worden ist und auf milde Beurtheilung deshalb Anspruch hat.

* * *

Zunächst, meine Herren, möchte ich mein Bedauern darüber aussprechen, daß diese außerordentlich wichtige Berathung vom Herrn Reichskanzler in höchst ungewöhnlicher Art unterbrochen worden ist. Ob das Bürgerliche Gesetzbuch gestern, heute oder Montag eingebracht wurde, scheint mir ganz gleichgiltig und ich möchte bitten, sich von gewissen Künsten der Inszenirung auf erwachsene Männer doch keine allzu große Wirkung zu versprechen. Daß der Reichstag das Gesetzbuch in Hurrahstimmung annimmt, wage ich vorläufig noch für ganz undenkbar zu halten; er würde damit abdanken und deutlich bekunden, daß er zu großen gesetzgeberischen Leistungen unfähig geworden ist. Wir werden uns über das Gesetzbuch später zu unterhalten haben und ich möchte heute nur bemerken, daß über die politische Seite der Sache bisher überhaupt noch nicht gesprochen worden ist, daß einstweilen nur die juristischen Techniker ihre — wie ich annehme, ausgezeichnete — Arbeit gethan haben und daß es sich nun erst zeigen muß, ob die politischen Grundlagen des Werkes den Rechtsanschauungen des hier vertretenen deutschen Volkes einigermaßen entsprechen oder ob, wie Dernburg und Gierke auch jetzt noch behaupten, eine völlige Umgestaltung nothwendig ist. Diese Prüfung wird, wenn sie nicht mit einer den Reichstag entehrenden Leichtfertigkeit vorgenommen werden soll, sehr lange dauern, — und Das ist gut, denn es kommt nicht darauf an, im Reichsjubeljahr fertig zu werden, sondern, dem deutschen Volk etwas Nützliches und Dauerhaftes zu bieten. Deshalb glaube ich, daß die Unterbrechung dieser Debatte besser unterblieben wäre. Die Frage, die uns hier beschäftigt, ist viel dringlicher als das Bemühen um die Einheit des bürgerlichen Rechtes. Wir sind fünfundzwanzig Jahre ohne diese Einheit ganz gut durchgekommen, wir haben ernstliche Klagen fast nur von den Technikern

gehört und es wäre sicher kein Gewinn für unser Vaterland, wenn in dem Augenblick, wo wir die formale Rechtseinheit endlich erworben haben, abermals Hunderttausende an der Erhaltung unseres Staates das Interesse verloren hätten. Diese Gefahr ist vorhanden und darum würde ich, auch wenn gegen den Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuches weniger schwere Bedenken geltend zu machen wären, doch bitten müssen, in dieser Berathung, die an Wichtigkeit keiner anderen nachsteht, sich nicht stören und nicht zerstreuen zu lassen. Hier handelt es sich um die Nothwendigkeit einer raschen und durchgreifenden Hilfe, um die Lebensfähigkeit unseres seßhaften Bauernstandes, — und die ist wichtiger als eine äußere Rechtsgleichheit, die einer Gleichheit des inneren Rechtsbewußtseins doch nicht entspricht und nicht entsprechen kann, weil diese Gleichheit des inneren Rechtsbewußtseins leider eben nicht vorhanden ist. Ich habe persönlich die Ueberzeugung, daß unsere Zeit, in der das Rechtsbewußtsein mehr vielleicht als jemals zuvor gespalten ist und die auf allen Gebieten stürmisch nach neuer Werthung des Erworbenen und des Erwerbsanspruches langt, zu einer Kodifikation des bürgerlichen Rechtes ganz und gar ungeeignet ist und daß es, wenn man schon mit dem Einheitschwamm die Besonderheiten der einzelnen Stämme und der aus der Stammesart entstandenen Rechtsbegriffe wegwischen will, besser wäre, wenigstens einen Waffenstillstand zwischen den Klassen abzuwarten. Jedenfalls aber wird es nöthig sein, dafür zu sorgen, daß nicht ein Juristenrecht, sondern ein Volksrecht entsteht; denn wir wollen lieber mit der Vielheit der Rechtsatzungen weiterleben, als daß wir eine Rechtseinheit schaffen, die dem erwachsenden Geschlecht bald wie vermotteter Plunder aus der Kleiderkammer der vom Leben abgeschlossenen Paragraphengelehrsamkeit erscheinen wird.

Die Anregung zu dem Werk, das jetzt in so feierlicher Form eingebracht worden ist, stammt aus der Zeit, die in unseren Fabriken für öffentliche Meinungen immer die große genannt wird und der wir doch ein nationales Unglück ersten Ranges verdanken: die Phrase. Damals gab Herr Lasker hier den Ton an, ein guter juristischer Kopf und ein reinlicher Mensch, der, wie mir scheint, ganz falsch beurtheilt wird, wenn man stets nur seine semitische Abstammung hervorhebt; gewiß war auch ein jüdisches Element in ihm, aber zu neun Zehnteln war er sicherlich im üblen Sinne neudeutsche „Volksseele". Er war der Mann der fürchterlich großen Gesichtspunkte, der rollenden Rede, des klingenden

und schwingenden Pathos. Von sozialen Zusammenhängen hatte er keine Ahnung, denn er war ein völlig formalistisch veranlagter und geschulter Geist, der sich ehrlich einbildete, mit der Epoche der Bourgeoisherrlichkeit sei die letzte Stufe menschlicher Entwickelung erreicht, und in dem holden Wahn lebte, Alles, was dieser Bourgeoisherrlichkeit nützen könne, müsse zugleich auch der „Gesammtheit" Vortheile bringen. Er hat, in Cobdens geweihten Spuren, die schönen und unsinnigen Reden vom Gesammtinteresse und von der Verwerflichkeit der Sonderwünsche hier eingeführt und wir haben erst in den letzten Tagen wieder erfahren, wie gespenstisch seine ölige Beredsamkeit noch durch dieses Haus spukt. Warum er den Ton angab: Das wissen Sie. Es war der erste unter den zahlreichen verhängnißvollen Fehlern, die von der konservativen Partei seit einem Vierteljahrhundert begangen worden sind, daß sie sich von dem Fürsten Bismarck, der ihr nicht kirchenfromm und nicht unmodern genug war, trennte und ihn zwang, beim Liberalismus Beistand zu suchen. Das Unheil, das dadurch bewirkt wurde, ist unübersehbar; so wenig man heute sagen kann, was Bismarck gethan hätte, wenn er über das Jahr 1888 hinaus als selbständiger Staatsmann nach seiner eigensten Ueberzeugung die Geschäfte geleitet hätte, eben so wenig kann man beurtheilen, wie sich unsere innere Entwickelung vollzogen hätte, wenn er im Stande gewesen wäre, in den siebenziger Jahren über eine starke konservative Reformpartei zu verfügen. Denken Sie an die Briefe, die er, wohl von den Plänen Louis Napoleons angeregt, schon 1863, als noch kein deutscher Minister sich um diese Dinge bekümmerte, über die Arbeiterfrage und die Altersversorgung an die Grafen Eulenburg und Itzenplitz schrieb, — und Sie werden ermessen können, was dieser Mann dem Reich werden konnte, wenn er nicht auf den Beistand des Manchesterthumes angewiesen war und wenn später nicht die drei Felsblöcke Boetticher, Rottenburg und Holstein sein Arbeitzimmer vom hellen Licht des Tages absperrten. Es sollte nicht sein; in das Leben unserer besten Männer drängt sich fast immer irgend ein Mißgeschick, das ihrem Werk die Vollendung wehrt. Bismarck mußte, um die Reichsgeschäfte nicht stocken zu lassen, die Hilfe der Herren Bamberger und Lasker erdulden und die nationalliberale Partei, diese ewige Dupe ihrer eigenen Beredsamkeit, gab im Reich und im Reichstag den Ton an. Damals mußte Alles pathetisch betrieben werden, mit Fahnenschwenken und Volksseelenalarmirungen, und damals kam auch der Gedanke auf, die bürgerliche

Rechtseinheit zu sichern, — um jeden Preis, auch um den, daß die natürlich gewachsenen Gewohnheitrechte der einzelnen deutschen Stämme dabei geopfert würden. Die Frage, ob eine Zeit, die zu veränderten Abgrenzungen und Werthungen der Besitzrechte drängt, überhaupt berufen sei, ein neues Recht zu schaffen, das, um sich einzuleben, mindestens ein Menschenalter braucht, diese Frage konnte Leute nicht ängstigen, die für die wirthschaftlichen Grundlagen aller politischen Kämpfe nicht das allergeringste Verständniß hatten und die nicht ahnten, wie bald sie in ihrem Händlerparadies von der schwellenden Schaar der Besitzlosen belagert werden würden. Sie dachten nur an die partikularistischen, nicht an die sozialen Schwierigkeiten der Rechtseinheit und ließen durch den Mund des Herrn Bamberger, ihres Volkswirthes, verkünden, der Sozialismus, die Reichskinderkrankheit, werde in ein paar Jahren überwunden sein und in spätestens einem Lustrum werde sogar für die kathedersozialistischen Pläne der Herren Wagner, Schmoller und Brentano kein verständiger Mensch etwas Anderes mehr als ein Lächeln haben.

Auch die unseligen Zustände, zu deren Beseitigung uns aus dem Kreise der Kollegen jetzt Vorschläge gemacht werden, stammen aus jener angeblich großen Zeit; sie sind nicht damals entstanden — denn ihr Ursprung reicht bis zum Beginn unseres Jahrhunderts zurück —, aber sie sind durch die manchesterliche Gesetzgebung ins Unerträgliche gesteigert worden. Der wirthschaftliche Liberalismus, der einen ruhmvollen Namen zu schnödester Schachermachei ausnützt, war stets, noch ehe er von seinem gräflichen Patron so getauft wurde, eine Politik ohne Ar und Halm: er hat nie auf heimischer Scholle selbst gesäte Früchte geerntet, sondern immer aus aller Herren Ländern gierig alle erraffbaren Schätze gesammelt und, ohne zu prüfen, ob sie auch für das vaterländische Bedürfniß taugten, sie in die Scheunen gestopft. Einheit und Freiheit waren die hallenden Schlagwörter des Tages — das Geschrei nach Gleichheit und Brüderlichkeit sollten erst die von der Bourgeoisherrlichkeit Ausgeschlossenen anstimmen — und das freie Spiel der Kräfte wurde als das allein selig machende System für das wirthschaftliche Leben gepriesen. Der ehrliche Lasker glaubte vielleicht mit der ganzen Inbrunst seiner Mannesseele an diesen Unsinn; mancher Andere aber war wohl verschlagener und sicher ist, daß die Partei, die so ganz nur von hehrstem Idealismus erfüllt schien, sich auf ihren Vortheil ausgezeichnet verstand und daß die Herren, die so laut über Interessenpolitik zeterten,

selbst sehr geriebene Interessenpolitiker waren. Sie richteten sich in dem neuen Hause des Deutschen Reiches wohnlich ein, sie hatten zur Klage keinen Grund und sind bis auf unsere Tage noch stets bei der Hand, wenn es gilt, zur Zufriedenheit mit den errungenen Gütern zu mahnen. Erst heute haben wir wieder gehört, wie Herr von Bennigsen, Laskers überlebender Freund, die bürgerlichen Klassen beschwor, doch gefälligst das Kriegsbeil rasch zu begraben; man könnte in unruhiger Sorge fragen, wie es in dem Kopf eines Mannes aussehen mag, der sich einbildet, die schweren Kämpfe, die jetzt den ganzen Gesellschaftorganismus erschüttern, seien mit etwas gutem Willen zu friedlicher Verträglichkeit aus der Welt zu schaffen; man könnte zweifeln, ob ein solcher Mann, der blind und taub gegen Alles ist, was ringsum geschieht, unter vernünftigen Leuten überhaupt noch das Wort ergreifen dürfe, — wenn man nicht deutlich sähe, daß die soziale Schicht, deren Vertreter dieser Mann ist, fünfundzwanzig Jahre lang die allerbesten Geschäfte gemacht hat. Mag Herr von Bennigsen nun ein Dupirender oder ein Dupirter sein: er hat Recht, wenn er eine zufriedene Miene zeigt, denn seiner Gruppe geht es im Deutschen Reich wirklich über alles Erhoffen gut; sie hat, unter dem Vorwande, einem fabelhaften Gesammtinteresse zu dienen, die deutsche Welt sacht ihrem eigenen Klasseninteresse dienstbar gemacht und sie mit allem Komfort der Neuzeit wundervoll behaglich ausgestattet. Er hat abermals Recht, wenn er über gemeingefährliche Demagogie und ruchlosen Materialismus wimmert, sobald eine andere Klasse ihren Theil an der Mahlzeit begehrt. Aber er wird sich daran gewöhnen müssen, daß man sein Patriotenpathos und seine Welterlöserseufzer nicht mehr ernst nimmt und es nachgerade satt hat, am Schluß jeder Rede sich mit der Erinnerung an die Begründung des Reiches abfüttern zu lassen. Die Macht des Herrn von Bennigsen ist geschmälert worden, seit das Interesse des beweglichen Kapitals sich von dem der Großindustrie trennte und das eigentliche Händlerthum linkwärts absplitterte; er kann sich heute, wo andere Interessen stürmisch zur Tafel drängen, nur noch durch ein kaum mehr anständiges Maß von Duldsamkeit in den wichtigsten Fragen behaupten und ich hoffe, er lebt lange genug, um begreifen zu lernen, daß in der gemeinen Wirklichkeit der Dinge der schönste Schall verflattern und der holdeste Trug endlich durchschaut werden muß. Er selbst hat wissentlich wohl nie die Unwahrheit gesagt, aber der Boden, auf dem er steht, ist von

Heuchelei und Unwahrhaftigkeit bis auf den Grund zerhöhlt. Nicht für die sogenannte Gesammtheit haben die wirthschaftlich liberalen Herren gesorgt, sondern für sich selbst; nicht um Kulturideale haben sie sich bemüht, wenn sie für Volksbildung, Freizügigkeit und andere schöne Dinge eintraten, sondern gethan, was ihrem Interesse nützlich war; und nicht das Volk haben sie bereichert, sondern sich selbst die Tasche gefüllt. Das Resultat ihrer rastlosen Thätigkeit ist: ein ungeheurer Aufschwung der Industrie und des Handels und eine immer rascher fortschreitende Proletarisirung der Massen; ungesunde Kapitalienansammlung und unerträgliche Armuth; schnelle Konzentration von Arbeiterschaaren in einzelnen Städten und jähe Arbeitlosigkeit; ein Exportfieber und ein Ermatten des inneren Marktes; ein Paradies für Großindustrielle und Händler mit Waaren und Geld, eine Hölle für Landwirthe, Handwerker und Handarbeiter. Alle Schwierigkeiten unserer Lage, fast ausnahmelos alle, stammen aus der Treibhausentwickelung des ersten Jahrzehntes im neuen Reich, aus der angeblich großen Zeit. Die Herren, die ihrem Prasserappetit das Treibhaus gebaut haben, sollen uns also nicht länger mehr ihre humanen Verdienste um die Gesammtheit vorplärren.

Wir haben hier neulich vom preußischen Justizminister gehört, der Satz: Wenn Zwei das Selbe thun, ist es nicht das Selbe, sei ein alter Grundsatz der Rechtsprechung und Rechtswissenschaft. Ich glaube, daß diese Behauptung vollkommen falsch ist, aber ich sehe, daß auf den verschiedensten Gebieten danach gehandelt wird. So lange der wirthschaftliche Liberalismus seine Interessen vertrat, hatte Niemand dagegen Etwas einzuwenden, obwohl es bei dieser Interessenvertretung doch wahrlich nicht geräuschlos zuging. Sie Alle erinnern sich wohl noch des Lärmes, der sich erhob, als die Eisenbahnen verstaatlicht und die Schutzzölle eingeführt wurden; jedesmal sollte das Vaterland in Gefahr sein, jedesmal wurde das freisinnige Bürgerthum zu verzweifeltem Kampf auf die Schanzen gerufen. Die selben Leute, die in skrupellosester Gewinngier das Reich nach den Bedürfnissen und Ansprüchen des an den Volkswohlstand nicht gebundenen Händlerthumes eingerichtet hatten, schäumten jetzt in rasender Wuth, da endlich auch einmal an den Produzenten gedacht werden sollte. Das ganze Cobdenitenregister wurde gezogen und alle Schimpfwörter, mit denen der heilige Baumwollenhändler sein Leben lang um sich geworfen hatte, schallten nun durch das deutsche Land. Die Gegner waren unwissend, wahnsinnig, unverschämt,

unehrlich, sie trieben flache und durchsichtige Schurkerei, waren Heuchler, freche politische Gauner, — kurz, alle die rüden Gemeinheiten, deren lange Liste man in der von Bright und Rogers veranstalteten Ausgabe der Reden Cobdens nachlesen mag, wurden ihnen ins Gesicht geschleudert. In dieser anmuthigen Thätigkeit wurde die Händlerpartei von dem weitaus größten Theil der Presse unterstützt. Ob dabei direkte Bestechung wirksam war, Das scheint mir gleichgiltig; die Bestechung besteht ja schon darin, daß Zeitungen und Zeitschriften, die nicht das Interesse des Handels und der Börse vertreten, nicht annähernd so viele Abonnenten und — namentlich — Inserenten finden wie die Bänkerblätter und daß Publizisten, die nicht der Schachermachei dienstbar werden wollen, von den gut bezahlten Stellen streng ausgeschlossen und unbarmherzig boykottirt werden. Ich bin neugierig, ob Herr Barth den Muth haben wird, diese Thatsachen zu leugnen, oder ob Herr Alexander Meyer behaupten will, seine Journalisteneinnahmen hätten jemals ihre jetzige Höhe erreicht, wenn er für Getreidezölle und Doppelwährung eingetreten wäre. Es war ein Glück für Deutschland, daß wir damals eine Regirung hatten, die sich von öffentlichen Meinungen nicht beirren ließ und dem wüsten Lärm ruhig lächelnd zusah. Aber auch diese starke und schöpferische Regirung war auf schwankende Mehrheiten angewiesen und mußte von Zeit zu Zeit immer wieder mit dem Liberalismus, der reaktionärsten Form sozialer Weltbetrachtung, Bündnisse schließen. Unter schweren Kämpfen und harten Stößen nur konnte für den Bauern Etwas erobert werden. Doch wer kümmerte sich um den Bauern, den man höchstens aus Auerbachs Romanen und aus den Dorfmelodramen der Frau Birch-Pfeiffer kannte? Dem ging es gewiß vortrefflich; und wenn es ihm nicht mehr ganz so gut wie früher ging, — Du lieber Gott, Das war eben der Lauf der modernen Welt, der herrlichen Kulturentwickelung, und der Bauer würde schon fortfahren, geduldig zu zahlen, zu schweigen und seine drei Jahre abzudienen. Die Hauptsache war, daß Handel und Wandel gedieh und daß in den großen Städten die höchste Intelligenz sich wundervoll offenbaren konnte. Wer für den Bauern die Stimme erhob, war ein gemeingefährlicher Selbstsüchtling; wer zärtlich für die Handelnden und Wandelnden sorgte, vertrat das Interesse der Konsumenten und wahrte das Wohl der Gesammtheit, denn: wenn Zwei das Selbe thun, ist es nicht das Selbe. Es war ein schlauer Schwindel, ein meisterhaft organisirter,

der bis auf diesen Tag noch fortwirkt; die Meute, die Bismarck, den Schnaps- und Schweinepolitiker, schnappend umheulte und den Untergang des Deutschen Reiches ausbellte, folgte dem selben Kommandoruf wie die des Menschennamens unwürdige Rotte, die hündisch jetzt den Kaiser, weil sie ihn für ihre Profitzwecke einzufangen hofft, umwinselt und mit hängender Zunge ihm den Staub von den Kürassierstiefeln leckt.

Wir haben die Wonnejahre des Zwischenhandels erlebt und die höchste Intelligenz hat sich, von Strousberg bis auf die Gebrüder Sommerfeld, herrlich im freiesten Spiel der Kräfte geübt. Vielleicht giebt es unter Ihnen noch Einige, die glauben, auf diesem Wege könne es weitergehen; die Meisten werden, wenn sie den rettunglosen Zusammenbruch des Liberalismus sehen, der nur vom Centrum und der Sozialdemokratie aus taktischen Gründen unterstützt und in einem Scheinleben erhalten wird, wohl mit Carlyle seufzen: Wir treiben den Niagara hinab; was nachher? Die Antwort kann Jeder leicht finden, der sich von dem feineren Sinnen widerwärtigen Schauspiel einer ununterbrochenen Festtagsvergnüglichkeit nicht blenden läßt und in diesem an die schlimmsten Zeiten des oströmischen Basileus, des weströmischen Imperators und des französischen Empereurs erinnernden Getöse selbst die Zeichen jähen Niederganges erkennt. Dauert die unstete und sprunghafte Politik fort, die überall bohrt, überall Fädchen anknüpfen möchte, überall Unruhe und Aufregung weckt, dann werden wir uns eines Tages, wie der große Störenfried Bonaparte, einer Koalition gegenübersehen, der dann der im Innersten geschwächte Organismus unserer Volkheit nicht mehr gewachsen sein wird. Und bleibt uns diese Probe erspart, dann wird der Augenblick kommen, wo der proletarischen sich die agrarische Bewegung vereint und in unwiderstehlichem Anprall die vor dem Händlerparadies wachenden Cherubim über den Haufen rennt. Es ist ja nicht undenkbar, daß aus dem Chaos mählich ein schöneres und reineres Gebilde entsteht; die Tage des Deutschen Reiches und des preußischen Staates, wie Beide nun einmal geworden sind, mit der monarchischen Spitze und der militärisch-bureaukratischen Basis, werden dann sicher vorüber sein. Dieses Reich und dieser Staat ist auf die Hilfe Derer angewiesen, die an seiner Erhaltung ein Lebensinteresse haben. Entfremden Sie sich diese fest im heimischen Boden wurzelnden Schaaren, sehen Sie thatenlos zu, wie die Mittelstände zerrüttet werden, lassen Sie sich von jubelnden Kaufmannschören in süße Träume lullen: beim Erwachen werden Sie merken,

daß Ihrer Gesellschaft der letzte Tag heraufsteigt und daß Phrasen und Feste und Umsturzgesetze die drohende Götterdämmerung nicht aufhalten können.

Das mag Manchem wie die Fiebervision eines Wahnsinnigen erscheinen. Aber haben Sie nicht erlebt, daß in zwanzig kurzen Jahren eine Macht aufgekommen ist, mit der jedes Bürgerkulturland heute rechnen muß, die der Papst, wie einst die Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, gesegnet hat und die Sie mit Ihren kargen Kurpfuscherkünsten nicht niederzwingen werden? Und haben die letzten fünf Jahre uns nicht ein Schauspiel gebracht, das noch wunderbarer ist als das rasche Wachsen der Arbeiterbewegung: das Erwachen des Bauern? Ja, der Bauer ist erwacht. Er hat den Schlaf aus den Augen gerieben und blinzelnd um sich geblickt. Er hat an trüben Wintertagen, während der Ruhezeit, darüber nachgedacht, wie dieser Staat wohl eingerichtet ist, was dieses ferne, geheimnißvolle Wesen als Leistung von ihm verlangt und was es ihm gewährt, — und er hat gefunden, daß er zu kurz gekommen ist. Er hat, mit zäher Bauernschlauheit, überlegt, daß er von den schönen Dingen, die so viel Geld kosten und in seinem Blättchen so lockend geschildert werden, eigentlich gar nichts hat: von Museen, Theatern, Ausstellungen, Hoffesten, Paraden, Flottenrevuen, Aufzügen und Illuminationen. Er hat, dumpf zuerst und später dann deutlich, empfunden, daß er das Stiefkind des Staates ist, daß Niemand ihn vor der Bewucherung durch den Händler schützt und Niemand für ihn sorgt, nicht das Parlament, das ihn als Stimmvieh betrachtet, nicht die Presse, die ihn übersieht, nicht die Regirung, deren Angstpolitik mit geduldigen Lämmern natürlich nicht rechnet. Er hat bedachtsam weitergegrübelt und ist endlich zu dem Entschluß gelangt, seine Geschäfte künftig selbst in die Hand zu nehmen. Da er aber in strenger Zucht und in gläubiger Bewunderung geltender Autoritäten aufgewachsen ist, hat er sich zunächst an den Edelmann gewandt, der als Grundbesitzer ihm nahe steht, und hat da um Trost und Hilfe gebeten. Der Edelmann hat ihm nachgewiesen, daß er selbst auch nicht besser dran ist, weil auch bei ihm die Einnahmen kaum noch die Ausgaben decken, und daß er bald nicht mehr im Stande sein wird, seine Söhne so auszustatten, wie es der Staat von seinen Offizieren und Beamten verlangt. Bauer und Edelmann haben eingesehen, daß sie gemeinsame Interessen zu wahren haben, und der Bund ist geschlossen worden, um auf dem durch die Verfassung verbürgten Boden gegen die erdrückende Händlerherrschaft

und für das Daseinsrecht des ältesten und wichtigsten unter den schaffenden Ständen zu kämpfen. Der arglose Bauer hat die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, als er vernahm, wie wenig für ihn in dem Preußenlande geschieht, das er groß gemacht hat, und es wollte ihm anfangs gar nicht in den Sinn, daß in den elf Jahren, wo für andere staatliche Zwecke die Ausgaben um fünfzig und sechzig Millionen gestiegen sind, der Landwirthschaft nur drei neue Millionen aus Staatsmitteln bewilligt wurden. Als er die Ziffern dann schwarz auf Weiß vor sich sah, da hat er gelobt — wir leben ja in der Zeit der Gelöbnisse —, daß es anders werden soll, und er hat sich, in einfältigem Kindervertrauen, auf den Weg gemacht, um vom Staat und von der Regirung sein Recht zu fordern. Hüten Sie sich, dieses Vertrauen zu täuschen und dem Manne zu zeigen, daß er da, wo für ihn einstweilen noch die weltliche Vorsehung thront, Schutz und Hilfe nicht finden kann! Die Wucht eines erwachten Bauernvolkes wird Ihrer Scherze und Ihrer kurzsichtigen Schätzung spotten. Der Bauer hat Reiche gegründet und Reiche zerstört; und wenn er aufsteht und die derben Glieder schüttelt, dann erst erbebt ringsum der Boden.

Nun sind ernste Männer aufgetreten und haben dem Bauern erreichbare Ziele gezeigt. Sie haben ihm gesagt: Einen höheren Zoll, der den Ertrag Deiner Arbeit vor der Ueberschwemmung aus billiger produzirenden Ländern schützt, können wir Dir nicht verschaffen, denn die Regirung hat den verhängnißvollen Fehler begangen, für zehn Jahre auf ihre tarifarische Selbständigkeit zu verzichten; aber sie hat inzwischen wohl eingesehen, daß sie auf Händler und Exporteure in kommenden Tagen des Ungemaches sich allein nicht verlassen kann, und wir hoffen, sie wird bereit sein, uns jetzt wenigstens von den ungesunden Schwankungen des Getreidepreises und der Währung zu befreien. Haben diese Männer etwas Unrechtes gethan? Ist es denn ein Vergnügen, sich Jahre lang von allen großen Annoncenplantagen mit Kothkugeln werfen zu lassen, oder gehört nicht eine robuste Redlichkeit des Wollens und eine starke Ueberzeugung dazu, dem Hohn und dem Schimpf zu trotzen? Sie wollen die Wege nicht wandeln, die Ihnen gewiesen werden, — sie wollen nicht, weil diese Wege nicht an das Ihren Interessen wünschenswerthe Ziel führen; Das ist Ihr Recht, so lange die ahnunglosen Wähler Ihnen nicht ihr Vertrauen entziehen. Aber mögen die vorgeschlagenen Wege noch so ungenügend, noch so sehr der Ver-

besserung bedürftig sein: die Männer, die sie gebahnt haben, ohne dabei an ihren persönlichen Vortheil, an ihr Behagen, ohne an Gunst und Beförderung zu denken, — diese Männer haben ganz sicher von Jedem, der sein deutsches Volksthum aufrichtig liebt, warmen Dank verdient und ich werde diesen Dank nicht deshalb zurückhalten, weil er diesmal zufällig den drei Grafen Kanitz, Mirbach und Schwerin gilt, deren Weltanschauung ich sonst ziemlich fremd gegenüberstehe. Die Grafen Kanitz-Podangen und Schwerin-Löwitz scheinen nachgerade leider ein Bischen müde geworden zu sein und haben gestern ihren Antrag nicht ganz so wirksam wie früher vertheidigt; aber ich denke, wir sollten uns freuen, daß es in diesem nicht mit Unrecht mißachteten und verhöhnten Hause überhaupt noch Männer giebt, die eigene Gedanken haben, und ich glaube, daß auch die Regirung, der man einen überquellenden Gedankenreichthum doch gewiß nicht vorwerfen kann, alle Ursache hätte, den Geist und den Willen dieser untadeligen Patriote nicht schroff zurückzuweisen. Die Regirung theilt diesen Glauben nicht, sie hat es an Schroffheit nicht fehlen lassen und durch ihr Verhalten wieder einmal den Gipfel der Zeitungberühmtheit erreicht; wenn ich aber auf die Ansichten und Urtheile blicke, die sie zu Tage gefördert hat, dann entsteht mir, wie in den Maientagen des Caprivismus, die bange Frage, ob bei solchen Siegen nicht vielleicht das Deutsche Reich, das historisch nun einmal gewordene, seinem Ende entgegenflorirt.

Da ist Herr Marschall von Bieberstein. Ein äußerst geschickter Herr, der aus seiner forensischen Thätigkeit alle Künste schlauer Gruppirung sich erhalten hat und der, wie andere begabte Staatsanwälte, immer Recht zu haben scheint, so lange er spricht. Es wäre unterhaltend, sein Plaidoyer gegen Kanitz und Genossen zu zerpflücken; aber ich fürchte, Sie würden für diese Unterhaltung nicht mehr gestimmt sein, und spare sie deshalb für einen ruhigeren Tag auf. Der Staatssekretär ist sehr empört darüber, daß man gewagt hat, ihn zu den Cobdeniten zu zählen — natürlich nicht, weil er gegen den Antrag Kanitz ist, sondern weil er als Vertreter der Handelsverträge Gründe angeführt hat, die jede gewissenhafte Regirung eigentlich zur Aufhebung aller Getreidezölle drängen sollten —, und gleich darauf wird ihm von einem Kollegen das Zeugniß ausgestellt, er habe „fast wörtlich diejenigen Gesichtspunkte“ zur Geltung gebracht, die Herrn Léon Say in Paris zur Ablehnung eines ähnlichen Antrages bestimmten. Daß Herr

Léon Say ein flacher Mustercobdenit ist, wird Niemand bestreiten; im Jahresbericht des Cobdenklubs vom sechsten Juli 1878 wird die Hoffnung ausgesprochen, Herr Léon Say werde als Finanzminister für „einen uneingeschränkten Güteraustausch" wirken. Wenn ein deutscher Minister in einer Getreidepreisdebatte „fast wörtlich diejenigen Gesichtspunkte" vorführt, die ein berühmtes Mitglied des Cobdenklubs gegen einen ähnlichen Antrag zur Geltung gebracht hat, — ists dann ein so fürchterliches Verbrechen, diesen Minister als einen Schüler Cobdens zu bezeichnen? Und wenn zwei Minister nichts Anderes vorzubringen wissen als die Weisheit, die seit zwei Jahren in allen Leitartikeln der Händlerpresse gepredigt wird — selbst die Schlagwörter von der Gemeingefährlichkeit und von den sogenannten Konservativen verdankt Herr von Hammerstein-Loxten ja den Herren von Bennigsen und Lieber —, ists dann wunderbar, daß an dem schöpferischen Vermögen solcher Minister sich Zweifel regen und der Versuch gemacht wird, auf selbst gesuchten Wegen ans Ziel zu kommen? Fast sieht es so aus; denn die Herren, die als Staatsdiener bezahlt werden, glauben, berechtigt zu sein, uns hier Vorlesungen über gute Sitten und über die Art zu halten, wie man agitiren darf und nicht darf, während sie doch angestellt sind, um die Geschäfte des Volkes zu besorgen, — wobei wir sie, ohne dafür Gehalt zu empfangen, nach bester Kraft unterstützen. In keinem anderen Parlament der Welt wäre ein solcher Zustand möglich; überall würde die Zumuthung, einen Minister, ehe er noch irgend Etwas geleistet hat, nur weil er eben Minister ist, andächtig zu bestaunen, unter Hohngelächter bestattet werden. Der Zustand ist bei uns möglich geworden, weil dreißig Jahre lang ein Mann von leuchtender Geniekraft und unerhörten Erfolgen die ministerielle Sphäre erhellt und gegen jedes Wühlen und Wüthen der Parlamente Recht behalten hat. Diese Zeit ist vorbei; Männern, die den Sansibarverzicht, den Russenvertrag und das Boetticheratteſt unterzeichnet und die als Welfen gegen die Reichsverfassung gestimmt haben, werden wir, auch wenn sie, zu unserer Freude, spät noch ihr „preußisches Herz" entdecken konnten, nicht durch Dick und Dünn folgen; gegen sie werden wir, so oft es uns nöthig scheint, innerhalb der gesetzlichen Schranken nach freiem Ermessen agitiren und, wenn wir uns einen Rest von Achtung retten wollen, hier streng darauf halten, daß die Schuljungenfreude schwindet, die beseligt jauchzt, wenn eine andere Partei vom lehrhaften Herrn Minister Prügel bekommt.

Heute hat die konservative Partei Prügel bekommen. Das ist ihre Sache und es fällt mir nicht ein, so erfahrenen Herren Rathschläge aufzudrängen. Wenn man aber erlebt hat, wie diese Partei den Antrag, der uns hier beschäftigt, Jahre lang als das einzige Heilmittel gepriesen hat, und wenn man sieht, wie sie nun, gescholten und beschimpft, statt rückhaltlos die politischen Schlüsse aus solchem Verhalten zu ziehen, mit einer wehmüthig matten Erklärung das Feld räumt, dann muß man doch fragen, ob es ihr mit der lauten Agitation Ernst war und ob sie den durch die Verfassung geschaffenen Zuständen angepaßt ist. Ich möchte weniger an ihrem Ernst als an ihrer Anpassungfähigkeit zweifeln. Sie schleppt ein totes Gewicht von abhängigen Beamten mit sich herum, sie ist in ein dichtes Netz höfischer, militärischer und gesellschaftlicher Rücksichten verstrickt und kann sich in Freiheit nicht regen. Ihre Aufgabe wäre es, dieses Gewicht abzuschütteln und offen auf der ganzen Linie den Kampf aufzunehmen, der nur mit der Entthronung des Zwischenhandels und der ihn hätschelnden Gesetzgebung enden kann. Dieser Aufgabe wird die konservative Partei von heute, die selbst unter dem treibenden Druck der Agrarbewegung in den letzten Jahren nicht das Allergeringste erreicht hat, kaum gewachsen sein; sie wird fortfahren, loyale Vertrauenskundgebungen mit niedlichen Bosheiten zu mischen und still auf Hintertreppen zu suchen, was sie auf dem hellen politischen Kampfplatz nicht haschen kann. Und dann wird bald vielleicht die Erinnerung an die Zeit der Bauernkriege, die Herr von Hammerstein-Loxten hier heute heraufbeschwor, auch ohne Beschwörung lebendig werden. Damals thaten die Tiefen der Nation sich erst auf, als die sozialen Bestrebungen des ländlichen Adels von den Fürsten niedergeschlagen waren und als der Bauer erkannte, daß er nur durch eigene Kraft Rettung aus der Noth finden könne. Damals wurde, wie Lamprecht uns lehrt, der zeitliche Parallelismus eines revolutionären städtischen Proletariates und verderbter bäuerlicher Verhältnisse auch nach außen hin einmal wirksam. Freilich: damals konnte die Bewegung mit Eisen und Feuer niedergezwungen werden, — um den Preis der Vernichtung der Ritterschaft und zum Jahrhunderte währenden Fluch des Reiches. Glauben Sie, daß solcher Sieg Ihnen auch heute noch beschieden sein kann, dann mögen Sie weiter Feste feiern, bis beim Wanken des heimischen Bodens, der Sie ernährt, die süße Rauschstimmung jäh einst in schmerzlichen Katzenjammer zerflattert.

Die Aera der Massen.

Vielleicht die charakteristischste Erscheinung der neuesten Zeit und die einzige, mit deren Nennung diese Zeit erkennbar bezeichnet wird, ist die große Bedeutung, welche die Massen gegenüber dem Individuum erhalten haben; während jeder alte Glaube wankt und verschwindet und die alten Säulen der Gesellschaft nach einander stürzen, bleibt die Macht der Masse allein unbedroht und wächst sogar von Tag zu Tage.

Es ist noch kein Jahrhundert her, seit die alten Traditionen der Kabinetspolitik und die Rivalität der Fürsten die wichtigsten Faktoren des öffentlichen Lebens waren. Eine „öffentliche Meinung" im heute gebräuchlichen Sinn gab es noch nicht. Heute bedeuten die Erbüberlieferungen der einzelnen Staaten und die Wünsche und Launen der einzelnen Fürsten fast nichts mehr und die Welt wird durch die gewaltige Stimme der Menge geleitet.

In der Wissenschaft ist die Krise des Individualismus, die überall, in der Moral, im Recht, in der Volkswirthschaft, geherrscht hat, vorüber gegangen und man hat begonnen, das Wirken der Menschheit als die Thätigkeit der Masse, nicht als die einzelner Personen, zu betrachten; vor unseren Augen steigt die Fluth der soziologischen und sozialistischen Reaktion und stürmt gegen die zu hoch gethürmten Mauern, hinter denen das Individuum sich birgt. Das Individuum war einstmals in Politik und Wissenschaft Alles; heute verschwindet das Individuum: in der Politik vor den Gemeinschaften der Partei und der Nation, in der Wissenschaft vor der großen Gemeinschaft der Art; das Individuum wird wie der Tropfen im Meer betrachtet, als quantité négligéable an und für sich, aber als gewaltige und furchtbare Kraft, wenn es mit Seinesgleichen vereinigt ist.

Heute gilt vom Leben und seinen Formen ein ähnlicher Gedanke wie der, den Schopenhauer*) poetisch so zum Ausdruck gebracht hat: „Wie die zerstäubenden Tropfen des tobenden Wasserfalles mit Blitzesschnelle wechseln, während der Regenbogen, dessen Träger sie sind, in unbeweglicher Ruhe feststeht, ganz unberührt von jenem rastlosen Wechsel, so bleibt jede Idee, d. i. jede Gattung lebender Wesen, ganz unberührt vom fortwährenden Wechsel ihrer Individuen. Die Idee aber, oder die Gattung, ist es, darin der Wille zum Leben eigentlich wurzelt und sich manifestirt: daher auch ist an ihrem Bestand allein ihm wahrhaft gelegen. Z. B. die Löwen, welche geboren werden und sterben, sind wie die Tropfen des Wasserfalles; aber die leonitas, die Idee oder Gestalt des Löwen, gleicht dem unerschütterten Regenbogen darauf."

---

*) Die Welt als Wille und Vorstellung. Viertes Buch, Kapitel 41.

Wir sagen heute nicht mehr, daß der Wille zum Leben seine Wurzel in der Idee hat und sich in ihr offenbart, und Schopenhauers Terminologie erscheint uns veraltet, dunkel und scholastisch; aber Naturwissenschaft und Geschichte lehren uns, daß der Mensch der Art gegenüber sehr wenig bedeutet, daß es der Natur auf diese, nicht auf das Individuum ankommt. Und auch die Politik dient nicht mehr dem Einzelnen oder den Wenigen, sondern strebt danach, ein Kollektivwesen zum Herrn zu machen: die Masse. Aus dieser gleichen Richtung der Wissenschaft und der Politik hat man die Prognose, ja den Beweis ziehen wollen, daß der Sozialismus triumphiren werde, daß die Herrschaft des Individualismus vorüber sei und der Strom der Soziologie, des Sozialismus uns mit sich forttrage*); die Gemeinschaften, heißt es, seien nun zur Herrschaft über unser Denken und Fühlen gelangt und wir könnten einem kollektivistischen Zustande nicht mehr entrinnen. Gleichviel, ob diese Hoffnung sich verwirklicht oder nicht: sicher liegt die Zukunft in der Hand der Gemeinschaft, der Masse, sicher werden wir hinnehmen müssen, was sie uns zu geben für gut befinden wird, mag es gut oder schlimm sein. Was uns die Geschichte bisher als Leistung der Massen gezeigt hat, ist zumeist ein Werk der Zerstörung. Als ganz oder halb bewußtlose Wesen waren die Massen nur zum Handeln, nicht zum Raisonnement fähig, und zwar, wie alle impulsiven Wesen, zu einer negativen Aktion, zur Zerstörung. Sie haben Jahrhunderte lang die selbe Funktion gehabt, wie die Bakterienschwärme, die geschwächte Körper oder Leichen zersetzen. Die Barbarenhorden, die im Alterthum die selbe Rolle gespielt haben, wie die Arbeitermassen heute, hätten sicher nicht den Bau der römischen Civilisation aufführen können; als aber dieser Bau morsch war, erschienen sie, um ihn abzubrechen und aus den Trümmern des alten Kolosses eine neue Civilisation zu bauen. In solchen Momenten tritt die Thätigkeit der Masse ein; und dann wird die Philosophie der Zahl die einzige Philosophie der Geschichte.

Ob unsere Kultur das selbe Schicksal haben wird, können wir ahnen, aber nicht wissen. Wenn nun die Masse ihre zerstörende Thätigkeit auch an ihr ausübte, so würde es sich doch nur um eine Phase handeln, nach deren Ablauf sich allmählich eine neue Gesellschaft bilden müßte. Die Zerstörer des römischen Reiches haben schließlich, trotz ihrem Barbarenthum, eine neue Civilisation geschaffen. Zwar haben sie dazu tausend Jahre gebraucht, aber es ist immer eine sehr lange Zeit nöthig, um Das aufzubauen, was man in einem Tage niederreißen kann. Ehe indessen das Reich der Masse gekommen ist, gestattet die Uebergangsperiode, in der wir leben, uns das Studium der Kräfte, die unsere gegenwärtige Civilisation vielleicht eines Tages zertrümmern oder wenigstens beherrschen werden.

*) E. Ferri, Sozialismus und moderne Wissenschaft. Leipzig 1895.

Als ich vor mehreren Jahren in einem kleinen, beifällig aufgenommenen Buche die „Verbrechen der Massen" untersuchte, sah ich in meiner ersten, unsicheren und unvollständigen Anschauung nicht sogleich die ganze Tragweite des Phänomens. Ich bemerkte wohl, daß es gewisse, allen Massen gemeinsame Merkmale giebt, und so versuchte ich, die Grundzüge der Psychologie dieses heterogenen Menschen-Aggregates aufzuzeichnen, ehe ich an die Analyse der verschiedenen Formen ging, in denen es auftritt; ich verfuhr wie der Biologe, der zunächst die gemeinsamen Merkmale einer Familie beschreibt und dann erst die besonderen, welche die Gattungen und Arten zu unterscheiden gestatten. Diese ersten Untersuchungen waren unbestimmt und wenig exakt, wie die meisten vorbereitenden Arbeiten, die sich fast immer auf allgemeine, synthetische Ideen beschränken müssen, ehe an die Arbeit der Analyse, der Sonderung und Scheidung, gegangen werden kann.

Dank der Arbeit einzelner Forscher*), die sich nach meinem Vorgange mit der Psychologie der Massen beschäftigt haben, ist nun der Augenblick gekommen, wo dieses interessante Problem aus dem Stadium vager Ideen heraustritt und wo die Massen, die man bisher als ein zufälliges und beliebiges Aggregat betrachtet hatte, unterschieden werden können: nach den sie bildenden Elementen, nach der Art ihrer Vereinigung und nach den bewußten und unbewußten Zielen, die sie leiten.

Um zu erfahren, wie soziale Gruppen entstanden sind und noch entstehen, hat man nur die einfachsten Erscheinungen der Vereinigung zu beobachten, wie sie sich alltäglich vor unseren Augen abspielen, wie sie aber, gerade wegen ihrer Alltäglichkeit, unsere Aufmerksamkeit nicht weiter wecken; denn das Nahe und häufig Gesehene wird schließlich weniger beachtet und ist uns weniger bekannt als das Ferne, Seltene und Ungewöhnliche.

Passanten auf der Straße, Bauern auf freiem Marktplatz, Reisende in einem Eisenbahnzuge, bilden einfache mechanische Aggregate, die wir gewiß nicht als Masse — und noch viel weniger als Gemeinschaft — bezeichnen würden. Und doch sind sie virtuell schon soziale Gruppen. Ein lauter Schrei, ein Feuer, eine auf der Straße oder dem Platze explodirende Bombe, eine Entgleisung, — und aus dieser Möglichkeit der Assoziation wird eine wirk-

*) Ich kenne nur drei neuere Schriftsteller, die sich mit der Psychologie der Massen beschäftigt haben: Tournial in einem Schriftchen, das gar nichts Originelles enthält und mich einfach plagiirt; Tarde in einem Artikel der „Revue Philosophique", in zwei Vorträgen vor dem brüsseler kriminal-anthropologischen Kongreß (Les Crimes des Foules; Foules et Sectes au point de vue criminel) und in einem vor einem Jahre an mich gerichteten Briefe in der „Critica Sociale"; schließlich Lebon in zwei langen Artikeln der „Revue Scientifique": La Psychologie des Foules (April 1895) und in einem unter gleichem Titel kürzlich in Paris erschienenen Bande.

liche Assoziation zu einem gemeinsamen Zweck; aus dem einfachen Nebeneinander bildet sich eine psychologische Vereinigung, kurz, die Masse, die erste Gruppe menschlicher Gemeinschaft, die sich in einer langen Reihe von Stufen bis zur Körperschaft, zum Staat, erheben kann. Heute scheinen uns ein Auflauf und ein Staat sehr verschiedene Aggregate zu sein; aber bei genauer Betrachtung ist der Staat nur die wunderbare Entwickelung des Auflaufes. Der moderne Staat ist in der That nur die weiterentwickelte primitive Horde, die eine lange geschichtliche Entwickelung in eine, durch ein bleibendes, bewußtes und allgemeines Ziel zusammengehaltene Gemeinschaft verwandelt hat, während die Masse nur ein momentanes, halbbewußtes und besonderes Ziel kennt; der Staat ist eine Vereinigung von Individuen, für die die Arbeitstheilung und die Organisation das wesentlichste Gesetz ist, während die Masse ein unorganisches Wesen ist, in dem keinem Element eine bestimmte Rolle zufällt. Barbarenstaaten erscheinen uns, die wir sie von Weitem betrachten, etwa wie eine große Menschenmasse; der heutige Staat wird unseren Nachkommen wie eine große Korporation erscheinen. Der Unterschied zwischen beiden Aggregaten beruht auf dem Naturgesetze, wonach „die Kohäsion zwischen Individuen um so stärker ist, je höher man in der Reihe der Lebewesen steigt (Espinas, „Des sociétés animales“), und jenes anderen Gesetzes, daß die Entwickelung jedes Organismus zu möglichster Arbeitstheilung drängt.

Die Wirkung dieser Gesetze auf Menschen-Aggregate hat aus der chaotischen Masse der Urmenschen den modernen Staat entstehen lassen. Aber zwischen diesen extremen Polen — der Masse und dem Staat — bestehen Uebergangsformen, eigenartige Aggregate mit bestimmten Merkmalen, von denen ich jetzt zu reden haben werde.

Der französische Anthropologe Gustav Lebon, der neben seiner Neigung zum Plagiat oft auch sehr originelle und zutreffende Gedanken hat, giebt folgende Eintheilung der verschiedenen Massenbildungen.*)

A. Heterogene Massen.

1. Anonyme (z. B. Straßenaufläufe).
2. Nicht anonyme (z. B. parlamentarische Versammlungen).

B. Homogene Massen.

1. Sekten (politische, religiöse u. s. w.).
2. Kasten (Krieger-, Priester- u. s. w. Kasten).
3. Klassen (Bourgeoisie, Proletariat u. s. w.).

*) Lebon wiederholt in seinem vorhin genannten Buche fast alle meine Beobachtungen über Massenpsychologie, ohne mich zu citiren. Ich tröste mich damit, daß man nur stiehlt, was Einem gefällt, und erinnere an das Wort von Cabanis, daß, wenn sich Jemand einen unserer Gedanken aneignet, ohne uns zu citiren, Das der aufrichtigste Lobspruch ist, den man einem Menschen spenden kann.

Gegen diese Klassifikation läßt sich einwenden, daß die Bezeichnung jedes Aggregates von Menschen als Masse nicht zutrifft. Tarde hat genauer unterschieden zwischen Masse, Vereinigung und Korporation. Ich möchte aber an dem Sammelwort Masse festhalten, weil dieses Wort das erste Stadium sozialer Gruppenbildung bezeichnet und weil es, wenn man gewisse Unterscheidung festhält, keinen Anlaß zu Mißverständnissen giebt. Ferner ist es nicht recht verständlich, daß Lebon die Sekte als homogene Masse bezeichnet, während er die Parlamente den heterogenen Massen zutheilt. Die Mitglieder einer Sekte sind gewöhnlich sehr verschieden an Geburt, Erziehung, Beruf und Lebensverhältnissen, jedenfalls sehr viel mehr als die Mitglieder einer parlamentarischen Körperschaft. Wahrscheinlich handelt es sich um eine mehr aus Bequemlichkeitgründen als zum Zwecke scharfer Abgrenzung gemachte Eintheilung verschiedener sozialer Gruppen, wie es denn in der Soziologie keine absolute Klassifikation giebt, weil die Nuancen unendlich sind.

Ich habe an anderer Stelle die heterogenen Massen untersucht und will hier die Hauptmerkmale der drei großen Kategorien der homogenen Masse — Klassen, Kasten, Sekten — feststellen.

Die heterogene Masse setzt sich aus „aller Welt" zusammen, aus Leuten wie wir, wie der Erstbeste, der auf der Straße geht. Diese Individuen werden physisch durch den Zufall vereinigt, psychisch durch die Gelegenheit; sie kennen sich nicht, und wenn der Augenblick, der sie zusammenbringt, vorüber ist, sehen sie sich nicht wieder; die Erscheinung ist sozusagen ein psychologisches Meteor, durchaus unerwartet, kurzlebig und vorübergehend.

Auf dieser zufälligen Basis bilden sich hier und da andere Massen, die heterogen sind, aber eine gewisse Stetigkeit oder doch periodische Wiederkehr besitzen. Die Zuschauer im Theater, die Besucher eines Klubs, eines literarischen Salons bilden auch eine Masse, aber eine solche, die von einem Straßenauflauf sehr verschieden ist. Sie kennen einander oft vom Ansehen, sie haben miteinander eine Gewohnheit gemein. Sie sind, um mit Lebon zu reden, noch anonyme Massen, denn es fehlt ihnen der Keim der Organisation, aber sie sind weniger heterogen als andere.

Gewisse heterogene Massen sind nicht mehr anonym, z. B. eine Geschworenenbank, eine Volksversammlung. Diese kleinen Gruppen kennen ein neues Gefühl, das den anonymen Massen fehlt, das Gefühl der Verantwortlichkeit, das ihren Handlungen manchmal eine bestimmte Richtung geben kann. Die Parlamente unterscheiden sich von anderen Massen dadurch, daß sie Doppelmassen sind, d. h. sie bestehen aus einer Majorität und einer oder mehreren sich bekämpfenden Minoritäten; in solchen Fällen wird die größte Massengefahr, die Einmüthigkeit, vermieden.

Die erste Form der nicht anonymen homogenen Masse ist die Sekte.

Es handelt sich dabei gleichfalls um Individuen, die durch Geburt, Erziehung, Beruf und Lebensverhältnisse verschieden, aber durch ein festes Band, die Gemeinsamkeit des Glaubens oder des Ideals, vereint und verkittet sind. Der religiöse, wissenschaftliche oder politische Glaube schafft schnell eine Gemeinsamkeit des Gefühls, die Allen, die sie besitzen, eine sichere Homogenität und Macht verleihen. Man denke, was die nordischen Barbarenhorden unter dem Einflusse des Christenthumes geworden sind, und die nomadischen Araber, die Mohammed zu einer Sekte vereinigt hat. Aus solchen Erscheinungen kann man vermuthen, was die Sozialisten, dank ihrer sektenartigen Organisation, binnen Kurzem werden müssen. Die Sekte ist die chronische Form der Masse, die Masse die akute Form der Sekte. Die Masse besteht aus Sandkörnern, die nichts zusammenhält. Die Sekte ist der Felsblock, der jedem Angriff Widerstand leistet. Wenn lebensfähige Ideen und Gefühle in der Masse umgehen, so krystallisiren sie sich bald in der Form einer Sekte; die Sekte ist also die erste Krystallisation jeder Lehre. Aus dem formlosen und verworrenen Zustande, der sich in der Masse zeigt, muß jede Idee heraus, um eine wohl abgegrenzte Sekte zu bilden, wenn sie später eine Partei, eine wissenschaftliche, politische oder religiöse Schule oder Kirche werden will. Kein Glaube, ob er sich Islam, Buddhismus, Christenthum, Patriotismus, Sozialismus oder Anarchismus nennen mag, kann sich dem Uebergangsstadium der Sektenbildung entziehen. Sie ist die erste Stufe, wodurch ein Menschen-Aggregat aus dem Unbestimmten der wechselnden, namenlosen, unbekannten Masse übergeht zu eine Differenzirung und Konzentrirung, aus der sich später die höchste und vollendetste menschliche Gemeinschaft bilden kann: der Staat.

Wenn die Sekte durch eine gemeinsame Idee oder Tendenz an Geburt und Lebensbedingungen sehr verschiedene Menschen vereinigt, so vereinigt die Kaste Individuen, die sehr verschiedene Bestrebungen haben können und oft haben, die aber durch den gleichen Beruf vereinigt werden. Die Sekte entspricht der Glaubens-, die Kaste der Berufsgemeinschaft. Die Sekte ist eine spontane Vereinigung, die Kaste in vielen Beziehungen eine Zwangs-Vereinigung. Hat man einmal einen Beruf gewählt, so gehört man eo ipso zu einer Kaste. Dagegen gehört Niemand eo ipso und mit Nothwendigkeit zu einer Sekte. Wer zu einer Kaste gehört, erfährt, mag er noch so unabhängig sein, mehr oder weniger den Einfluß des Corpsgeistes. Die Kaste stellt die höchste Stufe der Organisation dar, deren eine homogene Masse fähig ist. Sie setzt sich aus Individuen zusammen, die in Folge ihrer Herkunft und ihrer Lebensbedingungen im Wesentlichen gleiche Neigungen und Gewohnheiten haben. In manchen Kasten, besonders der Soldaten- und der Priesterkaste, gleichen die Mitglieder einander so sehr in Haltung, Gang und Auftreten, daß sie ihren Beruf durch keine Maskirung verbergen können. Die

Kaste lastet wie ein bleierner Mantel auf allen Individuen, aus denen sie besteht, zum Mindesten giebt sie ihnen einen gleichförmigen geistigen und moralischen Anstrich, der alle lebendigen und mannichfachen Farben der einzelnen Individualitäten verwischt. Der Einklang der Gefühle und Ideen, der in der Masse plötzlich blitzartig durch Suggestion entsteht und eben so blitzschnell wieder verschwindet, bildet sich langsam, unter dem Einflusse der Gewöhnung und Ererbung, innerhalb der Kaste, die nichts ist als die historisch gewordene Gewohnheit, und verschwindet, wie alles langsam Erworbene, auch langsam und unter starkem Widerstand. Die Kaste gewährt ihren Mitgliedern schon fertige Ideen, schon sanktionirte Regeln für die Lebensführung, — kurz, sie erspart ihnen die Mühe, mit dem eigenen Gehirn zu denken. Wenn man weiß, zu welcher Kaste ein Mensch gehört, braucht man sozusagen nur auf einen Knopf seines geistigen Mechanismus zu drücken, um eine Reihe fertiger Meinungen und Phrasen erscheinen zu sehen, die sich ganz eben so bei jedem Individuum der selben Kaste finden.

Diese menschenreichen, mächtigen und höchst konservativen Gemeinschaften bilden die deutlichste Analogie zwischen dem Occident und Indien. Dort bestimmt die Geburt die Kaste und diese wird durch die charakteristische Thatsache gekennzeichnet, daß die Mitglieder einer Kaste nicht mit anderen als denen gleicher Kaste zusammen leben, essen und sich verheirathen können. In Europa bestimmen nicht nur die Geburt, sondern auch die Erziehung und die Verhältnisse den Eintritt eines Individuums in eine Kaste; aber die anderen Merkmale — daß man Niemanden in seinem Hause besucht und zu Tische bittet als Leute gleicher Kaste — treffen in der Praxis in Europa eben so zu wie in Indien. Dort sind diese Regeln religiöse Gebote und haben deshalb absolute Giltigkeit; bei uns beruhen sie auf der Sitte, werden deshalb aber nicht weniger streng beobachtet. Wir leben Alle in einem engeren Kreise, in dem wir Freunde, Gäste, Schwiegersöhne und Schwiegertöchter finden. Gewiß sind in Europa sogenannte Mesalliancen möglich, in Indien nicht. Aber wenn sie dort die Religion verbietet, machen sie bei uns die öffentliche Meinung und die Sitten sehr selten. Im Grunde besteht eine völlige Analogie zwischen unseren und den indischen Kasten.

Ueber der Kaste steht die viel weiter ausgedehnte Klasse. Wenn die Sekte durch Gemeinsamkeit des Glaubens, die Kaste durch Gemeinsamkeit des Berufes zusammengehalten wird, so ist für die Klasse die Gemeinsamkeit der materiellen Interessen charakteristisch. Weniger scharf abgegrenzt, unklarer und weniger kompakt als Kaste und Sekte, repräsentirt die Klasse heute recht eigentlich die Masse in ihrer dynamischen Spannung, mit ihrer latenten Bereitschaft, auf die Straße zu treten und sich als aktive Masse zu zeigen.

Diese Form der Masse ist die furchtbarste und bereitet durch ihre Haltung und ihre Lehre die gewaltsamen Ausbrüche des Straßenauflaufes vor.

Man spricht von Klassenkampf; und in der Theorie und unter normalen, friedlichen Verhältnissen bedeutet Das nur einen Kampf der Ideen mit gesetzlichen Mitteln, aber bei gegebener Gelegenheit, unter dem Einfluß von einem oder ein paar kühnen Stürmern, in einem Augenblick der Spannung, verwandelt sich der Klassenkampf mit Nothwendigkeit in etwas Materielleres und Heftigeres als bloße Ideen, d. h. er verwandelt sich in eine Revolte oder Revolution. Die bürgerliche und die Arbeiterklasse bilden heute die beiden großen Massen; noch sind sie zerstreut und gewissermaßen nur in potentia vorhanden, aber in den Einzelnen entwickelt sich eine Tendenz, die bald zu ihrem Zusammenschluß führen und dann zu einem Zusammenstoß der beiden unversöhnlichen Feinde drängen wird.

Die Klassen, aus denen die Gesellschaft besteht, bilden eben so viele verschiedene Nationen und man stößt zunächst auf diese großen Kollektivkörper, wenn man den Staat sucht.

Der Staat ist der vollendetste Typus der Organisation der Massen und man könnte ihn als ihren höchsten und letzten Typus bezeichnen, wenn es nicht noch eine andere Kollektivgruppe gäbe, die zahlreicher und ausgedehnter ist: die durch die Rasse gebildete Masse. Das Band, das alle Bürger eines Staates vereinigt, ist die Sprache oder die Nationalität; darüber hinaus existiren nur noch die durch die Rasse bedingten Gruppen, die mehrere Staaten umfassen können. Auch sie sind, wie die Staaten und die Klassen, Aggregate, die sich in einem Augenblick in gewaltthätige Haufen verwandeln können; aber dann nennen sich diese Haufen, die mehr entwickelt und organisirt sind, Heere und ihre Gewaltthaten heißen legitim: Krieg.

Wenn man Jemandem das erste und letzte Glied einer Kette zeigt und den Rest verdeckt, so wird er den Eindruck haben, daß zwischen diesen beiden Gliedern kein Zusammenhang besteht; zeigt man dann die ganze Kette, so ist es klar, daß, wie verschieden und wie weit von einander entfernt diese Glieder auch sein mögen, sie doch mit einander zusammenhängen. Der flüchtige Blick, den wir auf die Psychologie der verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen geworfen haben, wird hoffentlich hinreichend zeigen, daß es keine Ketzerei und keine Paradoxie ist, zu sagen, daß der moderne Staat die letzte und vollendetste Form ist, die der Haufe von Urmenschen allmählich erreicht hat.

Das Gesetz der Entwickelung, das auch die soziale Welt souverain beherrscht, erklärt diese Analogie zwischen den beiden extremen Typen, die auf den ersten Blick nichts mit einander gemein zu haben scheinen. Gewiß ist der Abstand, der sie heute trennt, ungeheuer; aber es läßt sich nicht leugnen, daß sie den selben Ursprung haben. Gewiß sind die psychologischen Gesetze

beider Typen wesentlich verschieden; aber man darf nicht vergessen, daß diese Unterschiede immer geringer werden, je näher man, ausgehend von den heterogenen Aggregaten, den bloßen Menschenhaufen, den par excellence homogenen Aggregaten kommt, wie sie als Kaste, Sekte und Klasse auftreten.

Die Schwierigkeit liegt darin, den Augenblick zu finden, in dem diese Gesetze sich verändern, und den Punkt festzustellen, wo eine Menschenmasse sich so weit entwickelt hat, daß sie sich von der vorausgehenden Stufe wesentlich unterscheidet. Man kannte bisher nur zwei Psychologien, die Individualpsychologie und die soziale oder soziologische Psychologie; diese war — im Sinne Spencers — nur eine in den Hauptumrissen getreue, aber unendlich verwickeltere und gewaltigere Reproduktion jener. Die Individual-Psychologie erforscht den einzelnen Menschen, die Soziologie den sozialen Organismus; aber die Eigenschaften des Aggregates können — nach einem von Spencer entwickelten Gesetze — nur abhängen von den Eigenschaften der es bildenden Elemente. Deshalb sollen Struktur und Funktion des sozialen Organismus denen des menschlichen Organismus analog sein. Die soziale Individualität soll der menschlichen Individualität parallel gehen, die Soziologie nur eine Psychologie im Großen sein, in der man die Hauptgesetze des individuellen menschlichen Seelenlebens vergrößert und komplizirter wiederfinden kann. Die Soziologie ist nach dieser Anschauung, wie Tarde es ausdrückt, das Sonnenmikroskop der Psychologie.

Neuerdings hat man nun, zum Theil auf meine Anregung, darauf zu achten begonnen, daß zwischen diesen beiden parallel laufenden psychologischen Disziplinen, der Psychologie des Individuums und der der Gesellschaft, eine weitere Psychologie zu finden ist, die in dem spencerschen Prinzip nicht enthalten ist. Man hat gefunden, daß dieses Prinzip vielen Ausnahmen unterworfen ist, daß ein Aggregat von Menschen häufig andere Eigenschaften zeigt als die Einheiten, aus denen es besteht, — und mit dieser Einsicht war die Kollektivpsychologie oder die Psychologie der Massen erschlossen.

Diese neue Disziplin hat eine Lücke auszufüllen und die Mittelglieder zwischen Individual- und Sozialpsychologie zu bilden. Doch darf man sich über die Ausführbarkeit dieser Arbeit keine Illusionen machen; die Lücken sind noch zu zahlreich. Zwischen der Psychologie der Massen und der Soziologie giebt es eine Reihe von Kollektivpsychologien, die der Sekte, der Kaste, der Klasse, die alle erforscht werden müssen, damit man die heutige, so beunruhigende soziale Bewegung verstehen lernt. Ich hoffe, daß die Untersuchung dieser psychologischen Probleme, die von mir kaum angedeutet worden ist, von Anderen aufgenommen und weitergeführt werden wird.

Rom. Scipio Sighele.

Die Strafprozeßnovelle.

I.

Die Reichsregirung hat geglaubt, die Novelle zum Gerichtsverfassungsgesetz und zur Strafprozeßordnung, die schon den vorigen Reichstag ohne Erfolg beschäftigt hat, von Neuem vorlegen zu sollen. Zweifel daran, ob Das politisch richtig gehandelt war, sind wohl berechtigt. Man greift kaum fehl, wenn man annimmt, daß es nur die Frage der Berufung war, welche die Bearbeitung der Novelle veranlaßte. Nahm man auch gelegentlich noch Einiges mit in die Arbeit, so sind Dies doch sämmtlich, abgesehen von der Frage der Entschädigung unschuldig Verurtheilter, so untergeordnete Dinge, daß sie eine Novelle kaum gerechtfertigt, auch kaum veranlaßt haben würden. Auch in der Frage der Berufung scheint aber in offiziellen Kreisen die Zahl der Anhänger nicht besonders stark zu sein; es handelt sich offenbar mehr um eine Konzession an die öffentliche Meinung. Man wird zugeben müssen, daß die Anhänger der Berufung sich laut genug hören ließen, um darüber zu täuschen, ob sie wirklich die große Mehrheit der Juristen seien. Die übrige Bevölkerung verhielt sich dabei so kühl, wie fast stets bei Fragen juridisch-technischer Natur. Aber auch unter den Juristen hatte man sich beruhigt, als der Entwurf zuerst das Licht der Welt erblickte. Seitdem man diesen Entwurf kennen gelernt hat, hört man fast nur noch: „Um diesen Preis ist die Berufung zu theuer erkauft!“ Mag also vorher vielleicht die Hälfte der Juristen für die Wiedereinführung der Berufung eingetreten sein: für die Berufung in der Form des Entwurfes tritt Niemand mehr ein. Dieser Entwurf war, ehe er zur Berathung kam, von den kompetentesten Stimmen verurtheilt. Wozu also seine Wiederbelebung in so wenig abgeänderter Form mit so geringen Konzessionen an die diesmal einige öffentliche Meinung, daß man sein Schicksal wohl vorhersehen kann?

Hierzu kommen aber noch zwei gewichtige Punkte. Die Umgestaltung eines Gesetzes so eingreifender Art, wie die, wonach für die große Masse der Strafsachen die früher aufgegebene Berufung wieder eingeführt werden soll, kann man durch systematische Revision des ganzen Gesetzes bewirken, nicht aber durch Abänderung einzelner Paragraphen, ohne sich darum zu kümmern, wie sich das Neue zum Alten fügt. Die Form, in der sich eine so tief einschneidende Reform darstellt, ist so beschaffen, daß man glauben könnte, man habe das praktische Juristenthum mit reichhaltiger Kontroversenliteratur beschäftigen wollen, während doch die allgemeine Klage dahin geht, daß es an Beschäftigung ohnehin nicht fehle, daß alle Gerichte viel zu schwach besetzt seien und daß Dies die Quelle der wesentlichsten Mißstände im Verfahren

sei. Ich werde auf einige Fragen dieser Art zurückkommen, ohne sie freilich erschöpfen zu können.

Das weitere Bedenken ist politischer Art. Man wird nicht behaupten wollen, daß der Reichstag an juridischen Kapazitäten Ueberfluß habe. Das juristische Element, das früher vielleicht zu stark vertreten war, hat unter den Parteikämpfen der verschiedensten Art einen Rückgang erlebt, der es zweifelhaft macht, ob der Reichstag das nothwendige Kontingent an Sachverständigen für das Bürgerliche Gesetzbuch aufbringt. Daß dieses zu Stande komme, ist eine der wichtigsten Aufgaben, die den Reichstag bisher beschäftigten, und zwar nicht nur in juridisch technischer Richtung, sondern auch in politischer. Warum zu dieser Last dem Reichstag noch einen Ballast aufhalsen, dessen Dringlichkeit sich schwerlich beweisen läßt?

Doch der Entwurf liegt vor und man wird Stellung dazu nehmen müssen. Die dem Entwurf beigegebene Begründung macht sieben Gesichtspunkte von hervorragender Wichtigkeit geltend, welche die Abänderung des Gesetzes forderten. Davon möchte ich aber, unter dem Zugeständniß der Wichtigkeit, vor Allem die Frage der Entschädigung unschuldig Verurtheilter ausscheiden; denn diese eignet sich vielmehr für ein Spezialgesetz und man könnte, ohne das Gefüge des Entwurfes irgendwie zu durchbrechen, die sich mit jener Frage beschäftigenden §§ 413a bis f als Spezialgesetz herausnehmen. Die Ausdehnung des Kontumazialverfahrens, eine andere Beeidigung der Zeugen (Nacheid statt Voreid), ferner die veränderte Kompetenz der Gerichte würden sicherlich eine Revision der Prozeßordnung nicht veranlaßt haben. Die Frage, ob Vor- oder Nacheid, ist ein altes Steckenpferd des juridischen Doktrinarismus, wobei Jeder das Gewohnte als das einzig Richtige empfiehlt, während in Wahrheit herzlich wenig daran liegt, ob die Zeugen die Angabe der Wahrheit versprechen oder ex post versichern. Die Ausdehnung des Kontumazialverfahrens und die Zuständigkeitänderungen bedürfen allerdings einer Besprechung wegen der der geplanten Reform gegebenen Ausdehnung, eben so die mit der Berufung im Zusammenhange stehende Beseitigung der sogenannten Garantien und der Beschleunigung des Verfahrens. Ueber die Einführung der Berufung dagegen habe ich mich als entschiedener Gegner bereits an anderen Orten ausgesprochen und ich möchte mich nicht wiederholen; jedoch soll auch die Besprechung der übrigen Punkte vorwiegend nur bezüglich des Prinzips geschehen. Eine Beurtheilung der Einzelnheiten würde nur in einer Fachzeitschrift geeigneten Platz finden.

Nach Ordnung des Gesetzes und, daran anschließend, des Entwurfes stehen an dessen Spitze die Bestimmungen über veränderte Zuständigkeit der Gerichte. Diese charakterisiren sich als eine Verschiebung nach unten. Die Zuständigkeit der Strafkammern soll erheblich gemindert, die der Schöffengerichte um das gleiche Maß erhöht werden. Dafür sollen die Strafkammern

den Schwurgerichten einen großen Theil der Geschäftslast abnehmen. Diese Maßregel wird mit Ueberlastung der Schwurgerichte gerechtfertigt. Hätte die Reichsregirung der öffentlichen Meinung den Puls gefühlt, so würde ein weit radikalerer Schritt erfolgt sein. Sieht man der Wahrheit in das Gesicht, so muß man bekennen: für die Laienwelt haben die Schwurgerichte das Interesse verloren, das sich bei der Einführung vor fast fünfzig Jahren in Deutschland daran knüpfte; unter den Juristen gab es stets nur wenige Freunde dieses Institutes und auch von diesen Anhängern ist der größte Theil abgefallen. Diejenigen, welche die Einführung der Schwurgerichte erlebten und sich Rechenschaft darüber geben, was durch die Volksseele geht, können sich darüber nicht wundern. Das, was 1848 in Deutschland zur Einführung der Schwurgerichte führte, nennt man gewöhnlich Revolution. Die Bewegung nahm aber nur an wenigen Orten, wie in Berlin, Dresden, in Baden, revolutionäre Formen an, es war ein Fieberanfall, hervorgerufen durch gewaltsam zurückgehaltene Reformen. Im Gerichtswesen hatte das schriftliche Verfahren sich überlebt. Den Gelehrten schwebte englisches Verfahren vor, aber das diesem angeblich nachgebildete französische Verfahren war besser kodifizirt, die damals in allen Richtungen des landläufigen Liberalismus an der Spitze marschirenden Rheinländer schwärmten für französisches Recht, man adoptirte also dieses, mehr oder minder verbessert. Viele sahen darin eine politische Institution, die Garantie bieten sollte gegen mißliebige Erfahrungen aus der sogenannten Demagogenverfolgung der dreißiger Jahre; Andere warnten vor diesem Segen und verlangten eine Rechtsinstitution und siegten hiermit größtentheils; noch Andere verhielten sich mißtrauisch ablehnend. Das Volk jubelte der neuen Institution zu, wie sonst, ohne sich über das Warum Rechenschaft zu geben. Nun zeigten die Jahre, daß die Geschworenen auch keine höhere Inspiration empfingen, daß sie auch nur menschliche Richter waren, wie die Rechtsgelehrten, nur mit anderen Schwächen begabt als diese. Es kamen mit der Zeit Verstimmungen vor: bald verurtheilten die Geschworenen in politischen und Preßprozessen zu viel, bald zu wenig. Es kamen hier und da völlige Fehlsprüche vor, für die man, ohne lange zu forschen, die ganze Institution verantwortlich machte. So hatte sich die Stimmung merklich abgekühlt, als die deutschen Justizgesetze ins Leben traten. In der deutschen Strafprozeßordnung hatte aber der juridische Doktrinarismus ein unheilvolles Spiel getrieben. Weil die Fragestellung an die Geschworenen, die nicht entbehrt werden kann, Schwierigkeiten bietet, wagte man einen Sprung ins Blaue: man ordnete die Fragestellung nun mit den Worten des Gesetzes an, verlor damit jede Anlehnung an die Thatsachen, verlor dadurch ferner jede Möglichkeit einer Kontrole der Wahrsprüche. Die Geschworenen waren in der Unterordnung der Thatsachen unter die gesetzlichen Begriffe absolut. Diese Gottähnlichkeit

verträgt kein Mensch, auch der Geschworene nicht. Willkürliche Wahrsprüche mehrten sich; der Mangel jeder Anfechtung brachte die Betheiligten zur Verzweiflung. Das half unter den Juristen einer Strömung zum Durchbruch, die sich direkt gegen das Geschworenen-Institut richtete, und dieser Strömung steht die Bevölkerung kühl gegenüber.

Hätte die Reichsregirung diese Situation erfaßt und wollte sie der öffentlichen Meinung Rechnung tragen, wie in der Frage der Berufung, so mußte sie vorschlagen, das Schwurgericht abzuschaffen und ein größeres Schöffengericht oder ein mittleres und ein großes Schöffengericht an die Stelle zu setzen. Das wäre auch nur in Harmonie gewesen mit dem glänzenden Zeugniß, das die Begründung des Entwurfes den Schöffengerichten jetziger Gestaltung ausstellt und das sich in der beabsichtigten Erweiterung ihrer Zuständigkeit ausspricht. Die vorgeschlagene Maßregel ist eine Halbheit. Der Entwurf will den Schwurgerichten entziehen und den Strafkammern zuweisen: das Verbrechen des Widerstandes in den Fällen der §§ 118, 119 Str.-G.-Bch.; des Meineides (§§ 153, 154, 155); der Urkundenfälschung in den Fällen der §§ 268 Abs. 2, 272 und 273 Str.-G.-Bch.; die Verbrechen im Amte in den Fällen der §§ 349, 351 Str.-G.-Bch.; die nach §§ 209, 212 Konk.-Ord. strafbaren Verbrechen. Das läßt sich technisch sehr wohl rechtfertigen. Das Gleiche ist aber auch bei vielen anderen Verbrechen der Fall, die den Schwurgerichten verbleiben, und spricht eigentlich ein Mißtrauen gegen diese aus. Die Folge aber ist, daß die Schwurgerichte überhaupt nicht mehr genügend beschäftigt sind und daß im Volke jedes Verständniß für die Gesichtspunkte verloren gehen wird, nach denen die Zuständigkeit geordnet ist. Ich habe mir die Mühe genommen, eine Probe auf die Wirkung anzustellen, welche die Novelle für die Geschäftslast der Schwurgerichte haben würde. Eine Statistik für ganz Deutschland, die Dies gestattet, war zu schwierig zu beschaffen. Es konnte sich nur um eine Stichprobe bei einem Schwurgericht mittlerer Belastung handeln, und dafür bot sich zunächst Leipzig. Dieses Schwurgericht erledigte durch Urtheil in regelmäßigen Quartalsitzungen:

1887:	54	Fälle,	wegfallen	würden	hiervon	23,	Rest	31
1888:	60	"	"	"	"	25,	"	35
1889:	54	"	"	"	"	23,	"	31
1890:	56	"	"	"	"	32,	"	24
1891:	45	"	"	"	"	20,	"	25
1892:	72	"	"	"	"	32,	"	40
1893:	66	"	"	"	"	30,	"	36
1894:	48	"	"	"	"	23,	"	25
1895:	55	"	"	"	"	29,	"	26

Also von in jedem der bezeichneten Jahre bisher durchschnittlich erledigten

57 Fällen würden 26 bis 27 wegfallen und nur 30 bis 31 verbleiben. Das ergiebt für jede Quartalsitzung 7 bis 8 Fälle, während bisher bis zu 25 Fällen erledigt wurden. Würden sich nicht Geschworene und Publikum fragen, warum man nicht den Schwurgerichten auch noch den Rest abnehme, wenn doch die Strafkammern andere schwere Verbrechensfälle erledigen? Das häufige Aendern in diesen Dingen ist vom Uebel. Will man mit den Schwurgerichten ein Ende machen, so sollte man Das nicht stückweise, sondern mit einem kühnen Schnitte thun. Allerdings sind auch die größeren Schöffengerichte ein Experiment. Allein kein größeres, als einst die Einführung der Schwurgerichte und die Abschaffung der Berufung war, als es jetzt die Wiedereinführung der Berufung bei einem gar nicht darauf zugeschnittenen Prozeß und einer noch viel weniger dazu passenden Gerichtsorganisation sein würde.

Im Uebrigen kann über die positiven Bestimmungen des Entwurfes in Bezug auf die Zuständigkeit rasch hinweggegangen werden. Sieht man davon ab, die Uebertretungen den Gerichten unterster, die Vergehen jenen mittlerer Ordnung, die Verbrechen den Gerichten höchster Ordnung zuzuweisen, so hat jede, mehr kasuistische, Unterscheidung etwas Willkürliches. Gegen die Vorschläge des Entwurfes bezüglich der Schöffengerichte und Strafkammern läßt sich wenig einwenden. Daß man nicht darauf bedacht war, die viel besprochene und oft getadelte Systemlosigkeit zu beseitigen, die darin liegt, daß in der untersten Ordnung Laien als Schöffen, in oberster Ordnung als Geschworene, in der Mittelinstanz keine Laien zugezogen sind, ist auffallend, zumal der Entwurf eine Revision, keine partielle Aenderung des Gesetzbuches für sich in Anspruch nimmt. Aber es ist der bestehende Zustand aufrecht erhalten.

Nicht unbedenklich ist das Kriterium eines Werthes von hundert Mark zur Entscheidung über die Zuständigkeit bei Diebstahl, Unterschlagung, Betrug und Sachbeschädigung. Diese das Gros der strafbaren Handlungen bildenden Delikte sind hiermit der schöffengerichtlichen Zuständigkeit zugewiesen. Abgesehen nun von den Mißlichkeiten, die alle solche Werthgrenzen haben, dürfte die Geschäftslast der Schöffengerichte vielfach zu groß werden; es dürften ihnen Fälle unterbreitet werden, die für die Gerichte niedrigster Ordnung viel zu bedeutend und zu verwickelt sind; man denke z. B. an Taschendiebe, die im einzelnen Fall nie über hundert Mark stehlen, Hochstapler recht gefährlicher Art, die ihr Geschäft nicht in der Größe des einmaligen Gewinnes, sondern in der häufigen Wiederholung suchen. Dazu kommt noch ein Umstand. Bei Diebstahl und dessen Versuch handelt es sich oft nicht um eine bestimmte Sache oder Summe, die der Dieb stehlen will, sondern um Das, was er zufällig findet. Soll dieser Zufall über die Zuständigkeit entscheiden, oder die Fiktion Dessen, worauf die Absicht gerichtet war, wenn man etwa diese Fälle zur Zuständigkeit der Strafkammern ziehen wollte? Bei den bisherigen Werthkriterien

von 25 Mark war Das von geringerem Belang. Endlich dürfte es, wenn der Entwurf Gesetz wird, allzu oft vorkommen, daß das Gericht auf Gefängnißstrafen zu erkennen hat, die sich dem Höchstmaße der Strafart nähern. Damit wird jedes System in der Abstufung zerstört und das Rechtsbewußtsein des Volkes, das in den schöffengerichtlichen Sachen Strafthaten von geringerer Bedeutung erblickt, erheblich getrübt.

Noch haben sich diese Bemerkungen mit einer Aufgabe zu beschäftigen, die der Entwurf gehabt hätte, aber nicht in Betracht gezogen hat: Das ist die Zuständigkeit des Reichsgerichtes. Der § 136 Abs. 1 des G.-V.-G., der diese Zuständigkeit ordnet, soll nur eine Aenderung erleiden, nämlich die Revision gegen die Berufungurtheile der Oberlandesgerichte soll an die Stelle der Revision gegen Urtheile der Strafkammer treten. Das bringt keine wesentliche Erleichterung der Geschäftslast; denn die Voraussetzung, daß gegen Berufungurtheile weniger Revision ergriffen würde als bisher gegen die Strafkammerurtheile, bedarf noch sehr der Erprobung; die Verhandlungen werden aber durch Urtheile zweier Instanzen verwickelter und auf Jahre hinaus wird es an prozessualen Kontroversen nicht fehlen. Die Geschäftslast des Reichsgerichtes bedarf aber dringend einer Erleichterung. Die von ihm als Revisioninstanz zu entscheidenden Sachen sind von 1887 bis 1895 von 3270 auf mehr als 5300 gestiegen, und zwar stetig um circa 300 Sachen im Jahre. Schon jetzt kommen also 13 bis 1400 Sachen auf jeden Senat, mehr als damals, als man sich zur Bildung eines vierten Senates entschlossen hat. Eine Mehrung der Senate ist kaum denkbar. Die Wahrung der Rechtseinheit gestaltet sich ohnehin schwierig genug. Können auch die vorhandenen Räthe die Arbeit im angegebenen Umfange mit Anstrengung noch leisten, so übersteigt doch die Mehrung in kürzester Zeit die verwendbaren Kräfte und in zwei bis drei Sitzungen in der Woche können schon jetzt kaum die Urtheile gefällt werden. Ein Mehr reibt die Kräfte auf und läßt die Zeit zu den nöthigen Vorarbeiten nicht mehr übrig. Die Abhilfe muß also in anderer Richtung gesucht werden. Hierfür bietet sich aber zunächst eine Gelegenheit: die Abschaffung der erstinstanziellen Thätigkeit. Diese greift nicht nur störend in den ganzen Geschäftsgang ein, sondern man thut mit dieser abnormen Instanz ohne alle Rechtsmittel den Anarchisten und französischen Spionen, die bisher allein das Objekt der Thätigkeit waren und wohl auch künftig bleiben werden, wahrlich dadurch zu viel Ehre an, daß man zehn bis zwanzig Mitglieder des Reichsgerichtes zu deren Aburtheilung in Bewegung setzt. Das könnte jede Strafkammer im gewöhnlichen Verfahren besorgen, ohne daß man aus der Aburtheilung dieser meist verkommenen Subjekte eine unverdiente cause célèbre macht. Aber diese Minderung der Geschäftslast würde nicht ausreichen. Die Revision abschneiden gegen gleichförmige Urtheile der beiden

Unterinstanzen wäre im Interesse der Rechtseinheit nicht rathsam. Eine Geschäftsminderung würde allerdings die Ausdehnung der schöffengerichtlichen Zuständigkeit mit sich bringen; allein diese selbst dürfte doch nicht feststehen. Eine Abhilfe wäre die Bildung einer kleineren Kammer, die nach Art der Organisation des französischen Kassationhofes zuständig wäre, gänzlich verfehlte Rechtsmittel in erweitertem Umfange durch Vorbescheid zu erledigen. Ferner könnte, ohne der Justizhoheit der Einzelstaaten zu nahe zu treten, der Reichsanwaltschaft das Recht zugesprochen werden, aussichtlose Revisionen der Staatsanwälte zurückzuziehen. Endlich wäre die Androhung einer Succumbenzstrafe gegen Angeklagte und Vertheidiger, welche Revision ohne den Schatten einer Beschwerde ergreifen, wohl am Platze. Weiter zu gehen, würde allerdings nicht gerathen, wohl aber würde zu hoffen sein, daß schon diese Aenderungen den Gebrauch des Rechtsmittels auf ein vernünftiges Maß zurückführen oder doch einen Beharrungzustand herbeiführen.

Leipzig. Dr. Melchior Stenglein.

Die Leidensgeschichte eines jungen Mädchens.

Ein merkwürdiges Buch, — ein Buch, bei dem man sich fragt, wie es entstehen konnte? Denn wann kann sich sonst das Weib überwinden, das Unsagbare über sich selbst zu sagen? Nicht, daß die intimsten Bekenntnisse dem Weibe, das gehabt und besessen hat, was des Weibes ist, so überaus schwer fielen; wir haben Beispiele, daß sie ihm nur zu leicht fallen, — freilich sind es auch meist arrangirte Bekenntnisse, um sich interessant zu machen.

Aber dies Buch ist etwas Anderes. Ehrlich durch und durch. Ehrlich bis zu einem momentanen Haß gegen sich selbst. Hier wird ein Jahrzehnte lang dauernder dumpfer, aushöhlender Druck abgeschüttelt mit einer harten, strengen Willenskraft, die wie in einem stummen Jubel sich von allen Kompromissen befreit. Hier ist ein menschliches Geschöpf mit einem Gespenst auf dem Rücken gegangen durch seine Kindheit, durch seine Jugend, durch seine Reife, — ohne eine Kindheit, ohne eine Jugend, ohne eine Reife gehabt zu haben: denn Das, was man so nennt, war nur ein Prozeß des Verdorrens. Jetzt wirft es das Gespenst ab und kehrt sich um und sieht es an, — ohne Furcht; denn es will sich zum Bewußtsein bringen, wie es aussieht. Damit kommt es sich über sich selbst zum Bewußtsein. Und Das ist vorläufig Alles, was es will. Denn Das ist es eben, was es nicht sollte.

Die Verfasserin dieses Buches heißt Gabriele Reuter und sein Titel ist: „Aus guter Familie. Leidensgeschichte eines Mädchens.“*) Es ist ein norddeutsches Temperament in diesem Buch: nüchtern, besonnen, ohne Impuls, ohne expansive Sinnlichkeit. Ich möchte sogar sagen: es ist Etwas von der besten preußischen Zucht darin. Und die Verfasserin, der ich einmal flüchtig begegnete, hat das typische Aeußere der höheren Offiziers- oder Beamtentochter: groß, schlank, etwas eckig vornehm, ein regelmäßiges, vergrämtes Gesicht, ein ganz konventionell gebundenes Wesen. Nur die brennenden Augen und heißen Lippen thun Einspruch; aber die selben Augen und Lippen haben auch die Schwindsüchtigen.

Wenn ich gleich zusammenfassen soll, was am Stärksten an diesem Buche wirkt, so ist es: daß man sich erinnert. Es wird auch Anderen so gehen beim Lesen, — am Meisten Frauen und jenen Mädchen, die nicht Frauen geworden sind. Ein Buch für Männer ist es nicht. Denn es handelt fast ausschließlich von den Leiden des Weibes, die der Mann, der Mann ist, nicht sieht, nicht sehen will, nicht sehen kann. Erstens, weil sie ihm gleichgiltig sind, zweitens, weil sie ihm langweilig sind, drittens, weil er sie dem Weib, mit dem er in Beziehung tritt, sofort abzugewöhnen sucht. Es sind die Leiden, die die Scheidewand zwischen dem Mann und dem Weibe bilden, — das dumpfe Hindämmern, die unbewußte Sprödigkeit, die innere Abwehr, vor Allem die Gleichgiltigkeit der noch ungeweckten Sinne. Der Typus, der in diesem Buch beschrieben wird, ist jene Reihe von Mädchen, die darin aufgehen würden, Mütter zu sein; der Mann ist dabei Nebensache. Ich erinnere mich aus meiner Konfirmationzeit, wie eine Mitschülerin, ein gutmüthiges, robustes Ding, enthusiastisch sagte: „Ach, ich möchte so gern Kinder haben. Ich möchte zehn Kinder haben, — aber keinen Mann!“ Dem entsprechend nahm sie später ein unansehnliches, mageres, gelbes Männchen, den Ersten, der kam, und als ich ihr Glück wünschte, rief sie begeistert: „Wie soll man nicht glücklich sein, wenn man eine Auserwählte unter Tausenden ist!“ Diese Statistik der Ledigbleibenden war vielleicht übertrieben. Aber dabei hatte sie keine Zeit, sich aufzuhalten; denn nun kamen die lieben Kleinen prompt anmarschirt in unüberschaubarer Anzahl.

Die Gestalt des jungen Mädchens in diesem Buch ist keine von den hervortretenden. Und Das ist eher ein Vorzug. Individualität zu sein, ist Wenigen gegeben, die Meisten stellen sich nur so an, da es eben jetzt Mode ist. Agathe ist ein ganz gewöhnliches und in „guter Familie“ typisches junges Mädchen. Sie denkt nichts, sie fühlt nichts, sie will nichts ausgeprägt, sie macht auch auf Niemanden einen ausgeprägten Eindruck, — wenn

*) S. Fischer, Berlin.

man eigentlich die Summe ihres Lebens ziehen soll, so ist es die: sie verschwindet unter den Anderen. Erlebnisse hat sie nicht, weder innere noch äußere, und sie übt auf keinen Mann eine wirkliche persönliche Anziehung aus. Das beruht zum Theil auf dem Kreise, dem sie angehört und in dem ein junges Mädchen für heirathlustige Männer nur unter dem Gesichtspunkt einer „Partie“ in Betracht kommt. Agathe ist keine gute Partie in ihrer ersten Jugend und in ihrer zweiten Jugend — nachdem der Vater mit dem Vermögen der Mutter die Schulden des Lieutenants, ihres Bruders, bezahlt hat — ist sie gar keine; weshalb auch ihr einziger Freier, ein älterer neugebackener Landrath, sich nach Konstatirung des Thatbestandes zurückzieht. Niemand ist auch nur eine Sekunde lang um ihretwillen in Versuchung gerathen, eine Dummheit oder eine Klugheit zu begehen; aus sehr natürlichen Gründen: denn wenn irgend wann einmal ihr die Dinge, „die für junge Mädchen verschleiert bleiben müssen“, unter die Augen kommen, dann benimmt sie sich nicht nur „zipp“, — sie fühlt auch zipp. (Dieses gute germanische Wort sei mir gestattet, statt des französischen: prüde in die Schriftsprache einzuführen). Allerdings ist sie einmal in ihrem Leben verliebt, — selbstverständlich, ohne daß der Gegenstand es ahnt: in einen ziemlich abgebrühten Maler, der zu ihrem Entsetzen ein Kind mit einer Schauspielerin hat, worauf sie aufhört, ihn zu lieben. Sie ist wirklich ungemein zipp.

Man sollte nun meinen, daß ein junges Mädchen von dieser Gattung kein inneres Leben hat; und die Männer fassen es auch gewöhnlich so auf. Das Verdienstliche in diesem Buch liegt nun darin, dieses innere Leben anschaulich zu machen. Es ist gewiß nicht komplizirt; es ist ganz einfach; es besteht in einem geduldigen, lauschenden Warten.

Die Erziehung Agathes war in der etwas abgeblaßten Weise der höheren Bourgeoisie darauf angelegt gewesen, die Jungfrau zur Gattin und Mutter sich auswachsen zu lassen. Agathe hatte sich selbst auch buchstäblich so aufgefaßt, und als Frau Präsidentin Dörnheim ihr zu ihrer Konfirmation „Des Weibes Leben als Jungfrau, Gattin und Mutter“, mit entsprechenden Illustrationen von Paul Thumann, schenkte, da fühlte sie sich gewissermaßen eingeweiht für Das, was nun kommen sollte.

Aber es kam nichts. Nur eine zweite Generation und eine dritte Generation, die Agathen auf den Bällen verdrängten. Agathe war noch immer Jungfrau; von Gattin und Mutter keine Spur.

Aber eines Tages hustet Agathe Blut. Es kam, nachdem sie erfahren hatte, daß ihre heimliche Liebe, der moderne Maler, inkognito Vater war. Der Hausarzt beruhigt: Das hat nichts zu bedeuten, nur ein Aederchen ist in Folge irgend einer Erregung gesprungen. Agathe erholt sich wieder und wird fromm; aber mit der Frömmigkeit gehts eben so wenig vorwärts wie mit

dem Gattinwerden; in einer höheren Beamtenfamilie darf man überhaupt nicht abstechen; nach und nach hört Agathe wieder auf mit dem Frommsein; es hatte ja keinen Sinn, es fühlte sich auch so leer.

Zu thun hatte sie nichts als zu sparen. Das kleine elterliche Hauswesen ging von selbst, wenn auch mit allerlei kleinen Sparsamkeitpeinigungen. Zu hoffen hatte sie nichts, zu erinnern auch nichts, nicht einmal Etwas zu wünschen. Von ihrem Einsegnungjahre an hat sie ihr Leben in einer wachsenden Depression verbracht. Der einzige Reiz dieses Lebens, ein Reiz zur beständigen Erbitterung, war ihre Schwägerin Eugenie, eine reiche Cigarrenfabrikantentochter. Eugenie war eine gewöhnliche, hübsche, nüchterne, beinahe gutmüthige Frau mit einer groben, robusten Vitalität, durch ihre, man könnte sagen: vernünftige Koketterie für alle Männer anziehend, als Gattin nie langweilig, als Mutter sorgsam, von Hause aus so praktisch angelegt, daß das Leben in nichts geheimnißvoll für sie geblieben war und sie selbst ihrer Hochzeitnacht mit ruhigerem Gleichmuth als der flotte Lieutenant, ihr junger Ehemann, entgegenging.

Die Jahre gehen. Agathe magert ab und wird alte Jungfer. Da sie immer sichtbarer kränkelt, wird sie in ein Frauenbad geschickt. Und eines Tages bereitet sie ihrer Umgebung die erste Ueberraschung.

Agathe ist tobsüchtig.

Man bringt sie in eine Irrenanstalt und darauf in eine Nervenheilanstalt und die moderne Wissenschaft leistet wieder einen ihrer Triumphe, da Agathe nach und nach so vernünftig wird, daß sie eine herzliche Freude an Häkelarbeiten findet und sich allmählich vollständig zur Sammlerin, wenn auch vorläufig nur von Häkelmustern, ausbildet. Wir wollen hoffen, daß sie der modernen Wissenschaft nicht wieder von Zeit zu Zeit Gelegenheit zu neuen Triumphen in der Bekämpfung eines so eingewurzelten Uebels, wie es der Drang ist, „Gattin und Mutter zu werden", giebt.

So sind die äußeren Umrisse dieses Buches, das einen so merkwürdigen und werthvollen Beitrag zur Kulturgeschichte der Gegenwart giebt.

Es ließe sich noch viel darüber sagen, wozu hier nicht der Raum und der Ort ist. Ich möchte nur darauf hingewiesen haben. Es ist ein in der deutschen Literatur älterer und jüngerer Erzeugung ungewöhnlich gut geschriebenes Buch, wie es die Bücher sind, in denen Jemand wirklich Etwas zu sagen hat. Solche Bücher sind denn auch selten. Ich möchte es besonders Frauen und reiferen Mädchen empfehlen; nicht, damit sie mit ihrem Loos unzufrieden werden, sondern damit sie dem Leben in die Augen sehen lernen.

Schliersee.

Laura Marholm.

Der Antrag Kanitz.

Die gemeingiltige nationalökonomische Definition des Gesetzes der Preisbildung lautet: Der Preis ist gleich den Produktionkosten des letzten, vom zahlungfähigen Konsum noch verlangten, am Theuersten produzirten Produktenquantums. Wenn dieser Satz mit der Wirklichkeit stimmte, dann gäbe es keine Agrarfrage. Wahr dagegen ist: daß seit zwanzig Jahren in allen Kulturstaaten und seit fünf bis zehn Jahren auch in den meisten jüngeren Agrarländern die Kosten der Getreideproduktion nicht annähernd mehr durch die Marktpreise Deckung finden.

Die Weltproduktion an Brotgetreide (Roggen und Weizen) beträgt 850 Millionen Doppelcentner und von dieser Produktion entfällt annähernd die Hälfte (410 Millionen Doppelcentner) auf die europäische Landwirthschaft. Niemand wird leugnen, daß diese Hälfte unter den Begriff des vom Konsum verlangten letzten Quantums fällt. Die in der gesammten europäischen Landwirthschaft in gleicher Intensität wirksame agrarische Bewegung zeigt, daß nicht in Deutschland nur, sondern überall in Europa von einer Bestimmung des Preises dieser Produktionhälfte durch die ihr zu Grunde liegenden Produktionkosten nicht die Rede ist.

Ich verstehe dabei unter Produktionkosten: a) die laufenden Spesen der Produktion (bei Getreide also: Löhne, Arbeitgeräthe, Hilfsstoffe und Betriebsmittel jeder Art, Steuern und Lasten); b) den landesüblichen Zins für das Anlage- und Betriebskapital; c) den Unternehmergewinn innerhalb der Grenzen eines gerechten Lohnes für die Arbeitleistung des Unternehmers.

In meiner Schrift „Bauernnoth und Fürstenpflicht“*) habe ich für die deutsche Landwirthschaft den Nachweis erbracht, daß hier, beim heutigen Preisstande, weder Bodenzins noch Unternehmergewinn mehr erzielt wird, so daß selbst unverschuldeter Boden seinen Mann nicht mehr nährt. So ist, was die Nationalökonomie im vorhin erwähnten Lehrsatz als Thatsache hinstellt, für uns noch zu erstrebendes Ziel; und wenn wir diesen angestrebten Preis für den „volkswirthschaftlich gerechten“ halten, so gründet sich Das auf die Erwägung, daß die selbe Volkswirthschaft, die doch aus sich heraus die Höhe unserer Produktionkosten entwickelte, andererseits in sich auch denjenigen Grad von Kaufkraft birgt, der hinreichend ist, um die aus dem jeweiligen volkswirthschaftlichen Status heraus geborenen Produktionkosten auch wieder bezahlen zu können.

Als natürlichen und gerechten Diktator des Preises betrachten wir also das allgemeine Wohlstandsniveau: die Kaufkraft des Volkes, — und Das führt zu dem Resultat, daß weder hohe noch mittlere noch niedrige Preise an sich den von uns angestrebten „gerechten Preis“ nothwendig darstellen, sondern daß das von uns angestrebte „gerechte Preisniveau“ dann gegeben sein wird, wenn einerseits die genannten drei Bestandtheile der Produktionkosten mit der jeweiligen allgemeinen Lage der Gesammtvolkswirthschaft vollkommen im Einklang stehen und andererseits diese drei Produktionkostenelemente durch den Marktpreis genau Deckung finden, — einerlei zunächst, wie dabei, preisstatistisch betrachtet, die ab-

---

*) Berlin, bei O. Häring.

solute Preishöhe sei. Ist dieser Zustand erreicht, dann ist es füglich ganz gleich, in welche Worte man das Preisgesetz kleiden will. Ob man sagt: die Produktionkosten bestimmen den Marktpreis, oder: der Marktpreis, d. h. die Kaufkraft des Volkes, bestimmt die Produktionkosten, — Das kommt in der Wirkung auf das Selbe hinaus und es kommt für uns lediglich darauf an, diese Wirkung überhaupt zu erreichen.

Wir sind heute mit einer ganzen Reihe dem Welthandel unterliegender Waaren von diesem Idealzustand weit entfernt. Seit zwei Jahrzehnten hat sich der Waarenpreis in einer den Produktionkosten entgegengesetzten Richtung entwickelt und so ist die schwere Krisis entstanden, unter der das gesammte Wirthschaftleben des Volkes dahinsiecht.

Die Gesammterscheinung der beim Brotgetreidepreis eingetretenen Entwickelung läßt sich auf vier Ursachen zurückführen: 1) auf den Börsenspielhandel; 2) auf die Gestaltung internationaler Währungverhältnisse seit 1873; 3) auf ungenügende Vorrätheverwaltung beim inländischen Getreidezwischenhandel; 4) auf ungenügenden Produktionschutz gegenüber dem Ausland. Ich will von diesen vier Punkten nur den ersten beleuchten.

Die Börse soll der große Markt sein, an dem effektives Abgabebedürfniß mit effektivem Kaufbedürfniß sich begegnet und je nach Ueberwiegen des einen oder des anderen Faktors in der entsprechenden Richtung sich ausgleicht. Die landläufige Bezeichnung für das Abgabebedürfniß ist: Angebot, für das Kaufbedürfniß: Nachfrage. So lange dabei das Angebot auf thatsächlichem Vorrath beruht, das Abgabebedürfniß also auf effektiven Waarenbesitz sich gründet und so lange die Nachfrage aus wirklichem Bedarf hervorgeht, ist eine wirthschaftlich berechtigte Konkurrenz realer Faktoren gegeben, als deren Ergebniß — ceteris paribus — eine berechtigte Preisbildung resultirt. Daran ändert sich noch nichts, wenn innerhalb oder außerhalb der Börse Jemand ein Waarenquantum, das er augenblicklich noch nicht besitzt, aber nach Maßgabe seiner Produktion- oder Geschäftseinrichtung zum gegebenen Zeitpunkt thatsächlich besitzen wird, im Voraus — auf Termin — verkauft und wenn andererseits Jemand, der augenblicklich noch keinen Bedarf hat, aber nach Maßgabe seines Geschäftsbetriebes solchen zum gegebenen Zeitpunkt haben wird, im Voraus — auf Termin — ein Waarenquantum einkauft. Beide Operationen beruhen noch immer auf der realen Unterlage wirklicher — heutiger oder künftiger — Vorräthe und wirklichen — heutigen oder künftigen — Bedarfes.

Wenn wir dagegen heute an der Fondsbörse sehen, daß die auf Basis wirklichen Werthebesitzes und die in Absicht wirklicher Werthe-Erwerbung abgeschlossenen Verkäufe und Käufe nur wenige Prozent des Gesammtumsatzes ausmachen, ja daß in einzelnen Spielpapieren zuweilen an einem Tage das Fünffache Dessen „umgesetzt“ wird, was davon überhaupt vorhanden ist, und wenn wir weiter sehen, daß die Börse nicht mehr blos ein Spieltempel für das berufsmäßige Spekulantenthum ist, daß vielmehr weite Kreise der Bevölkerung, nicht zum Zweck effektiver Veräußerung oder wirklichen Werthe-Erwerbes, sondern nur des Differenzspieles wegen an die Börse Aufträge geben, — dann ließe sich hier gegen ein staatliches Einschreiten allenfalls noch geltend machen: Was kümmert Das uns? Wer spielt und sein Geld verliert, hat die Folgen zu tragen. Auf

keinen Fall jedoch dürfen wir Zustände länger dulden, in denen das ganze werkthätige Volk, ohne die geringste Beziehung zur Börse zu haben, doch den Wirkungen des Börsenspieles überantwortet wird: Das aber sind die heutigen Zustände an der Produktenbörse.

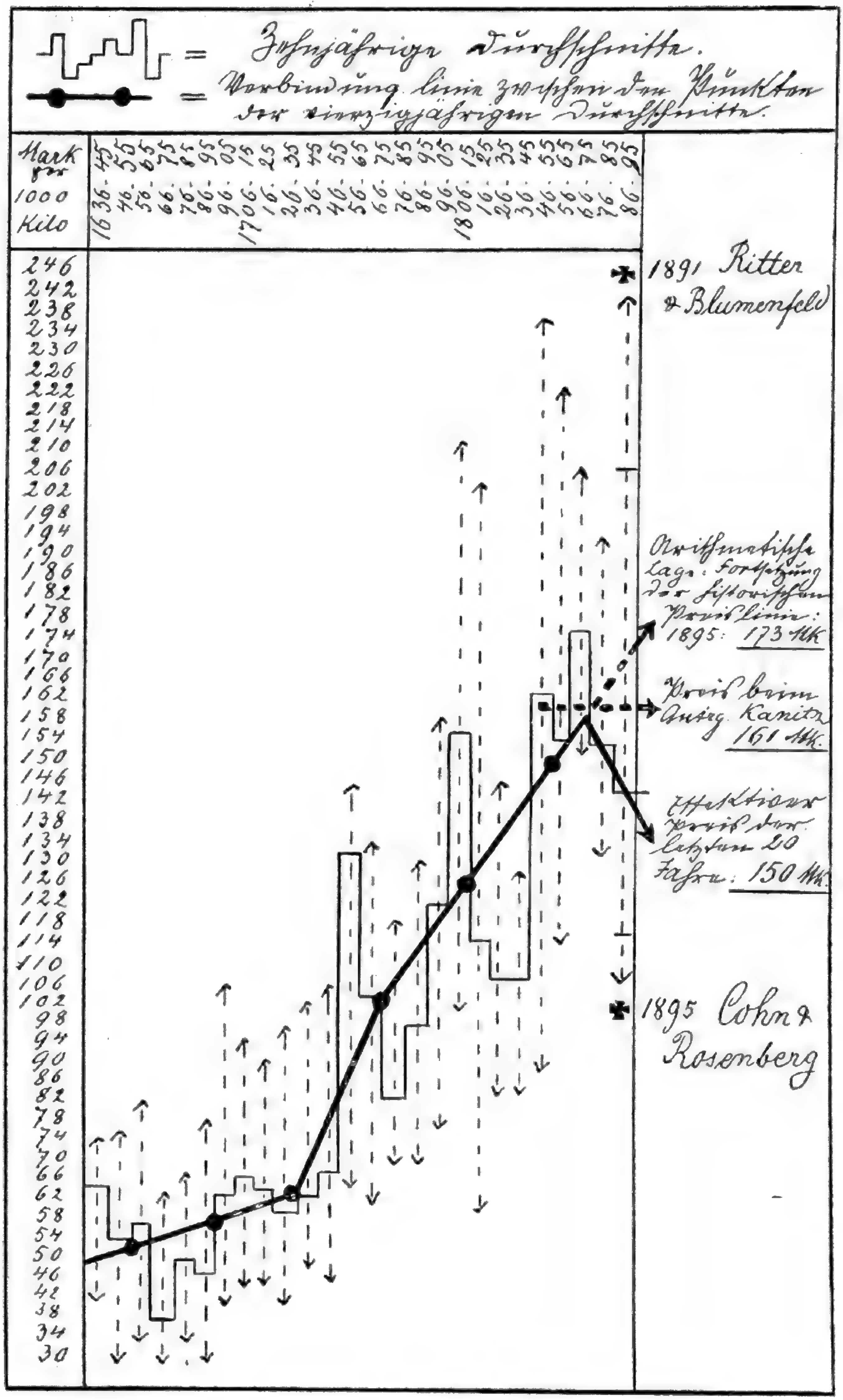
Ich habe dargelegt, daß die jeweilige Kaufkraft des Volkes den gerechten Maßstab abgiebt einerseits für die innerhalb gewisser Zeitperioden zulässige Höhe der Produktionkosten, andererseits für die innerhalb dieser Periode realisirbare Höhe der Produktenpreise. Ich habe hinzugefügt: auf dieser für größere Zeitabschnitte durchschnittlichen Normale ergiebt sich durch das auf effektiven Vorrath sich stützende Angebot und durch die einem wirklichen Bedarf entspringende Nachfrage die Preisbildung im konkreten Fall nach Ort und Zeit. Dieses wirthschaftlich nöthige und gerechte Verhältniß ist heute gänzlich aufgehoben. Vermöge der Institution des Terminhandels wird heute auf den Weltbörsen in einem Monat mehr Getreide — in Gänsefüßchen — gekauft und — in Gänsefüßchen — verkauft, als in zehn Jahren auf der ganzen Welt wachsen kann, von Tausenden von Leuten, die Naturroggen nicht von Naturweizen zu unterscheiden vermöchten, die daher zum effektiven Kornhandel genau so reale Beziehungen haben wie der Storch zum Kinderkriegen.

Der Umstand, daß es dem Spielhandel niemals um die Waare, sondern stets nur um die Preisdifferenz zu thun ist, und der weitere Umstand, daß dieser Spielhandel lediglich mit Hilfe der Kapitalkraft zu den zehn Millionen Tonnen effektiver deutscher Ernte noch beliebige hundert Millionen Tonnen Papiergetreide-Ernte auf die Märkte zaubern kann, daß er ferner dem realen Konsumverbrauch einen unendlich großen Papiermagen noch hinzuzufügen im Stande ist —: diese Umstände haben die natürlichen Beziehungen zwischen effektiver Erzeugung und effektivem Verbrauch vollkommen aufgehoben, haben den preisbildenden Einfluß der Kaufkraft des Volkes und somit das gerechte Verhältniß zwischen Kaufkraft und Produktionkosten erschüttert.

An die Stelle des natürlichen Preisbildungsgesetzes ist die rohe Willkür getreten; und will man für die internationalen Spielwaaren ein Preisbildungsgesetz aufstellen, so würde es lauten müssen: der Weltgetreidepreis wird der Menschheit von der an den internationalen Getreidespieltischen jeweilig stärksten Geldmacht diktirt. Diese, aus dem Vergleich der Weltgetreideproduktion und des Weltgetreideverbrauches mit der schroffen Preiskurvenbildung der Börse uns längst zur Gewißheit gewordene Ueberzeugung hat handgreifliche Bestätigung gefunden in zwei Vorkommnissen der jüngsten Zeit.

Ich bitte den Leser, auf der beigegebenen graphischen Darstellung des Roggenpreises in Berlin die beiden äußersten Punkte der letzten Rubrik zu betrachten: 1891 Preis pro Tonne 240 Mark (Ritter & Blumenfeld)
1895 „ „ 108 „ (Cohn & Rosenberg).

Die immer noch unentwegt die Freiheit des Handels und Wandels vertretende Presse ist um eine „natürliche“ Erklärung für diese extreme Preisschwankung nicht verlegen. Da ist 1891 „bekanntlich“ eine sehr schlechte Welternte gewesen, während 1895 „bekanntlich“ Ueberproduktion auf die Märkte drückt, und so erklärt sich die starke Differenz „ganz naturgemäß“, — es sind eben Weltmarktskonjunkturen.


= Zehnjährige Durchschnitte.
= Verbindungslinie zwischen den Punkten der vierzigjährigen Durchschnitte.
Mark per 1000 Kilo
1891 Ritter & Blumenfeld
Arithmetische Lage: Fortsetzung der historischen Preislinie: 1895: 173 Mk
Preis beim Antrag Kanitz 161 Mk.
Effektiver Preis der letzten 20 Jahre: 150 Mk.
1895 Cohn & Rosenberg

Die „Zukunft" brachte vor einiger Zeit einen Aufsatz von Karl Hecht: „Spekulation". Was dort gesagt ist, kann man Wort für Wort unterschreiben. Man muß aber darüber klar werden, daß die solide, berechtigte Spekulation, die Herr Hecht meint, im Produktenhandel thatsächlich heute nicht mehr existirt. Es existirt nur noch die von ihm sogenannte Pseudospekulation, — die nicht auf objektiven Thatsachen fußt und nach objektiven Thatsachen sich richtet, sondern die, gemäß dem „corriger la fortune" des Falschspielers, die Thatsachen künstlich zu gestalten sucht, nach ihren Zwecken biegt und beugt. Den Haussiers à la Ritter & Blumenfeld genügt nicht die Thatsache einer durch die natürliche Lage des Marktes geschaffenen berechtigten Preisaufbesserung, sondern sie setzen skrupellos alle Hebel an, um durch künstliche Fernhaltung der Waare vom Markt ihre das Vielfache betragenden Papierengagements mit Wuchernutzen auszulösen. Ueber die hierfür angewendeten Mittel brachte der unlängst vor dem Kammergericht in Berlin verhandelte Prozeß Ritter & Blumenfeld contra Koppel auch dem Laien ja vollkommene Klarheit. Eben so aber verfährt heut auch die Baisse: nicht mit dem wirthschaftlich berechtigten Moment eines natürlichen Preisdruckes durch guten Ernteausfall rechnet sie, sondern auf künstliche Ueberfluthung und einen dadurch unberechtigt tiefen Stand der Preise rechnet sie für ihren Fischzug. Dafür ist der Fall „Cohn & Rosenberg" typisch.

Im April bis Mai 1895 bewegte sich, nach tiefem Sturz im Herbst 1894, der berliner Roggenpreis langsam aufwärts und erreichte Ende Mai den Stand von 138 Mark. Zu diesem Zeitpunkt verkaufte die Firma Cohn & Rosenberg, die schon im Herbst 1894 eine Million Centner Roggen gefixt und so die Preise tief geworfen hatte, auf Sommer- beziehungweise Herbstterminlieferung riesige Kornmengen. Mit hoher Kapitalunterstützung durch den Schaaffhausenschen Bankverein und die Dresdener Bank (doch sehr respektable Häuser, nicht?) zogen Cohn & Rosenberg nunmehr anderthalb Millionen Centner russischen Roggen nach Berlin, mietheten unter der Hand sämmtliche hier vorhandenen Getreidespeicher und begannen nun, im Juli-Termin, den Tanz à la baisse, indem sie das nach Menge wie Qualität völlig unverbrauchbare Korn auf den berliner Börsenmarkt warfen. Da die Firma über sämmtliche Speicher verfügte und keinem Anderen deren Benutzung gestattete, so ergab sich für die meisten Gegenkontrahenten die Unmöglichkeit, durch effektive Abnahme das Engagement zu lösen. In gleicher Richtung wirkte die Beschaffenheit der angekündigten Waare. In den drei Terminen August-Oktober kamen zwei Millionen Centner Roggen zur Ankündigung; davon wurden überhaupt 1 300 000 Centner dem Börsenkommissariat zur Beurtheilung gestellt und hiervon wurden 500 000 Centner als „lieferbar", 800 000 Centner dagegen als unterwerthig erklärt. Dabei ist zu beachten, daß, nach übereinstimmenden Aussagen der Müllereisachverständigen in der Börsenenquetekommission, das von der berliner Börse noch als „lieferbar" begutachtete Getreide „der Regel nach als nicht vollkommen mahl- und backfähig sich erweist," — eine Thatsache, die einen Minderwerth von 100 bis 150 Mark pro Waggon gegenüber deutschem Getreide bedingt. Diese Thatsache der schweren Absatzfähigkeit des berliner „Liefergetreides", verbunden mit den Folgen des von der ehrenwerthen Firma geübten schlauen Speichercoups, bedangen natürlich für die meisten Interessenten der Haussepartei den Wunsch, lieber durch schlanke Differenzzahlung

aus dem Geschäft auszuscheiden, als durch den Versuch effektiver Abnahme die Baissierfirma zuletzt in Waarenmangel zu setzen. Ueberdies hatte die Firma noch den Vorort der berliner Roggenbörse, Hamburg, gleichfalls mit Roggen vollgepfropft, um „jeder Eventualität gewachsen" zu sein. So hält diese Firma den bei Roggen für den Weltmarkt ausschlaggebenden Börsenplatz Berlin seit vier Monaten unter ihrem Druck und bewirkt einen Preistiefstand, der seit vierzig Jahren nur zweimal (1848/9 und 1864) erreicht worden ist.

Was aber, so fragt vielleicht der mit den Börsenpraktiken nicht vertraute Leser, was in aller Welt kann die Baisse veranlassen, so auf die Preise zu drücken? Ists nicht ein alter Grundsatz, daß, je besser die Preise sind, desto lebhafter auch der Handel und um so höher der Nutzen sich gestaltet? Der Leser mag noch mehr staunen, wenn er hört, daß Cohn & Rosenberg — Das läßt sich aus dem damaligen Preisstand auf den russischen Exportplätzen genau nachweisen — die anderthalb Millionen Centner Roggen, selbst unter Berücksichtigung, daß die Hälfte nicht lieferbarer Schund ist, um fünfzehn Mark pro Tonne theurer eingekauft haben, als der spätere Schleuderverkaufspreis betrug, daß sie also rund zwei Millionen Mark bei diesem Effektivhandel zusetzten.

Aber Cohn & Rosenberg sind gutmüthige Leute, die gern, zu Gunsten des deutschen Konsumenten, noch mehr Geld verloren und statt zu 110 am Liebsten zu 10 Mark verkauft hätten, wenn sies riskiren durften. Sie trösten sich damit, daß sie für jede effektiv eingekaufte Tonne vorher — im Mai 1895, zu 130 bis 135 Mark Herbstterminpreis! — an unvorsichtige Brotkornspieler das doppelte und dreifache Quantum Papierkorn losgeworden waren. Je tiefer sie nun — bei Lösung jener Papierengagements — durch Ueberschwemmung des Marktes den Effektivpreis senkten, je schwerer also ihr „Verlust" am eingekauften Effektivkorn sich stellte: desto größer war auf der anderen Seite ihr Gewinn beim dreifach größeren Papierkornquantum.

Das sind, nach der bei Eröffnung des Reichstages gehaltenen Thronrede, die beim heutigen Stande des Weltverkehres „nicht mehr entbehrlichen, entwickelteren Formen", in denen die deutsche Produktenbörse heutzutage handelt und wandelt. Als der Minister Maybach einst vom Giftbaum sprach, dem die Wurzeln beschnitten werden müßten, da war es zumeist das werbende Volk, das vom Bann der Manchesterpresse noch gefangen gehalten wurde. Heute scheint dieser Bann auf andere Regionen sich gelegt zu haben. Zwar: beim Reichstage liegt ein Gesetzentwurf zur „Reform der Börse", dessen wirksamste Bestimmungen hinsichtlich der Produktenbörse aber darin bestehen, daß die Ritter & Blumenfeld und Cohn & Rosenberg künftig in eine Liste sich einschreiben müssen und für das Recht, papiernes Getreide zu handeln, jährlich fünfzig Mark zu entrichten haben.

Diesen Nichtigkeiten stand am sechzehnten und siebenzehnten Januar, zum dritten Male nun, der Antrag Kanitz gegenüber. Was wollte dieser Antrag? Nach der von der Manchesterpresse gegebenen Definition war er „das ärgste Attentat, das jemals gegen die Menschheit versucht worden ist".

Ich bitte den Leser, nochmals die beigeschlossene graphische Darstellung des Roggenpreises auf dem berliner Markt zu betrachten.*) Er findet hier in den

*) Die Skizze giebt eine verkleinerte Abbildung der auf Grund des Aktenmaterials des Polizeipräsidiums (1636—1815) und der amtlichen preußischen Statistik (1816—1895) von mir entworfenen Darstellung.

durch Pfeile bezeichneten Punkten die jeweiligen Jahres-Preisextreme dargestellt, die durch eine schwache schwarze Linie zu zehnjährigen Durchschnitten zusammengefaßt sind. Auch diese Zehnjahrslinien verrathen, wenngleich abgeschwächt, noch fieberhafte Unruhe; dagegen tritt in der dicken schwarzen Linie, welche die Punkte der vierzigjährigen Durchschnitte miteinander verbindet, eine vollkommene Gesetzmäßigkeit der Preisentwickelung uns vor Augen. Wir sehen hier, daß, wie immer je nach Gunst und Ungunst der Ernten, je nach Unruhen und Kriegszeiten die Preisextreme sich gestaltet haben, doch eine zwar langsame, aber beständige Aufwärtsbewegung der Durchschnittslinie vor sich gegangen ist. Es enthüllt sich so uns das durch drei Jahrhunderte wirksame Gesetz: die vorschreitende volkswirthschaftliche Kultur bedingt, durch die mit ihr gegebene Steigerung der Produktionkosten, eine stetige Erhöhung des Kornpreisdurchschnittes.

Nun sehen wir, daß diese schwarze, von 1636 bis 1875, also 240 Jahre lang, ständig aufwärts strebende Linie beim letzten Viertel des laufenden Jahrhunderts plötzlich abbricht und tief nach unten sich senkt. Es gehört wenig dazu, um zu begreifen, wie heftig die Landwirthschaft, deren gesammter Status in jedem Betracht doch aufs Innigste mit dem volkswirthschaftlichen Gesammtstatus verflochten war, der durch unsere gesammte wirthschaftliche Entwickelung historisch sich herausgebildet hatte, — wie heftig dieser landwirthschaftliche Status durch jenen scharfen Bruch der historischen Preislinie erschüttert werden mußte.

Betrachten wir die arithmetische Lagefortsetzung der zweihundertvierzigjährigen Linie, so ergiebt sich, daß ein „gerechter" Roggenpreis für den berliner Platz heute 173 Mark betragen würde. Das ergiebt, gegenüber dem wirklichen Durchschnitt der letzten zwanzig Jahre, eine Differenz von 23 Mark pro Tonne.

Annähernd in der Mitte zwischen beiden Linien liegt das im Antrag Kanitz beabsichtigte Preisfixum von 161 Mark pro Tonne. (Für Berlin; für die anderen Börsenorte Deutschlands, dem Gesetzentwurf gemäß, nach der dort aus gleicher Preisstatistik sich ergebenden Normale.)

Es ist klar, daß eine dauernde Preisfixirung den volkswirthschaftlichen Gesetzen zuwiderläuft. Keinem wirthschaftlichen Denker kann verborgen bleiben, daß man nicht einseitig den Preis einer Waare, insbesondere des im Wirthschaftleben wichtigsten Produktes, des Brotkornes, festlegen kann, ohne zugleich auch die Produktionkosten zu fixiren, — was aber innerhalb unserer heutigen Wirthschaftordnung unmöglich wäre. Sofern also der Antrag Kanitz als dauernde Einrichtung gedacht und so jene Preisnennung als Dauerfixirung geplant gewesen wäre, würde ich meine Aufgabe nicht in der Unterstützung, sondern in der Bekämpfung dieses Antrages gesucht haben. Bei dauernder Geltung eines solchen Gesetzes müßte man Vorkehrung treffen, daß unter der sozialpolitisch wie allgemein volkswirthschaftlich so wünschenswerthen Beseitigung der Jahresspekulationschwankungen doch die freie Beweglichkeit der normalen Linie gewahrt bleibt, so daß diese Linie den volkswirthschaftlich gerechten Lagewinkel zur Horizontale jederzeit bilden könnte. Das ist nicht nur überhaupt, sondern es ist auch leicht ausführbar. Doch war der Antrag zunächst nur bis Ablauf der Handelsverträge (acht Jahre) wirksam gedacht. Damit entfallen die gegen seine jetzige Form, diese als Dauereinrichtung gedacht, zu erhebenden nationalökonomischen Einwände und es ergiebt sich aus der Betrachtung der Lagenverhältnisse der einzelnen

Linien auf unserer Darstellung: daß dieser Antrag sowohl ein schnellwirkendes Mittel gewesen wäre, um der landwirthschaftlichen Krisis den scharfen, akuten Charakter zu nehmen, wie er auch in der hinter dem Anspruch volkswirthschaftlich berechtigter Preishöhe erheblich zurückbleibenden Ausgleichsforderung eine vorzügliche Maßnahme zum Schutz der Konsumenten gegen die wucherische Ausbeutung durch die Spekulation geboten hätte, — und damit eine Maßregel zu dauernder durchschnittlicher Verbilligung des Brotes.

Der jetzt zum dritten Male von der Regirung höchst unverständig bekämpfte und vom Reichstage, unter dem Drucke der Fraktionpolitik, abgelehnte Antrag bezweckte erstens: daß der Preis, der vierzig Jahre lang vom deutschen Volke schon bezahlt wurde, als künftige Preisnormale festgelegt werde, damit die weder dem Produzenten noch insbesondere dem Konsumenten nützlichen, Beide vielmehr schwer schädigenden Spekulationextreme beseitigt würden. In Folge solcher Preisbefestigung vermöchte die Landwirthschaft, gestützt auf zuverlässige Preisberechnung, in ihren Betrieben diejenigen Einrichtungen und Landesmeliorationen durchzuführen, die nothwendig sind, um das deutsche Volk in seiner Ernährung vollkommen und dauernd vom Auslande unabhängig zu machen. Andererseits aber würde auch der Konsument hinsichtlich des wichtigsten Lebensbedürfnisses auf eine feste Grundlage gestellt; es würde eine klare Unterlage für den Brotdetailpreis geschaffen und damit eine Stabilität hergestellt, deren segensreiche Wirkung für den Gesammthaushalt des Volkes wohl Niemand in Abrede stellen kann. Zweitens verlangte der Antrag, daß die bei billigerem Weltpreis für das Reich beim Einfuhrhandel sich ergebenden Ueberschüsse in besonderen Fonds gesammelt würden, damit, wenn künftig die internationalen Blumenfelde auf dem Weltmarkt wieder einmal eine Schwänze veranstalten, das deutsche Volk darunter nicht mehr zu leiden braucht; es sollen, bei hohen Weltmarktspreisen, die inländischen Verkaufspreise unter Ausschüttung jener Fonds auf der gesetzlich festgelegten Normale erhalten werden.

Der Leser begreift, daß in diesem Antrag Kanitz ein sozialer Gedanke nach Verwirklichung strebt, dessen gewaltige Bedeutung weder von Börsenleuten und ihren journalistischen Spießgesellen noch von verständnißlosen Ministern auf die Dauer hinweggeschwatzt werden kann. Der Antrag wird, diese Zusicherung wurde von den Angestellten ausgiebig ertheilt, wieder kommen. Wie bald und mit welchem Erfolge: Das freilich wird davon abhängen, ob die achtundneunzig Unterzeichner die Konsequenz ihrer Ueberzeugung bis zu Ende führen werden, — bis zur Wandlung des einst berüchtigten Wortes in ein berühmtes: diesem Ministerium keinen Groschen!

Niederschönhausen. Edmund Klapper.

Die Deutschen im Auslande.

Seit Kurzem interessirt der Schutz, den die Deutschen im Auslande finden, wieder stärker bei uns. Es lohnt also vielleicht die Mühe, zu untersuchen, welche Pflichten eigentlich unsere fernen Landsleute für die Rechte übernehmen, in deren Genuß sie beständig stehen. Ich habe mich deshalb bemüht, an verschiedenen Stellen Erkundigungen einzuziehen, deren eigenthümliches Resultat am Ende selbst unserer Steuerverwaltung nicht ganz unwichtig scheinen wird.

Da wäre zuerst der Orient. Die sogenannten Kapitulationen haben die Einsetzung von Berufskonsuln in einer ganzen Reihe wichtiger Städte zur Folge gehabt. In allen diesen Bezirken kann der Deutsche nicht vor ein einheimisches Gericht gebracht werden, sondern bei Prozessen unter den Deutschen selbst entscheidet unser Konsul, oder der Berufsrichter mit Beisitzern aus der Kolonie; in Fällen, wo der Einheimische einen Deutschen zu verklagen hat, geschieht Dies vor unserem Konsul; und da, wo unsere Landsleute Einheimische zu verklagen haben, müssen sie zwar die schlechten fremden Gerichtshöfe anrufen, aber der Konsul hat dabei stets seinen Beamten zur Stelle. Nur in Egypten gelangen Streitigkeiten zwischen Deutschen und Nichtdeutschen vor das Tribunal International. Dieses besteht aus je einem Vertreter der dreizehn Staaten; diese Vertreter hat Egypten zu bezahlen, da die Mächte mit dem Tribunal dem Khedive eine Konzession gemacht hatten. So erhält z. B. der deutsche Richter nicht weniger als 40 000 Mark jährlich und alle vier Jahre Urlaub auf ein Jahr. Was ein so prompt arbeitender Rechtsschutz bedeutet, läßt sich am Besten an den sehr gefährlichen Geschäften mit den Griechen erkennen, die als mächtiges Element eigene, nur zu sehr bestechliche Gerichtsbarkeit haben. Uebrigens dient diese Thätigkeit des Reiches nicht nur den Deutschen. Unsere Kolonien haben dort von je her noch Schutzangehörige angenommen, besonders Levantiner; diese sind wohl in der Levante geboren, stehen aber nicht unter türkischer Herrschaft. Es gab eine Zeit, wo alle fremden Konsulate bemüht waren, sich zur Hebung ihres Ansehens gleichsam mit einem Stabe von mächtigen Einheimischen zu umgeben, und wo jeder Reiche, um gegen Erpressung geschützt zu sein, eine europäische Nationalität anzunehmen suchte. Diese Pseudodeutschen sind uns geblieben. Die Konsuln haben aber nicht allein in Civilsachen zu entscheiden. Ein vorläufiges Arrestlokal ist wohl bei jedem derartigen Gebäude und später werden die Verurtheilten auf die Schiffe gebracht, um nach einem deutschen Gefängniß geführt zu werden. Was also deutsch ist oder unserem Protektorate angehört, genießt inmitten gewaltthätiger Bevölkerungen und elender Justiz eine nahezu streng geregelte Sicherheit. Ob Das einfach auf Grund von Verträgen möglich wäre, ohne daß wir ab und zu mit der Ankunft eines Kriegsschiffes zu imponiren brauchten, bleibt sehr fraglich.

Was leisten nun unsere Schützlinge für diese ungewöhnlichen Annehmlichkeiten? Nichts! Daß sie bei ihren Prozessen die Kosten bezahlen, kann man wohl im Ernste nicht als Abgabe ansehen; aber sie, die doch an der Macht des Deutschen Reiches — oder besser: an dessen Machtentfaltung — ein großes Interesse haben, zahlen uns nicht die geringste Steuer. Und die wirklichen Deutschen müssen wenigstens noch der allgemeinen Wehrpflicht genügen, während die

Levantiner natürlich auch hiervon entbunden sind. Die Ungerechtigkeit geht so weit, daß die zum Theil doch sehr reichen Fremden nicht einmal Kommunalsteuer zu entrichten haben. Die Folge zeigt sich am Deutlichsten in den türkischen Städten, wo für Pflaster, Beleuchtung, Wasser und Sanirungen nichts geschehen kann, weil eben die Wohlhabenden von den Abgaben frei sind. Nur in Alexandrien, der modernen Großstadt, haben die Exporthäuser ein Besonderes gethan und sich selbst eine Taxe auferlegt, die auf jeden Centner Baumwolle, den wichtigsten Handelsartikel, geht und dann natürlich wieder auf den Preis nach Liverpool geschlagen wird. Da nur Europäer die Steuer verwalten, so wird sie auch nutzbringend und ungeschmälert verwendet. Daß die Ausländer die indirekten Steuern bezahlen, die der Verkäufer auf Zucker, Kaffee u. s. w. mit acht Prozent ad valorem berechnen muß, ist wohl kein weiteres Verdienst.

Im Transvaal*) müssen alle großen Prozesse vor den Gerichtshof zu Praetoria. Doch auch ohne die juristische Praxis haben unsere Vertreter dort genug zu thun. Transvaal hat, wie alle Länder am Kap, nur Einfuhrzölle, auch die Deutschen haben also keine Staatssteuer zu bezahlen, die sie abhalten könnte, bei uns Abgaben zu entrichten. Denn man muß sich hüten, bei einer solchen Forderung die Deutschen aller Länder gleichmäßig zu beurtheilen. In Spanien und Portugal sind z. B. wirkliche Steuern vorhanden und es wäre unbillig, von unseren Landsleuten dort, die noch dazu ihre Ersparnisse fast regelmäßig in Reichsanleihe anlegen, eine weitere deutsche Abgabe zu verlangen.

In Südamerika, wo wir auf die schlecht regirten Staaten beständig einen Druck ausüben müssen, könnten doch unsere Kaufleute ganz ruhig eine Reichsabgabe zahlen. Es handelt sich da fast immer um schwere Interessen Einzelner, die unser Volk nur insofern angehen, als dabei die Ehre des deutschen Namens

---

*) Hier mag ein in der deutschen Presse bisher nicht beachtetes Gutachten mitgetheilt werden, das Professor Westlake, der bedeutendste englische Völkerrechtslehrer, am elften Januar im Glasgow Herald über Transvaal veröffentlicht hat und dessen wesentlicher Theil lautet: „Das beanspruchte Recht beruht auf einer Auslegung des Vertrages von 1884, nach der dieser Vertrag an Stelle aller Artikel des Vertrages von 1881 trete, jedoch die Einleitungworte des älteren Vertrages unberührt ließe. Eine solche Auslegung ist aber eine privatrechtliche und für völkerrechtliche Dokumente durchaus ungewöhnlich. Es erscheint daher sehr zweifelhaft, ob fremde Staaten eine englische Oberlehnsherrlichkeit nach 1884 noch gelten lassen werden. Man kann mit Sicherheit nur von einer Abhängigkeit des Transvaal und einem Protektorate Englands reden. Wenn die Buren durch hartnäckige Verweigerung von Reformen ihren Staat zu einem Herde von Unruhen machen, die die Interessen der Nachbarn berühren und dem englischen Protektorate schwierige Pflichten auferlegen, so dürfen wir mit Recht eine starke Pression zu Gunsten der Reformen ausüben und können, so lange wir uns innerhalb dieser Rechtssphäre halten, keiner anderen Macht gestatten, zwischen uns und die Burenrepublik zu treten. Ich möchte aber nicht behaupten, daß dritte Staaten nicht berechtigt wären, eine gewaltsame Einverleibung des Transvaal in unsere Besitzungen zu verhindern." Der Rechtslehrer von Cambridge giebt also, trotz der Raserei der englischen Presse, den Anspruch einer Suzerainetät Englands über das Transvaal völlig auf. M. H.

gefährdet sein soll. Anders wäre es natürlich in der Union, wo ziemlich geordnete Verhältnisse herrschen und wo man sich auch dann nicht imponiren läßt, wenn ein Fremder zufällig ins Unrecht gesetzt wird.

In Ostasien, wo jetzt unsere Industrie und unsere Finanzkunst ihre Hebel angesetzt haben, wird den deutschen Vertretungen eine Fülle von verantwortungvoller Arbeit aufgebürdet. In Japan, das ja stolz civilisatorische Ansprüche macht, sind, wie ich glaube, Aenderungen eingetreten; allein in ganz China zahlt der Fremde keine Staatssteuer und der Chinese kann einen Europäer nur vor das Konsulat citiren. Wer jemals den dortigen „Herald“ gelesen hat, weiß auch, wie zahlreich die beständig anhängigen Prozesse sind. Gerade in China erwachsen unseren Vertretern heutzutage ganz neue Aufgaben, da z. B. unsere Industrie nicht allein von dort Aufträge entgegenzunehmen wünscht, sondern auch im Lande Hochöfen, Kohlenzechen u. s. w. zu unternehmen gedenkt. Auch die große Anleihe, über die jetzt verhandelt wird, hält unsere Konsuln und unseren Gesandten in Athem. Zwar ist es hauptsächlich die Hongkong- und Shanghai-Banking-Corporation, die als Leiterin des englischen Konsortiums die ganze Anleiheangelegenheit führt, allein von jeder einzelnen Phase muß doch auch dem deutschen Konsortium berichtet werden. Das hat Herrn von Hansemann zur Einsetzung eines Komitees veranlaßt, dessen Mitglieder — wegen der raschen Einberufung — natürlich in Berlin wohnen. Uebrigens hält man das Komitee noch immer für viel zu nachgiebig, wenn sich auch die Chancen zu Gunsten der Anleihe für uns gebessert haben. Das hängt aber keineswegs mit der klugen Führung in Berlin zusammen, sondern mit den Geldbedürfnissen Chinas. Es handelt sich eben um ein immer stärkeres Drängen Japans, dem in Peking nachgegeben werden muß; und während die Anleihen der Vicekönige und Provinzen immer erst Weiterungen zwischen den einzelnen Regirungen und dem Kaiser von China hervorriefen, liegen diesmal die Verhandlungen an einem einzigen Punkt. Sechzehn Millionen Pfund ist freilich etwas viel, nachdem die Russen auf den Hafenzöllen bereits eine Art erster Hypothek besitzen. Entweder also wird dieser von allen Blättern den „Times“ nachgedruckte Betrag erheblich reduzirt oder es treten neue Sicherheiten hinzu. Solche Sicherheiten zu erhalten, so daß endlich einmal wieder eine wirklich große Anleihe abgeschlossen werden kann, bleibt der Kunst in Hongkong und der Geschmeidigkeit in Berlin vorbehalten. Man kann sich aber die Fülle der Anfragen denken, die auch in dieser Angelegenheit an die Vertreter des Deutschen Reiches gerichtet werden.

Wäre es nun nicht gerecht und billig, daß unsere Landsleute und unsere Schutzangehörigen im ganzen Auslande deutsche Einkommensteuer entrichten? Unsere Gesandten und Konsuln sollten beauftragt werden, sich Listen anzulegen und dann die Selbsteinschätzung ihrer Interessenten zu veranlassen. Ohne Schwierigkeiten wird es nicht abgehen, — wie bei jeder neuen Sache. Doch würden wir davon später zwei Vortheile haben: die baaren Einnahmen und eine Verminderung des jetzt oft recht bequemen Chauvinismus, der gerade unsere werthen Landsleute im Auslande bei jeder Gelegenheit nach Einmischung des Reiches rufen läßt.

Ein Mittel, um steuerfrei zu leben: man zieht aus Deutschland fort, bringt den Winter in Alexandrien zu und den Sommer in einem deutschen Bade. Am ersten Platz zahlt man als Deutscher, am zweiten als Alexandriner nichts. Pluto.

Notizbuch.

Sehr lange ist es noch nicht her, da konnte man täglich in berliner Zeitungen lesen, England sei der Hort der Freiheit und der Gesittung in dieser argen Welt und dem britischen Löwen müsse man deshalb folgen, namentlich, wenn er gegen den russischen Bären, den Talglichtfresser, die Tatzen reckt und das Vermächtniß des edlen Helden Stambulow beschützt. Wer anderer Meinung zu sein wagte, Der hatte gewiß von Sergej Julitsch Witte Rubel erhalten und war in einem dunklen Bassin als Reptil abgerichtet worden. Nun ist die schöne Zeit vorbei und ausgewalkte Lumpen malen die emsigen Rotationpolitiker uns plötzlich ein ganz anderes Bild. Sie sprechen fast menschlich vom Reich des Weißen Zaren und scheinen bereit, selbst in Konstantinopel einziehenden Russenheeren ihren Schwarzkünstlersegen zu spenden. Das wäre noch nicht weiter wunderbar, denn diese führenden Geister schwärmen natürlich für den Nichtsalskonsumenten, den neuen Märchenprinzen, sie toben gegen die von leibhaftigen Ministern gebrandmarkte Agrardemagogie und müssen, ob auch ihr Demokratenherz sich darob zusammenkrampft, dem Nachbarn im Osten freundliche Mienen zeigen; wenn nämlich beim jetzigen Stand der Getreidepreise der deutsche Körnerbau noch weiter zurückgeht und die verstimmten Kanalvettern uns in Kriegsfällen die Lebensmittelzufuhr abschneiden können, dann sind wir auf die Gnade Rußlands angewiesen, das uns Brotkorn verkaufen oder verweigern kann. Deshalb muß ein Mann, der sein Vaterland nicht der kaum von Knackfußens Buddha übertroffenen Scheusäligkeit der Agrarier ausliefern will, rechtzeitig eine sanftere Tonart gegen das Mushikland anschlagen. So hatten es die Leute nun freilich nicht gemeint, die früher vor einer unnützlichen Russenhetze warnten; sie wollten das freundschaftliche Verhältniß zwischen den beiden Reichen erhalten sehen, trotz allen wirklichen oder angeblichen russischen Gräueln, die uns nicht kümmern, aber es kam ihnen nicht eine Sekunde in den Sinn, die nationale Selbständigkeit des Deutschen Reiches an das Belieben des jungen Herrn zu knüpfen, der jetzt die Mütze der Monomachen trägt. Leider scheint es eine Schicksalsfügung, daß unter dem neuen und neueren Kurs — ein neuester ist schon in Sicht und ein politisches Reichskursbuch wird nächstens unentbehrlich werden — der Pendel immer zu weit ausschwingen muß, nach rechts bald und bald nach links, nach Osten oder nach Westen. Jetzt kann ein harmloser Zeitungleser beinahe schon vermuthen, die zweite Auflage eines Dreibundes werde Deutschland mit Frankreich und Rußland vereinen, — trotzdem gerade jetzt in Frankreich in einem Ton höhnischer Ueberlegenheit von Deutschland gesprochen wird, der viel schlimmer ist als das wüthende Schimpfen von früher. Da aber in den Mitternachtaufführungen der Zeitungmacher, wie in den Stücken des Herrn von Wildenbruch, ein schwarzer Mann oder eine Gruppe von schwarzen Männern niemals fehlen darf, so wird nun England uns als der böse Feind vorgeführt, der überall wühlt, den armen Türkentrottel sogar tückisch bedroht und von den wahren Kulturträgern, zu denen — unglaublich! — mit einem Male jetzt auch Rußland gehört, zur Ruhe gebracht werden muß. Um diesen Szenenwechsel nach Gebühr zu würdigen, muß man bedenken, daß in Englands Politik, Anspruch und Temperament sich nicht das Allergeringste geändert hat. Sollte wirklich, wie böse Menschen behaupten, der neidische Zorn über den reichen Ertrag der Goldminen manchen Holzpapierpolitiker

gegen den Reiz seiner alten Liebe blind gemacht, sollte der starke Instinkt der Finanzmächte, die doch zu hehr und zu rein sind, um Sonderinteressen zu vertreten, den schnellen Umschwung bewirkt haben? Daß man über England jetzt bei uns nüchterner denkt, ist sicherlich gut; da aber schon eine nahe Zeit vielleicht schwere Konflikte heraufführen kann, sollte man sich vor einer Unterschätzung der dabei betheiligten Kräfte doch sehr ernstlich hüten. Die Männer, die Großbritanniens Geschäfte besorgen und das Greater Britain vorbereiten, sind mit Zeitungspaßmachereien nicht abzuthun; wir könnten froh sein, wenn wir Minister von der Bildung und Fähigkeit Balfours und Salisburys hätten. Selbst Herr Cecil Rhodes, dessen Stern heute heller als je zuvor strahlt, ist durchaus nicht die Witzblattfigur eines Jobbers, die ein Theil unserer Presse aus ihm macht. Dieser Mann, der nach Afrika ging, um die Schwindsucht loszuwerden, der dort gesund wurde, in fünfzehn Jahren hundert Millionen erwarb und mit der Macht eines Königs über ein Gebiet von der Größe Europas herrschte, ist gewiß kein gewöhnlicher Mensch und die Franzosen wissen, warum sie den Condottiere des Minenkrieges, fast ehrfürchtig zitternd, den Kapnapoleon nennen. Noch thörichter aber ist es, Herrn Chamberlain, weil er seinen imperialistischen Empfindungen ein Bischen laut Luft gemacht hat, wie einen prahlenden Narren von oben herab zu behandeln und seine politische Zurechnungfähigkeit zu bezweifeln. Dieser Joseph, der gar nicht zimperlich ist, weiß in der englischen Politik sicher eben so gut Bescheid wie in den Büchern der Firma Nettlefold & Chamberlain, und wer sein glattes und feines Gesicht mit den stahlblauen, selten ganz geöffneten Augen und seine korrekten Gentlemanmanieren aufmerksam betrachtet, wird sicher sein, daß der elegante Herr selbst in scheinbarer Aufwallung niemals die Selbstbeherrschung und die schlaue Effektberechnung verliert. Auch er ist kein gewöhnlicher Mensch, und wenn er dem Bonaparte auch kaum ähnlich ist, so kann man ihn doch vielleicht einen englischen Miquel nennen, — aber einen Miquel, der Farbe bekennt, der nicht seufzend und spöttelnd unerwünschte Wege mitwandelt, sondern entschlossen sich stets von Denen trennt, die zu seinem Ziel nicht die Straße suchen. Chamberlain, der, ganz wie Miquel, als feuerrother Radikaler begann, hat sich zu einem Experimentalpolitiker ersten Ranges ausgewachsen; er ist nicht nur ein ausgezeichneter Redner, der selbst gedachten Gedanken den knappsten und schärfsten Ausdruck zu finden weiß, er ist auch ein Mann von klarem Menschenverstand, praktischem Blick und sicherem Sinn für das in der Entscheidungstunde gerade Wesentliche. Er hat werdende Volksstimmungen immer sehr früh verstanden. Den ersten populären Erfolg brachte ihm der Kampf gegen Forsters Schulsteuer, den zweiten der Versuch, den Detailverkauf von Spirituosen zu verstaatlichen; dieser Versuch blieb zunächst freilich unwirksam, weil — die Erinnerung mag den Grafen Kanitz trösten — das gesammte Manchesterthum sich gegen den Eingriff in die privatwirthschaftliche Erwerbsthätigkeit wüthend erhob, aber Chamberlain erwarb durch sein Bemühen doch den Namen eines Volksfreundes. Den großen Ruck nach oben gab seinem öffentlichen Leben dann zweimal die Kolonialpolitik: zuerst, als Gladstone, der in egyptische Finsterniß gerathen war, ihn, um einen unbequemen Kritiker loszuwerden, ins Ministerium berief, und zum zweiten Male jetzt, wo er, als weithin sichtbarer Vorkämpfer der größerbritischen Hoffnungen, von der Menge zärtlich umjubelt wird. Daß seine letzten Reden sich stets in den Grenzen

des guten Geschmackes gehalten haben, wird man nicht behaupten können; aber ein Staatsmann muß manchmal, wie ein Thierbändiger, in den Stunden der Wuth die Bestie mit starken Brusttönen überheulen und aus der Erkenntniß des Augenblickes berechnen, welche Reizung jetzt gerade wirken kann. Jedenfalls ist es ganz und gar thöricht, wenn man in unseren Zeitungen gegen Chamberlain den Kleinengländer Labouchere anführt, der am Liebsten alle Kolonien aufgeben möchte und politisch nicht ernst genommen wird, oder sorgsam die Stimmen der Manchestermänner verzeichnet, die auch um den Preis nationaler Ehrlosigkeit Handel und Wandel die Ruhe erhalten wollen und die es außerdem ihrem einst geliebten Joseph nicht vergessen können, daß er wegen der Irenfrage sich 1886 von dem großen Reichsverderber Gladstone schied. Chamberlain, der für soziale Nothwendigkeiten eine sehr feine Witterung hat und es einmal als die Aufgabe seiner Sozialpolitik bezeichnete, den Egoismus, der jetzt vielfach im Gegensatz zu der Menschlichkeit stehe, auf die Seite des Guten zu schaffen, wird wahrscheinlich in der Geschichte Englands neben Balfour noch eine bedeutende Rolle spielen und gerade deshalb sollte man ihn nicht zur albernen Karikatur entstellen. Es ist ein Glück für Deutschland, daß die Tage der blinden und blöden Engländerei vorüber sind; doch auch die Unterschätzung eines finanziell starken und durch vielhundertjährige Erfahrung gewitzigten Gegners kann gefährlich werden. Daß die Papierguirlanden, die von britischer Schlauheit so lange dem Deutschen Kaiser gewunden wurden, jetzt von geballten Fäusten abgerissen worden sind, müssen wir, weil es zur Aufklärung dient, dankbar und froh begrüßen; ists aber nöthig, daß wir, weil in England freche Dummheiten über Deutschland gedruckt werden, uns nun Wochen lang mit dummen Faseleien über England und seine Geschäftsführer füttern lassen?

* * *

Der Freiherr von Hammerstein-Loxten, der in Preußen Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten ist, hat in der Nacht vom siebenzehnten bis auf den achtzehnten Januar dieses Zuvieljubeljahres die Herzen aller liberalen Mannen erobert und sein Name wird jetzt bereits unter ähnlichen Ehrfurchtschauern ausgesprochen wie einst der des Schöpfers der leoninischen Verträge, von denen Andere den Löwentheil schnappten. Als Herr von Hammerstein zum Minister ernannt wurde, ging ein Wuthschrei durch die Reihen der keuschen Gesammtinteressenvertreter, denn der neue Mann sollte — man denke! — ein Agrarier sein und man hatte doch gehofft, den humanen Rübenbauer Rickert oder den Abgeordneten für die Villardwerthe ins Landwirthschaftministerium einziehen zu sehen. Damals wurde hier warnend gesagt: „Durch die Ministerien und Reichsämter weht seit einiger Zeit ein seltsamer Wind, der die bewährtesten Charaktere sehr rasch verändert und die sichersten Hoffnungen zu Schanden macht. Die Holzpapierprophezeiungen über neue Männer haben sich niemals bestätigt. Es kommt immer anders, — und wir müssen geduldig abwarten, wie es diesmal kommt." Es ist auch diesmal anders gekommen und die Propheten sollten nach so vielen Blamagen an ihrer Kunst doch endlich irrewerden. Herr von Heyden-Cadow war ein ostelbischer, Herr von Hammerstein-Loxten ein westelbischer Agrarier, wie er im Buche steht, bis Beide Minister wurden und mans plötzlich anders las. Uebrigens ist der neue Herr ein sehr fähiger und erfahrener Mann, dem bei der sonderbaren Berühmtheit vielleicht bald unheimlich

zu Muthe wird und der sich dann wohl auch sagt, daß er mit Unrecht die Agitation des Bundes der Landwirthe schilt, der er, wie Eingeweihte behaupten, allein es zu danken hat, daß er in Preußen Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten geworden ist, als ein Renommiragrarier mit der Laterne gesucht wurde.

* * *

Preisfrage: Ist es anständig, daß Herr Kropatschek in der Kreuzzeitung mittheilt, wo er ein Diner veranstaltet hat, und daß er hinzufügt, Speise und Trank seien, wie stets bei der altbewährten Firma X. Y., vortrefflich gewesen? Es wird Menschen geben, die solches Verfahren in einem Blatte, das gerade jetzt auf Sauberkeit halten sollte und das Anderer arge Sitte so tapfer zu schmähen versteht, unwürdig und widerwärtig finden. Aber Herr Kropatschek kann zu seiner Rechtfertigung anführen daß er auch mit den Dinerreklamen getreulich in den ihm von seinem Vorgänger gewiesenen Bahnen bleibt. Nur: so lange der Pistolenwilhelm verantwortlich zeichnete, wußte Jeder, daß die Dinerreklame eben eine Preisfrage war.

* * *

Vor vierzehn Tagen wurde raunend berichtet, ein Hofprediger habe von der Kanzel herab den Deutschen Kaiser mit dem winselnden Todesruf der römischen Cirkuskämpfer begrüßt. Die Nachricht klang völlig unglaubhaft, denn man durfte nicht annehmen, daß ein Diener des von Römern gekreuzigten Menschensohnes mit Gladiatorengaukelei die Kanzel schänden und mit züngelnden Schmeichlerkünsten einen Hohenzollernkaiser beschimpfen könne. Weil die Meldung so ungeheuerlich schien, so empörend niederträchtig, wurde sie hier nicht erwähnt. Und weil der Hofprediger nicht Stoecker, sondern Faber hieß, ging der Lärm, den die Erzählung aufrührte, auch rasch vorüber. Heute muß man bekennen, daß der Hofprediger, wenn ihm die Verruchtheit wirklich wider Willen entfahren ist, mit dem Vorrecht des Genies begnadet war, das sein Wort stets zur richtigen Stunde spricht. Denn der Kaiser hat während der letzten Tage Schmeicheleien anhören müssen, die zu der Frage zwingen, ob die sinkende Prunkherrlichkeit von Rom und Byzanz im deutschen Land nicht längst überholt worden ist. Die liberalen Blätter hat die Ablehnung der agrarischen Forderungen zu noch niemals erschauten Orgien des Servilismus vermocht. Professoren haben sich in der ehrsamen Wedlerzunft und als Bauchrutscher versucht, der Reichstagspräsident hat aus dem Gehege der Zähne Sätze losgelassen, die man nicht für möglich halten könnte, wenn sie nicht wortgetreu nachgedruckt wären, und Graf Phili Eulenburg, der Deutsche Botschafter in Wien, hat in einer Skaldenrede, die leider ganz ungereimt ist, dem Herrscher des deutschen Oesterreichs mitgetheilt, daß alle Völker der Erde Deutschland um seinen Kaiser beneiden. Wenn unser Kaiser die Menschen verachten lernt und, wie sein Ahn, bald müde wird, über Sklaven zu herrschen, darf Niemand sich wundern. Nie ist einem modernen Monarchen so nichtswürdig geschmeichelt worden; und es ist einstweilen der sicherste Ruhmesanspruch Wilhelms des Zweiten, daß er trotz solchem traurigen Treiben den klaren Kopf und das Augenmaß für die Unvollkommenheit eines sterblichen Menschen sich zu bewahren verstanden hat.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 8. Februar 1896.

Pestalozzi.

In die Zeit, da wir die Wiederkehr des Tages der Wiederaufrichtung unseres Reiches zu feiern uns anschickten, fiel der Gedenktag an die Geburt Pestalozzis. Kaum ist ein größerer Gegensatz denkbar. Hier das Bild des vom Ruhm gekrönten Kaisers, umgeben von der glänzenden Schaar seiner Paladine, dort das Bild eines schlichten, unter Bettlerkindern sich abmühenden Erziehers. Hier die Erinnerung an Männer, die, auf der Höhe des Lebens wandelnd, die Geschicke des Volkes bestimmten, dort das Andenken an einen Gedrückten, dessen Leben sich um die Sorge für die Erziehung der Kleinen drehte. Ist es nicht wunderbar, daß das Andenken an diesen Mann nicht verdunkelt wird durch den Glanz, der von den Helden ausstrahlt, daß sein Name genannt wird und sich hält neben den Größten des Volkes? Wo es sich um Kinder handelt, meint man doch oft, es handle sich um geringfügige Dinge, kaum werth, daß man darüber spricht; wer sich mit Kindern, ihrer Erziehung und ihrem Unterricht, abgebe, Der bestimme selbst seinen untergeordneten Platz in der Gesellschaft. Wie kommt es dann, daß Pestalozzis Name so unbestritten hoch gehalten wird, daß an seinem Gedächtnißtage, am zwölften Januar 1896, Tausende auf dem Erdenrund in dankbarer Verehrung seiner gedachten? Fiel auf ihn etwa ein Strahl des Sieges von Sadowa, der den Schulmeistern zuweilen zugeschrieben wird? Wir stehen vor einem Räthsel. Ein armer Schweizer, halb gebrochen und bei seinem Lebensende an seinem Lebenswerk verzweifelnd, weder Philosoph noch Gelehrter, zeitlebens mit dem Ausdruck seiner Gedanken ringend, in praktischen Dingen so ungeschickt, daß unter seinen Händen Vieles verdarb, von Manchen auch als Christenfeind verschrieen, — und doch von solchem Einfluß, von solcher Nachhaltigkeit der Einwirkung, daß heute mit größerer Begeisterung denn je von ihm in

mancherlei Zungen geredet, daß sein Preis gesungen wird in allerlei Blättern der verschiedensten Richtungen.

Allerdings: der Abstand von der Zeit seiner Wirksamkeit ist groß genug; das Ende des Jahrhunderts vermag objektiv zu würdigen, was von den Strömungen, die an seinem Anfang hervortraten, als bewährt angesehen werden darf. Und das Interesse für Volksbildung ist in unserer Zeit rege genug, um dankbar Dessen sich zu erinnern, von dem tiefgehende Anstöße dazu ausgingen. Nicht Wenige mögen auch in Zeiten des Niederganges und der Abnahme der sittlichen Spannkräfte im Volke das Bedürfniß fühlen, sich anzulehnen an einen Führer, dessen Idealismus die gesunkenen Kräfte emporzurichten vermag.

All Dies mag zusammenwirken, um die Herzen für diesen Mann höher schlagen zu lassen, sobald sein Name genannt wird. Es ist ein gutes Zeichen für unsere Zeit, daß sie neben der Begeisterung für die Großthaten unseres Volkes so viel Hingabe an das Andenken eines Mannes übrig hat, der in der Enge eines Erziehunghauses sein Tagewerk vollbrachte. Freilich war sein Werk und sein Name nicht auf den schweizer Winkel beschränkt geblieben, der sein Glück ausmachte. Zweimal war sein Ruf hinausgedrungen, weit über die Grenzen seiner Heimath. Das erste Mal, da er das Volksbuch „Lienhard und Gertrud“ hinausgeschickt hatte, das seinen Weg rasch in Hütten und Paläste fand. Schrieb doch die edle Königin Luise unter dem Eindruck des Buches: „Wäre ich mein eigener Herr, so führe ich in die Schweiz zu Pestalozzi, um ihm zu danken. Ja, in der Menschheit Namen dankt' ich ihm“. Und das zweite Mal erklang sein Ruhm, als er sein Wort That werden ließ, als er nach seinem Erziehungroman selbst Erzieher ward. Rousseau schrieb auch einen solchen Roman, — aber welch ein Unterschied: er schickte seine eigenen Kinder ins Findelhaus. Pestalozzis sittliche Kraft steht unvergleichlich höher, weil sie tief in seinem Gemüth wurzelt; Rousseaus Wirkung liegt in seiner intellektuellen Eigenart. Aber Das genügt nicht; das Herz ist, wie Goethe so oft und so schön dargelegt hat, Das, was den Werth des Menschen bedingt und das wahrhaft Bleibende und Dauernde in ihm ausmacht. Aller menschliche Fortschritt beruht überhaupt weit weniger auf einer Ausbildung des Intellektes als auf einer Vervollkommnung der moralischen Kräfte, die im Gemüth wurzeln. Denn der Intellekt führt zur Herrschaft des Egoismus und damit zur Zerstörung der menschlichen Gemeinschaft; das Gemüth zielt auf Ueberwindung der selbstsüchtigen Interessen und trägt deshalb zur Erhaltung des sozialen Körpers bei. Wer diese Kräfte zu stärken vermag, Der gehört zu den Wohlthätern der Menschheit. Unter ihnen nimmt Pestalozzi einen hohen Rang ein, als ein echter Jünger Jesu, weil er nicht blos lehrte, sondern seine Lehre auch lebte. Rousseau schrieb ebenfalls und seine Ideen drangen ohne Zweifel tief ein in die Entwickelung seines Volkes, aber nur nach der

politischen Seite hin; seine pädagogischen Wirkungen gingen an seinem Vaterland spurlos vorüber. Sein Leben blieb eben zu weit zurück hinter Dem, was er wollte. Anders bei Pestalozzi. Zwar kann man nicht von ihm sagen, daß es ihm geglückt wäre, Lehre und Leben vollkommen zu decken; auch bei ihm stand die That weit hinter dem Wort zurück, aber nicht aus Mangel an Gesinnung, sondern aus Mangel an Geschicklichkeit. Niemals wäre Rousseau einer solchen Aufopferung fähig gewesen, wie Pestalozzi sie bei der Erziehung der Bettelkinder im Waisenhause zu Stanz bewies. Nur mit tiefer Rührung kann man die Schilderung lesen, die er von seinem Leben mit den Kindern in dem halbverfallenen Kloster entwirft.

Das ist es, was den Mann der Verehrung so würdig macht. „Alles für Andere; für sich selber nichts": so steht auf seinem Grabstein; sein Leben giebt Zeugniß für die Wahrheit der Inschrift. Von des Volkes Wohlfahrt wußte er nicht nur schön zu sprechen, sondern für die Armen und Verlassenen wußte er vor Allem auch zu wirken. Darum ward er vorbildlich für so viele Volkserzieher, die aus seinem Herzen die Kraft sogen, auszuharren in Dürftigkeit und Verachtung. Pestalozzis Idealismus hat unseren Staaten und unseren Gemeinden große Summen erspart. Denn die Bescheidenheit in der Lebensführung, die Anspruchslosigkeit des lehrenden Standes bis auf unsere Tage hat ihre Quelle in dem idealistischen Sinn, der mit der Hingabe an des Volkes Wohl, wie es Pestalozzi gezeigt hatte, so leicht die Sorge um eigenes, materielles Wohlsein vergißt. Durch Pestalozzi angeregt, fanden sich immer Männer, die der Erziehung von verwahrlosten oder von schwachsinnigen, blinden und taubstummen Kindern ihr Leben widmeten. Der Aufschwung, den Kindergärten, heilpädagogische Anstalten, Einrichtungen für Handarbeit der Jugend überall genommen haben, geht auf pestalozzischen Geist zurück, während die Privaterziehunganstalten, die häufig genug nur auf Gelderwerb angelegt sind, ein Erzeugniß unserer Zeit sind.

Von Pestalozzis Geist war besonders auch das gesammte preußische Volksschulwesen durchdrungen, bis die Zeit der Regulative ihm einen engherzigen kirchlichen Stempel aufdrückte, von dem es sich auch heute, trotz Falk, noch nicht befreien kann. Die Blüthezeit der pestalozzischen Anstalt in Ifferten rief Besucher aus allen Ständen und Gegenden dahin, namentlich auch aus Preußen.

Unter französischem Trommelwirbel hatte Fichte in Berlin seine Reden an das deutsche Volk gehalten und, das Heil von einer neuen Erziehung erwartend, den Blick der Zuhörer auf die Schweiz gerichtet. Nun begann die Wallfahrt nach Ifferten. Als Losung betrachtete man den Rathschlag des edlen Staatsrathes Süvern: „Die Methode Pestalozzis ist nur ein schwacher Ausfluß und Niederschlag von seinem Geiste und seiner Idee. Nicht darauf kommt es an, das Aeußere der Methode, die Geschicklichkeit im Unterricht sich zu erwerben, sondern sich zu

erwärmen an dem heiligen Feuer, das im Busen dieses Mannes der Kraft und der Liebe glüht.“ Es ist richtig: Das war die Hauptsache. Aber doch wäre es verkehrt, die Unterrichtsmethode Pestalozzis gering zu schätzen. Zwar hat sie unter seinen Händen selbst zuweilen sonderbare Gestalten angenommen und unter seinen Anhängern hat ein öder Formalismus nur zu oft die guten Gedanken übersponnen; aber Das ist doch unbestritten: die grundlegende Idee, die er auf diesem Gebiet vertrat, zeugt von einer Tiefe der Auffassung, zu der gelehrte, fachwissenschaftliche Darlegungen über Unterrichtsbetrieb u. s. w. niemals vorgedrungen sind. Pestalozzi wollte, dem Gang der Natur folgend, die letzten wahren Elemente und die ihnen entsprechenden geistigen Elementaraktionen aufsuchen, um den Lehrinhalt durch Kombination und Verzweigung dieser Elemente zu gestalten und das Lernen zu einer mit innerer Nothwendigkeit sich fortspinnenden Abfolge von psychischen Aktionen zu machen.

An dieses Bestreben knüpfte Joh. Fr. Herbart an, der echte Nachfolger Pestalozzis, eins mit ihm in der Strenge und Höhe der ethischen Auffassung wie in der Nothwendigkeit, die psychologischen Grundlagen bei der Durchführung von Erziehung und Unterricht sorgfältig zu benutzen. Herbarts epochemachender Einfluß hat in Pestalozzi seine Wurzeln; er ergänzt seinen Vorgänger auch insofern in der glücklichsten Weise, als durch ihn pestalozzischer Geist den höheren Schulen zugeführt wird, die bisher in falscher Vornehmheit über den schweizer Schulmeister sich erhaben dünkten, bis ihr Dünkel so derbe Stöße erhielt, daß sie nach und nach wohl zu der Einsicht kommen dürften, es sei doch vorzuziehen, Erziehungschulen ersten Ranges zu sein, denn als gelehrte Schulen zweiten, dritten oder vierten Ranges eine sehr zweifelhafte Rolle im Leben des Volkes zu spielen.

Allerdings standen die höheren Lehranstalten mit der Abweisung Pestalozzis nicht allein. Auch Napoleon I. wollte nichts von ihm wissen. Auf dem Gipfel seiner Macht stehend, hatte er befohlen, einen Katechismus für die Jugend seines Reiches anzufertigen, in dem er als der Gesalbte des Herrn bezeichnet und der Gehorsam gegen ihn als göttliche Pflicht gefordert wurde. Er wußte wohl, welchen Werth es habe, schon der Jugend den Glauben an seine Allmacht einzupflanzen. Als aber Pestalozzi es unternahm, den Weltbeherrscher persönlich für eine Verbesserung der Erziehungmethode zu interessiren, wandte sich der Allmächtige gelangweilt ab: man habe Anderes zu thun, als sich um das ABC lehren zu kümmern. Wo aber ist das Reich des übermüthigen Kaisers geblieben und wo die Herrschaft des pestalozzischen Geistes? Siegreich hat dieser sich behauptet die Jahrzehnte hindurch, wenn auch nur zeitweise in engeren Kreisen treu bewahrt und herzlich gepflegt. Und am Ende des Jahrhunderts bricht er wieder aus den Kreisen der Fachgenossen hervor und ergreift weite Schichten des Volkes, da der Boden für ihn mittlerweile bereitet ist. Die

Individualpädagogik Pestalozzis, lange Zeit als die eigentliche Leistung des Schweizers angesehen, tritt zurück und seine sozialpädagogischen Ideen werden ins Licht gerückt. Seine Schrift „Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechtes“ bleibt nicht mehr, wie bisher, ein Buch mit sieben Siegeln, sondern wird als ein hervorragender Beitrag zu einer Ethik und Pädagogik des Sozialismus erkannt, hinter dem Rousseaus Arbeit zurückbleibt. Wenn die pädagogische Wissenschaft heute bemüht ist, die Einheit und Untrennbarkeit des religiösen, soziologischen und pädagogischen Problemes aufzudecken, so erwächst ihr in Pestalozzi ein Zeuge, dessen Genialität in die tiefsten Zusammenhänge eindringt, und zwar in einer Sprache, der man anfühlt: jedes Wort ist mit dem Herzblut seines eigenen, persönlichen Lebens geschrieben. Nachdem Pestalozzi seine speziell methodische Mission erfüllt und die fruchtbarsten Anregungen für Erziehung und Unterricht gegeben hat, schickt man sich heute an, seine sozialpädagogischen Ideen zu verfolgen. So erfüllt sich, was der greise Prophet am Ende seiner Laufbahn hoffte, daß nach ihm Männer erstehen würden, die seine Ideale aufgreifen und verwirklichen würden.

* * *

Wollte die Gegenwart nun, um das Verständniß für den merkwürdigen Mann sich näher zu bringen, ihn einer Gruppe bestehender Richtungen einreihen, so würde sie nicht fehl gehen, wenn sie ihn den „Christlich-Sozialen“ zuzählte. Denn der Grundton, der aus Allem spricht, was er gelebt und gelehrt hat, ist dieser: Mitleid mit der Noth des Volkes und heißes Verlangen, es zu mildern, und zwar zuerst durch eine Umgestaltung der Gesellschaft von innen heraus und von unten herauf: die soziale Frage zuerst eine sittliche Frage! Schon als Knabe sah er das Elend der Fabrikbevölkerung, ihre Armuth, ihre leibliche und geistige Verkommenheit, ihr sittliches Verderben. Daß die Patriziersöhne anders behandelt wurden als die Söhne der Armen, empörte ihn. Damals sog er viel Bitterkeit ein gegen die höheren Schichten der Gesellschaft und besonders gegen die Begüterten, die so oft hartherzig und mitleidlos ruhig neben dem Elend einhergehen, und er faßte den Entschluß, Retter seines Volkes zu werden und der unterdrückten Armuth sich anzunehmen. Seine Wirksamkeit begann mit der Gründung der Armenanstalt zu Neuhof, wobei er sein Vermögen zusetzte; fünfzig Jahre später verschenkt er die erste große Summe von 50000 Gulden, die ihm aus seinen Schriften zu Theil ward, zur Errichtung einer Armenanstalt zu Clindy. Arm ist er gestorben; ein echter Christ, — allerdings nicht nach dem Sinne unserer Konsistorien. Denn zu Allem hätte Pestalozzi eher getaugt als zu einem Vertreter irgend eines königlichen

offiziellen Christenthumes. Wer aber unter den Kirchlichen dürfte es wagen, sich mit ihm zu messen als Vertreter eines lebendigen, praktischen Christenthumes, das aus der Tiefe religiösen Empfindens, wie es die „Abendstunden eines Einsiedlers„ offenbaren, hervorquillt? Sein Grundsatz lautet: „Der Christ erkenne in seinem Glauben, daß er das Opfer seines Eigenthumes wie das seiner selbst dem Wohle seiner Brüder schuldig sei; der Christ achtet seinen Besitzstand nicht als ein Recht, sondern als eine ihm göttlich anvertraute Gabe, die zu heiliger Verwaltung im Dienste der Liebe in seine Hand gelegt wurde." Von seinen Jünglingsjahren an bis in sein hohes Alter hinein wallte sein Herz wie ein mächtiger Strom einzig nach dem Ziel, die Quellen des Elends zu verstopfen, in die er das Volk um sich her versunken sah. Großes hat er gethan; und daß sein Geist noch heute unter uns wirksam ist, haben uns die Tage der Erinnerung gezeigt. Und es ist gut so; denn erst muß die Gesinnung der Menschen, besonders der noch bildungfähigen, zubereitet werden, dann werden auch die entsprechenden Thaten kommen, nach den Worten des Freiherrn vom Stein: „Es ist nicht genug, die Meinungen des jetzigen Geschlechtes zu lenken; wichtiger ist es, die Kräfte des folgenden Geschlechtes zu entwickeln. Dieses würde vorzüglich geschehen durch Anwendung der pestalozzischen Methode, die die Selbständigkeit des Geistes erhöht, den religiösen Sinn und alle edleren Gefühle des Menschen erregt, das Leben in der Idee befördert und den Hang zum Leben im Genuß mindert und ihm entgegenwirkt."

An äußerem Glanz hat unser Reich viel gewonnen und dankbar erinnern wir uns der großen Zeit, die uns dazu verholfen hat. Daß sich mit dieser Erinnerung nun das Andenken an Pestalozzi verband, dürfen wir für eine glückliche Fügung halten. Mahnt sein Geist uns doch immerfort, daß unser Volk, um den äußeren Glanz zu wahren und zu mehren, nie nachlassen dürfe, an innerer Macht und an innerem Glanz zu gewinnen.

Jena. Professor Dr. Wilhelm Rein.

Die gegenwärtige Lage der Geschichtwissenschaft.

In dem warmen und gedankenreichen Nachruf, welchen Friedrich Meinecke, als Mitherausgeber der Historischen Zeitschrift, Heinrich von Sybel gewidmet hat (Historische Zeitschrift 75, S. 390 bis 395), finden sich am Schluß zur Charakteristik der gegenwärtigen Lage der Geschichtwissenschaft folgende Sätze: „Wir bemühen uns, die politische Weisheit der sybelschen Generation als Erbe festzuhalten; aber es fehlt uns dabei der unmittelbare politische Impuls, und so versiegt eine Quelle des Lebens für uns. Unsere Wissenschaft spaltet sich jetzt in eine mehr zu Ranke zurücklenkende Richtung, welche in dem Reichthum der Jahrhunderte schwelgt, aber die Geschichte mehr wie ein ästhetisches Schauspiel genießt und deswegen in der Gefahr der inneren Erschlaffung steht, und in eine stark positivistisch denkende, welche sich allerdings des belebenden Zusammenhanges mit den sozialen Fragen des Tages berühmt, aber an innerer Klarheit weit zurücksteht hinter den Leistungen der sybelschen Generation, zu einer wirklich harmonischen Erfassung des historischen Lebens noch nicht gelangt ist und bei der Einseitigkeit ihrer Voraussetzungen auch schwerlich gelangen wird. Wir, die wir meinen, daß die idealistische Weltanschauung und das intensive Staatsgefühl der älteren Geschlechter sich noch keineswegs ausgelebt haben, wollen ein Vermächtniß in Treue pflegen, ohne daß wir es deswegen epigonenhaft zum unerreichbaren Dogma erstarren lassen brauchen. Es wird dann schon die Stunde schlagen, wo wieder ein frischerer Wind in die Segel weht, wo wir mit den uns überkommenen und von uns weiter gebildeten Ideen wieder hervortreten können aus der Stille des Gelehrtenlebens, um der Nation zu beweisen, daß unsere emsige Arbeit auch für die Aufgaben der Gegenwart nicht fruchtlos geblieben ist."

Merkwürdige Worte vor Allem der Resignation! Sollte es mit der politischen Geschichtschreibung im engeren Sinne wirklich so schlimm stehen? Gewiß hat man auf diesem Gebiete schon von „Reaktionären" gesprochen. Aber die Auffassung, daß es auf dem Gebiete der politischen Geschichte nur eine Richtung gäbe, die der rückwärts gewandten Jungrankianer, ist doch zu eng. Wie soll da die Richtung etwa Treitschkes bestimmt werden? Und wie die vieler süddeutschen und deutsch-österreichischen politischen Historiker, von den einzelnen geschichtlichen Richtungen in Norddeutschland nicht zu reden? Der Nekrolog charakterisirt nur eine kleine Gruppe von politischen Historikern, deren Stimmung in ihm wohl richtig wiedergegeben sein mag.

Die politische Historie als Ganzes aber darf wahrhaftig mit mehr Optimismus in die Zukunft schauen. Schon deshalb, weil eine politische

Richtung neben dem Konzert anders gearteter Bestrebungen innerhalb der gesammten Geschichtwissenschaft unerläßlich ist. Ihr Zerfall, ja ihr bloßes Zurücktreten wäre mindestens beim heutigen Stand der geistes- und der speziell geschichtwissenschaftlichen Forschung ein Unglück. Freilich: mit dem alten Programm wird sie nicht fortleben können. Es scheint mir ein Irrthum und ungeschichtlich gedacht, wenn man für dieses Programm ein Wiederaufleben der besonderen Umstände erwartet, unter denen es vor etwa einem halben Jahrhundert aufgestellt wurde. Die kleindeutschen Ideale sind erfüllt; die junge deutsche Generation im Reiche wie außerhalb der schwarzweißrothen Grenzpfähle streckt sich nach Weiterem; ein glänzender Aufschwung nationalpolitischer Geschichtschreibung wird schwerlich aus einem anderen als einem irgendwie alldeutsch gefärbten politischen Programm hervorgehen können.

Aber ich verweile zu lange bei Fragen speziell politisch-geschichtlichen Charakters. Weit mehr zu denken geben die Worte Meineckes über die andere moderne Strömung in der geschichtlichen Forschung, die stark positivistisch denkende, wie er sich ausdrückt. Man kann darüber hinweggehen, daß er sie als noch nicht zu einheitlicher Auffassung gelangt hinstellt, daß er ferner glaubt, ihre einseitigen Voraussetzungen würden die Entwickelung einer solchen Auffassung ausschließen. Die Bewegung ist noch so jung, wie die politische Geschichtschreibung der Generation Sybels war, als sie in den vierziger Jahren in sehr verworrener Weise „aus der Geschichte die Politik aufzuerbauen für höchste Noth" hielt*): Qui vivra, verra.

Treten wir aus dem Bereiche der Prophezeihungen auf den Boden der Wirklichkeit, so bleibt die Gegenüberstellung der alten und neuen Richtung als der positivistisch denkenden und der idealistischen: also eine Charakterisirung vom Standpunkte der für beide Theile angenommenen Weltanschauung. Gegen eine solche Stellungnahme muß meines Ermessens Einwendung erhoben werden. Im Interesse beider Theile. Es kann keinen wahrhaft wissenschaftlichen Betrieb der Geschichte geben, der sich abhängig dächte von den Voraussetzungen irgendwelcher „Weltanschauung", möge diese idealistisch, positivistisch oder sonst welcher Art sein. Die Geschichtwissenschaft ist im Rahmen der für die Induktion geltenden erkenntnißtheoretischen Kautelen und Ergänzungen eine induktive Wissenschaft; also kann nur der jeweilige Charakter des induktiven Beweisverfahrens und dessen verschiedenartige Auffassung wahrhaft wissenschaftliche Gegensätze und Strömungen in ihr begründen. Das ist gerade für die Geschichtwissenschaft um so mehr zu betonen, als diese Erkenntniß auch heute bei ihren Vertretern noch keineswegs Gemeingut geworden ist, obwohl sie an sich auf der Hand liegt und außerdem auch noch neuerdings wieder-

*) Worte Jakob Grimms in den Verhandlungen des Frankfurter Germanistentages 1846 (S. 16).

holt, z. B. in dem weitverbreiteten Lehrbuche Bernheims und in der Einleitung zur zweiten Auflage des ersten Bandes meiner Deutschen Geschichte, ausdrücklich betont worden ist. Der Streit z. B. über das Verhältniß der politischen Geschichte zu den kulturgeschichtlichen Fächern und über das „eigentliche“ Arbeitgebiet der Geschichte, wie er vor einigen Jahren aufs Lebhafteste geführt wurde, hätte sonst nicht aufgeworfen werden können. Eine Wissenschaft charakterisirt sich erst sekundär durch die mehr oder minder weite Abgrenzung der Gebiete, worauf sie sich bezieht; nur in großen Ausnahmefällen, und niemals bei innerlichster Auffassung ihres Werdeganges, wird sie einen grundsätzlichen Fortschritt in ihrer Entwickelung durch Eroberung neuer Gebiete machen, sondern immer nur durch eine wesentliche Weiterbildung ihrer Methode.

Und ein Unterschied der Methode, nicht der Weltanschauung, liegt bei tieferer Betrachtung meines Ermessens auch dem gegenwärtigen Fortschritt der Geschichtwissenschaft zu Grunde, der die Vertreter des Faches in zwei Heerlager spaltet. Hierüber möchte ich im Folgenden einige kurze Ausführungen bringen.

Der Popularisator der leibnizschen Philosophie, Wolff, unterschied drei Arten der Erkenntniß, die mathematische, welche die Dinge nur nach ihren Größenverhältnissen betrachtet, die historische, welche nur ihre Thatsächlichkeit feststellt, und die philosophische, welche ihre Gründe untersucht. Ihm stand also die Geschichte noch auf dem ursprünglichsten aller Standpunkte: sie hatte das Einzelne, die isolirte Thatsache, festzustellen und zu buchen.

Darüber war nun freilich die Praxis der Geschichtforschung schon zu Wolffs Zeit, vor Allem eben durch Wolffs philosophischen Inspirator, Leibniz, selbst weit hinausgegangen. Sie hatte die Folge der Ereignisse ins Auge gefaßt; sie war nach Wolffs Eintheilung philosophisch geworden; sie hatte die Thatsachen zu erklären gesucht. Wenn sie nun so vorging, wenn sie nach dem Warum fragte, hatte sie als Motor der Erklärung das Zweckprinzip angewandt; denn der Zweck ist die aus der Vorstellung des Bewirkten erschlossene Ursache. Dabei waren aber die von ihr gesuchten und gefundenen Zwecke immer Individualzwecke; sie führten von Thatsache zu Thatsache; sie waren singulärer und konkreter Natur; sie schmiegten sich der von so vielen geschichtmethodischen Erörterungen her wohlbekannten „unendlichen Mannichfaltigkeit der geschichtlichen Thatsachen“ an.

Es ist noch heute der Standpunkt der älteren geschichtwissenschaftlichen Richtung. Und dieser Standpunkt mit seiner alleinigen Anwendung des Zweckbegriffes hat den unleugbaren Vortheil, ungemein leicht verständlich zu sein, denn er befindet sich in Uebereinstimmung mit dem ungeläuterten, ursprünglichen, empirischen menschlichen Bewußtsein. Diesem ist eben „der Zweck der herrschende Begriff, unter welchem alles Einzelne beurtheilt wird: er wird mit der Ursache verschmolzen und verdrängt in dieser Verbindung alle Formen der

Kausalität".*) Erst langsam gewinnt Dem gegenüber die Kausalverknüpfung im nunmehr wissenschaftlich gewandten Denken Raum; noch die physiko-theologischen Systeme des vorigen Jahrhunderts sind bekanntlich vom Gedanken allgemeiner Zweckverbindungen getragen.

Sind nun aber Zweck und Kausalverknüpfung vollkommen von einander geschiedene intellektuelle Vorgänge? Keineswegs! Sie sind nur verschiedene, unserem Denken gleich immanente Betrachtungweisen eines und des selben Vorganges. Denke ich mir die vorgestellte Wirkung irgend eines Geschehnisses als dessen Ursache, so wird diese Ursache zum Zweck. In diesem Zusammenhang liegt es aber allerdings beschlossen, daß der Zweckbegriff im objektiven Sinne bei eingehenderer wissenschaftlicher Betrachtung nur auf menschlich individuale, klar gedachte Handlungen angewandt werden kann: denn nur diese vollziehen sich unter Verursachung durch klar vorgestellte Wirkungen. Daher ist es vollständig richtig und begreiflich, wenn die Geschichtforschung, so weit sie es mit solchen eminenten Zweckhandlungen zu thun hat, sich auch an den Zweckbegriff als Erklärungsgrund hält.

Aber sind nun alle menschlichen Handlungen klare und eminente Zweckhandlungen im beschriebenen Sinn? Kann der Einzelne nicht geradezu zwecklos handeln? Und giebt es nicht ein unendlich ausgedehntes Gebiet gewohnheitmäßigen und generischen Handelns, in welchem, da alle in gleicher geschichtlicher Lebenshaltung Stehenden auch wesentlich gleich verfahren, das individuelle Moment des Thuns vollkommen zurücktritt vor der generischen Gleichmäßigkeit des Ergebnisses aller Handlungen? Beruht nicht auf diesem Moment jede, menschliche Handlungen irgend welcher Art erhellende Statistik? Und läßt sich da bei solchen Handlungen noch von individuellen, eminenten und klaren Zwecken reden? Der Betrachtung schiebt sich hier als Erkenntnißprinzip statt des Zweckbegriffes vielmehr das der Kausalität unter.

Es ist klar, daß damit eine Zweitheilung der geschichtwissenschaftlichen Methode als der Methode, zum Verständniß der menschlichen Handlungen zu gelangen, gegeben ist. Individuale, eminente Handlungen werden immer durch im Sinn des Zweckbegriffes verlaufende Hypothesen mit einander zu verknüpfen sein, Handlungen dagegen und Handlungskomplexe, welche sich als einer bestimmten Lebenshaltung gewöhnlich angehörig charakterisiren, mithin generischer Natur sind, werden der Aufhellung durch Hypothesen bedürfen, die von der Annahme eines kausalen Verhältnisses ausgehen. Demgemäß treten als die beiden Seiten geschichtlicher Forschung Personen- und Lebenshaltungsgeschichte, individuale und generische Geschichte auseinander.

Freilich nicht in dem Sinne, daß sie je irgendwo getrennt in absoluter

*) Wundt, Logik² I, 631.

Reinheit vorkommen. Sie sind vielmehr praktisch überall aufs Innigste verquickt. In der Kunstgeschichte gehört z. B. die Geschichte des Stiles der generischen Geschichte, die Geschichte der Künstler, insofern sie Eminentes geleistet haben, der Individualgeschichte an. Nicht anders mutatis mutandis in der Literatur- und in der Rechtsgeschichte, sowie sonst auf dem Gebiete der sogenannten Geistes- wie der Wirthschaft- wie endlich auch der politischen Geschichte. Nur daß auf dem einen Gebiete mehr die generische Geschichte, auf dem anderen mehr die Personengeschichte von Bedeutung sein wird.

Sind so die beiden Methoden der Forschung, die kausale wie die teleologische, unmittelbar und aufs Innigste überall auf historischem Boden mit einander verknüpft, so entsteht um so mehr die Frage nach ihrer gegenseitigen quantitativen Abgrenzung.

Und hier eben tobt der Streit der Meinungen. Das vorige Jahrhundert hat, so weit es rationalistisch war, noch alles historische Geschehen aus isolirten Einzelhandlungen abgeleitet, mithin auf das gesammte Gebiet der Geschichte die Präsumtionen persönlich-eminenten Zweckhandelns und individualer Psychologie übertragen. Es ist ein Standpunkt, der heute theoretisch wohl wenige Vertheidiger mehr findet, die Praxis aber noch, bewußt und unbewußt, weithin beherrscht.

Dem trat aber nun immer mehr die Forderung der Anwendung des Kausalitätprinzipes entgegen: auch auf geschichtlichem Gebiet sollte es heißen: scire est per causas scire. Wie weit hatte dieser, wenn absolut durchgeführt, nicht minder einseitige Standpunkt Aussicht auf Erfolg? Noch im Beginn unseres Jahrhunderts schien er kaum Daseinsberechtigung zu finden. Aber bald zeigte sich, daß das Reich der von uns durch Ursache und Wirkung verknüpft gedachten Vorgänge, das man bisher zumeist mit dem des mechanischen Naturgeschehens identifizirt hatte, damit keineswegs abgeschlossen war. Es erweiterte sich vielmehr von Tag zu Tage und ihm wurden zahlreiche Provinzen auch vollbewußten Lebens unterworfen und dauernd einverleibt. So hat z. B. Kant noch die Ausdehnung des Kausalprinzipes auf die biologischen Wissenschaften, wie sie heute durchgeführt ist, zum guten Theile für unmöglich gehalten. Und allbekannt ist, daß im Laufe unseres Jahrhunderts namentlich eine große Reihe sozialer Vorgänge unter gewissen Kautelen besonders statistischen Charakters dem Reiche der Kausalzusammenhänge eingefügt worden ist: darauf beruht es, wenn die Befruchtung des geschichtlichen Denkens neuerdings namentlich von der Soziologie, der Völkerpsychologie und verwandten Wissenschaften ausgeht.

Wo aber soll nun diese Bewegung auf dem Gebiete geschichtlichen Verstehens enden? An sich ist auch hier eine fast unendliche Erweiterung der Kausalzusammenhänge denkbar: denn es giebt für ihre erweiterte Aufstellung

nur ein einziges ausschließendes, äußerst elastisches Kriterium, das nämlich, daß die neuen Zusammenhänge sich dem System der bisher bekannten Zusammenhänge einfügen müssen. Und thatsächlich zu einer unendlichen Reihe scheint diese Erweiterung aus einem anderen Grunde zu führen. Offenbar ist nämlich eine empirische Anwendung des Zweckprinzipes nur unter Voraussetzung der gleichzeitigen Giltigkeit des Kausalgesetzes denkbar, denn auch bei den eminentesten und willkürlichsten Handlungen kann die Vorstellung des zu realisirenden Zweckes thatsächlich als dessen — wenn auch gewiß nicht immer einzige und vielleicht nicht immer letzte — Ursache gedacht werden. Darum müßten sich im Grunde, bei voller Durchsichtigkeit des menschlichen Geschehens, alle, auch die eminent individuellen Handlungen schließlich doch durch den kausalen Nexus erklären lassen: insofern ist das Kausalprinzip ein absolutes, von keinem metaphysischen System abhängiges Postulat unseres Denkens. Freilich: bei der unendlichen Verkettung von Ursachen und Wirkungen in der geschichtlichen Welt ist die Lösung der damit gestellten Aufgabe wohl niemals zu gewärtigen. Ist doch die Lösung verwandter, nur um Vieles einfacherer Probleme auch den Naturwissenschaften, und hier sogar wiederum der mit besonders einfachen Gegebenheiten rechnenden Physik, keineswegs bisher gelungen oder auch nur in absehbarer Zeit als realisirbar in Aussicht. So viel aber ist nach Allem doch klar: das Prinzip der kausalen Erklärung befindet sich im Vordringen gegen die Grenze gewisser, bisher nur aus dem Zweckprinzip her erklärter Komplexe geschichtlicher Thatsachen. Und indem es so, gestützt auf die Entwickelung einer ganzen Anzahl neuer Geschichtwissenschaften und gehoben durch die Hilfe der statistischen Methode, aggressiv vorschreitet, hat seine Anwendung eine gewisse Beklemmung der Vertreter der älteren vornehmlich teleologischen Geschichtmethode hervorgerufen.

Wie weit da nun das neue Prinzip bisher wirkliche Errungenschaften aufzuweisen hat, Das läßt sich ungefähr aus dem Zusammenhange entnehmen, in dem es mit der evolutionistischen Geschichtforschung steht. Eine entwickelnde Geschichtschreibung ist offenbar nur da möglich, wo die Thatsachen in der Form wissenschaftlich mit einander verbunden werden können, daß die Darstellung von den früheren zu den späteren in ausgedehnten, in sich von Glied zu Glied absolut nothwendigen und abgeschlossenen Schlußketten fortschreitet. Eine solche Darstellung ist aber nur bei kausaler Methode möglich. Die teleologische Betrachtung schließt ja von der späteren Thatsache zunächst rückwärts auf das frühere singuläre Motiv; eine Kette solcher Rückschlüsse hat aber nichts in sich Nothwendiges, da jedes Motiv dieser Kette, weil aus freiem Entschluß hervorgehend, in sich das Moment der Willkür birgt. Eben auf der Praxis bloßer Verbindungen solcher singulär dastehender Motive beruht ja die älterere Geschichtauffassung; darum ist sie

pragmatisch. Die evolutionistische Geschichtschreibung dagegen ist eben durch möglichst weitgehende kausale Auffassung des Geschehenen charakterisirt.

Hiervon giebt es, so viel ich sehe, nur eine, übrigens auch nur scheinbare Ausnahme. Es läßt sich nämlich denken, daß in einem gewissen Falle eine Reihe von eminent individuellen Handlungen dennoch in kausaler Folge abgeleitet wird, — in dem Falle nämlich, daß sie von der selben Person ausgeht. Dann läßt sich nämlich die ursprüngliche Anlage dieser Person als der Focus auffassen, dem diese Handlungen mit absoluter Nothwendigkeit kausal entspringen. Man sieht: Das ist der Fall der Heldenbiographie, der künstlerisch geschlossenen Biographie überhaupt. In ihr läßt sich das kausale und das evolutionistische Prinzip auch auf die singuläre Personengeschichte übertragen, — freilich nur, wenn und indem man den behandelten Personen eine so stabile Grundlage ihres Thuns zuschreibt, wie sie sonst Personen minder eminenter Handlungart in ihrer Lebenshaltung, ihrem generischen Dasein besitzen.

Nun ist aber charakteristisch, daß auf dem Gebiete der sogenannten reinen politischen Geschichte, so weit deren Darstellung den höchsten künstlerischen Motiven entspringt, heute vornehmlich nur die Biographie noch blüht, wie auch auf anderen Gebieten, z. B. dem der Kunstgeschichte, die hervorragendsten Anhänger des Alten fast nur noch diese Art der Geschichtschreibung pflegen. Damit ist also gerade auf dem Gebiete, wo das Moment der Personengeschichte überwiegt, dem evolutionistischen, kausalen Gedanken das größte Entgegenkommen bewiesen. Es vervollständigt unter diesen Umständen nur das Bild, wenn bemerkt wird, daß die entwickelnde Geschichtbetrachtung im Wesentlichen als die moderne Geschichtbetrachtung par excellence betrachtet zu werden pflegt. Das Alles bedeutet nun, nach früher Ausgeführtem, einen weitgehenden Einbruch des Kausalprinzipes in das geschichtliche Denken.

Ja, man kann sich schon fragen, ob in dieser Richtung nicht bereits hier und da aus frohem Enthusiasmus zu weit gegangen wird. Jedenfalls aber muß darauf hingewiesen werden, daß bei der Unvollkommenheit des menschlichen Denkens eine volle Auflösung des geschichtlichen Werdens in Kausalzusammenhänge wohl niemals erfolgen wird, daß mithin die teleologische Erklärung neben der kausalen unter allen Umständen in gewissen Grenzen ihre Berechtigung behalten wird.

Ich könnte hiermit meinen Kommentar zu den Worten Meineckes schließen. Aber es liegt mir am Herzen, nochmals auf einen wichtigen Punkt zurückzukommen, nämlich auf das Verhältniß zwischen historischer Methode und geschichtlicher Weltanschauung. Denn ich denke, es wird sich gerade von dieser Seite her bei genauer Ueberlegung am Leichtesten ein Einverständniß unter allen modernen Historikern dahin erzielen lassen, daß die tiefste Bewegung der

geschichtlichen Wissenschaft schließlich nur von der Entwickelung ihrer Methode abhängig sein kann.

Aendern sich mit den Methoden zugleich die Weltanschauungen? Ist mit der teleologischen Methode untrennbar und nothwendig eine bestimmte Weltanschauung, mit der kausalen eine andere verknüpft? So viel ist klar: in dem Augenblicke, da wir die reifsten Früchte vom Baume der Erkenntniß pflücken werden, werden wir Alle Gott schauen. Aber die erkenntnißtheoretischen Bemühungen sind weit, weit von diesem Ziel entfernt. Es fehlt noch fast Alles daran, daß unsere allgemeinen Erkenntnißprinzipien nur Eine metaphysische Lösung zuließen. Nun aber bilden die Erkenntnißprinzipien der Geschichtwissenschaft doch nur einen kleinen Theil der allgemeinen menschlichen Erkenntnißprinzipien. Und dieser Theil sollte ermöglichen, ja zur nothwendigen Folge haben, was das Ganze nicht leistet, vermuthlich nimmermehr leisten kann? Es ist nichts mit dem Gedanken, daß eine bestimmte historische Methode eine bestimmte Weltanschauung aus sich gebären müsse. So ist es auch nichts mit dem Gedanken, den gewisse historische Richtungen als Ausdruck eines ihnen sympathischen Werthgefühles kultiviren, daß der evolutionistischen Methode nur eine materialistische Weltanschauung entsprechen könne. Auch Meinecke spricht davon, Sybel habe „mit Trauer in unserer Wissenschaft den Einbruch materialistischer Gedanken" gesehen. Sybel hat Das gewiß nicht mit Recht sehen können, insofern diese Gedanken einer bestimmten Methode verdankt wurden. Es ist nicht erst neuerdings bemerkt worden, daß sogar der darwinische naturalistische Evolutionismus in seinem kausalen Zusammenhange die ausgezeichnetste Möglichkeit einer subjektiv teleologischen Betrachtung und damit einer dualistischen Weltanschauung bietet. Aber Sybel hätte, auch abgesehen von den Zusammenhängen mit der Methode, keinen Einbruch materialistischer Gedanken beobachten können, wenn er nicht dem selben schweren Denkfehler verfallen wäre, den man jetzt bei so vielen Anhängern des Alten auf historischem Gebiete wahrnehmen kann. Wer Wirthschaftgeschichte treibt und wirthschaftliche Einflüsse im geschichtlichen Geschehen anerkennt, sie gar wohl in dieses einführt, gilt heute einer großen Gruppe von Historikern als Materialist. Warum? Ich sehe keinen anderen Grund als den: weil man sich gewöhnt hat, die wirthschaftlichen Geschehnisse als „materielle" denen der Kunst und Literatur, überhaupt der Anschauung und des abstrakten Denkens entgegenzusetzen, weil man von „materieller" und „ideeller" Kultur spricht. Merkwürdige Kurzsicht! Jedes wirthschaftliche Thun ist psychologisch genau so bedingt wie irgend ein anderes „geistiges" Thun; jede Summe wirthschaftlicher Errungenschaften ist genau so Niederschlag seelischer Vorgänge wie irgend ein Gedicht, ein Rechtsbuch, eine staatliche Institution. Materialistisch ist aber doch wohl nur Der, der gewisse psychologisch-metaphysische Voraussetzungen

macht? Der philosophische Materialismus liegt weit abseits der hier berührten Gegensätze.

Aber es giebt einen praktischen Materialismus, — und eben der, werden manche Historiker meinen, bricht unter der Wirkung der Leute von der stark positivistischen Weltanschauung, die zugleich die Evolutionisten sind, herein! Es ist eine Anklage des Gefühles, nicht des Verstandes, die sich hier hören läßt; sie ist darum mit Gründen nicht zu widerlegen. Nur im Sinne eines **argumentum ad hominem** sei daher auf Folgendes aufmerksam gemacht. Es ist eine in der Geschichte tausendfach wiederholte und an sich in jedem Betracht natürliche Erfahrung, daß intensivere Betrachtungweisen, die neu auftreten und innerhalb deren sich bekanntlich jeder geistige Fortschritt überhaupt vollzieht, zuerst für ihre Anwendung die leichtesten Objekte aufsuchen. Sie scheinen also bei ihrem ersten Auftreten, auf den ersten Blick gesehen, die vorhandenen Probleme zu verflachen, ja in den Staub zu ziehen. Man gestatte ein Beispiel aus der neuesten Kunstgeschichte. Die Malerei in freiem Licht, die ästhetische Auffassung der Außenwelt als einer lichtumflossenen, ist zweifelsohne ein wesentlicher Fortschritt in der ästhetischen Beherrschung der Welt. Aber woran wurde die neue Methode zuerst erprobt? Etwa an den inhaltlich höchsten Problemen der Malerei? Man gedenke der Kohlrüben- und Salatblättermalerei, der Darstellung farbloser Innenräume mit holländischen Fenstern! Jetzt freilich sind wir längst der Anfänge einer methodisch impressionistischen, inhaltlich idealistischen Kunst versichert. Aber wie ist inzwischen über den materialistischen Verfall der Kunst gezetert worden!

Bedarf es der Anwendung dieser Erfahrungen auf die Lage der Geschichtwissenschaft? Die kausale Methode kann nirgends leichter gehandhabt werden als auf dem Gebiete der sozialen und wirthschaftlichen Erscheinungen. Man lasse ihr diesen Spielraum! Die Zeit wird kommen, wo ihre Vertreter weiter greifen, wo sie ihre Grenzen kennen lernen, wo sie ihrer selbst völlig sicher sein werden und wo sie im Vollgefühl der ihnen verliehenen Schlüsselgewalt auch gewisse Räthsel des, wenn man so will, höheren geistigen Lebens in ihrer Weise zu lösen bestrebt sein werden. Es ist auch eine immer wiederholte geschichtliche Thatsache, daß ältere Geistesrichtungen, im Besitze der Gewalt über das zeitgenössische Denken, weit intoleranter sind als jung empordringende Strömungen. Möchten die Vertreter der älteren historischen Richtung auch darin ihre historische Erfahrung bethätigen, daß sie nicht nach Analogie dieser Thatsache handeln, sondern mit den Jüngeren in jene ruhige Erörterung der unterscheidenden Merkmale eintreten, die diese herbeizuführen gewiß bestrebt sind.

Leipzig, am dreißigsten Oktober 1895. Professor Dr. Karl Lamprecht.

Die Strafprozeßnovelle.

II.*)

Von der größten Wichtigkeit ist in dem Entwurf der Strafprozeßnovelle die Beibehaltung oder Beseitigung derjenigen prozessualen Maßregeln, welche die Begründung als Garantien für die mangelnde Berufung bezeichnet. Diese Bezeichnung dürfte nicht ganz richtig sein. Diese Maßregeln sind nur höchst mittelbar ein Ersatz für die Berufung. Sie bezwecken die Garantie vollster Gründlichkeit, auch in Bezug auf den Entlastungbeweis; das Zusammenfassen der Erhebung aller Belastung- und Entlastungbeweise möglichst in eine zusammenhängende Verhandlung, da schon die Trennung durch Vertagungen geeignet ist, ein falsches Bild zu ergeben. Die sogenannten Garantien sollen also nur die Gewähr geben, daß die Prinzipien der Mündlichkeit und Unmittelbarkeit der Verhandlung zur vollsten Geltung kommen. Das ist aber die Voraussetzung unseres ganzen Prozesses und nur mittelbar kommt dabei auch die Berufung in Frage, deren Gegner glauben, sie könne entbehrt werden, wenn die Hauptverhandlung ein vollständiges Bild der Anklage und Vertheidigung bietet. Dagegen können jene Garantien nicht entbehrt werden, auch wenn die Berufung zugelassen ist. Das Resultat, das der Entwurf bieten würde, ist, daß zwei unvollständige Verhandlungen, in deren keiner die Vertheidigung zu voller Geltung kommt, deren eine nahezu ganz auf schriftlichem Verfahren beruht und nur dürftige Momente der Unmittelbarkeit enthält, für eine vollständige, gründliche Verhandlung Ersatz leisten soll. Das ist unrichtig. Man mag zugeben, daß das bestehende Verfahren genügende Garantien nicht bietet und daß daraus das Verlangen nach der Berufung entstanden ist. Logisch durfte aber hieraus nur der Wunsch nach wirksameren Garantien abgeleitet werden, nicht das Verlangen nach einer Berufungverhandlung, die noch weniger als die bisherige Hauptverhandlung geeignet ist, ein richtiges Bild der Sache herzustellen, und a conto dieser zweiten Verhandlung auch noch die erste zu verschlechtern. Man darf nicht daraus folgern wollen, daß in den bisherigen schöffengerichtlichen Sachen gleichfalls wesentliche Garantien fehlten, die für die Strafkammer- und schwurgerichtlichen Sachen eingeführt waren, und daß man diese Mißstände durch Einführung der Berufung zu mindern strebte. Das war erträglich, weil die schöffengerichtlichen Sachen die einfachsten und unbedeutendsten waren. Man hatte aber doch das Fehlen jener Garantien als Mißstand empfunden. Die Lage würde schon unerträglich werden durch Verschiebung der Zuständigkeit

*) S. „Zukunft“ vom ersten Februar 1896.

der Schöffengerichte nach oben, vollends aber durch Ausdehnung dieser mangelhaften Art der Beweiserhebung auf alle Strafkammersachen, die nun auch noch die Hälfte der schwurgerichtlichen Sachen, und zwar die schwierigsten und verwickeltsten, umfassen sollen.

Von jenen wegfallenden Garantien erwähnt die Begründung die Herabsetzung der Zahl der Richter, das Verfahren nach § 199 der Strafprozeß-Ordnung und die Abänderung des § 244 der Strafprozeß-Ordnung für alle Strafkammersachen. Hinzuzufügen sind noch folgende: künftig sollen die selben Richter, die über die Eröffnung des Hauptverfahrens beschließen — also unter ihnen auch der Referent — aburtheilen können. In den von den Schwurgerichten auf die Strafkammern übergehenden Sachen soll die Voruntersuchung nicht mehr nothwendig, in den von den Strafkammern auf die Schöffengerichte übergehenden sogar unzulässig sein, wenn auch noch so schwierige Fälle vorliegen. Der Angeschuldigte darf die Voruntersuchung nicht mehr beantragen. Die Vertheidigung soll in den den Schwurgerichten entzogenen Sachen nicht mehr nothwendig sein. In allen Strafkammersachen wegen Vergehens soll gegen einen auf Ladung ausgebliebenen Angeklagten in dessen Abwesenheit verhandelt werden können. Der dritte Absatz des § 264 (nothwendige Vertagung auf Antrag des Angeklagten bei erschwerter Anklage oder Hervortreten neuer Thatumstände) soll auf Strafkammersachen trotz deren Erweiterung keine Anwendung mehr finden.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier auf eine Besprechung aller dieser Punkte eingehen. Mit Bezugnahme auf gegentheilige Behauptungen der Begründung muß nur Folgendes hervorgehoben werden. Es hat bisher als unumstößliches Axiom gegolten, daß die genaue Bekanntschaft mit den schriftlichen Vorerhebungen, die zur Anklage führen, leicht Voreingenommenheit der Richter erzeugt. Im Gegensatz hierzu würde der Entwurf gestatten, daß genau die selben Richter, die das Hauptverfahren eröffnen, die also der Ansicht sind, daß der Angeschuldigte hinreichend verdächtig ist, um eine Verurtheilung in Aussicht zu nehmen, auch zur Aburtheilung berufen werden können, und zwar künftig ohne Zusatz zweier unbefangenen Richter, da auch das erkennende Gericht erster Instanz nur aus drei Richtern bestehen soll, eben so wie die beschließende Kammer.

Die Zustellung der Anklageschrift vor Eröffnung des Hauptverfahrens (§ 199) soll wegfallen, weil sie zur Verschleppung führe und doch nur selten die Eröffnung des Hauptverfahrens abwende, wozu sie bestimmt sei. Dieser Zweck ist aber nebensächlich. Die Hauptsache ist, daß bis zur Eröffnung des Hauptverfahrens der Angeschuldigte den Umfang der Anklage meist nur in sehr unvollständiger Weise erfährt, daß er erst durch die Anklageschrift einen sicheren Ueberblick erhält und weiß, welcher Vorwurf ihm gemacht wird und auf welche Beweise hin. Er kann also auch in diesem Augenblick erst gründ-

lich seinen Entlastungbeweis überlegen. Wenn es auch richtig ist, daß selten durch die gestellten Anträge die Eröffnung des Hauptverfahrens abgewendet wird, so kommt es doch häufig vor, daß die beschließende Kammer noch Erhebungen anordnet, und zwar gerade in zweifelhaften Fällen. Darum haben die Anträge der Angeklagten Einfluß. Ohne jenen Zweck wäre die Anklageschrift entbehrlich; denn den Richtern stehen die Akten offen. Künftig soll in den schwierigsten Fällen, in den den Schwurgerichten entzogenen, ein Recht auf Vertheidigung nicht mehr bestehen; Anklageschrift und Eröffnungbeschluß sollen (§ 214) erst mit der Ladung zugestellt werden, d. h. meist erst sieben Tage vor der Hauptverhandlung, oft noch später, wobei der Angeklagte mit seinem gesetzlichen Vertagungrecht sich nicht zu helfen weiß. Diese kurze Frist soll aber dem nicht berathenen Angeklagten genügen, sich über die Anklage klar zu werden und seinen Entlastungbeweis zu ordnen. Für diesen hilft ihm aber nicht einmal mehr direkte Ladung von Zeugen oder Vorlage von Urkunden, — Handlungen, die dem nicht vertheidigten, aber verhafteten Angeklagten ohnehin schwer genug fallen; denn künftig soll die Strafkammer nicht gehalten sein, die herbeigeschafften Beweismittel zu erheben (§ 244 Str.-Pr.-O.). Wir stoßen hier auf eine vorauszusehende Kontroverse. Nach § 243 bedarf es eines Gerichtsbeschlusses, wenn ein Beweis- oder Vertagungantrag abgelehnt werden soll. Das Reichsgericht faßte Dies im Hinblick auf § 34 so auf, daß der Beschluß mit Gründen versehen sein muß und diese vom Revisiongericht auf ihre Logik und rechtliche Begründung geprüft werden können. Auf Entscheidungen dagegen, die im freien Ermessen des Gerichtes liegen, kann eine Revision nicht gestützt werden. Diese beiden Prinzipien widerstreiten einander, wenn das Gericht den Umfang der Beweisaufnahme nach freiem Ermessen bestimmt. Siegt der zweite Grundsatz, so ist der Angeklagte rechtlos; siegt der erste, so kann durch Revision das Aergste abgehalten werden.

Man täusche sich nicht über den Grund der wachsenden Unzufriedenheit mit unserer Strafjustiz. Die Richter sind nicht nachweisbar schlechter unterrichtet; sie haben sicher das gleiche Pflichtgefühl wie früher. Aber unsere Gesetze genügen nur noch mangelhaft den steigenden Verkehrsverhältnissen mit allen ihren Auswüchsen. Daher eine gewaltsame Ausdehnung mancher Rechtsbegriffe, wie der des Betruges und der Untreue. Die Abhilfemittel, wie die Wuchergesetze, Gesetze gegen den unlauteren Wettbewerb, gegen Fälschungen mannichfacher Art, haben sehr vage Begriffsbestimmungen, denen erst der Richter nachhelfen muß, und passen nur unvollkommen in das System des Strafgesetzbuches. Dessen Revision ist schwierig in gährender Zeit und liegt noch in weiter Ferne. Daraus entstehen Mißgriffe der Gerichte, denen auch das Reichsgericht nur unvollkommen abhelfen kann; denn es kann diese Mißstände nicht beseitigen und ist durch Feststellungen gebunden, denen man keinen

Rechtsirrthum nachweisen kann. Dazu kommen auch prozessuale Mängel, denen aber der Entwurf nicht abhilft, sondern die er erschwert oder ignorirt, z. B. § 152 Abs. 2 Str.-Pr.-O., der die Staatsanwaltschaft zwingt, Verfolgung eintreten zu lassen, wenn die thatsächlichen Anhaltspunkte die Möglichkeit ergeben, daß eine strafbare Handlung begangen wurde, und § 154, der verbietet, die einmal erhobene öffentliche Klage zurückzunehmen, auch wenn der Staatsanwalt erkennt, daß er einen Mißgriff gemacht hat. Der schwerste Mißstand ist aber die Ueberlastung der meisten Gerichte oder deren unzulängliche Besetzung. Die Ueberlastung wird durch den Entwurf verschoben, nicht gehoben. Ohne Zweifel aber zieht diese Ueberlastung nun auch die Oberlandesgerichte in ihren Bereich, deren Strafkammern die Berufungen nicht werden erledigen können, wenn nicht durch viele detachirte Berufungskammern das als richtig erkannte und zweifellos richtige Prinzip, daß die Berufung an ein höheres Gericht gehen müsse, bis zur Unkenntlichkeit durchbrochen wird. Die Ueberlastung zwingt die Gerichte zu einer unheilvollen Schnelligkeit. Wenn Strafkammern zwanzig bis fünfundzwanzig Fälle in einem Tage erledigen sollen, — wo bleibt den Richtern Zeit zur Ueberlegung, zum Berathen? Es werden unter diesem Drang nicht nur die Urtheile schlecht bearbeitet, sie müssen auch oft fehl gehen. Beweise, welche die Erledigung verzögern würden, werden abgelehnt; das Urtheil ist gefällt, ehe es zur Verhandlung kommt. Jede Unterbrechung wird mit Mißgunst aufgenommen. Solche Urtheile erzeugen den Wunsch nach Berufung, nicht aber gut vorbereitete, sorgfältig überlegte und bearbeitete Urtheile. Die Berufung an ein überlastetes Obergericht ist kein Abhilfemittel, die Berufung an sich aber ein gänzlich unzulängliches, in der vorgeschlagenen Form unannehmbares.

Man kann sich folgendes Bild eines künftigen Prozesses entwerfen. Ein Mann hat z. B. das Unglück, irrthümlich etwas objektiv Unwahres zu beschwören. Es tritt Verfolgung ein, die der Staatsanwalt ohne Voruntersuchung durchführt, da ja die Unwahrheit der beschworenen Angabe feststeht. Der Angeschuldigte wird vernommen durch einen wenig informirten Amtsrichter. Darauf erhebt der Staatsanwalt öffentliche Klage, das Hauptverfahren wird eröffnet und der Angeklagte zur Verhandlung geladen. Dabei erfährt er erst, daß er sich geirrt habe und daß ihm der Beweis des Irrthumes obliegt, — ein schwer zu liefernder Beweis. Er ist verhaftet; das Verlangen nach einem Vertheidiger wird abgelehnt. Er tritt in der Hauptverhandlung mit Beweisanträgen hervor, vielleicht schlecht formulirten, untermengt mit Unwesentlichem. Diese Anträge werden abgelehnt; alle Umstände sprechen ja gegen ihn. Er wird verurtheilt. Er stellt an das Berufungsgericht neue Anträge. Wozu sie erheben? Die Protokolle sprechen ja deutlich. Ohne daß ein Zeuge gehört worden ist, wird die Berufung verworfen. Ein Rechts-

irrthum ist nirgends zu finden, nur ein kleiner thatsächlicher Irrthum. Auch die Revision wird verworfen und der Mann ist gebrandmarkt für sein ganzes Leben. Kann er später seine Unschuld beweisen, so hat er Anspruch auf Entschädigung. Das ist der Prozeß der Zukunft.

III.

Neben den bereits besprochenen Hauptpunkten des Prozesses genügt eine kurze Nachlese, da fast alle anderen Vorschläge des Entwurfes entweder annehmbar, mindestens diskutirbar, oder untergeordneter Natur sind. Zur ersten Klasse gehört die Erweiterung des Kontumazialverfahrens. Würde diese in dem früheren Zuständigkeitrahmen in Vorschlag kommen, so ließe sich sehr wohl darüber reden. Bei der Verschiebung, welche die Zuständigkeit erfahren soll, fallen dagegen unter die Möglichkeit einer Verhandlung in Abwesenheit des Angeklagten manche Delikte, bei denen Das höchst bedenklich ist. Ein Gleiches gilt von einigen Maßregeln, die eine Beschleunigung des Verfahrens bewirken sollen; an sich ist Beschleunigung wünschenswerth, auf Kosten der Garantien gründlichen Verfahrens aber ist sie nicht annehmbar. So erregt § 211 ernste Bedenken. Nach diesem Paragraphen soll gegen Personen, die auf frischer That betroffen oder verfolgt und festgenommen und dem zuständigen Gericht vorgeführt werden, ohne Eröffnungbeschluß abgeurtheilt werden können. Was heißt aber: auf frischer That betroffen oder sogar verfolgt und festgenommen? Welche Personenverwechselungen können bei der zweiten Alternative vorkommen! Man denke sich z. B. ein unsittliches Attentat auf ein Kind, dessen Thäter auf frischer That betroffen und verfolgt wird. Gewiß ist ein Meineidiger, gegen den sofort bei der Leistung des Eides dringender Verdacht entsteht, auf frischer That betroffen, — und dennoch: welche Mißgriffe könnten bei sofortiger Aburtheilung vorkommen! Die Bestimmung, ganz passend für geringe Vergehen, paßt nicht, wenn die nach dem Entwurf geregelte Zuständigkeit auch schwere Verbrechen darunter fallen läßt.

Der neue § 224a schafft die Möglichkeit, den Eröffnungbeschluß wieder aufzuheben und einen anderen Beschluß zu fassen. Bisher galt das Prinzip, daß der Eröffnungbeschluß nur durch Urtheil erledigt werden könne. Die vorgeschlagene Aenderung verschiebt also das ganze Gefüge des Verfahrens, ruft Streitfragen aller Art hervor und führt gewiß zu analogen Anwendungen. Warum sollte z. B. das Revisiongericht, wenn auf Grund eines ganz ungenügenden Eröffnungbeschlusses verhandelt worden war, nicht gleichfalls den Beschluß sammt dem darauf gestützten Verfahren aufheben und die Sache zur erneuten Beschlußfassung zurückweisen (§ 375 Str.-Pr.-O.)?

Der § 273 war bisher einer der wundesten Punkte des Verfahrens, weil § 274 dem Protokoll der Hauptverhandlung eine Beweiskraft beilegte, die außer Verhältniß mit der Art seiner Aufnahme, d. h. mit seiner notorischen Unzuverlässigkeit, war. Der Entwurf belastet das Protokoll mit einer neuen, von den vorhandenen Kräften kaum zu lösenden Aufgabe: mit der Aufnahme der wesentlichen Ergebnisse der Vernehmungen. Dagegen soll § 274 unverändert bleiben. Für größere Zuverlässigkeit des Protokolles ist keine Sorge getragen und doch soll darauf die Entscheidung über die Berufung sich stützen. Das Recht, Beurkundungen im Protokoll zu verlangen, war nie beanstandet. Es mußte ja der Antrag protokollirt werden, die Verweigerung würde Anlaß gegeben haben, Fälschung des Protokolles zu behaupten. Was erreicht aber mit diesem Recht ein nicht oder ein schlecht vertheidigter Angeklagter?

Endlich soll § 359 aufgehoben und dadurch bewirkt werden, daß die Berufung mit Angabe bestimmter Beschwerdepunkte gerechtfertigt werden muß, um frivole Berufungen, die nur dem Zeitgewinn dienen, zu verhindern. Damit ist aber der Berufung eine Fessel angelegt, die dem Rechtsmittel einen guten Theil seines Werthes nimmt. Die gründliche und richtige Aufstellung von Beschwerden ist nichts Leichtes. Sie erfordert einen tüchtigen Juristen. Der Angeklagte hat meist nicht einmal einen Vertheidiger oder doch häufig einen recht unzulänglichen. Kann nun, wozu § 358a Gelegenheit giebt, Schuldausspruch und Rechtsanwendung im Allgemeinen angefochten werden, so tritt gerade Das ein, was der Entwurf vermeiden will. Ohne Zulassung einer solchen allgemeinen Formel ist der Angeklagte in Gefahr, das Rechtsmittel zu verlieren, nur weil er es nicht richtig zu handhaben weiß. Werden die Beschwerdegründe zu eng formulirt, so kann der Richter in eine unerträgliche Zwangslage kommen, wie sie selbst dem Revisionrichter nicht vorenthalten bleibt, obgleich diesem die Schuld- und Thatfrage prinzipiell verschlossen ist. Man denke sich den Berufungrichter, der auch Thatrichter sein soll, gegenüber einer beschränkten Berufung, während er die Schuldfrage als nicht bewiesen ansieht. Das erzeugt formelles Recht der übelsten Art in Strafsachen.

Die Reichstagskommission hat eine schwere Aufgabe. Daß es ihr möglich sein wird, den Entwurf in einer Weise umzuarbeiten, daß er annehmbar erscheint, muß den erheblichsten Zweifeln begegnen. Möchten meine Bemerkungen, die sine ira et studio gemacht sind, zu einem erfreulichen Resultate Etwas beitragen. Das Erfreulichste wäre allerdings: die Ablehnung dieses Entwurfes und eine gründlichere Revision in einem Zeitpunkte, wo das Bürgerliche Gesetzbuch unter Dach gebracht ist.

Leipzig. Dr. Melchior Stenglein.

Till oder Kanitz?

„Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher," pflegte der einfältige ehrliche pommersche Landpastor, mein Lehrer, zu sagen, wenn langjähriges Unrecht oder ein scheinbar verjährter Fehler zur Sühne kam. „Eine hundertjährige Erfahrung hat uns bewiesen, daß das Privatinteresse nicht nothwendig das allgemeine Beste zu bewirken braucht", sagte vor wenigen Monaten der kieler Professor W. Hasbach in einem tüchtigen Buch über die englischen Landarbeiter. Er theilt darin einen Ausspruch des großen Pitt, den dieser als leitender Minister that, mit: „Die Einhegungen (der Gemeindealmenden) sind im Allgemeinen eine gute Spekulation gewesen und haben die Grundbesitzer in den Stand gesetzt, die Pacht zu erhöhen. . . . . Wer will Das verhüten oder ihn zwingen, seinen Vortheil aufzugeben?" Auch giebt Herr Hasbach aus den Schriften des Freundes und späteren Gegners und Nachfolgers von Pitt, Addington, den Satz wieder: „Jede Maßregel, die Individuen bereichert, dient dem öffentlichen Wohl", und von A. Young: „Diejenige (landwirthschaftliche) Betriebsweise ist die beste (für den Volkswohlstand), die den größten Reinertrag abwirft." Das war vor etwa hundert Jahren die allgemeine Ansicht in England und sie wurde von Thaer vor neunzig Jahren in die deutsche Landwirthschaftstheorie übernommen: „Die rationelle Lehre von der Landwirthschaft muß also zeigen, wie der möglichst höchste reine Gewinn unter allen Verhältnissen aus diesem Betriebe gezogen werden kann", meinte er im ersten Kapitel seiner Theorie der rationellen Landwirthschaft. Das Buch wurde vor fünfzehn Jahren von Professoren und hohen Beamten, darunter Geheimrath Thiel, wieder herausgegeben und war dem damaligen Landwirthschaftminister Friedenthal gewidmet; die Theorie Thaers beherrscht noch heute die Anschauung im preußischen Landwirthschaftministerium.

Adam Müller hat damals sofort, als Thaer jene Grundsätze in Deutschland zur Geltung brachte, vorhergesagt, daß die Proklamirung des Egoismus als erstes Landwirthschaftprinzip falsch sei und sich nicht bewähren werde. Ein Schock konservativer Schriftsteller, wovon ich eine kleine Auswahl in meinem Buch „Hundert Jahre konservativer Politik und Literatur" gebe, hat sich seitdem Müller angeschlossen und jetzt sagt der liberale Professor Hasbach kühl und trocken: „Daß der Egoismus nicht nothwendig das allgemeine Wohl befördere, beweist eine hundertjährige Erfahrung". Ja, Gottes Mühlen haben auch diesmal sehr sicher gemahlen — würde der Dorfpastor sagen, wenn er noch lebte —, aber die deutschen Agrarier wollen noch immer nichts davon wissen, daß sie schon „Schrot" und nicht mehr „Korn" sind. Nun, sie werdens auch noch lernen. Die englischen wissen es schon.

Als sie reine Profitwirthschaft wurde, räumte die englische Landwirthschaft im vorigen Jahrhundert mit der Naturalwirthschaft allmählich auf und war vor hundert Jahren mit diesem Prozeß etwa so weit fertig wie die deutsche Landwirthschaft jetzt. Seit hundert Jahren lebt sie nun schon geldwirthschaftlich. Wäre dieses System haltbar, was die deutschen konservativen Schriftsteller be-

harrlich bestritten haben, so mußte es sich in England bewähren, wo das Geld der Landwirthschaft bis zu diesem Augenblick nie gefehlt hat, wo sie es in Fülle und zu billigstem Zins besaß. Und wohin ist sie bei Kapitalreichthum und Kreditüberfluß gekommen? Vielfach zum Betriebsstillstand und noch häufiger zur Betriebseinschränkung. Die Fläche unter Weizen, Gerste, Hafer und Kartoffeln betrug im Vereinigten Königreich 1869 etwa vier und betrug 1895 nur noch drei Millionen Hektar; sie hat sich um ein Viertel vermindert, darunter die Weizenfläche von 1600000 auf 560000 Hektar. Die Viehzahl ist fast stationär. Sie betrug 1874: Rinder 6125000, Schafe 30314000, Schweine 2423000, und 1895: Rinder 6354000, Schafe 25792, Schweine 2884000 Stück. Der Zuwachs an Rindvieh und Schweinen wird durch die Verminderung der Schafe ausgeglichen.

Das geldwirthschaftliche Profitsystem bricht also im reichsten Lande der Welt vor unseren Augen zusammen. Deshalb sind, nebenbei bemerkt, alle Versuche, in Deutschland dieses System durch „mehr und billigeren Kredit“ aufrecht zu erhalten, eitel. Man wird hier nie mehr und billigeren Kredit haben als in England; und Graf Herbert Bismarck hat bei der Kanitzdebatte ganz zutreffend gesagt, die deutschen Grundbesitzer hätten es schon zu leicht, Schulden zu machen.

Die auf den Reinertrag gestellte, in ihrer Existenz von der Preishöhe der Produkte abhängige Landwirthschaft hat also in England den Umfang der Produktion um ein Viertel vermindert und mit Recht wird in der Deutschen Tageszeitung vom achtzehnten Januar gesagt, daß Getreidebau auf leichtem Boden bei den jetzigen Preisen unmöglich ist. Die Befolgung der Reinertragstheorie hat auch den Landbau mißleitet,— vom Getreidebau behufs Volksernährung, seiner nationalen Aufgabe, weg, zur Erzeugung höher rentirenden Genußmittel, Alkohol und Zucker, für das Ausland, was sich ganz sicher furchtbar rächen wird, wenn Deutschland in irgend einen Krieg verwickelt werden sollte. Und endlich sind auch diese Produkte des nationalen Ackerbaues für internationale Konsumenten bereits unrentabel geworden und beruhen auf Staatssubvention.

Die deutschen konservativen Gelehrten der letzten achtzig Jahre haben also Recht behalten, die Geschichte der englischen Landwirthschaft beweist es, der liberale Professor aus Kiel bestätigt es; aber die Regirungen von Deutschland und Oesterreich beschäftigen sich mit dieser konservativen, durch eine hundertjährige englische Erfahrung bestätigten Theorie noch gar nicht, sie bestreben sich vielmehr, das nun als falsch erwiesene Landwirthschaftsystem künstlich aufrecht zu erhalten. Beide Regirungen folgen hierbei aber verschiedenen Grundsätzen und mir scheint, daß die österreichische Regirung die verhältnißmäßig richtigeren Grundsätze hat.

In Oesterreich hat man seit dem großen Schlag von 1866 sich halb instinktiv in wirthschaftlichen Fragen nach der Politik des Siegers gerichtet. So machte man 1882 dem Fürsten Bismarck noch den Agrarschutzzoll nach und von 1892 bis 1894 sogar die Goldwährung, während doch die deutschen Agrarier bereits über diese auf Tivoli „schrieen“. Das war aber auch das Letzte. Vor wenigen Monaten haben die böhmischen Agrarier diesen Währungwechsel als eine arge Thorheit beklagt und man prüft jetzt in Wien und Prag Ideen, die vom Norden kommen, mit Mißtrauen. Noch Graf Falkenhayn, der fünfzehn Jahre lang Landwirthschaftminister war, hat die Ideen, die in Deutschland zu den Landwirthschaftkammern und Rentengütern geführt haben, in einem Gesetzentwurf zu

vereinigen versucht. Der Entwurf wurde sachlich kritisirt. Ein geistreicher Referent, Dr. Hainisch, nannte ihn „schätzbares Material für neue Regirungvorlagen“. Das ist er geworden. Die erste That des neuen Landwirthschaftministers — des Grafen Ledebur — war, daß er jenen Gesetzentwurf zurückzog; möge es nicht seine einzige bleiben. Die letzte Nachahmung preußischer Wirthschaftgesetze erlangte nicht einmal ein standesgemäßes Begräbniß in einer Parlamentskommission. Das klägliche Mißlingen der preußischen Rentengüter im Osten — der Proletarierkolonien des Herrn von Puttkamer-Plauth — erstickte sie bei der Geburt, obschon der österreichische Entwurf dem Herzen des Grafen Falkenhayn durchaus Ehre machte. Mitgefühl und wirkliche Fürsorge für schuldlos verarmte Grundbesitzer hatten darin einen sogar nicht unpraktischen Ausdruck gewonnen.

Die jüngere österreichische hohe Beamtenschaft, die Redakteure und Abgeordneten aus der berühmten Schule Lorenzens von Stein, haben ein fatales, noch höfliches, aber schon ironisches Lächeln auf den Lippen, wenn sie mit einem Reichsdeutschen von dem groben Geschütz sprechen, das man in Berlin auffährt, um den „niedrigen Preis“ zu erschießen, diesen Erzrebellen gegen die thaersche Landwirthschaft. Die gegenwärtige Generation Oesterreichs ist sehr modern, besonders auch die in der österreichischen Politik jetzt so einflußreichen Polen sind es, die Bilinski, Milewski, Kraiski; die haben die Welt gesehen und nicht blos, wie in Norddeutschland mancher Mann, die Bibel und Thaer gelesen.

Schon in der Agrarenquete des Ministers von Heyden erschien die variable Grundrente als konstanter Summand unter den Produktionkosten des Getreides. Dann erschien der „Rest als Summandus“ im Parlament. „Kein Konsument hat ein Recht auf einen Preis, der nicht die Produktionkosten deckt“, wurde da vom Herrn von Hammerstein-Loxten verkündet, — und die Produktionkosten enthalten angeblich die Pacht oder die Zinsen des Ankaufskapitales für den Grund und Boden. Die konservative Presse, die seit einem Vierteljahrhundert unter der strengen Zucht der „Gelehrten“ Markus Antonius Niendorf, von Nathusius-Ludom und von Hammerstein so kräftig gedieh, daß sie aller seit Thaers Tode geschaffenen Wissensschätze entrathen konnte und Kollegen, die verdächtig waren, hiervon genascht zu haben, energisch zurückwies, hat endlich die konservative Lehrmeinung in amtlicher Fassung als Neujahrsgeschenk des Jahres 1896 durch das „Organ der Parteileitung“, die „Konservative Korrespondenz“ folgendermaßen verkünden lassen: Der Landwirth wünscht „auch für seinen Stand Gleichberechtigung mit anderen Berufszweigen im gewerblichen Leben . . . er fordert, eben so wie jedes andere Gewerbe, auch eine angemessene Verzinsung des aufgewendeten Kapitals, sei es nun für Grund und Boden, für Gebäude, Vieh, Maschinen u. s. w., und einen genügenden Lohn für die eigene Thätigkeit. Denn jeder Centner Getreide oder jedes Stück Vieh verursachen dem Landmann eine Summe von Arbeitzeit und von Geldkosten. Diese Produktionkosten z. B. für Getreide sind: die Zinsen für den Werth des Ackers oder der Ackerpacht; die Kosten der Düngung und Bearbeitung des Ackers zur Aufnahme der Saat; der Werth der Saat selbst; die Löhne für die Pflege der Saaten und für Erntearbeiten; die Kosten für Drusch, für Reinigen, Verkauf und Transport des Getreides zum Markt oder zur Mühle; die Unterhaltungskosten der Gespanne, Geräthe, Maschinen, Wirthschaftgebäude; die Prämien für Arbeiter-, Hagel-, Feuer- und Viehversicherung; die Steuern und Abgaben

an Staat und Gemeinde." Die Feder würde sich sicherlich beim Abschreiben dieser Verwechselung von Werth und Preis sträuben, wenn sie nicht von Stahl wäre.

Von wem „fordert" der Landwirth alles Das? Vom Staat! . . . Man gestatte mir einen Vergleich. Ein Hotelier hat einen alten ersten Gasthof, etwa in Köslin, gekauft und den nachgewiesenen Reinertrag kapitalisirt bezahlt. Da baut ein Eingewanderter in der selben Stadt ein modern eingerichtetes Hotel mit Lift, Gaskochöfen u. s. w. und nimmt dem Besitzer des alten Hotels die Gäste weg, da er billiger ist. So geht es unseren Rittergutsbesitzern, nur daß ihre Konkurrenten in Argentinien und Nebraska sitzen. Die neue bayerische Agrarenquete zeigt uns noch den hölzernen Pflug. Kein Rittergutsbesitzer benutzt Sulkypflug und Selbstbinder des argentinischen Kolonisten. Er „fordert" aber vom Staat die alte Grundrente. Fordert etwa der Besitzer des alten Hotels auch vom Staat jenen alten Reinertrag, den die Kunden ihm nicht mehr bezahlen? Haben diese Kunden kein „Recht" auf die billigeren Preise des neuen Hotels?

Muß man wirklich einer Partei, welche die agrarischen Schriftsteller von Thünen und Rodbertus besaß, noch sagen, daß man die wirklichen Produktionkosten vom Bruttoertrage der Landwirthschaft abziehen muß und daß der Rest, der für die Verzinsung des Ankaufskapitals des Bodens oder für dessen Pacht übrig bleibt, Grundrente ist? Daß diese Grundrente also in verschiedenen Perioden im selben Lande und in der selben Periode in verschiedenen Ländern verschieden ist? Die Grundrente betrug kapitalisirt in Ostelbien von 1820 bis 1835 den sechs- bis achtfachen Grundsteuerreinertrag, der 1862 bis 1865 amtlich festgestellt wurde, stieg auf den siebenzigfachen in den siebenziger Jahren und beträgt jetzt den dreißig- bis vierzigfachen. Aber die Agrarier, die nach dem in den siebenziger Jahren üblichen Preise Boden kauften, „fordern" nun, daß der Staat ihnen das Maximum der Grundrente, was sie je, seit es Rittergüter giebt, erreichte, dauernd garantire.

Da man in Oesterreich einsieht, daß man deutsche wirthschaftliche Maßregeln nicht weiter nachahmen kann, hat der Ackerbauminister Graf Ledebur sich auf eigene Füße gestellt und als Hilfsarbeiter den Finanzrath Dr. K. Scheimpflug berufen, der als ganz junger Mann noch einige Fühlung mit den Reformern der Gruppe des Grafen Egbert Belcredi hatte; seine Gewerbeordnung wurde im vorigen Jahre hier von drei preußischen Geheimräthen — allerdings nicht in der richtigen Schmiede — studirt und der Reichskanzler Fürst Hohenlohe ließ sich von ihrem geborenen Gegner, dem Bankdirektor Mauthner in Wien, darüber informiren. Herr Scheimpflug war leider nicht im Auslande und stets im Beamtensielen, hatte also wenig Zeit zum Studium. Aber ein höherer Finanzbeamter, der in verschiedenen österreichischen Kronländern, in den Alpen, in Böhmen und sogar in Bosnien, amtirte, hat Gelegenheit, sich volkswirthschaftlich dort auszubilden. Auch spricht die Beschränkung, die er sich auferlegt, wie wir sehen werden, für ihn. Meiner Personalkenntniß nach war es die beste Wahl, die Graf Ledebur unter den möglichen Kandidaten treffen konnte.

Herr Scheimpflug hat sich an einen österreichischen Theoretiker angeschlossen, der sich dazu aus der Praxis aufschwang, was schwer, selten und verdienstvoll ist, an den nun auch in Deutschland schon bekannten, obgleich nicht genug gewürdigten Mühlenbesitzer Till in Bruck a. M. Es ist natürlich, daß ein Geschäftsmann, der sein ganzes Leben in der Zeit der Profitgeldwirthschaft verbrachte,

nicht an die Aenderung dieses Wirthschaftsystemes denken konnte, sondern an dessen Aufrechterhaltung, wie die deutschen Agrarier und sogar Gelehrten auch. Till strebt erstens die Einrichtung einer Staatsbäckereischule an, — und die wird Graf Ledebur wahrscheinlich schaffen, was immer schon verdienstvoller sein würde als Das, was der preußische Ackerbauminister und sein Vorgänger schufen. Darauf kann ich hier und jetzt so wenig eingehen wie auf Tills anderen Vorschlag eines Staatsmonopoles des Getreidehandels und der Bäckerei, das meiner Ansicht nach besser ist als der bekannte Monopolantrag Kanitz. Sollte dieses Monopol aber nicht eingeführt werden, so schlägt Till ein genossenschaftliches Backsystem vor, das Aussicht hat, von der österreichischen Regirung gefördert zu werden, und auf das ich die Aufmerksamkeit der deutschen Agrarier lenken möchte. Die Genossenschaft der Produzenten ist eine alte Idee und vielfach durchgeführt, auch schon in der Landwirthschaft, besonders in den Molkereigenossenschaften. Neu ist die Idee, sie auch für die Fleischversorgung großer Städte einzuführen, und böhmisch-mährische Großgrundbesitzer verhandeln seit Jahresfrist ernsthaft darüber. Tills Verdienst besteht darin, ganz überzeugend die Möglichkeit für die Brotversorgung nachgewiesen zu haben.

Alle solche Produktivgenossenschaften bleiben nicht nur auf dem Boden der kapitalistischen Wirthschaft, sondern sie sind sogar deren höchster Ausdruck, denn sie beruhen auf dem Ersatz der kleinen Betriebe durch Großbetriebe. Neue Werthe schaffen sie nur, so weit sie bessere Produkte liefern, wie die Molkereigenossenschaften bessere Butter als Bauernwirthschaften liefern. Dagegen legen sie viele kleine Betriebe lahm und vernichten noch mehr solche, wie es auch die Konsumvereine thun. Der erste Wiener Konsumverein, dem 1895 schon 26 000 Familien angehörten, muß natürlich einige Hundert kleiner Geschäfte entbehrlich machen. Die Molkereigenossenschaften thun Das nicht. Die Bäckerei- und Schlachtgenossenschaften würden aber viele Bäcker und Schlächter brotlos machen, — wie die industriellen Großbetriebe die Handwerker ihrer Branche.

Setzen wir den Fall, die Landwirthschaft ginge zur genossenschaftlichen Verarbeitung von Vieh und Korn zu Fleisch und Brot über, so würden sich diese Großbetriebe bald genau so kartelliren, wie es die großindustrielle Zuckerindustrie in Oesterreich schon einmal that und jetzt wieder plant. Dem könnte nun eine Menge von Konsumproduktivgenossenschaften von Fleisch und Brot, zuerst als Unternehmungen von Großkommunen, entgegentreten, oder auch Produktivgenossenschaften von Bäckern und Fleischern, wie es die wiener Fleischer zur Zeit planen. Das setzt aber freien Bezug von Vieh und Getreide aus dem Auslande voraus, denn sonst würden ihnen schließlich die Landwirthe den Bezug ihres Viehes und Getreides entziehen und sie ganz den landwirthschaftlichen Genossenschaften zuführen. Diese würden dann Monopolpreise für Fleisch und Brot einführen und endlich würde der Staat einschreiten müssen — wenn er dazu dann noch die Macht haben sollte, was ich bezweifle — und Bäckerei und Schlächterei zum Staatsmonopol machen. So führt auch dieser Weg zum Staatsmonopol, wie ich es in Bezug auf den Agrarzoll schon vor fünfzehn Jahren voraussagte. Tills scharfer Blick sieht dieses sozialistische Ende auch voraus. Aber vorläufig und für absehbare Zeit hat er Recht. Die allgemeine Einführung von landwirthschaftlichen Genossenschaftbäckereien würde das Brot billiger machen können, als es jetzt

ist, und doch den Landwirthen eine höhere Verwerthung des produzirten Getreides gestatten. Wenn Produzenten und Konsumenten gewinnen sollen, müssen kostspielige Zwischeninstanzen zwischen Beiden fortfallen; Das sind die Bäcker mit ihren Kleinbetrieben und Das ist die Kundenjagd der Bäcker untereinander, die Provisionertheilung an Brotverkäufer, Restaurateure, Kleinhändler, Budiker. Jedoch würde die Bäckereiindustrie nicht vollkommen vernichtet werden, weil sie für Luxusbackwerk, sogar schon für Das, was wir feines Milchbrot und Semmel nennen, stets schwer zu entbehren sein würde.

Herr Till hatte dem preußischen Staatsrath seine beiden Projekte, Brotmonopol und Genossenschaftbäckerei, mitgetheilt, vom Sekretär aber die Antwort erhalten, daß der Staatsrath es ablehne, Vorschläge von Privaten entgegen zu nehmen, und daß er die betreffenden Papiere an das preußische landwirthschaftliche Ministerium überwiesen habe. Aus diesem Ministerium ist Herrn Till bisher keine Nachricht zugekommen, aber Herr von Hammerstein hat neulich im Reichstage die Vorschläge Tills, ohne weiter über sie zu sprechen, kurzer Hand für „unausführbar" erklärt. Ich glaube nicht, daß die Sache damit abgethan ist, um so weniger, als schon seit dem zehnten Januar eine Kundgebung von solcher Wichtigkeit in Wien vorliegt, daß man annehmen kann, sie sei der preußischen Regirung von der hiesigen Botschaft mitgetheilt worden. Die österreichische Regirung hält, im Gegensatz zum preußischen Minister, Tills Vorschlag einer Genossenschaftbäckerei für vollkommen ausführbar.

Herr Till behauptet unwiderlegt seit zehn Jahren in zahlreichen Broschüren und Artikeln, daß durch rationellen Großbetrieb der Müllerei und Bäckerei ein Kilo gewöhnlichen Roggenbrotes, in Oesterreich „Hausbrot", in Preußen wohl auch „Landbrot" genannt, zu dem selben Preise, natürlich von Steuern abgesehen, hergestellt werden kann, den ein Kilo Roggen kostet; und der konservative Gutsbesitzer Herr Ring hat im preußischen Abgeordnetenhause eine ganze Anzahl von Beispielen angeführt, in denen Das thatsächlich der Fall ist, z. B. den Konsumverein der Arbeiter seines eigenen Rittergutes und die große Bäckerei der Straf- oder Arbeitanstalt in Rummelsburg. In der Uckermark ist es üblich, daß ein Müller gleichzeitig Bäckerei betreibt. Er läßt das sogenannte Hausbrot, in dem keine Kleie mehr enthalten ist, auf die umliegenden Dörfer fahren und es gegen das gleiche Gewicht Roggen umtauschen. Ich bin kein Techniker und schreibe für kein technisches Blatt, darum mögen folgende Zahlen zur Erklärung genügen: 100 Kilo Roggen geben 80 Kilo Mehl und 17 Kilo Kleie, 3 Kilo verstauben. 100 Kilo Roggen kosten 12 Mark, 1 Kilo also 12 Pfennige; da die Kleie circa $^2/_3$ des Roggenpreises gilt, so bringen 17 Kilo Kleie 1,36 Mark. 80 Kilo Mehl geben durch Wasserzusatz 112 Kilo Brot. 1 Kilo Brot soll zum Roggenpreise von 12 Pfennigen verkauft werden, also geben 112 Kilo Brot 13,44 Mark, Kleie und Brot bringen also 14,80 Mark, d. h. 2,80 Mark mehr, als der Roggen kostet. Der Wiener Konsumverein verkauft, nach Abrechnung der Tantieme am Jahresschluß, Roggenbrot noch nicht voll 30 Prozent theurer, als der Roggenpreis ist; jene 2,80 Mark machen $22^1/_2$ Prozent Aufschlag. Dafür kann wirklich Brot im Großen hergestellt werden.

Herr Dr. Hirschberg vom Statistischen Bureau der Stadt Berlin hat berechnet, daß in den zehn Jahren bis 1894 incl. durchschnittlich 100 Kilo Haus-

brot 9 Mark mehr kosteten als 100 Kilo Roggen. Im Durchschnitt aller Orte Deutschlands wird der Aufschlag auf den Roggenpreis geringer sein, nehmen wir an: 8 Mark. Danach würde beim heutigen Roggenpreise von 12 Mark in Berlin 1 Kilo Brot 20 Pfennige kosten, in Königsberg und Danzig, bei 11 Mark für Roggen, 19 Pfennige, in Dresden und Mannheim, bei 13 Mark für Roggen, 21 Pfennige, in München und Stuttgart, bei 15 Mark für Roggen, 23 Pfennige. Verkauften die landwirthschaftlichen Bäckereigenossenschaften das Brot etwa 10 Prozent billiger als bis dahin die Bäcker, so gewönnen die Konsumenten diese 10 Prozent und gönnten den Landwirthen gern die höhere Einnahme an Roggen, die sie nun erzielten, d. h. in ganz Deutschland überall 6 Mark mehr für 100 Kilo als jetzt. Wäre dagegen das kanitzische Monopol zu Stande gekommen, so würde der Roggen vom Reich überall, oder doch an allen Grenzen, für 16,50 Mark verkauft, dadurch gewönne der Landmann gegenüber dem Preise, den er jetzt erhält, in Ost- und Westpreußen 5,50 Mark = 55 Prozent, in Brandenburg 4,40 Mark = 37 Prozent, um Dresden und Mannheim 3,50 Mark = 27 Prozent, in Bayern und Württemberg 1,50 Mark = 10 Prozent seiner bisherigen Bruttoeinnahme aus Roggen. Man sieht: den Süddeutschen würde das kanitzische Monopol fast keine Preiserhöhung des Getreides bringen. Bei Weizenbrot ist der Backaufschlag noch weit größer und die Weizenverwendung zu Brot würde sich für die Landgenossenschaften noch vortheilhafter gestalten.

Da in Oesterreich die Regirung wahrscheinlich die Bildung von Genossenschaftbäckereien fördern wird, so müssen mir einige Angaben über die Nothlage der österreichischen Landwirthe gestattet sein. In Wien kosten 100 Kilo Weizen 11,50 Mark, in Berlin 14,50 Mark, also 3 Mark oder 26 Prozent, Roggen in Wien 10,40 Mark, in Berlin 12 Mark, also 1,60 Mark oder 15 Prozent mehr, d. h. Brotkorn ist in Oesterreich um $^1/_4$ bis $^1/_6$ etwa billiger als in Norddeutschland. Dazu müssen dort die Grundbesitzer 36 Millionen Grundsteuer an den Staat zahlen, in Preußen keine. Und der Zinsfuß für Hypotheken ist in Oesterreich reichlich 1 Prozent oder $^1/_4$ bis $^1/_3$ theurer als in Deutschland.

Vor einigen Wochen besuchte Herr Till den Landwirthschaftminister, um ihm seine drei Projekte: Backschule, Getreide- und Brotmonopol, Genossenschaftbäckerei, zu entwickeln. Der Minister zog seinen Hilfsarbeiter, Herrn Scheimpflug, zu, der die Belege des Herrn Till zu studiren versprach, und am zehnten Jannar erschien im wiener „Vaterland" — der „Kreuzzeitung" Oesterreichs — ein vom Dr. Karl Scheimpflug unterzeichneter Artikel, aus dem ich die wesentlichen Stellen hier wörtlich folgen lasse: „Der heutige Zustand des Mahl- und Backgewerbes ist ein derartiger, daß die Beseitigung der diesen Gewerben anhaftenden Mängel sowohl der Landwirthschaft einen auskömmlichen Getreidepreis als den Konsumenten eine Ermäßigung des Brotpreises außer einer Verbesserung der Brotqualität ermöglicht. So verfehlt es ist, den Brotpreis durch Drückung der Getreidepreise billig machen zu wollen, so verfehlt ist das Streben, den Getreidepreis heben zu wollen, ohne gleichzeitig dafür vorzusorgen, daß mit dem Getreidepreise nicht auch der Brotpreis steigt. Sache der landwirthschaftlichen Genossenschaften wird es sein, unter Benutzung der Mittel der modernen Technik, auf die Preisbildung der landwirthschaftlichen Produkte einen bestimmenden Einfluß zu erhalten. Der Staat wird nicht durch ein staatliches Backmonopol, sondern durch

die rechtliche Ausstattung dieser Genossenschaften, insbesondere durch Gewährung des Markenschutzes und durch Beseitigung der Hindernisse eines Preiseinflusses der Genossenschaften, durch Regelung des Terminhandels und durch Revision der Börse-Usancen, die spontane genossenschaftliche Organisation der Produktivstände pflegen. Zeigen sich in Zukunft Auswüchse der berufsgenossenschaftlichen Bewegung, zeigt sich in Zukunft insbesondere eine Uebervortheilung der Konsumenten durch die berufsgenossenschaftliche Organisation der Landwirthschaft, ohne daß diese Uebervortheilung durch die berufsgenossenschaftliche Organisation der nicht landwirthschaftlichen Bevölkerung überwunden werden könnte, dann wird es Sache des Staates sein, einzugreifen, aber nicht in der plumpen Weise eines staatlichen Getreide-, Mehl- oder Brotmonopoles, sondern durch Entscheidung der aufgeworfenen Kompetenzkonflikte. Wegen der Möglichkeit von Kompetenzkonflikten braucht nicht unser tägliches Brot Kommißbrot zu werden."

Das ist jedenfalls eine sehr auffallende Kundgebung, aber sie hat einen ganz triftigen Grund. Auch in Oesterreich rührten sich die Landwirthe und suchten Fühlung mit ungarischen Agrariern, die schon seit fast einem Jahre vollkommen nach dem Muster des Bundes der Landwirthe organisirt sind. Graf Leopold Kolowrat aus Böhmen besuchte kürzlich den ungarischen Bundestag in Pest. In Wien wird am zwanzigsten Februar ein „Agrartag" abgehalten werden, der wahrscheinlich zur Bildung eines österreichischen Bundes der Landwirthe führen wird. Jetzt tagen die Landtage der Kronländer, der Reichstag in Wien tritt erst Mitte oder Ende Februar zusammen und der Ackerbauminister kann dort nicht seine Ansicht über Das, was die Landwirthe verständiger Weise fordern sollten, so zeitig aussprechen, daß sie den Agrariern eine Richtschnur für ihr Verhalten auf dem Agrartage geben könnte. Und so hat denn der österreichische Ackerbauminister einfach seinem Hilfsarbeiter gestattet, mit Unterschrift seines Namens in einer Zeitung seine „Privatansicht" den Herren Agrariern mitzutheilen.

Die deutschen Agrarier würden gut thun, wenn sie den österreichischen Agrartag im Februar beschickten. Mit hervorragenden hiesigen Großgrundbesitzern hat bereits im vorigen Jahre Herr Dr. Ruhland, der ein paar Monate in Oesterreich-Ungarn war, erfolgreich Fühlung genommen. Es scheint mir möglich, daß die Agrarier von selbst zu der Ueberzeugung kommen, daß die Genossenschaftbäckerei ihnen vorläufig und vielleicht für lange Zeit einen höheren Preis für ihr Getreide in Aussicht stellt als der Antrag Kanitz. Interessanter freilich würde es sein, wenn sie das kanitzische Monopol wirklich für Deutschland durchsetzten, während Oesterreich zur Genossenschaftbäckerei überginge, und man nun vergleichen könnte, welches System die Landleute und die Konsumenten am Meisten befriedigt. Pour l'amour de l'art wäre ich als beobachtender Zuschauer also für Kanitz, aus Mitgefühl für viele Tausende von Gutsbesitzerfamilien, worunter liebe Freunde und Verwandte sind, bin ich aber entschieden für Till.

Der Ersatz des Kleinbetriebes durch den Großbetrieb — und Das ist doch des Pudels Kern — hat noch eine andere, für den vorausdenkenden Staatsmann höchst wichtige Seite. Herr von Hammerstein drückt die Ueberzeugung aus, die Getreidepreise würden bald von selbst steigen, weil die Vereinigten Staaten und Argentinien den Weizenanbau einschränkten. Ich will darauf im Augenblick nicht eingehen. Jedenfalls müssen die Getreidepreise in der ganzen

Welt sogar sehr in die Höhe gehen, wenn ein Krieg ausbrechen sollte, der auch nur ein großes Exportland abschließt, gerade wie Zucker jetzt steigt, weil Kubas Export des Bürgerkrieges wegen seit dem vorigen Jahre um 80 Prozent gefallen ist. Sollte zwischen Chile und Argentinien der gefürchtete Krieg ausbrechen, so bekommen wir Hungersnothpreise in Europa und der Kornzoll von $3^1/_2$ Mark für 100 Kilo muß aufgehoben werden. Dadurch verliert aber das Reich eine Einnahme von fast 100 Millionen Mark. Das Selbe muß geschehen, sobald Deutschland in einen Krieg verwickelt wird. Sogar dann noch wird Brotkorn übermäßig theuer werden und man kann den von den Landwehrleuten zurückgelassenen Frauen und Kindern das Brot nicht durch Zölle belasten. Das Selbe gilt von den Fleischzöllen. Die Einführung der Genossenschaftbetriebe macht es möglich, diese Agrarzölle sehr bald, vielleicht staffelweise, aufzuheben und in Friedenszeit die schlechten Reichseinnahmen daraus, die im Kriege, wenn das Reich seine Einnahmen am Meisten braucht, versagen, durch andere zu ersetzen. Die höhere Einnahme, welche die Landleute unmittelbar nach dem Inslebentreten der Genossenschaftbäckereien beziehen können, würde der Regirung Zeit geben, eine Frist, in der sie die beiden falschen Prinzipien, Freiheit des Grundbesitzes und geldwirthschaftliches Reinertragssystem, durch andere ersetzen könnte. In der Abschiedsbotschaft des Staatsrathes wurden die „Unterthanen" aufgefordert, sich in Nothlagen vertrauensvoll an die Regirung zu wenden, die dann das zur schleunigen Abhilfe Nöthige veranlassen werde. Eine solche Nothlage scheint vorzuliegen. Der Getreidepreis genügt angeblich in zahlreichen Gegenden nicht mehr zur Deckung der Produktionkosten. Weder kann man höheren Schutzzoll auflegen, noch will man das Getreidemonopol einführen —: so scheint mir einzig die Genossenschaftbäckerei übrig zu bleiben, und wenn der Staat dann fähige Männer finden sollte, die ich aber heute nicht sehe, so kann er eine gründliche Agrarreform noch vornehmen. Sonst kommt ganz sicher der Zukunftstaat. Die Genossenschaftbäckerei ist keine prinzipielle, sondern nur eine zeitweilige Reform.

Die agrarische Frage wird zu Ende dieses ereignißreichen und für die Agrarier so verhängnißvollen Jahrhunderts, von dem der wiener Professor Philippovich eben schrieb: „Der Reichthum ist vom Lande in die Städte gezogen und die Bevölkerung folgt ihm nach,"*) eben so akut, wie sie es am Anfang des Jahrhunders war. Es scheint auch, daß sie in Deutschland und Oesterreich, eben so wie von 1808 bis 1848, auch jetzt wieder nach verschiedenen Grundsätzen be-

*) Wenn man von der Begehrlichkeit der Junker — ich gebrauche dieses Wort nicht höhnisch — liest, sollte man berücksichtigen, daß die Nachtheile der großartigen sozialen Umwandlungen dieses Jahrhunderts besonders vom Grundadel getragen wurden, mehr als von irgend einer anderen Volksklasse: er verlor das Monopol des Großgrundbesitzes, den von 1808 ab Bauer, Bürger, Christ und Jude kaufen und pachten konnte. Er verkaufte, oft zwangsweise, etwa die Hälfte der damals von ihm besessenen Güter. Diejenigen, welche er noch besitzt, sind meist umfangreicher und alle werthvoller als damals, aber von sehr vielen dieser Güter hat sich ein mehr oder minder großer Werththeil getrennt und läuft in der Welt als Obligation oder Pfandbrief herum, so daß der nominelle Gutsbesitzer oft nur noch eine wirthschaftliche Scheinexistenz führt.

handelt werden wird. Damals siegte anfangs die liberale hardenbergsche Bureaukratie, der doch mindestens so glänzende Namen angehörten, wie sie heute dem Fürsten Hohenlohe zu Gebote stehen — v. Auerswald, v. Schön, Niebuhr, F. v. Raumer, Scharnweber und der doch immerhin bedeutende Thaer —, über die Junkerpartei, deren Häupter, Graf Finckenstein und von der Marwitz, sogar auf die Festung geschickt wurden. Aber allmählich eroberten die Junker Stück für Stück das verlorene Terrain wieder und neues dazu. Sie siegten vollkommen; aber ihr Prinzip war falsch, und an diesen falschen Prinzipien gehen ihre Enkel jetzt, wenn nicht noch rasch Hilfe kommt, zu Grunde.

In Oesterreich temporisirte Metternich, unter dem Einfluß der Rathschläge von Adam Müller, Gentz und später Jarcke, dreier preußischen Gelehrten, die weder Hardenberg noch die Junker zu gebrauchen verstanden, und diesem Temporisiren, verbunden mit wenigen gemäßigten Reformen, verdanken es die heutigen österreichischen Grundbesitzer, daß sie trotz höherem Zinsfuß, höherer Steuer und niedrigeren Getreidepreisen sich immer noch besser stehen als die deutschen.

In dem jetzigen Kampf der Junker Mirbach und Kanitz gegen die Staatsmänner Hohenlohe und Hammerstein werden die Junker schließlich eben so Sieger bleiben wie ihre Vorfahren von 1808 bis 1820 oder 1825. Ihre Macht ist auf dem Lande noch immer eine bedeutende, obschon nicht mehr so stark wie früher und obgleich ihr Besitz relativ sich noch mehr vermindert hat als ihre Macht. Aber sie haben geschickt die bayerischen Bauern zu gewinnen verstanden, die in der That etwas ähnliche Interessen wie die Rittergutsbesitzer haben. Ihre Organisation ist vortrefflich, ihr Muth dem ihrer Vorfahren gleich. Jeder verständige Mensch wird es billigen, wenn Männer Männern gleich für den Erbherd, den Hausaltar, den Penatensitz, das avitische Rittergut kämpfen. Aber: mit Vernunft sollte es geschehen! So lange die publizistische Vertretung der Agrarier solchen vollkommen unwissenschaftlichen Leuten anvertraut bleibt, wie es ihre Redakteure von Niendorf bis auf Hammerstein waren, wird jeder Erfolg der Partei ihre augenblicklichen Interessen vielleicht fördern, ihre dauernden sicher schädigen. Schlecht berathen, wie die Agrarier es seit einem Vierteljahrhundert sind, sollten sie sich mit den Parteigenossen Oesterreich-Ungarns in Verbindung setzen. Beide Theile könnten dabei profitiren und die preußischen Agrarforderungen würden dadurch einen etwas weniger hinterpommerschen „Erdgeschmack" bekommen. Einstweilen entbehrt es nicht einer gewissen Pikanterie, daß der preußische Landwirthschaftminister einen Reformplan für unausführbar erklärt, den der österreichische Kollege als die einzig mögliche Maßregel zur Beseitigung des Nothstandes empfiehlt. Die Agrarier sind empört über ihren Landwirthschaftminister. Mögen sie ihn schlagend dadurch widerlegen, daß sie die neugeschaffenen Landwirtschaftkammern und die Centralgenossenschaftkasse zur Durchführung eines Planes benutzen, den der gehaßte Minister verworfen hat.

Wien. Dr. Rudolf Meyer.

Das Glaubensbekenntniß der Liebe.

Es war stets ihr Traum gewesen, die Frau eines Dichters zu sein. Doch das unerbittliche Geschick bescherte ihr statt des romantischen und fieberhaften Daseins, nach dem sie sich sehnte, ein kleines, ruhiges Glück, da es sie mit einem reichen Rentier in Auteuil vermählte, einem liebenswürdigen und sanften Manne, der nur ein Bischen zu alt für sie war und eine einzige, durchaus harmlose und friedliche Leidenschaft besaß: er schwärmte für die Gärtnerei. Der brave Mann verbrachte seine ganze Zeit, die Gießkanne in der Hand, damit, eine prächtige Sammlung von Rosenstöcken zu ziehen, das Treibhaus zu heizen und die Blumenbeete zu begießen, — und man wird zugeben, daß so Etwas für ein armes, nach Idealen dürstendes Herz keine genügende Nahrung ist. Trotzdem hielt sich ihr Leben zehn Jahre hindurch gerade und einförmig, wie die Alleen ihres Gartens, in denen sie mit abgemessenen Schritten umherging, während sie in ergebener Langeweile auf das leise knackende Geräusch der Gartenscheere oder auf den endlosen Regen lauschte, der auf die Blumenbeete herabfiel.

Der unermüdliche Gärtner stellte seine Frau nicht viel höher als seine Blumen. Er regelte die Wärme und Kälte in dem mit Blumensträußen überfüllten Salon, fürchtete für sie den Aprilfrost oder die Märzsonne, und wie für die Treibpflanzen, die man zu bestimmten Zeiten aus den Kästen herausnimmt und wieder hineinsetzt, so bestimmte er auch das Leben der Frau nach dem Thermometer und dem Mondwechsel. So blieb sie lange Zeit zwischen den vier Mauern des ehelichen Gartens eingeschlossen, unschuldig wie eine Waldrebe, doch immerfort strebte sie nach anderen, weniger regelmäßigen, weniger bürgerlichen Gärten, wo die Rosensträuche herrlicher blühen, die Gräser höher als Bäume werden und in Freiheit unter einer wärmeren Sonne phantastische, unbekannte Blumen tragen. Diese Gärten findet man allerdings nur in den Büchern der Poeten. Die kleine Frau las viele Verse, — ohne Wissen des Gartenkünstlers, der von der Literatur nichts als seinen Kalender kannte.

Wahllos verschlang die Unglückliche die schlechtesten Gedichte, wenn sie darin nur Reime auf „Liebe" und „Herz" fand; dann klappte sie das Buch zu, träumte Stunden lang und seufzte: „O, wäre mir doch ein solcher Mann beschieden gewesen!"

Das Alles wäre wahrscheinlich in dem unklaren Zustande der Wünsche verblieben, wenn in dem kritischen Zeitpunkt des dreißigsten Jahres, der für die Tugend der Frauen eben so entscheidend ist wie der Mittag für die Schönheit des Tages, ihr nicht der unwiderstehliche Amaury in den Weg getreten wäre. Amaury ist ein Salonpoet. Eines jener exaltirten Gemüther in schwarzem Frack und perlgrauen Handschuhen, die zwischen zehn Uhr und Mitternacht in der Gesellschaft ihre Liebesabenteuer, ihre Verzweiflung, ihre Begeisterung erzählen und sich dabei schwermüthig an den Kamin lehnen, während die Frauen im Kreise herumsitzen und diese Geschichten hinter ihren Ballfächern mit anhören. Amaury kann für ein Ideal seines Genres gelten. Ein düsterer Kopf, mit hohlem Auge und blasser Gesichtsfarbe; er frisirt sich nach russischer Mode und gebraucht sehr eifrig ungarische Bartwichse. Er ist einer jener Lebensschiffbrüchigen,

wie die Damen sie lieben: stets nach der neuesten Mode gekleidet, ein kaltblütiger Lyriker, bei dem sich die Regellosigkeit der Produktion nur durch die Nachlässigkeit, mit der seine große Kravatte gebunden ist, verräth. Man kann sich daher den Erfolg denken, wenn er eine Stelle aus seinem Gedicht „Das Glaubensbekenntniß der Liebe" deklamirte, das mit dem wunderbaren Verse endigt:

„Ich glaube an die Liebe wie an Gott."

Ich habe diesen Komoedianten stark in Verdacht, daß er sich um Gott eben so wenig kümmert wie um alles Uebrige; doch die Frauen sehen darauf nicht so genau. Sie lassen sich leicht von dem Leim der Worte fangen und jedesmal, wenn Amaury sein „Glaubensbekenntniß der Liebe" deklamirt, kann man sicher in dem Salon Reihen von kleinen, rosigen Schnäbeln sich öffnen und nach diesem Gefühlsköder schnappen sehen. Man denke doch! Ein Dichter, der einen so schönen Schnurrbart hat und an die Liebe wie an Gott glaubt!

Die Frau des Gartenkünstlers konnte nicht widerstehen. Nach drei Sitzungen war sie besiegt. Da diese elegische Natur aber im Grunde stolz und ehrenhaft war, so wollte sie keinen häßlichen Fehltritt begehen. Uebrigens erklärte der Dichter in seinem „Glaubensbekenntniß" selbst, daß Offenheit und Ehrlichkeit die erste Staffel zum Siege ist. Die junge Frau nahm daher das „Glaubensbekenntniß der Liebe" zum Führer, entfloh kurz entschlossen aus dem Garten zu Auteuil und stürzte sich in die Arme ihres Dichters.

„Ich kann nicht mehr mit diesem Menschen leben!" rief sie, „führe mich fort!"

In solchem Falle heißt der Gatte stets „dieser Mensch", selbst wenn er Gartenkünstler ist.

Amaury war einen Augenblick verblüfft. Wie zum Teufel hätte er auch glauben können, daß diese kleine Frau von dreißig Jahren ein Liebesbekenntniß ernst nehmen und es buchstäblich befolgen werde. Dennoch machte er gute Miene zum bösen Spiel, und da sie sich in ihrem Garten hübsch und frisch erhalten hatte, so entführte er sie ohne Murren.

In den ersten Tagen war die Sache ganz reizend. Man fürchtete die Verfolgung des Gatten. Man mußte sich unter angenommenem Namen versteckt halten, häufig das Hotel wechseln und die entferntesten Straßen aufsuchen. Abends ging man mit scheuer Miene aus und machte Mondscheinpromenaden. O Riesenmacht der Romantik! Je größere Furcht sie hatte, je mehr Vorsichtmaßregeln sie, hinter dem herabgelassenen Schleier, anwenden mußte, desto erhabener erschien ihr nun ihr Poet. In der Nacht öffneten sie das kleine Fenster ihres Zimmers, betrachteten die Sterne, die über den Laternen der nahen Eisenbahn aufstiegen, — und immer und immer ließ sie ihn die Worte wiederholen:

„Ich glaube an die Liebe wie an Gott!"

Ach, es war zu schön!

Leider dauerte es nicht lange. Der Gatte ließ sie nur allzu sehr in Ruhe. Du lieber Gott, — er war eben Philosoph, „dieser Mensch". Als seine Frau entflohen war, hatte er die grüne Thür seiner Oase zugeschlossen und sich wieder ruhig mit der Pflege seiner Rosen beschäftigt; friedlichen Herzens dachte er daran, daß diese, die mit langen Wurzeln an die Erde gefesselt sind, ihm nicht entwischen konnten. Beruhigt kehrten unsere Verliebten nach Paris zurück, — und plötzlich kam es der jungen Frau vor, als hätte man ihr ihren Poeten unge-

wandelt. Die Flucht, die Furcht, überrascht zu werden, die beständige Angst: das Alles war nun nicht mehr vorhanden und sie fing an, zu begreifen und klar zu sehen.

Das Wenige, das er an großherzigen oder heldenhaften Gefühlen besaß, verbrauchte er für seine Verse, ohne daß Etwas für seinen persönlichen Gebrauch übrig blieb. Er war hämisch, selbstsüchtig und vor allen Dingen gefühllos, was die Liebe nie verzeiht. Dann hatte er auch seinen Schnurrbart abgeschnitten, — und Das kleidete ihn gar nicht.

Welch ein Unterschied! Wie ward ihr, wenn sie diesen Mann jetzt dem schönen, düsteren Dichter mit dem Lockenkopf verglich, der ihr eines Abends in einem Salon erschienen war und ihr zwischen zwei Kandelabern sein „Glaubensbekenntniß der Liebe“ vordeklamirt hatte! Jetzt, in der gezwungenen Zurückgezogenheit, die er sich ihretwegen auferlegte, ließ er allen seinen Eigenheiten freien Lauf, deren unangenehmste darin bestand, daß er sich stets für krank hielt.

Du lieber Gott, wenn man stets den Brustkranken spielt, so bildet man sich schließlich ein, daß man es wirklich ist. Der Dichter Amaury kurirte beständig an sich herum, legte sich Senfpflaster auf und hatte auf seinem Kamin stets Flaschen und Pulver. Eine Weile nahm die kleine Frau ihre Rolle als barmherzige Schwester durchaus ernsthaft. Die Pflege des angeblich Kranken gab ihrem Leben wenigstens einen Zweck. Doch sie ward schnell müde. Unwillkürlich dachte sie in dem zum Ersticken geheizten Zimmer, in dem der Dichter sich aufhielt, an ihren kleinen, duftenden Garten und an den lieben, guten Gärtner, der ihr jetzt unter seinen Bäumen und Beeten eben so einfach, rührend und uneigennützig erschien, wie der Andere herrisch und selbstsüchtig war.

Nach Verlauf eines Monats liebte sie ihren Gatten, und zwar liebte sie ihn aufrichtig, nicht mit gewohnheitmäßiger Zuneigung, sondern mit wahrer Liebe. Eines Tages schrieb sie ihm einen langen, leidenschaftlichen Brief, voll Reue und Bedauern. Er antwortete nicht. Vielleicht hielt er sie nicht für bestraft genug. Nun schickte sie Briefe auf Briefe, demüthigte sich, flehte, er möchte sie nach Hause zurückkehren lassen, und erklärte, sie wolle lieber sterben, als mit „diesem Menschen“ weiter leben. Jetzt hieß der Andere „dieser Mensch“. Dabei versteckte sie sich stets, um an ihren Mann zu schreiben, denn sie hielt den Dichter noch immer für verliebt und fürchtete, während sie ihren Gatten um Verzeihung bat, die Eifersucht und Wuth des Poeten.

„Er wird mich nie fortgehen lassen,“ sagte sie sich. Als sie schließlich durch ihr unablässiges Bitten die Verzeihung ihres Gatten erlangt und der Gartenkünstler — er war, wie gesagt, Philosoph — eingewilligt hatte, sie wieder in sein Haus aufzunehmen, wurde diese Rückkehr in geheimnißvoller, höchst dramatischer Weise ausgeführt. Sie ließ sich buchstäblich von ihrem Gatten entführen. Eines Abends, als der Dichter, der auf seinen neuen Schnurrbart wieder stolz sein durfte, in eine Gesellschaft gegangen war, um sein „Glaubensbekenntniß der Liebe“ zu deklamiren, sprang sie in einen Fiaker, in dem ihr Gatte sie an der Straßenecke erwartete, und so kehrte sie in den kleinen Garten zu Auteuil zurück. Sie war auf immer von ihrem Ehrgeiz geheilt, die Frau eines Poeten zu sein . . . Allerdings hatte ihr Poet nur sehr wenig Poetisches an sich gehabt.

Paris. Alphonse Daudet.

Argentinische Finanzen.

Ueber die Schuldenlast Argentiniens gehen die verschiedensten Angaben durch die Zeitungen. Diese Daten sind oft falsch, weil die offiziellen Angaben selten benutzt und andererseits die Schulden der Centralregirung mit denen der Provinzen, Munizipien und Banken vermischt werden. Nach der Denkschrift des Finanzministers J. J. Romero, die dem Kongreß im September 1895 vorgelegt wurde, stellten sich die Schulden der Nation am einunddreißigsten Dezember 1894 wie folgt.

Die innere Schuld besteht aus: A. 46,84 Millionen Pesos Papier (à 1,20 Mark). Amortisirt sind im Jahre 1894 1,69 Millionen, neu ausgegeben aber 5,50 Millionen. B. 189,28 Millionen Pesos Gold (à 4 Mark). Amortisirt sind im Jahre 1894 34,79 Millionen, neue Ausgaben haben nicht stattgefunden. Die auswärtige Schuld beträgt 190,99 Millionen Pesos Gold. Summa der Schulden der Nation: 380,27 Millionen Pesos Gold und 46,84 Millionen Pesos Papier. Totalsumme: 1581,28 Millionen Mark.

Daneben schuldet die Regirung auf Grund besonderer Verträge (als Vorschüsse): an J. S. Morgan & Comp. in London 30,20 Millionen Pesos Gold; an die Bank von Antwerpen 7,10 Millionen Francs und an L. und R. Cahen & Comp. in Antwerpen 12,50 Millionen Francs und 1,50 Millionen Pfund Sterling. In dem letzten Finanzjahre, das mit dem einunddreißigsten März 1895 abgelaufen ist, wurden für Zinsen und Amortisation der Schulden der Nation ausgegeben 15,82 Millionen Pesos Gold. Der Wahrheit gemäß muß, ehe wir uns in das Meer der weiteren „argentinischen Schulden“ stürzen, zunächst zum Ruhme der Centralregirung festgestellt werden, daß sie zur Erfüllung ihrer internationalen Pflichten seit der gewaltsamen Beseitigung des elenden und unfähigen Miguel Juarez Celman, der in erster Linie (neben Roca) für den ganzen Schwindel des „Aufschwunges“ und die Vergeudung der Staatsgelder verantwortlich zu machen ist, die größten Anstrengungen gemacht hat. Sie zahlte, was in ihren Kräften stand. Wenn nicht noch größere Sparsamkeit im Haushalt geherrscht hat, so war Das die Schuld des Kongresses, der immer neue außerordentliche Ausgaben forderte und bewilligte. Anders liegt die Sache bei den Provinzen und Munizipien. Diese haben sich meist in direkt schamloser Weise ihren Verpflichtungen entzogen und bestürmen jetzt die Centralregirung, ihre Schulden zu übernehmen, um wieder kreditfähig zu werden und sofort neue Anleihen zu machen. Nach dieser „Rettung der Finanzlage“ schreien besonders laut die großen Bank- und Depotdiebe aus den Provinzen — die ihre alten Sünden in Vergessenheit bringen wollen — und ihr parlamentarischer Anhang. Unbegreiflich (oder nur zu durchsichtig) ist aber die Thatsache, daß ein Theil der europäischen Börsenpresse das geplante Abkommen als einen großen Fortschritt, einen Gewinn der Gläubiger Argentiniens, feiert. Wenn Argentinien, trotz den großen Rüstungen und den ewigen inneren Unruhen, die neue Verpflichtung übernimmt, so kann es sie nur unter den größten Opfern und nur wenige Jahre erfüllen. Und dann ständen das Land und seine Gläubiger vor einem neuen, vollständigen Zusammenbruch. Die Kongreßmehrheit scheint — zum großen Verdruß gewisser Finanzkreise — ähnlicher Ansicht zu sein, die Bezahlung

der Schulden den Leuten und Kreisen zu überlassen, die das Geld erhalten und verbraucht haben. Der Beschluß über den Unifizirungantrag der Regirung wurde am zwölften Dezember 1895 auf unbestimmte Zeit verschoben.

Es ist das Verdienst des Präsidenten Dr. Luis Saenz Penna, gegen die weitere Verschuldung des Staates energischen Einspruch erhoben zu haben. Am zwölften Dezember 1894 konnte deshalb der Finanzminister Dr. Terry im Senat mit Recht sagen: „Die zeitige Verwaltung hat im laufenden Jahre nicht für einen Peso Schulden gemacht und die Schatzanweisungen, die cirkuliren, haben einen Werth von 79 600 Pesos Papier und 240 000 Pesos Gold. In den Jahren 1893 und 1894 hat die Regirung über 7 Millionen Pes. Gold und 4,68 Millionen Pesos Papier der äußeren und inneren Schuld des Landes amortisirt und außerdem für 8 Millionen Pesos Papiergeld eingezogen und verbrannt. Das ist das Resultat der Verwaltung eines Jahres."

Leider sind die sehr lobenswerthen Ersparnisse im Budget von 1893 und 1894 wieder durch die furchtbaren Rüstungen des Jahres 1895 draufgegangen und noch viel schlimmer sind die Aussichten für 1896. Das Budget für Heer und Marine, das 1895 etwa 26 Millionen Pesos Papier betrug, war für 1896 auf 51 800 000 Pesos festgesetzt. Der neue Kriegsminister, der Ende September 1895 sein Amt antrat, will von dieser enormen Summe 2 Millionen sparen.

Die Regirungen der Provinzen mit den sämmtlich verkrachten Provinzialbanken schuldeten den ausländischen Gläubigern am einunddreißigsten Dezember 1894 an Kapital, Zinsen und Kommission die ungeheure Summe von 131 685 838 Pes. Gold. Nun kommen die auswärtigen Schulden der großen Städte, die in Summa mit rückständigen Zinsen rc. 34,58 Millionen Pesos Gold betragen. Endlich ist, um die ganze Schuldenlast des Landes beurtheilen zu können, noch hinzuzufügen, daß Ende 1894 für 298,74 Millionen Pesos ungedecktes Papiergeld in Cirkulation war. Alle Monate werden für 500 000 Pesos eingezogen und verbrannt. Die innere Schuld der Stadt Buenos-Ayres beträgt 37,37 Millionen Pesos Papier. Es ist charakteristisch, daß hierfür Zinsen gezahlt werden, nämlich: 1894 = 2,33 Millionen und für Amortisation 298 177 Pesos. Unbezahlt (bei der Amortisation) blieben 251 755 Pesos.

Die „Prensa" berechnet in ihrem Jahresberichte die ganze äußere Schuld der Nation, Provinzen und Munizipien auf 391,47 und die innere Schuld auf 91,94 Mill. Pesos Gold und 83,43 Mill. Pesos Papier. Es fehlen hierbei noch die Schulden der Eisenbahnen und die inneren Schulden der Provinzen, die der Nationalbankschulden: 4,80 Millionen Pesos Gold und 35,74 Millionen Pesos Papier.

Aus diesen Angaben über die argentinischen Schulden wird der Leser ersehen, daß der Kredit des Landes vollständig (dem Auslande gegenüber) erschöpft ist. Er ist aber auch schwer diskreditirt worden, besonders durch das Verhalten der Provinzialbanken und Regirungen, welche die geliehenen Summen in skandalöser Weise vergeudet und unterschlagen und sich allen Verpflichtnngen entzogen haben. Der Zusammenbruch jeder Provinzialbank ist ein kleiner Panamaskandal.

Die Stimmung der Gläubiger, besonders in England, ist deshalb eine sehr erbitterte, wie aus den „Finance News" (London) zu ersehen ist. Ich will hier nur kurz auf einen Bericht eingehen, der eine im Winchester House abgehaltene Versammlung betrifft. Unter dem Vorsitze von Lord Farrer tagten die Aktionäre der Anleihen der Städte Rosario, Cordoba und Santa Fé. Der Präsident

führte aus: Die Stadt Santa Fé machte eine Anleihe von 257 000 Pfund Sterling und verpflichtete sich zu 6 Prozent Zinsen und 1 Prozent Amortisation. Im Juni 1891 wurde die Zinszahlung eingestellt. Ihr Komitee trat darauf mit der Munizipalität von Santa Fé in Verhandlung und im August 1892 wurde ein neuer, für die Schuldner sehr günstiger Vertrag abgeschlossen. Danach sollten die Zinsen statt in Gold (wie „garantirt") in Landesmünze, d. h. Papier, gezahlt und 32 000 Pesos Papier jährlich zur Amortisation verwandt werden. Die Aktionäre nahmen diesen Vertrag im November 1892 an. Im Juni 1893 wurde auch ein Coupon in Höhe von 18 Shilling 9 Pence (statt 3 Pfund Sterling) bezahlt. „Es passirte dann, was häufig in der argentinischen Republik vorkommt, es gab eine Revolution und kein weiterer Coupon wurde bezahlt. Wir hatten Niemand, mit dem wir verhandeln oder uns nur in Verbindung setzen konnten." Die Stadt Cordoba, welche die Zinsen der 1887 und 1889 gemachten Anleihen vom Januar und Februar 1891 an nicht bezahlt hat, schlug den Gläubigern 1893 vor: Das Kapital wird auf die Hälfte reduzirt, statt sechs werden (für die Hälfte!) bezahlt bis 1896 = 2, bis 1898 = 3, bis 1900 = 4 Prozent und dann 6 Prozent. Die Amortisation beginnt erst 1901 mit 1 Prozent. Diese Vorschläge bezeichnete das Komitee als absurd und lehnte sie energisch ab. Es fand dann die übliche Revolution statt, die Regirung ernannte einen „Interventor", der die Verwaltung der Stadt übernahm, sich aber um die Bezahlung der Schulden nicht kümmerte, hierfür auch nicht Rede stand. Die Stadt Rosario, deren Schulden 1,19 Millionen Pfund Sterling betragen, hat gleichfalls nur zwei bis drei Jahre Zinsen gezahlt und seit März und Juli 1891 ihre Verpflichtungen nicht erfüllt. Der Präsident trug einige Briefe der Agenten Robert und Heinemann vor, die zeigen, wie geschickt die argentinischen Herren eine unangenehme Sache zu verschleppen wissen und wie sie jedem festen Abkommen aus dem Wege gehen. Lord Farrer deutete weiter an, wie sich die genannten Städte in den letzten Jahren gehoben hätten, und erklärte: jetzt sei die Zeit gekommen, wo sie ihre Schulden bezahlen könnten und müßten. „Aber die Städte sind durch die Intervention ihrer eigenen Centralregirung darin bestärkt worden, uns nichts zu bezahlen." Ein Einschreiten der englischen Regirung sei ausgeschlossen, die Munizipien zu verklagen, sei zwecklos, das einzige Zwangsmittel sei völlige Sperrung des Kredites. Die Darleiher in Europa thun ihre Pflicht, wenn sie dem argentinischen Volke sagen: „Ihr erhaltet von uns nichts, bis Ihr handgreiflich Eure Absicht bezeigt habt, die Verpflichtungen zu erfüllen, die Ihr eingegangen seid."

Zu diesen Auslassungen englischer Finanzkreise ist übrigens zu bemerken: die feindselige Stimmung jener Kreise kommt zum großen Theile daher, daß die Finanzminister Terry und Romero endlich die Rechte Argentiniens den englischen Gesellschaften gegenüber, welche die garantirten argentinischen Bahnen besitzen, energisch gewahrt haben. Freilich bin ich der Ansicht, daß die Provinzen und Städte keine neue Anleihe im Auslande aufzunehmen brauchen. Ihre Straßen, Brücken, Wasserleitungen, Schulen u. s. w. können sie mit eigenem Gelde erbauen. Das Land ist reich und kann noch viele innere Anleihen ertragen.

Da es aber — nach einem berühmten Ausspruch des früheren Ministers Delbrück — in Deutschland Leute giebt, die durchaus ihr Geld verlieren wollen, mit Vorliebe in ausländischen „Werthen", so mögen diesen Kreisen die eventuellen

neuen Anleihen argentinischer Städte und Provinzen empfohlen werden. Ich will auch kurz andeuten, wo das bisher geliehene Geld geblieben ist. Etwa der dritte Theil wurde zu öffentlichen Luxusbauten verbraucht. Da Auftraggeber und Unternehmer stark verdienen wollten, da nach allen Richtungen „geschmiert" werden mußte, kostete jeder Bau mindestens 100 Prozent mehr als bei ehrlicher Verwaltung. Bei den zahlreichen Revolutionen werden diese öffentlichen Bauten dann in erster Linie beschädigt. Das zweite Drittel wurde zur Besoldung zahlreicher Beamten, Freunde und Verwandte der regirenden Provinzial-Clique, benutzt. Nach den erbaulichen Schilderungen argentinischer Zeitungen verbringt die Mehrzahl dieser „Beamten" mindestens die Hälfte ihrer vier bis fünf Dienststunden mit Matetrinken, Cigarrettenrauchen und der Berathung, wie und wo der Abend totgeschlagen werden soll. Der Bürger, der sie stört und ihre Dienste in Anspruch nimmt, wird sehr oft mit Hochmuth und Grobheit behandelt. Das letzte Drittel wurde von den Stadtvätern, Bankdirektoren und Kassirern ganz einfach gestohlen. Hierbei wurde in der verschiedensten Weise operirt. Besonders beliebt war folgender „Modus". Ein Mitglied der Clique, zu der auch Richter und hohe Polizeibeamte, Deputirte und Zeitungschreiber gehören müssen, sucht bei der Provinzialbank, die den Ertrag der Anleihe „verwaltet", eine Hypothek auf ein Haus oder Landgut nach. Die geforderte Hypothek ist oft zehnmal höher als der wirkliche Werth des Hauses. Ein anderes Mitglied der Bande „prüft" das Gesuch und befürwortet es sehr warm. Die Bank zahlt die Hypothek. Zinsen werden nicht gezahlt und das kostbare Objekt fällt in die Hände der Bank. Diese erklärt, sie könne das Haus oder Landgut nicht selbst verwalten, und stellt es zur Auktion, wo ein anderes Mitglied der Bande das Objekt wieder sehr billig ersteht und das gleiche Geschäft mit einer neuen Bank ausführt. Als der „Aufschwung" in den Provinzen 1890 und 1891 das verdiente Ende fand und die Kassen der Banken fast leer waren, brannten die Herren Direktoren und Kassirer mit dem Reste durch. Die Leute, die auf die eine oder andere Art widerrechtlich in den Besitz der Ersparnisse kleiner europäischer Kapitalisten kamen, vergeudeten ein Drittel in sinnlosem Luxus, verloren ein weiteres Drittel bei gewagten oder schwindelhaften Spekulationen und höchstens ein Drittel dieses Geldes ist im Lande geblieben.

Der Leser wird nun fragen, ob das Land bei seinen $4\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern fähig ist, seinen finanziellen Verpflichtungen nachzukommen. Diese Frage muß bejaht werden, da Argentinien in wirthschaftlicher und ökonomischer Beziehung das reichste Land von Amerika ist. Vorbedingungen für diese Zurückgewinnung des Kredites und Vertrauens durch eigene Kraft sind: Erhaltung des Friedens mit dem Auslande, Sparsamkeit und Ehrenhaftigkeit in der Verwaltung der Centrale und der Provinzen, Erhaltung von Ordnung und Sicherheit. Revolutionen sind jetzt wohl für die nächste Zeit nicht zu befürchten, aber eine bessere Verwaltung der Provinzen ist unter dem Regiment von Roca nicht zu erwarten. Seine Kreaturen: Leiva, Araoz, Figueroa, Alcorta, Bustos, Ruiz, deren Anrüchigkeit, Unfähigkeit und brutale Rücksichtlosigkeit von der argentinischen Presse seit Jahren offen gegeißelt wurde, sitzen jetzt fest auf ihren Stühlen als Gouverneure der reichsten Provinzen. Wissen sie doch, daß die starke Hand des klugen interimistischen Präsidenten sie gegen jeden Revolutionversuch der unzufriedenen Volksmassen schützt, — und sie machen dafür „gute" Wahlen.

Die Centralregirung kann, wenn sie so klug ist, den Krieg mit Chile zu vermeiden, ihren Verpflichtungen nach dem Vertrage Romero gerecht werden. Ihr vorher, also vor dem zwölften Januar 1901, Geld zu leihen, wäre Wahnsinn. Nur die Centralregirung kann die Provinzen und Munizipien zwingen, ihren finanziellen Verpflichtungen nachzukommen, und sie wird es thun, wenn man ihr selbst früher keinen Kredit bewilligt. Die Abgaben müssen erhöht werden. Heute werden aber selbst die wenigen direkten Steuern sehr unregelmäßig und parteiisch eingetrieben.

Argentinien fehlen nur Einwohner und diese, europäische Auswanderer, werden in Massen, und hoffentlich auch aus Deutschland, kommen, sobald ehrenhafte Verwaltung und Justiz, wahre Freiheit und Sicherheit in den Provinzen hergestellt ist. In dieser Beziehung läßt besonders die für europäische Einwanderer passendste und reichste Provinz, Santa Fé, wo Herr Leiva herrscht, viel zu wünschen übrig. Trotzdem ist der Aufschwung der Produktion und der Nationalreichthum des Landes seit zehn Jahren ein fast unglaublicher.

Welche Gefahr die Einfuhr der Produkte argentinischer Landwirthschaft und Viehzucht in Deutschland schon heute für unsere Landwirthschaft bildet, zeigt der Bericht des argentinischen Generalkonsuls in Hamburg pro 1894, den wir abgedruckt finden in der Denkschrift, die der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten Argentiniens dem Kongreß im September 1895 vorlegte. Der Generalkonsul schreibt: Die Einfuhr argentinischer Wolle, die pro 1893 21 867 Tons betragen hat, ist 1894 auf 29 156 Tons gestiegen und Argentinien liefert z. B. mehr Wolle nach Deutschland als Australien (21 276 Tons), Kapland (4 196 Tons), Rußland (6 Tons) und die Vereinigten Staaten (970 Kilogramm) zusammen. Das Gleiche gilt von der Einfuhr der Häute. Argentinien lieferte (1894) 8421 Tons Ochsenhäute, 5265 Tons Häute von jungen Pferden, 768 Tons Schaf- und Ziegenfelle, in Summa 14455 Tons Häute und Felle. Dagegen sandten Australien, Kapland, die Vereinigten Staaten und Rußland zusammen nur 3980 Tons. Das Schlimmste aber ist, daß auch beim Getreideimport Argentinien die erste Rolle spielt. An „Cerealien" hat Deutschland 1894 erhalten: 143 727 Tons, dagegen aus Australien nur 3031, Nordamerika 63 802 und Rußland 52 580 Tons. Der Generalkonsul bemerkt hierzu: „Um diese Getreideinvasion zurückzuweisen, haben die Agrarier die Aufhebung des Vertrages zwischen Argentinien und Deutschland verlangt, um den Rückgang der Preise zu mäßigen; dieser Rückgang trifft auch den argentinischen Weizen, dessen bessere Qualität ihn hier unentbehrlich macht." Die Richtigkeit der letzten Behauptung darf wohl bezweifelt werden. Wenn auch der argentinische kleine Landwirth durch die niederen Weizenpreise der letzten Jahre gelitten hat, so arbeitete er doch (mit seltenen Ausnahmen) ohne Verlust, der beim Körnerbau in Deutschland zur Regel geworden ist. Und der deutsche Landwirth sollte doch den deutschen Regirungen und Gesetzgebern viel näher stehen als die Interessen der Exporteure deutscher Industrieartikel nach Argentinien. Hier sei noch bemerkt, daß die offiziellen statistischen Zahlen der Ausfuhr nach Deutschland, die Argentinien publizirt, viel zu niedrig sind, da Deutschland über die Hälfte des nach Belgien gehenden Getreides u. s. w. erhält. Ein annähernd richtiges Bild giebt die Handelsstatistik von Hamburg, noch werthvoller sind aber die von den argentinischen Konsuln gelieferten und

vom Generalkonsul zusammengestellten Daten. So erfreulich diese Thatsachen und Zahlen für Argentinien sind, so gefährlich sind sie für unsere Landwirthschaft. Sollen Wollzucht und Weizenbau nicht in fünf Jahren in Deutschland als völlig unrentabel aufgegeben werden, so müssen unsere Produzenten zunächst gegen die gefährlichste Konkurrenz, gegen die von Argentinien, geschützt werden. Die Herren Reichstagsabgeordnete Freiherr Heyl zu Herrnsheim, Graf von Oriola und Dr. Friedberg haben sich durch ihren bekannten Antrag auf Kündigung des Handelsvertrages mit Argentinien um die deutsche Landwirthschaft sehr verdient gemacht. Es ist zu hoffen und dringend zu wünschen, daß dieser Antrag auch vom Centrum, den Freikonservativen, den Polen und recht vielen Nationalliberalen bei der nächsten Berathung unterstützt und angenommen werde und daß auch die Regirung dann besser unterrichtet sei, besonders über den drohenden Aufschwung der argentinischen Industrie, den Europa nicht aufhalten kann, wie es in Ostasien jetzt versucht wird. Viel ist geschrieben und geredet von dem Aufschwung der deutschen Ausfuhr nach Argentinien in den letzten Jahren. Sehr angezeigt erscheint es mir aber, daß die Regirung Erhebungen machen läßt, wie viel von diesen Waaren auch wirklich bezahlt worden sind. Mir ging von gut informirter Seite die Nachricht zu, daß die englischen Exporteure mit der Bewilligung von Kredit in den letzten Jahren sehr vorsichtig gewesen sind und daß deshalb mancher argentinische Auftrag deutschen Firmen gegeben wurde.

Zum Schluß muß ich nochmals auf die Schulden eingehen. Der Leser irrt nämlich sehr, wenn er glaubt, die Liste der den Argentiniern von Ausländern geliehenen und im Lande angelegten Summen sei bereits erschöpft. Wir haben bisher nur die mehr oder weniger gefährdeten Schulden aufgeführt. Ueber die mehr oder weniger gesicherten, d. h. sicher angelegten und also wirklich garantirten Schulden fehlen in den Denkschriften der Finanzminister für 1893 und 1894 alle Angaben. Wir müssen also, in Ermangelung anderer zuverlässiger Quellen, auf die „Memoria" des Finanzministers für 1892 zurückgehen. Die dort noch angeführten Schuldposten sind:

	Millionen Pesos Gold
1. Für von der Nation garantirte Eisenbahnen	81,00
2. Für nicht garantirte Privatbahnen	230,70
3. Für Fabriken von Fleischkonserven und raffinirtem Zucker, Zinsen von der Nation garantirt	6,70
4. Für Banken, ohne Garantie durch die Nation	20,60
5. Für Pferdebahnen, ohne Garantie durch die Nation	15,30
6. Für Telegraphen-Anlagen, ohne Garantie durch die Nation . .	2,20
7. Für Gasfabriken, ohne Garantie durch die Nation	4,90
8. Für Hypothekenbriefe (cedulas) in Gold von der Nation ausgegeben	15,00
9. Für Hypothekenbriefe (cedulas) in Papier von der Nation und den Provinzen ausgegeben, in Gold zum Kurse von 300 umgerechnet	85,66

In Summa waren 1892 nach dem Finanzminister Hansen in Argentinien für 836 804 360 Pesos Gold fremder Kapitalien angelegt. Zu der Liste ist zu bemerken, daß für die sub 1, 2, 3, 5, 7 und 8 angelegten Kapitalien die Rentabilität von Jahr zu Jahr sicherer wird.

Dr. H. Polakowsky.

Siegfried Wagner.

Die Kunst des Vaters suchte auch der Sohn, um in ihr sowohl den Vater immer wieder zu sehen und zu fühlen als auch dem eigenen ererbten Trieb zu genügen. Die Sehnsucht, den Vater in seiner Kunst zu finden, ging den Sohn allein an, nicht die übrige Welt, so stark sich diese, wie man weiß, für Alles erwärmt, was zum Meister in leiblicher oder geistiger Beziehung irgendwie gestanden hat. Da aber der Sohn nun in die Welt hinauszog, um die Beziehung zur Kunst des Vaters öffentlich zu pflegen, mußte man fragen, ob der Sohn einen eigenen Werth in die Welt hinaus und in die Kunst hineintrage. Man war bereit, sich rühren zu lassen davon, daß eines genialen Künstlers ungenialer Sohn die Welt zum Zeugen seiner dem Vater nachstrebenden Gedanken und Thaten aufruft. Auch war man bereit, die Belästigung zu verdammen und zu verlachen, die der junge Sohn dem dankbaren Publikum des großen Vaters scheinbar gewaltsam zufüge. Den Gerüchten und Kritiken über die Thaten des heute sechsundzwanzigjährigen Dirigenten Siegfried Wagner konnte man mit Deutlichkeit nur die Verwirrung der Urtheile entnehmen, die daher kam, daß man die Werthe des Vaters und Sohnes scharf auf einander stoßen ließ und aus Mangel an guter Sachkenntniß sich nicht recht zu entschließen wußte, — ob zur Rührung oder zur Verdammung oder zur Anerkennung. Das Schauspiel war aus menschlichen und künstlerischen Gründen eben so lustig wie traurig. Nun kam Siegfried Wagner nach Wien und dirigirte am neunzehnten Januar 1896 unsere Philharmoniker. Und schon nach den ersten Griffen seines von der linken Hand geführten Taktstockes wußte hier jeder Zuhörer, daß Siegfried Wagner ein wirklich musikalischer Musiker und ausgezeichneter Dirigent ist. Man freute sich alles Dessen, was er unserem vortrefflichen, sonst von Hans Richter geleiteten Orchester eingab, und fühlte für die empfangenen Genüsse ihm zu persönlichem Dank sich verpflichtet, obwohl man das Andenken an seinen großen Vater und kleineren Großvater mitten in der künstlerischen Stimmung wach hielt.

Am Stärksten schien die Stimmung, gleichsam von außen geliehen, als Siegfried Wagner das kostbare „Siegfried-Idyll" dirigirte. Alles, was an Beziehungen des jungen Siegfried zu diesem Gelegenheitwerk bekannt war, half stimmend mit und war doch überflüssig, denn gerade im „Siegfried-Idyll" war er — auch allein — am Besten. In der That scheint Siegfried Wagner sehr musikalisch zu sein, — und Das ist die beste Ehrenrettung seines persönlichen Werthes. Man sah an den graphischen Zeichnungen seines Taktstockes und allerhand ausdrucksvollen, wenn noch so geringen, übrigens nie anstößigen Bewegungen seines Körpers, daß er für jedes Detail im Kunstwerk äußeren und inneren Sinn hat. Mit wie viel Stimmung er Details verarbeitet — und aus der Kenntniß der Details setzt sich der reproduzirende Künstler doch zusammen, nicht anders als aus den Details das Kunstwerk selbst —, konnte man an jener Stimmung erkennen, die er auf das Orchester übertrug und so auch auf das Publikum.

Und Das ist das sicherste Kennzeichen eines Künstlerdirigenten, daß er die Stimmung aus der eigenen Phantasie hinaustragen, auf geheimnißvollen Wegen sie in fremde Seelen senken oder stürzen kann, und zwar so, daß die Seelen der Stimmung selbst sich beugen, wie Sonnenblumen der Sonne, und nicht ein ungewünschter und unbegriffener Trotz sie zur Gefolgschaft zwinge. Das Rauschen einer Stimmung, die von ihm auszog und Alle ergriff, sprach deutlich für Siegfried Wagner als Dirigenten. Wie weit sein musikalischer Sinn sich erstreckt, ob er auch Bach, Händel, Mozart, Haydn, Mendelssohn, Schubert, Schumann oder Brahms umfaßt, kann ich heute nicht sagen, da ich blos nach dem einzigen Programm, das Beethoven, Wagner und Liszt brachte, urtheile. Aber so viel steht fest, daß er musikalische Eigenart und Talent zum Dirigiren hat. Selbst Felix Weingartner, der ihn in seiner nicht gerade tiefsinnigen, aber desto anspruchsvolleren Schrift „Ueber das Dirigiren" hart, sehr hart angreift, giebt ihm das Talent eines Dirigenten zu. Und nun denke ich: da das Talent gegeben ist, harre man seiner Entwickelung.

Da aber Siegfried Wagner zur Klasse der modernen Virtuosen-Dirigenten zählt, die Weingartner die tempo-rubato-Dirigenten schimpft, heftet sich an seine Art immer wieder der prinzipielle Streit, dessen Thema ist: steht der Dirigent oder das Kunstwerk selbst im Vordergrund, ist das Detail höher zu schätzen als das Ganze? Und nicht nur ein prinzipieller Streit, auch Empfindungen, die von der neuen Art der neuen Dirigenten nicht angenehm berührt werden, wollen Lösung haben. Nur flüchtig will ich hier eine versuchen. Es ist Sache des Dirigenten, alle Einzelnheiten im Kunstwerk zu kennen und sie nach außen zur Wirkung zu bringen, denn es ist unsinnig, zu sagen: die Einzelnheiten sind da, um nicht da zu sein. Im Streit der Details und zugleich über ihnen ruht die Hauptsache, die Hauptfabel. Je symphonischer eine Symphonie ist, desto subtiler ist jener Streit der Details und der Antheil einer Einzelnheit an der Hauptsache kaum wägbar. Unter allen Umständen, von aller Dirigirerei abgesehen, ist es einzig des Zuhörers Pflicht, in den Details die Hauptsache wie kondensirt zu hören und umgekehrt hinter der Hauptsache die Details, wie durch das Prisma die farbigen Strahlen, zu sehen; und für einen Zuhörer, der sein Geschäft schlecht macht, kann auch der beste — alt- oder neumodische — Dirigent nichts. Wenn wir daran festhalten, muß die Unschädlichkeit der jungen Dirigirmethode — ich spreche nur von der Methode, nicht von den ästhetischen, ehrlichen oder affektirten Verirrungen, die durch die Methode zur Geltung kommen wollen — von selbst einleuchten. So kann sie fürs Erste dem Orchester nur nützen, denn die nimmermüde Suggestion des Dirigenten, die selbst in den Details nicht rasten will, setzt sich sofort in lebendige Accente um und lohnt sich in ihrer Frische und Unmittelbarkeit. Ohne solche spezialisirende Suggestion (wobei Uebertreibungen und ästhetische Fehler, um es noch einmal zu sagen, von vorn herein zu verurtheilen sind), bringen die Musiker des Orchesters die Details, deren Wirkung in der Partitur längst umschrieben und gewünscht ist, nur träg zum Ausdruck. Man sollte sich also der Kraft freuen, die der Trägheit in die Glieder fährt und sie zu starkem Leben steigert. Aber dem Publikum gegenüber ist die selbe Sache eine andere. Der einzelne Zuhörer wird durch die Separatzüge des Taktstockes plötzlich auf einzelne Dinge im Kunstwerk aufmerksam, die er sonst sicherlich im Sturm einer mit Vernunft oder Unvernunft selbst gewählten Hauptidee überhört hätte. Und

da er so auf die einzelnen Dinge nachdrücklich und neu aufmerksam gemacht wird, verliert er im Augenblick naturgemäß seinen Hauptfaden. Er hört und sieht durch den Taktstock hindurch das Detail und darum in nur blasserer Farbe die Hauptfabel. Er beklagt sich dann, die Synthese gehe ihm über die Analyse verloren. Indessen glaube ich, daß in den meisten Fällen, wenn nicht eine allzu starke Verirrung des Dirigenten vorliegt, dem ernsten Zuhörer es genügen kann, die Augen vom Dirigenten einfach wegzuwenden. Wenn das Graphische des Taktstockes und die Ausdeutung der Einzelnheit dem Auge schwindet, kann leicht vor dem inneren Auge die Synthese ungestört vor sich gehen, so weit die musikalische Kraft des Zuhörers dieses herrlichsten Geschäftes fähig ist. Nebenbei bemerkt, ist diese Kraft zur Synthese wirklich nur in den Wenigsten vorhanden. Würde man, etwa eines Spaßes halber, z. B. Siegfried Wagner wie einen Souffleur dem Auge des Publikums entziehen und ihn und seine Zeichen nur auf das Orchester wirken lassen, es würde kaum Jemand einfallen, ihm vorzuwerfen, „er würge die Meister ab", wie Berliozs lustiges Wort lautete. Je nach der Anlage würde der einzelne Zuhörer glücklicher bald die Synthese, bald die Analyse in sich ausführen. Und eben die selbe Anlage ist bei den musikalisch stärkeren Naturen maßgebend, insofern sie durch die Analyse und den Impressionismus des Dirigenten in ihrer Synthese sich durchaus nicht stören lassen, wenigstens nicht stören zu lassen brauchen. Der, den es freut, augenblicklich auf Dieses oder Jenes aufmerksam zu sein, gehe mit dem Dirigenten mit und werfe es ihm nicht vor, — und wer dagegen bei der Synthese bleiben will, thue es im Namen des Kunstwerkes und lasse sich durch den Dirigenten nicht beirren.

Zwei Dinge sind eben wahr: erstens, daß die Jammerkunstwerke von heute von vorn-herein mehr nach Analyse als Synthese ausschauen und ihre Wiedergabe die gequälte Synthese noch gequälter erscheinen läßt; und zweitens ist es eine uralte Beobachtung, daß die alten Werke immer feiner wiedergegeben werden, je mehr die Generationen von der Entstehungzeit der Werke sich entfernen; auch in Burneys „Reise" vom Jahre 1772 steht schon zu lesen: „daß die Tonkünstler in verschiedenen Gegenden von Europa gewisse Verfeinerungen in der Art und Weise, selbst alte Musiken auszuführen, entdeckt und angenommen haben, welche die berliner Schule" (Berlin hat diesmal keine Beziehung zu unserem Thema) „noch nicht anerkennen wolle". Hiermit will ich gewiß für meine Person die Sünden der jüngsten Dirigenten nicht auf mich nehmen — sie wären gewiß eine zu starke Last —, aber ihre Art scheint mir wirklich die Kunstwerke nicht durchaus umbringen zu müssen, sofern sie ihr Künstlerthum vor kleinlicher Eitelkeit im Augenblick der Aufführung bewahren und in echter Ergriffenheit nur das Werk in sich hören. Darum meine ich: Siegfried Wagner bleibe bei seiner Art, wäge schön die Details gegen einander und gegen die Hauptsache ab, zeige sie Dem, der sie sehen will, und kümmere sich um Jene nicht, die sie nicht sehen wollen. Die Sache seines Talentes hat, glaube ich, zu seinen Gunsten Wien entschieden.

Wien. Dr. Heinrich Schenker.

Hausseneigungen.

An der Börse sieht Alles wieder rosig aus. Die Bankendividenden werden immer höher beziffert — mit Worten —, vom Eisenmarkt werden Preiserhöhungen gemeldet, deren Bedeutung der Laie gar nicht übersehen kann, und endlich läßt sich das englische Kapital wieder zu Käufen in amerikanischen Werthen herab. Mitunter fährt eine tückische Depesche dazwischen, aber bald darauf sind alle orientalischen Fragen abermals vergessen und man haussirt sorglos weiter. Freilich ist eine Vorbedingung zu dieser guten Tendenz ganz unerwartet in Erfüllung gegangen: Geld wurde flüssig. Wer der Retter in der Noth war, Das will Niemand wissen und wie auf Verabredung erklären Zeitungen und Bankiers, daß hier ein Geheimniß obwalten müsse. In Wirklichkeit läßt sich dem stillen Wohlthäter leicht nachgehen: entweder hat der frankfurter Rothschild, durch dessen Krankheit große Summen nutzlos angehäuft geblieben waren, der Seehandlung Einiges von seinen Schätzen mitgetheilt oder die pariser und londoner Rothschilds wollten von dem höheren deutschen Zinsfuß profitiren. Das sind Erscheinungen, die seit vielen Jahren vorkommen, aber inmitten eines allgemeinen Ueberflusses wenig bemerkt werden. Nun genügen aber, trotz allen hartnäckigen Ueberschätzungen, schon dreißig bis vierzig Millionen, um den Börsenengagements ein weit unbedenklicheres Ansehen zu geben, und so konnte die letzte Prolongation ganz leicht vollzogen werden; hinzu kam auch noch in Wien ein auffallend starkes Deckungbedürfniß für Kreditaktien und Staatsbahn. Immerhin halten Vorsichtige den Geldmarkt noch heute für nicht genügend befestigt und sehen einen verfrühten Schritt darin, daß die Reichsbank wieder am offenen Markte diskontirt.

Einen Hauptstützpunkt unserer Aufwärtsneigung bildet die günstige Lage der Industrie und der Bergwerke. Mit der Industrie ist es freilich eine eigene Sache; das Publikum sieht immer nur die starke Beschäftigung, aber nicht, ob der Preis noch Nutzen bringt. Und die Konkurrenz weilt überall und schließlich siegt stets nur das Kapital. Hat heute Jemand eine Konzession für eine Sekundär- oder Lokalbahn, so bekommt er sehr bald, ohne sich irgendwie darum bemüht zu haben, von einer unserer großen Aktiengesellschaften einen Offertbrief, worin ihm für Abtretung seiner Konzession sofort 20000 Mark Nutzen geboten werden. Die Theaterbeleuchtungen erster Residenzen werden auf viele Jahre hinaus in Raten abgemacht, so daß nur große Unternehmungen einen solchen Kredit anbieten können. Am Liebsten hat man aber mit kleinen Städten zu thun, da die Orte mit über 100000 Einwohnern ihre Noblesse aus der Anfangszeit der Gasinstallation auf die Elektrizität nicht ausgedehnt haben. Mit bescheideneren Plätzen läßt sich über Lokalbahnen leichter verhandeln und so werden diese Plätze in unserem Schienenverbrauch für die nächsten Jahre wohl die Stelle einnehmen, die unsere ausgebauten Netze nach und nach räumen.

Die deutschen Eisen- und Stahlwerke erhalten von der preußischen Regirung noch immer schöne Schienenaufträge, aber meistens doch nur zur Ergänzung des bisherigen Materiales. Dabei dringen die einzelnen Abschlüsse nicht mehr, wie früher, in die Oeffentlichkeit, so daß man oft erst aus dem preußischen Etat die betreffenden Quantitäten kennen lernt. Eine kleine Berechnung würde ergeben: 100 Meter Eisenbahnlänge beanspruchen 200 Meter Schienen; die Schiene

zu 37 Kilo berechnet, ergiebt 7400 Kilo, so daß mit Zubehör an Kleinzeug 10000 Kilo = 1 Tonne herauskommen. Nimmt man also die Jahreszahl der neu hinzugekommenen Eisenbahnlängen, so läßt sich wenigstens hierfür die Schienenquantität recht genau übersehen. Das eigentliche Leben in den Markt brachten aber die Waggonsbestellungen der preußischen Regirung. Man kann hierbei auf eine mindestens zweijährige Beschäftigung rechnen. Die Aufträge auf Lokomotiven sind nicht so groß, daß unser größtes Etablissement damit über ein Jahr hinaus zu thun hätte; aber bekanntlich wurde die Lieferung auf eine ganze Reihe von Werken vertheilt. Auch unsere Roheisenproduktion steht noch nicht im Sonnenlicht der Oeffentlichkeit. Früher wurde die Monatsthätigkeit der einzelnen Werke angegeben, jetzt erhält das Syndikat die betreffenden Ziffern und publizirt nur die Gesammtsumme; so können nur noch Eingeweihte Produktion und Gewinn z. B. von Stumm nachrechnen. Man weiß, wie viele Hochöfen dieses Weltunternehmen besitzt, daß es sogar noch Roheisen zukaufen muß, um alles Verlangte herstellen zu können, und man kommt dann bei unseren Eisen- und Stahlkönigen zu Jahreserträgnissen, die selbst in französischen Romanen noch mit Hochachtung betrachtet würden. Ein höchst irrthümliches Bild von Montanverhältnissen geben die Tagesblätter mit ihren statistischen Ausschnitten. So cirkulirt jetzt die Ausfuhr von spanischen Eisenerzen, bekanntlich der wichtigsten Speise für Bessemer Eisen. Man findet nun da ganz ohne Kommentar die Ausfuhr nach Deutschland mit 3243 Tons, so daß ein naives Gemüth glauben könnte, Schweden habe Spanien bei uns völlig abgelöst. Nun figuirt aber mit einer Einfuhr von nicht weniger als 609000 Tons Holland, wo doch gar keine Montanindustrie besteht; es ist also ganz sicher, daß Belgien und Deutschland sich in den Verkehr von Rotterdam und Amsterdam theilen. Zum Theil besitzen die Holländer selbst Konzessionen in Spanien und verkaufen dann an jene Bezugsländer; oder sie sind lediglich Vermittler zwischen Bilbao und dem Niederrhein. Selbst pessimistische Montanmänner, die ich gesprochen habe, nehmen an, die jetzige Lebhaftigkeit werde nicht rasch vorübergehen; eine gewisse Stetigkeit der günstigen Lage von heute gilt für mindestens ein Jahr als ziemlich sicher. Was Das für die Börsenphantasie bedeuten könnte, falls man nicht ab und zu die Kurse nach den Dividendenaussichten revidirte, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Auch Anleihegerüchte versuchen die Tendenz zu locken; aber das Kind hat noch keinen Namen, da Italien unaufhörlich betheuert, daß es kein Geld brauche. Gewiß ist der Abschluß einer türkischen Emission; sicher ist aber auch, daß das von der Ottomanbank geführte Konsortium nur dann abschließt, wenn die Dette Publique — wie es hier schon früher einmal in Aussicht gestellt wurde — eine straffere und zugleich umfassendere Organisation erhält. Ich höre, daß die Zolltürken der Dette mit unterstellt werden sollen und daß wahrscheinlich auch die Russen mit in der Verwaltung vertreten sein dürften. Damit wäre der Administration schon eine Art internationalen Charakters gegeben.

In Goldminen ist es wieder stiller geworden, doch diese Ruhe könnte trügen. Wernher, Beith & Co. hatten vor der Expedition Jamesons enorme Posten verkauft, um im Moment des ersten Schreckens dann billig zu kaufen und durch die Käufe zugleich zu zeigen, wie hoffnungvoll nunmehr Alles in Johannesburg aufblühe. Nachdem es aber, dank der Schlagfertigkeit der Buren, so ganz anders

gekommen ist, hat jenes Welthaus ein großes Interesse daran, die Kurse niederzuhalten. Die plötzlich veränderte Haltung einiger englischen Blätter, die jetzt den Zug Jamesons für ein Stock-Exchange-Manöver erklären möchten, ist nur die erste Rüstung gegen die Ankunft von Cecil Rhodes. Von dem Auftreten dieses Mannes in England selbst fürchten nämlich Viele eine gefährliche Wendung der afrikanischen Dinge, so daß man sich bei Zeiten bemüht, dem Manne mit seinen fünf bis sechs Millionen Pfund Sterling Einiges anzuhängen. Höchst ungenügend bleibt noch die offizielle Erklärung, wonach von Johannesburg ein Beschwerdetelegramm der Bevölkerung im Sinne der bekannten Times-Meldung überhaupt nicht abgegangen sei. Nun ist es zwar richtig, daß der überaus angriffslustige Ton der Times sogar im Mutterlande Verwunderung und Flüstern hervorrufen konnte; aber sollen sich die Engländer und die Einwohner von Johannesburg jetzt nicht wirklich sehr gedrückt fühlen? Kabeldepeschen sind noch immer recht theuer und so hat man sich sogar in einigen deutschen Städten Chiffrebücher für den Depeschendienst nach Transvaal einrichten lassen. Die Behörden sind drüben also gar nicht in der Lage, die wichtigsten Telegramme einzusehen; hätte man chiffrirte Depeschen aber ganz verboten, dann wäre auch der deutsche Handelsverkehr empfindlich gehindert worden. Warum an einen Wiederaufschwung der Goldshares geglaubt wird? Ein Blick in die Register der Aktienübertragungen lehrt, wie zahlreiche Posten von 20, 30 und 50 Pfund verkauft worden sind. Ein Zeichen also, daß das solidere Publikum, und zwar in England, Frankreich und auch Deutschland, eingegriffen hat. Es hat sich aber noch immer gezeigt, daß eine solche Strömung — nämlich der mittleren Rentner — so rasch nicht aufzuhören pflegt. Nächstens kommen die Dividendenausschüttungen, der Arbeitermangel wird, wie man erwartet, bald aufgehört haben — bekanntlich haben die Buren eine unbedingte moralische Gewalt über die Kaffern — und endlich werden jene großen Blankoverkäufer sich auch einmal decken müssen. In dieser Art stellen bedeutende europäische Händler jetzt ihre Rechnung auf.

Ein starkes Interesse hat seit ein paar Wochen an unseren Börsen die Aktie der Hessischen Ludwigsbahn erlangt, zunächst wegen der angeblichen Gewinnvertheilung aus einem großen Terrainverkauf, dann aber wegen angeblich günstiger Verhandlungen der hessischen und preußischen Regirung über eine gemeinsame Verstaatlichung der Bahn. Früher hat Herr Miquel davon nichts wissen wollen; vielleicht hat sich Das jetzt geändert. Es ist aber ganz unklar, weshalb die Aktionäre aus einem endlichen Einvernehmen der in Betracht kommenden Käufer Vortheil ziehen könnten, da bisher alle Hoffnung der Aktionäre eben in der Furcht Hessens vor der preußischen Tarifpolitik lag. Doch hat die Erfahrung gezeigt, daß eine anhaltende Steigerung irgend einer schweren Aktie immer Etwas zu bedeuten pflegt, denn die bloßen Spekulanten gehen mit zwei und drei Prozent Nutzen heraus. Was aber bei dieser Bahn vorgeht, ist einstweilen nicht einzusehen. An sich ist die Richtung der hessischen Regirung eine sparsame und enge; als die Ludwigsbahnaktien 80 Prozent standen, hätten die Herren in Darmstadt mit 100 Prozent Alles erreicht, und als die Aktien 100 notirten, wäre man mit 115 Prozent zufrieden gewesen. Was also damals nicht geschah, läßt sich auch heute, unter ungünstigeren, d. h. theureren Verhältnissen, noch nicht recht als wahrscheinlich ansehen. Pluto.

Notizbuch.

Als das napoleonische projet de code civil in den französischen Staatsrath gelangt war, entstand eine Debatte, die mitunter einen guten Gedanken ans Licht brachte, deren allgemeinen Verlauf aber Thibaut, unter Savignys Beifall, als ein oberflächliches Hin- und Herreden und Durcheinandertappen charakterisirte. Daran muß man denken, wenn man jetzt die Reichstagsverhandlungen über das Bürgerliche Gesetzbuch liest; es ist beinahe bewundernswerth, mit welchem Selbstbewußtsein da blanke Banalitäten und hallende Phrasen vorgetragen werden. Herr Nieberding, der eine verständige Durchschnittsrede ohne die Spur eines eigenen Gedankens hielt, meinte, der Entwurf bilde den Niederschlag der rechtlichen und politischen Anschauungen, die seit den Befreiungskriegen allmählich in den festen Besitz des deutschen Volksgewissens übergegangen sind. Eine sehr merkwürdige Empfehlung: ein Entwurf, der das in achtzig Jahren Erworbene kodifizirt, mag für Rechtsmuseen werthvoll sein, er ist aber nicht geeignet, einer neuen Zeit, die neue Werthung und Abgrenzung sucht, für Menschenalter Rechtswegweiser zu errichten. Der Code Napoleon, den der Staatssekretär vielleicht allzu laut preist, war ein Kind der Revolution, die der Gesellschaft neue Grundlagen erobert hatte, er ging aus jungen Anschauungen hervor und sein Hauptfehler war nur, daß er rücksichtlos den gewaltsamen Bruch mit der Vergangenheit legalisirte, den das sinnlose Wüthen der Schreckenszeit bewirkt hatte, und daß deshalb sehr bald einschneidende Bestimmungen, z. B. die über die Fideikommisse, grundsätzlich geändert werden mußten. Ein für das deutsche Volk brauchbares Gesetzbuch muß klar, praktisch, volksthümlich und modern sein und den sittlichen und sozialen Ansprüchen genügen, die heute den hellsten Köpfen erst aufdämmern. Daß der Entwurf diesen Ansprüchen nicht genügt, wird von Dernburg, Gierke und Menger behauptet, — von drei Juristen also, denen der Reichstag ebenbürtige Männer nicht an die Seite stellen kann. Dernburg, der von dem Entwurf geradezu eine Zerrüttung unserer Verhältnisse befürchtet, hat noch eben in einer kleinen Schrift gezeigt, welcher doktrinäre und bureaukratische Geist die Bestimmungen über die persönliche Rechtsstellung durchweht, und er hat dem denkenden Leser die Schlußfolgerung überlassen, daß dieses Geistes Walten sicher nicht auf diese eine Materie beschränkt geblieben ist. Solche Bedenken werden durch die Phrasen nicht widerlegt, in denen namentlich die liberalen Redner schwelgten. Es kommt nicht darauf an, ob die erste Anregung zu dem Werk von Lasker oder von Miquel ausging, denn Miquel war damals so gut wie Lasker ein flacher Dutzendliberaler, und es ist überflüssig, zu sagen, man dürfe von dem Gesetzbuch nicht eine soziale Reform verlangen, denn dieses Verlangen hegt kein halbwegs vernünftiger Mensch. Der Gedanke, aus allen Ecken und Enden Rechtsbegriffe zusammenzukehren und, ohne zu fragen, ob sie für das Volksbedürfniß taugen, sie zu einer äußeren Einheit zusammenzuschweissen, war ein echt liberaler. Und nicht eine soziale Reform wird verlangt, sondern ein Gesetzbuch, das einer sozialen Reform die Bahn frei läßt, das den veränderten und sich unaufhaltsam weiter verändernden Machtverhältnissen der Klassen entspricht und das mehr ist als ein von den namhaftesten und autoritätgläubigsten Vertretern der historischen Rechtsschule in Paragraphen gebrachtes Pandektenkompendium. Das Civilrecht gehört, nach Mengers klugem Wort, zu den konservativsten Elementen des menschlichen Lebens und es ist nicht zu erwarten,

daß die auf eine Reform des bürgerlichen Rechtes hindrängenden Bestrebungen in absehbarer Zeit Erfolg haben werden, wenn der jetzige Entwurf einmal Gesetzeskraft erlangt hat. Deshalb muß der Reichstag, wenn er seiner Unfähigkeit nicht eine Schandsäule errichten will, eine gründliche Umgestaltung des Entwurfes versuchen. Dabei wird er in erster Reihe natürlich nicht das von Savigny als das technische Element bezeichnete wissenschaftliche Rechtsleben zu beachten haben, sondern das politische Element, den Zusammenhang des Rechtes mit dem Volksleben. Entspricht der Fortgang dem Anfang der Berathung, dann wird es nöthig sein, von außen auf den Reichstag zu wirken, damit das wichtige Werk wenigstens in annähernd brauchbarer Form aus dem Phrasengeplätscher gerettet wird.

* * *

Hat zwischen dem Freiherrn Marschall von Bieberstein und dem großen Napoleon Bonaparte bisher schon irgend Jemand eine Aehnlichkeit entdeckt? Kaum; und doch besteht eine solche Aehnlichkeit. Herr von Marschall meinte am sechzehnten Januar im Reichstag, der Satz sei falsch: „Gebt nur der Landwirthschaft, was wir haben wollen, dann wird ein Strom von Glück und Gedeihen auf alle anderen Stände herüberfließen." Der Staatssekretär wird sich vielleicht selbst wundern, wenn er hört, daß Jean Antoine Chaptal, Graf von Chanteloup, den Lujo Brentano den Colbert des neunzehnten Jahrhunderts und einen Begründer der nationalen Wirthschaftpolitik nennt, sich Jahre lang emsig, aber vergebens bemüht hat, den Ersten Konsul und Imperator von der Richtigkeit dieses Satzes zu überzeugen. Chaptal erzählt in seinen Souvenirs sur Napoléon: „Napoleon fürchtete das arme Volk, er zitterte vor Aufständen und diese Furcht trieb ihn immer wieder zu falschen Maßregeln. Sein Grundsatz war, das Getreide müsse billig sein, weil Putsche fast stets durch die Theuerkeit oder Unzulänglichkeit des Brotvorrathes entstanden seien. Es gelang mir nie, ihm klar zu machen, daß, da seit der Revolution alle Preise um ein Drittel oder die Hälfte gestiegen seien, auch das Getreide dieser Preissteigerung naturgemäß folgen müsse. Er wollte nicht einsehen, daß der Wohlstand der Landwirthe den Staat reich macht, weil nur eine wohlhabende Landbevölkerung die Fabrikprodukte kaufen, froh und gern ihre Steuern zahlen, Meliorationen vornehmen und dem Arbeiter Verdienst schaffen kann. Nein: er wollte, das Getreide solle billig sein, und trocknete so die Quelle des öffentlichen Wohlstandes aus." Der Freiherr Marschall von Bieberstein darf sich also zwar nicht berühmen, der Fortsetzer der Wirthschaftpolitik Chaptals, Lists und Bismarcks zu sein, aber seine Preßfreunde dürfen verkünden, daß der Mann, der so glorreich den auswärtigen Dienst des Deutschen Reiches versieht, der Erbe nicht nur der caprivischen, nein, auch der napoleonischen Grundsätze ist.

* * *

Ob der kleine Boris, vorläufig noch Prinz von Bulgarien, dem Griechenglauben gewonnen oder der Römerkirche erhalten bleiben soll: diese Frage beschäftigt seit Monaten nun die Presse. Es würde schwer sein, in der weiten Welt etwas Unbeträchtlicheres zu finden als diese Salbölgeschichte. Aber unsere Meinungmacher sind an hündische Servilität so gewöhnt, daß sie, wenn in den heimischen Hofkinderstuben Alles ruhig ist, sogar die Windeln der Balkanprinzen beschnüffeln müssen.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 15. Februar 1896.

Catilina.*)

Das Drama „Catilina“, die Arbeit, mit der ich die Laufbahn als Schriftsteller betrat, entstand im Winter 1848—49, also in meinem einundzwanzigsten Lebensjahre. Ich lebte damals in Grimstad und war darauf angewiesen, mir aus eigener Kraft das zum Lebensunterhalt und zur Vorbereitung für das Studentenexamen Nöthige zu erwerben. Die Zeit war stark bewegt. Die Februarrevolution, der Aufstand in Ungarn und den übrigen Ländern, der schleswig-holsteinische Krieg, — alles Das griff mächtig und reifend in meine Entwickelung ein, wie unfertig sie auch lange hernach noch war. Ich schrieb pathetische Aufmunterungsgedichte an die Magyaren und beschwor sie, für Freiheit und Menschheit einzustehen und Stand zu halten im gerechten Kampfe

*) Das erste Drama des norwegischen Apothekers, der später der korrekten Gesellschaft so bittere Pillen und Tränklein mischen sollte, ist in Deutschland bisher unbekannt geblieben. Jetzt wird es — bei Albert Langen in München — erscheinen und die Freunde des großen Dichters werden in der jugendlich unreifen Arbeit wonnig entsetzt die Tigertatze empfinden. Daß der Apothekerlehrling, der sich in Grimstadt für die Reifeprüfung rüstete, bei der ersten Berührung mit der antiken Welt sich gerade in den römischen Anarchisten verliebte, ist schon bezeichnend genug. Daß er in ihm den Einzelnen sah, der sich gegen eine verrottete Gesellschaft auflehnt, den empörten Idealisten, der einsam und unheimisch in einer Welt sein muß, wo listige Künste und ruchlose Ränke herrschen: Das läßt uns in dem Jüngling, der mit streitbarem Primanerpathos den Anwalt der Unterdrückten ins Heldische hebt, den erwachsenden Dichter der Gespenster ahnen. Henrik Ibsen hat seinem Erstling fünfundzwanzig Jahre nach der Entstehung ein Vorwort gegeben, das hier zum ersten Male in deutscher Sprache veröffentlicht wird.

gegen die „Tyrannen"; ich schrieb eine lange Reihe von Sonetten an den König Oskar, die, so weit ich mich erinnere, die Aufforderung enthielten, allen kleinlichen Rücksichten entschlossen zu entsagen und unverzüglich an der Spitze seines Heeres den Brüdern an Schleswigs äußersten Grenzen zu Hilfe zu ziehen. Da ich jetzt, im Gegensatz zu damals, bezweifle, daß meine schwungvollen Aufrufe der Sache der Ungarn oder Skandinaven irgendwie genützt hätten, so halte ich es für ein Glück, daß sie nur Manuskripte blieben. Ich konnte mich jedoch nicht enthalten, bei öfters gebotenen Anlässen mich in einer mit meinen Gedichten übereinstimmenden leidenschaftlichen Erregung auszusprechen, was mir aber — weder von Freund noch von Feind — etwas Anderes einbrachte als den zweifelhaften Erfolg, daß die Einen in mir einen für unfreiwillige Komik veranlagten Menschen sahen, während es die Anderen im höchsten Grade auffallend fanden, daß ein junger Mensch in meiner untergeordneten Stellung sich mit der Besprechung von Dingen abgeben könne, die nicht einmal sie selbst zu beurtheilen wagten. Ich schulde es der Wahrheit, offen hinzuzufügen, wie wenig mein Auftreten nach verschiedenen Richtungen zu der Hoffnung berechtigte, daß die Gesellschaft in mir irgend einen Zuwachs an bürgerlichen Tugenden erhalten werde; auch verfeindete ich mich durch Epigramme und Karikaturzeichnungen mit mehreren Menschen, die etwas Besseres von mir verdient hätten und auf deren Freundschaft ich im Grunde in Dankbarkeit Werth legte. Ueberhaupt: während draußen eine große Zeit stürmte, befand ich mich auf dem Kriegsfuß mit der kleinen Gesellschaft, in der ich, von Lebensbedingungen und Lebensumständen eingezwängt, saß.

* * *

So war meine Lage, als ich, unter den Vorbereitungen für das Examen, Sallusts „Catilina" und Ciceros Reden gegen diesen Römer durchlas. Ich verschlang diese Bücher, — und einige Monate später war mein Drama fertig. Wie man aus meinem Werk erkennen wird, theilte ich damals nicht die Auffassung der beiden alten römischen Schriftsteller über Catilinas Charakter und Handlungweise und ich neige auch jetzt noch zu der Meinung, daß doch etwas außerordentlich Großes oder mindestens Bedeutendes in dem Manne gesteckt haben muß, mit dem sich Cicero, der unverdrossene Anwalt der Majoritäten, sehr

vorsichtig dann erst einzulassen wagte, als keine Gefahr mehr mit dem Angriff verbunden war. Es muß auch daran erinnert werden, daß es historische Persönlichkeiten giebt, deren Nachruhm noch ausschließlicher als der Catilinas durch ihre Gewaltthätigkeiten gegen Feinde genährt wird.

Mein Drama wurde in den stillen Nachtstunden geschrieben. Von meinem milden und gutherzigen, aber in seinem Geschäfte vollständig aufgehenden Prinzipal mußte ich mir, so gut es ging, freie Zeit zum Studiren stehlen, — und von diesen Stunden stahl ich mir wieder Augenblicke zum Dichten. So blieb keine andere Zeit übrig als die Nacht, zu der ich denn auch meine Zuflucht nahm. Ich glaube fast: daher kommt es, daß beinahe die ganze Handlung des Stückes zur Nachtzeit vor sich geht.

Eine für die Umgebung so unbegreifliche Thatsache wie die, daß ich mich mit dem Schreiben eines Schauspieles befaßte, mußte natürlich geheim gehalten werden; aber ganz ohne Mitwisser kann ein einundzwanzigjähriger Dichter nicht gut bleiben und ich entdeckte daher zwei gleichaltrigen Freunden, womit ich mich im Stillen beschäftigte.

Wir Drei knüpften große Hoffnungen an den „Catilina", als er fertig geworden war. Vor allen Dingen sollte er jetzt ins Reine geschrieben, unter einem Pseudonym dem Theater in Christiania eingereicht und außerdem noch im Druck veröffentlicht werden. Der Eine von meinen Getreuen unterzog sich der Mühe, eine schöne und deutliche Abschrift meines rohen, ungeordneten Entwurfes zu liefern, und er führte den Auftrag so gewissenhaft aus, daß er auch nicht einen einzigen von den zahllosen Gedankenstrichen vergaß, die ich in der Hitze der Produktion überall angebracht hatte, wo mir der richtige Ausdruck im Augenblick nicht einfallen wollte. Der Andere von meinen Freunden, dessen Namen ich hier nenne, da er nicht mehr unter den Lebenden weilt, der damalige Student und spätere Rechtsanwalt Ole C. Schulerud, reiste mit der Abschrift nach Christiania. Ich entsinne mich noch eines Briefes von ihm, in dem er mir meldet, daß nun der „Catilina" dem Theater eingereicht sei; darüber, daß er bald zur Aufführung kommen werde, könne kein Zweifel bestehen, da der Direktion sehr vernünftige Männer angehörten; eben so wenig könne es bezweifelt werden, daß sämmtliche Buchhändler der Stadt mit Freude ein beträchtliches

Honorar für die erste Auflage bezahlen würden; was Das anbelange, meinte er, wäre unter den zum Verlag bereiten Männern blos Der ausfindig zu machen, der das höchste Angebot stellen werde.

* * *

Nach einer langen, spannenden Wartezeit begannen sich mittlerweile aber einige Schwierigkeiten zu zeigen. Von der Theaterdirektion wurde meinem Freunde das Stück mit einer überaus höflichen, aber eben so bestimmten abschlägigen Antwort zurückgeschickt. Er ging nun mit dem Manuskript von Buchhändler zu Buchhändler, aber alle äußerten sich ungefähr in der selben Weise wie die Theaterdirektion. Der Höchstbietende verlangte so und so viel für den Druck des Stückes; von Honorar war natürlich keine Rede.

Diese ersten Erfahrungen schlugen den Glauben meines Freundes an den Sieg noch lange nicht nieder. Er schrieb mir vielmehr, Das gerade sei ganz vortrefflich: ich solle selbst als Verleger meines Dramas auftreten; das nöthige Geld wolle er mir vorstrecken; den Ertrag würden wir theilen, dafür werde er alles Geschäftsmäßige am Unternehmen besorgen, — ausgenommen das Lesen der Korrektur, das er für überflüssig ansah, da man ein so reines und deutliches Manuskript für den Druck habe. In einem späteren Briefe äußerte er sich, daß er mit diesen vielversprechenden Aussichten in die Zukunft vor Augen daran denke, seine Studien vollständig aufzugeben, um sich ganz der Herausgabe meiner Werke widmen zu können; zwei oder drei Schauspiele im Jahre, meinte er, müßte ich mit Leichtigkeit schreiben können und auf dem Wege einer Wahrscheinlichkeitberechnung habe er herausgefunden, daß wir von dem Ueberschuß in nicht langer Zeit die zwischen uns öfters verabredete und besprochene Reise durch Europa und den Orient vornehmen könnten.

Meine Reise führte mich einstweilen nun zwar nur bis nach Christiania. Dort traf ich zu Beginn des Frühlings 1850 ein. Kurz vorher war der „Catilina“ im Buchhandel erschienen. Das Stück erregte in der Studentenwelt Aufsehen und Interesse; aber die Kritik verweilte zunächst bei den fehlerhaften Versen und fand das Drama im Uebrigen unreif. Ein günstigeres Urtheil wurde nur von einem Einzigen ausgesprochen, aber diese Aeußerung kam von einem Manne,

dessen Anerkennung mir immer theuer und gewichtig war und dem ich hiermit meinen erneuten Dank sage. Einen nennenswerthen Gewinn erzielte die kleine Auflage wohl nicht; mein Freund hatte einen Theil der Exemplare in seiner Verwahrung und ich erinnere mich, daß an einem Abend, wo sich unserem gemeinsamen Haushalte unübersteigliche Hindernisse entgegenthürmten, der Bücherhaufe als Makulatur glücklich an einen Krämer verkauft wurde. In den darauf folgenden Tagen gebrach es uns an keinem der nothwendigsten Lebensbedürfnisse.

* * *

Während meines Aufenthaltes in der Heimath im Sommer des Jahres 1874 und namentlich nach meiner Rückkehr nach Deutschland traten die wechselnden Bilder aus meinem Schriftstellerleben klarer und schärfer vor mein Auge als je zuvor. Neben anderen Bildern zog auch der „Catilina" an meinem Auge vorbei. Den Inhalt des Werkes im Einzelnen hatte ich beinahe vergessen; beim neuerlichen Durchlesen fand ich, daß es doch einen großen Theil enthielt, den ich auch jetzt noch anerkennen konnte, namentlich wenn man berücksichtigt, daß es meine Erstlingsarbeit ist. Vielerlei, was den Gegenstand meiner späteren Dichtungen bildete — der Gegensatz zwischen Kraft und Verlangen, zwischen Willen und Möglichkeit, der Menschheit und des Individuums, Tragoedie und Komoedie zugleich — kommt bereits hier in nebelhaften Andeutungen vor. Ich faßte deshalb den Vorsatz, eine neue Ausgabe als eine Art Jubiläumsschrift zu veranstalten.

Aber es ging natürlich nicht an, ohne Weiteres die alte Originalausgabe wieder zu drucken. Denn diese ist, wie vorhin hervorgehoben wurde, nichts Anderes als ein Abdruck von meinem unfertigen und ungeordneten Konzept oder vom allerersten rohen Entwurf. Beim Durchlesen erinnerte ich mich deutlich an Das, was mir ursprünglich vorgeschwebt hatte, und ich sah außerdem, daß die Form beinahe nirgends Dem, was ich gewollt hatte, einen befriedigenden Ausdruck gab.

Ich beschloß daher, meine Jugenddichtung so umzuarbeiten, wie ich es nach meiner Meinung schon damals hätte thun können, wenn ich Zeit genug gehabt und unter günstigeren Verhältnissen gelebt hätte.

An den Gedanken, Vorstellungen und dem Entwickelungsgange des Ganzen habe ich dagegen nichts geändert. Das Werk ist das ursprüngliche geblieben, nur daß es jetzt in einer fertigen Form vor den Leser tritt.

So, wie es unter den geschilderten Umständen nun geworden ist, bitte ich meine Freunde in Skandinavien und anderswo, es aufzunehmen; ich bitte, es aufzunehmen als einen Gruß von mir, zugleich als den Abschluß eines Zeitraumes, der für mich wechselvoll und reich an Gegensätzen war. Vieles von Dem, was ich vor fünfundzwanzig Jahren träumte, ist in Erfüllung gegangen, wenn auch nicht ganz genau, so doch beinahe, wie ich es hoffte. Ich glaube jetzt, daß es so, wie es wurde, am Besten war. Ich wünsche nicht, daß Etwas von Dem, was dazwischen liegt, unversucht geblieben wäre, ich blicke auf das Durchlebte wie auf ein Ganzes zurück und mit diesem Rückblick verbinde ich das Gefühl des Dankes für Alle und Alles.

Henrik Ibsen.

Die soziale Thätigkeit der Kirche.

Die christliche Kirche hat von ihrem Stifter das Vermächtniß in die Wiege gelegt erhalten, ein Hort und Schutz der Mühsäligen und Beladenen zu sein. Sie hat, diesem Amte treu, in den ersten Jahrhunderten mit ihrer Hilfe sich vorzugsweise an die gedrückten und leidenden Stände gewendet und ihnen in hohem Maße Antheil am Kulturleben der Menschheit verschafft. Es ist außerordentlich wohlthuend, zu sehen, wie damals von unten herauf eine Wiedergeburt der menschlichen Gesellschaft sich anbahnte, die zwar den Sturz des römischen Reiches nicht aufhielt, die aber doch, im Verein mit den jungen, kräftigen germanischen Völkerschaften, eine neue Zeit heraufführte. Leider ging später das Christenthum von dem ursprünglich in ihm liegenden Zuge ab; mit seiner Ausbreitung unter den höheren Ständen ließ es Manches von seiner Schärfe fallen und schließlich stellte es sich in den Dienst des Staates und der herrschenden Klassen, allerdings nicht ohne bedeutsamen Entgelt.

* * *

Die lutherisch-protestantische Kirche ist als Staatskirche ins Leben getreten, die Reform ging von oben, von Fürsten und städtischen Verwaltungen, aus. Manchen Machthabern war die Religion ein angenehmes Mittel, sich vom Volk unbedingten Gehorsam zu verschaffen. Die große Bauernbewegung wurde von den Fürsten nicht ohne Mithilfe der Kirche unterdrückt. Der Grundsatz: cuius regio eius religio, der Summepiskopat, die Patronatswirthschaft brachten die Kirche in eine gewisse Abhängigkeit vom Staat und von den herrschenden Klassen. Eine kräftige Gemeindebildung, eine Verbindung von Religion und freiheitlichen Gedanken wurde dadurch verhindert. Die lutherische Kirche erlangte deshalb, namentlich in der späteren Zeit, nicht die genügende Volksthümlichkeit, nicht den Nimbus, ein vorwärts treibendes Kulturelement zu sein.

Da kam die moderne proletarische Bewegung. Hatte der Liberalismus wenig Liebe zur Kirche, wenig Verständniß für die religiösen Triebkräfte des

Protestantismus gehabt, so stellte sich die Arbeiterbewegung geradezu in einen Gegensatz zur Religion. Weil der Atheismus und Materialismus für die Bildung der unteren Volksschichten mancherlei Geburthilfe leisteten, war ihr die Kirche eine veraltete, auf leblosen Dogmen beruhende Einrichtung, die in Widerspruch zu der modernen Wissenschaft stand. Die Kirche war ihr aber auch ein Hinderniß für die Durchführung ihrer sozialen Ideen, weil sie es, nach der Ansicht der Arbeiter, mit Denen hielt, welche die Macht besaßen.

Keine große Bewegung kann ohne religiöse Triebkräfte, ohne den Schmelz enthusiastischer Begeisterung für eine Vergöttlichung der Menschheit, etwas Bedeutsames erreichen. Und so haben auch die Arbeiter sich nach einem religiösen Ersatzmittel umgesehen und ein solches in einem idealen Zukunftstaate gefunden, der durch die Vergesellschaftung der Produktionmittel die Erde zum Himmel und die Menschen zu vollkommenen Wesen erheben werde. Dieser Zukunftstaat ist der Gegenstand ihrer glühenden Begeisterung geworden, der Traum, dem sie das Opfer eines mühevollen Lebens bringen und dessen Erwartung sie gleichmüthig Gefängniß und Elend ertragen läßt. Leider hat die Kirche die Bewegung sich selbst überlassen. Um der Schlacken willen, die mit ihr verbunden sind, aus Mangel an Erkenntniß Dessen, was die Zeit verlangte, hat sie die Bewegung niederzupredigen versucht. Nur Einzelne waren es, die in das pereat nicht einstimmten, die den Pulsschlag der Zeit etwas tiefer fühlten.

* * *

Nachdem im Jahre 1878 das Sozialistengesetz gegeben war, veröffentlichte der preußische Oberkirchenrath ein Jahr darauf einen strengen Erlaß, in dem er den Geistlichen gebot, sich von Politik fern zu halten, dagegen mit den Mitteln des göttlichen Wortes in der Seelsorge der sozialdemokratischen Partei entgegen zu treten. Im Jahre 1890 war das Sozialistengesetz gefallen. Der Kaiser hatte die Februarerlasse verkündet und der preußische Oberkirchenrath ermuthigte die Geistlichen, in den Städten wie auf dem Lande in freien Versammlungen, verbunden mit Rede und Gegenrede, den Arbeitern unter die Augen zu treten und Vorurtheile zu zerstreuen. Auf viele Geistliche wirkten solche Worte der Behörde ermunternd. Sie fingen in stärkerer Zahl an, sich zu besinnen, daß sie nicht nur im Talar vor andächtigen Zuhörern auftreten, sondern daß sie in freien Versammlungen Rede und Gegenrede stehen müßten, daß sie auch dem kirchenfeindlichen Theile ihrer Gemeinde gegenüber eine Verpflichtung hätten und daß dieser eine andere Sprache verlangte als die Sprache Kanaans. Die ihnen gestellte Aufgabe war nicht leicht. Auf der Universität waren sie nicht dazu ausgerüstet worden. Die theologische Wissenschaft hatte sie zwar

über die Fragen der biblischen Kritik, die neueren kirchengeschichtlichen Forschungen hatten sie über die Grundbegriffe der Apologetik orientirt. Aber die Ethik war zu spiritualistisch, als daß sie den angehenden Geistlichen über die von der modernen Arbeiterwelt behandelten ethischen Probleme genügende Kenntniß und Klarheit verschafft hätte. Wirthschaftliche und gesellschaftliche Fragen, die nach der materialistischen Geschichtauffassung in der Weltentwickelung das ausschlaggebende Moment sind, waren ihnen nicht vertraut, der für das Schlagwort, für eine drastische Redeweise empfängliche Boden der Volksversammlungen ihnen fremd. Doch wo ein Wille ist, da ist ein Weg, da werden auch Hindernisse bald überwunden. Mit Eifer warf man sich auf die Nationalökonomie und die angrenzenden Wissenschaften, besuchte Kongresse und Kurse; man ging in die Volksversammlungen und griff, anfangs schüchtern, zuweilen mit Hohngelächter begrüßt, doch bald dreister und glücklicher und gern gesehen in die Debatten ein. So ist aus der Zahl der evangelischen Geistlichen ein ganzes Häuflein Volksredner erstanden, die mit großem Geschick ihr Werk treiben, die dem Volke durch die verschlungenen Pfade der modernen Verhältnisse hindurchleuchten und durch die hereinbrechenden sozialen Wirren hindurchhelfen wollen. Ein frischer, fröhlicher Kampf hat begonnen. Die christliche Ethik und die Nationalökonomie haben einander gegenseitig befruchtet. Das Versäumte ist zwar nicht wieder gut zu machen. Das ältere Geschlecht der Arbeiter ist für die Thätigkeit der Geistlichen nicht mehr empfänglich. Aber manche Geistliche fangen doch an, wahrhaft populär zu werden und das Ohr der Mühsäligen und Beladenen wieder zu gewinnen. Das Ansehen der Kirche ist im Wachsen begriffen. Sie sucht an ihrem Theile die Arbeiter zu gebildeten Menschen zu machen und ihnen Rückhalt im Getriebe der modernen ökonomischen Verhältnisse zu verschaffen.

Daß nicht mehr Geistliche die Bahn des Kandidaten von Waechter gegangen sind, Das beweist jedenfalls, wie wenig der Stand der heutigen Geistlichen von Schwarmgeisterei ergriffen ist und wie er lieber als Einspänner sich frei die Bahn wählt, als daß er sich den Massen zur Verfügung stellt. Noch steht das ältere Geschlecht der Geistlichen diesem Streben, die Gedanken des Christenthumes für die Hebung des Volkes fruchtbar zu machen und unser Erwerbsleben auf festere sittliche Grundlagen zu stellen, zum Theil kühl gegenüber; aber es ist nur natürlich, daß sich neue Bestrebungen langsam Bahn brechen.

Da hat der evangelische Oberkirchenrath der größten deutschen Landeskirche es für gut befunden, nicht — und Das ist tief bedauerlich — aus eigenem Triebe, sondern, wie man annehmen muß, der Noth gehorchend, auf das Drängen der konservativen Partei, diese Bestrebungen niederzubeugen und den volksfreundlichen Geistlichen ein Halt zuzurufen, ja, sie zum Rückzug zu kommandiren, ehe sie recht im Feuer gestanden haben. Es sind hauptsächlich drei Vorwürfe, die er erhebt und die ihn zu seinem Vorgehen bestimmen.

Der erste und schwerste ist der, daß diejenigen Geistlichen, die sich mit sozialpolitischer Thätigkeit befassen, ihr Amt vernachlässigten. Nach meiner Ueberzeugung ist Das eine Behauptung der Behörde, für welche es ihr sehr schwer werden würde, den Beweis zu erbringen. Die Geistlichen haben sich der sozialen Thätigkeit nicht gewidmet wie einem Sport, der ihr Gesicht auf ihrem Berufe fremde Dinge lenkte, sondern als einem Gebiete, das mehr oder weniger mit zu ihrem Berufe gehört, das ein Ausfluß ihrer seelsorgerischen Gemeindewirksamkeit ist und darum nur so viel Zeit in Anspruch nimmt, wie ihnen ihr engerer Beruf übrig läßt. Wenn der Oberkirchenrath genauer zusehen wollte, so würde er unter den von ihm gemeinten Geistlichen wohl zumeist gerade diejenigen finden, die für die religiöse Wiedergeburt unseres Volkes am Ernstesten und Eifrigsten wirken und die Pflichten ihres Amtes mit der strengsten Gewissenhaftigkeit auffassen. Wir haben wenig davon gehört, daß der Oberkirchenrath energische Schritte gethan hat, um die landwirthschaftliche Thätigkeit, zu der heute noch viele Geistliche im Osten gezwungen sind und die sie außerordentlich stark von ihrem engeren Berufe abzieht, ein Ende zu machen.

Ein weiterer Vorwurf ist der, daß die sozial thätigen Geistlichen sich mit weltlichen Dingen befaßten, über welche die Kirche nicht zur Schiedsrichterin gesetzt sei, — ein alter, häufig erhobener Einwand, den aber der Erlaß von 1890 selbst beseitigt hatte. Die Thätigkeit der Geistlichen ist bisher wesentlich sozialer und nicht politischer Natur gewesen. Sie haben in Versammlungen die Stände in gegenseitige Berührung bringen und zu freier Aussprache anleiten und dadurch mit einander versöhnen wollen. Die Debatte drehte sich um allgemeine menschliche Fragen, um das Verhältniß von Reich und Arm, um die Pflichten und Rechte des Besitzes, um Sonntagsruhe, um das Arbeitverhältniß nach seiner gesundheitlichen und sittlichen Seite, um die Bekämpfung der Arbeitlosigkeit, um die Fragen nach der Organisation der Arbeit. Kamen einmal technische Fragen zur Sprache, so hielten sich die Geistlichen von selbst im Hintergrund und betrachteten sich lediglich als Veranstalter dieser Versammlungen; zur Einberufung solcher Versammlungen gab ihnen das Recht die Pflicht, die thatkräftige Spitze der christlichen Gemeinden zu bilden, in deren Mitte alle die Gemeindeglieder interessirenden Fragen zur Aussprache kommen müssen. Der Geistliche sieht ja wohl von allen Ständen, außer den Aerzten, am Meisten soziales Elend. Er macht sich einer Pflichtvergessenheit schuldig, wenn er die Arbeitlosen mitleidlos hungern läßt, wenn er nicht an seinem Theile dafür sorgt, daß die Arbeitlosigkeit, die nicht nur ein wirthschaftliches, sondern auch ein sittliches Uebel ist, beseitigt wird. Die Arbeiter, also der, wenigstens in den Städten, weitaus größte Theil der Gemeinde, haben darum auch die Geistlichen geradezu in eine soziale Thätigkeit hineingedrängt; und nur Diejenigen haben den Geistlichen ein „Hände weg“ zugerufen, die es unbequem empfanden,

wenn die Geistlichen den Schutzlosen helfen wollten, die es aber der Regirung genau eben so verdachten, wenn sie, entgegen den manchesterlichen Anschauungen, die Fahne der sozialpolitischen Gesetzgebung aufrollte. Als Staatsbürger haben übrigens die Geistlichen das Recht — und sogar die Pflicht —, sich maßvoll auch an der Politik zu betheiligen, und sie haben es auch ohne Beanstandung der Behörde stets gethan. Es ist kein Glück, daß die idealgesinnten Kreise unseres Volkes sich vielfach von der Politik zurückgezogen haben, in dem Gefühl, daß die Politik den Charakter verdirbt. Sie haben vielmehr die Pflicht, der Politik in höherem Maße sittliche Grundsätze zuzuführen, als es bisher geschehen ist.

Der letzte und ungerechteste Vorwurf ist der, daß die Geistlichen die Würde des geistlichen Amtes vor kompromittirenden Angriffen häufig nicht zu wahren gewußt und der Versuchung unbesonnener Parteinahme für die Forderungen einer einzelnen Bevölkerungsklasse nicht immer widerstanden hätten. Es fällt kein Meister vom Himmel; und daß die Geistlichen ohne Weiteres als vollkommene Volksredner aufgetreten wären, wird Niemand behaupten wollen. Doch sind sie schon durch ihren Beruf an öffentliches Reden gewöhnt und es ist ihnen weit leichter als anderen Ständen geworden, auf der Volkstribüne sich mit Geschick zu bewegen. Sind sie auch anfangs hie und da niedergeschrieen worden, so waren nicht sie daran schuld, sondern der Umstand, daß die Arbeiter nicht gewöhnt waren, in ihren Versammlungen Vertreter anderer Stände zu sehen, und daß man vielfach den Geistlichen auf den Hals lud, was Andere verschuldet hatten. Das hat sich sehr bald geändert; die Arbeiter haben sich selbst zu sachlicher Behandlung der Themata und zum ruhigen Anhören der Gegner erzogen. Man hat den sozial thätigen Geistlichen zuweilen den Vorwurf gemacht, sie hätten sich die ihnen schuldige Achtung und Ehrerbietung verscherzt. Davon haben aufmerksame Beobachter sehr wenig gemerkt. Wohl aber haben sie gesehen, daß in den Kreisen der Satten, wo man bisher den Geistlichen gegenüber sehr gleichgiltig war, wenn man sie nicht für seine Zwecke benutzen konnte, vor dem sittlichen Ernst des neuen sozialen Wirkens ein Gefühl beklemmender Furcht aufgekommen ist, weil die behagliche Trägheit gestört ist; aber Das ist doch gewiß ein Fortschritt. Daß die politische Arena die größte Vorsicht im Auftreten, die reinste Lauterkeit des Charakters und eine edle Gesinnung erfordert, ist selbstverständlich; aber es stände schlimm, wenn bei den Geistlichen diese Bedingungen nicht am Ehesten zuträfen. Man muß fürchten, daß der Oberkirchenrath nicht genügend über die Verhältnisse unterrichtet ist, wenn er gegen die sozialen Geistlichen solche schweren Vorwürfe erhebt. Und wenn er sie tadelt als Parteigänger einer einzelnen Bevölkerungsklasse in der Aufstellung unbesonnener Forderungen, so scheint es ihm überhaupt mißliebig zu sein, wenn Geistliche einzelne Forderungen der schwächeren Stände mit dem Gewicht ihrer Persönlichkeit unterstützen, aus christ-

lichen und sittlichen Gesichtspunkten, während er bisher nichts gesagt hat, wenn Geistliche in konservativen Vereinen die Interessen der Grundbesitzer vertheidigt haben. Natürlich erscheint eine Forderung Dem leicht unbesonnen, der auf einem ganz anderen Standpunkt steht. Der Antrag Kanitz, der unter den Geistlichen viele Anhänger hat, namentlich unter solchen, die selbst nebenbei Grundbesitz haben, ist an und für sich doch nicht besonnener als das Streben nach Verkürzung der Arbeitzeit, nach strenger Sonntagsruhe, nach Einführung von Arbeiterausschüssen u. s. w. Wenn man den Geistlichen häufig den Vorwurf der Begünstigung und Beförderung der Sozialdemokratie macht, so sehen jedenfalls die Sozialdemokraten die Christlich-Sozialen als die Einzigen an, vor denen sie sich fürchten. Ein Stumm ist ihnen tausendmal lieber als ein Naumann, wie ich schon wiederholt zu hören Gelegenheit hatte. Die Politik des Freiherrn von Stumm erweckt in den Arbeitern das Klassenbewußtsein aufs Schärfste; die Thätigkeit der Christlich-Sozialen aber wirkt, weil sie gerechte Forderungen begünstigen will, mildernd und versöhnend.

* * *

Der Oberkirchenrath hat sicher das Beste gewollt, aber fast muß man fürchten, daß er unbewußt den Angriffen der Kirchenfeinde Vorschub geleistet hat. Er hat — so wird man sagen — den in der Masse der unteren Stände allmählich im Schwinden begriffenen Gedanken neu und kräftig befestigt, daß die Kirche dazu da ist, die Rechte der herrschenden Klassen mit dem Nimbus der Heiligkeit zu versehen und die Religion ihnen, wie es gern heißt, dienstbar zu machen. Es ist sehr bedauerlich, daß die evangelische Kirche in ihren höheren Aemtern so wenig Fühlung mit den Volksinstinkten hat. Es ist für jeden Menschenfreund, und namentlich für den Christen, ungemein erfreulich, daß die unteren Stände emporstreben, daß sie danach ringen, sich Antheil zu verschaffen an den Gütern unserer hochgesteigerten Kultur und Bildung, daß sie mit eintreten wollen in die verschiedenen Instanzen unserer so komplizirten staatlichen, kommunalen und beruflichen Verwaltung. Die Kirche hat die Aufgabe, dieses Streben zu unterstützen und zu veredeln, und sie schlägt sich selbst ans Kreuz, wenn sie es hindert. Bedauerlich ist es auch, daß die kirchlichen Behörden mehr sein wollen als der Ausdruck des Gesammtwillens der Kirche, der Stimmung, die in den weitsichtigsten und edelsten Kreisen ihrer Glieder herrscht, daß sie zu leicht staatlichen und weltlichen Bestrebungen und Erwägungen ihr Ohr leihen. Die Feinde der Kirche, die diese Kulturmacht möglichst in den Hintergrund drängen wollen, um ihrer Selbstsucht um so mehr die Zügel schießen zu lassen, haben dem Erlaß des Oberkirchenrathes zugejubelt; die wärmsten Freunde des christlichen Geistes haben ihn mit Trauer betrachtet. Die

Behörden sind ja nicht allmächtig und können namentlich bei einer so schwierigen Materie eine strikte Durchführung ihrer Beschlüsse in ihrem Sinne nicht verbürgen und erzielen. Aber es ist nicht abzuwenden, daß der Erlaß wie ein Reif in der Frühlingsnacht wirkt, daß er manche junge, keimende Saat vernichtet, manchen Schwankenden abschreckt, Manchen, den Ueberlegung und Verhältnisse in die Bewegung hineingeführt hätten, zurückhält und daß er selbst Denen, die um ihres Gewissens willen den dornenvollen Weg sozialen Wirkens weiter wandeln wollen, Steine in den Weg legt. Nur eine große Bewegung der Kirche, aus den Kräften des Urchristenthumes heraus geboren, würde der Behörde deutlich zeigen, daß sie übel berathen war. Ich fürchte, sie kommt nicht, und bedauere darum den Erlaß aufs Tiefste. Es scheint, daß gerade in Deutschland erst noch größere Konflikte kommen müssen, ehe auf den verschiedenen Gebieten eine Neugeburt unseres Volkes in die Wege geleitet wird.

Sangerhausen. Pfarrer Hermann Kötzschke.

Der Antrag Kanitz.*)

Im Hinblick auf die Nothlage der westeuropäischen, speziell der deutschen Landwirthschaft hat bekanntlich Graf von Kanitz-Podangen am dreizehnten April 1894 im Deutschen Reichstage zum ersten Male den Antrag gestellt, es möge die Einfuhr von ausländischem Getreide (mit Einschluß der Mühlenfabrikate) nach Deutschland zum Monopol des Reiches erklärt werden. Da Deutschland alljährlich mehr Getreide verbraucht, als es heute produzirt, also zum Theil auf die Zufuhr fremden Getreides angewiesen ist, so würde das Reich durch die Monopolisirung der Getreideeinfuhr in die Möglichkeit versetzt, die von ihm im Ausland angekauften Getreidequantitäten im Inlande zu beliebig hohen Preisen zu verkaufen. Diese Möglichkeit soll jedoch vom Reiche nicht in fiskalischer Weise willkürlich ausgebeutet, sondern es sollen die Preise durch das Gesetz so festgesetzt werden, daß der heimischen Landwirthschaft ein lohnender Absatz ihres Getreides gesichert sei. Die Antragsteller gingen nämlich hierbei von der im Allgemeinen richtigen Voraussetzung aus, daß bei der geschilderten Sachlage sich der Preis des inländischen Getreides von dem des ausländischen nicht weit werde entfernen können. Der Antrag wurde später bekanntlich in einer etwas geänderten Fassung zum zweiten und dritten Male dem Reichstage vorgelegt; ich lasse jedoch, um die Sache nicht unnöthig zu kompliziren, die betreffenden Details vorläufig absichtlich unberücksichtigt und will mich zunächst mit dem Grundgedanken beschäftigen.

Will man ein richtiges Urtheil über diesen Antrag des Grafen Kanitz gewinnen, so muß man vorher über die Vorfrage klar werden, was denn unter der heutigen Nothlage der westeuropäischen Landwirthschaft zu verstehen sei, denn es will mir scheinen, daß schon über diesen Punkt die Meinungen auseinandergehen. Das Wort „Nothlage der Landwirthschaft" kann nämlich bedeuten, daß der heutige gesunkene Getreidepreis nicht mehr die Betriebskosten der Landwirthschaft (mit Einschluß der Steuern) deckt, so daß es wirthschaftlich nicht mehr möglich ist, die Landwirthschaft in der bisherigen Weise weiterzubetreiben, oder mit anderen Worten, daß die Gefahr vorliegt, der Getreidebau (die Menge des geernteten Getreides) werde zurückgehen, weil der Landwirth — wenn er überhaupt noch auf die Kosten kommen will — genöthigt sein wird, zu einer minder intensiven (minder kostspieligen) Bewirthschaftung überzugehen. Das Wort „Nothlage der Landwirthschaft" kann aber auch einen minderen Grad der Noth andeuten, nämlich daß die Landwirthe sich in einer fatalen Lage befinden, weil

---

*) Da in dem größten Theil der Presse geflissentlich die Meinung verbreitet wird, der Antrag Kanitz sei nicht ernst zu nehmen und fordere Ungeheuerliches, schien es wichtig, von einem angesehenen Nationalökonomen ein Gutachten darüber zu erhalten. Nach Allem, was wir von dem Grafen Caprivi, dem Fürsten Hohenlohe und den Herren von Marschall und Hammerstein über die entsetzlichen Gefahren gehört haben, die der Antrag heraufbeschwören müsse, wird Manchem wohl das Urtheil lehrreich und willkommen sein, das der Regirung-Rath und Professor Kleinwächter vom Standpunkt des unintereſſirten Gelehrten über die als gemeingefährlich verschrieene Hauptforderung der deutschen Agrarier fällt. M. H.

sie in Folge der gesunkenen Getreidepreise nicht mehr in der Lage sind, eine angemessene Verzinsung der Güterpreise aus ihren Ländereien herauszuwirthschaften, und daß sie deshalb auch nicht mehr im Stande sind, die Zinsen ihrer Grundschulden aufzubringen. In diesem Falle lautet denn auch die weitere Schlußfolgerung ganz anders. Waren nämlich die Landwirthe so unvorsichtig, den Werth des Bodens auf Grundlage der früheren höheren Güterpreise zu berechnen, und haben sie demgemäß ihre Landgüter zu theuer erworben, so mögen sie jetzt in ihren Geschäftsbüchern die Werthe ihrer Landgüter entsprechend herabsetzen — „abschreiben" —, und wenn sie sich nicht im Besitz ihrer Güter erhalten können, nun, so müssen sie die Konsequenzen ihrer Unvorsichtigkeit tragen. Die Güter dieser „kapitalschwachen" Landwirthe werden unter den Hammer kommen und von „kapitalkräftigeren" Personen erworben werden, die — weil sie den Grund und Boden zu billigeren Preisen erworben haben — ihre Rechnung beim ruhigen Fortbetrieb der Landwirthschaft schon finden werden. Es wird also nach dieser, besonders in Händlerkreisen getheilten Meinung sich lediglich ein Personenwechsel vollziehen; die untauglichen Landwirthe werden ausgestoßen, andere, tüchtigere Männer treten an ihre Stelle und im Uebrigen bleibt Alles beim Alten, d. h. die Landwirthschaft wird nach wie vor in der bisherigen Weise ruhig weiter betrieben werden, — ein Rückgang der Getreideproduktion ist nicht zu befürchten.

Untersuchen wir, ob diese zweite, harmlosere Form der Nothlage der Landwirthschaft thatsächlich so harmlos ist, wie sie auf den ersten Blick zu sein scheint. Zunächst ist der Satz: „die untauglichen Wirthe mögen ausgestoßen und durch tüchtigere (kapitalkräftigere) ersetzt werden", zwar sehr leicht ausgesprochen, seine Durchführung aber — namentlich, wenn man erwägt, welch unsägliches Weh damit über Zehntausende von Familien gebracht wird — keineswegs wünschenswerth. Ferner ist die Subhastation von Zehntausenden von Landgütern durchaus keine Angelegenheit, die lediglich die Landwirthe berührt. Der Grund und Boden gilt bekanntlich in allen Ländern als das sicherste Unterpfand und ist speziell in Mitteleuropa mit Milliarden hypothekarisch belastet. Eine massenhafte Subhastation von Landgütern — besonders unter den heutigen Umständen, wo der Preis der Landgüter in keinem richtigen Verhältniß zu ihrem Ertrag mehr steht — müßte daher den Preis des Bodens auf ein unerhört tiefes Niveau herabdrücken und die Folge hiervon wären unermeßliche Verluste für die Hypothekargläubiger, deren Forderungen bei den exekutiven Verkäufen zum guten Theil ausfallen würden. Und der Schlußeffekt einer solchen kolossalen Agrarkrisis wäre nichts Anderes als eine beispiellose Bereicherung einer Handvoll Spekulanten oder Geldbesitzer, die dann die billigen Güter aufkaufen würden, — auf Kosten der bisherigen Besitzer und ihrer Gläubiger.

Ueberdies aber erscheint es mir mehr als fraglich, ob die Sache mit einem derartigen Personenwechsel auch endgiltig abgethan wäre, d. h. ob es richtig ist, daß die Landwirthschaft nach wie vor in der nämlichen Weise wie bisher ruhig weiter betrieben und ob nicht ein empfindlicher Rückgang der Getreideproduktion eintreten würde. Denn einmal ist die Landwirthschaft kein so einfacher Produktionzweig wie die Industrie. Ob ein angehender Maschinenfabrikant oder ein angehender Baumwollspinner sich in England oder in Bulgarien, in Schweden oder in Italien etablirt, ist in technischer Beziehung (was den Fabrikationprozeß

anbelangt) vollständig gleichgiltig, denn die Behandlung des Eisens und der Baumwolle ist im Westen wie im Osten, im Norden wie im Süden die nämliche. Ganz anders ist es aber beim Betrieb der Landwirthschaft. Hier genügt die theoretische Kenntniß nicht, der Mann muß auch die Eigenthümlichkeit seiner Grundstücke und den Charakter des Klimas und des Wetters in der betreffenden Gegend kennen und diese Kenntniß kann nur auf Grund langer Beobachtung und Erfahrung erworben werden. Würde also thatsächlich ein so weit gehender Personenwechsel in der Landwirthschaft stattfinden, so wären — bis die nöthigen Erfahrungen gesammelt sind — zahllose Mißgriffe unvermeidlich und die Folge hiervon wäre aller Wahrscheinlichkeit nach ein Jahre hindurch andauernder, mehr oder weniger empfindlicher Ausfall an der Ernte.

Viel wichtiger als dieses scheint mir jedoch das folgende Bedenken. Die neuen Erwerber der Ländereien können sich — weil sie ihre Güter im Subhastationwege, also viel billiger, erworben und weil sie ferner bei den Exekutionverkäufen einen guten Theil der Hypothekarschulden abgestoßen haben — mit einem geringeren Geldertrage ihrer Landwirthschaft zufriedengeben. In Folge Dessen können sie viel leichter als ihre Besitzvorgänger auch dort zu einer extensiveren Bewirthschaftung übergehen, wo diese mit einem geringeren Geldertrage der Landwirthschaft verbunden ist. Die extensivere Bewirthschaftung bedeutet aber einen geringeren Naturalertrag des Bodens, d. h. ein geringeres Quantum von Nahrungmitteln für die Bevölkerung. Mit kurzen Worten: ich wäre geneigt, anzunehmen, daß auch der scheinbar so unwesentliche „Personenwechsel in der Landwirthschaft" uns vor einem Rückgange der Getreideproduktion nicht zu bewahren vermöchte, daß also ein Rückgang in dem bisherigen Betriebe der Landwirthschaft mit Nothwendigkeit eintreten muß, wenn nichts geschieht, um dem Landmann einen lohnenden Absatz seiner Produkte zu sichern.

Beiläufig bemerkt, glaube ich, daß es noch aus einem weiteren Grunde nicht wohl angeht, die heutige Agrarkrisis mit dem Gedankengange abzuthun: „Die Landwirthe haben leichtsinnig gehandelt, denn sie haben ihre Güter zu theuer erworben, ergo mögen sie jetzt die Folgen ihres Leichtsinnes tragen." Die Landgüter wurden allerdings von ihren heutigen Besitzern — wie die Erfahrung beweist — viel zu theuer erworben und Das war unstreitig ein gewaltiger Fehler; allein für diesen Fehler sind nicht die heutigen Grundbesitzer verantwortlich zu machen, die in gutem Glauben gehandelt und den Werth der Ländereien auf Grund der bisherigen Getreidepreise berechnet haben. Das Verschulden trifft vielmehr die Gesammtheit, weil sie das volle Privateigenthum am Grund und Boden zugelassen hat, während der Boden ein Objekt ist, das nach meinem Dafürhalten nie und nimmer im freien Privateigenthum stehen sollte, weil gar kein wirthschaftliches Bedürfniß nach einem solchen vorliegt. Das Eigenthum ist bekanntlich das Recht, eine Sache nach Belieben zu gebrauchen, zu verbrauchen und jeden Zweiten von deren Benutzung auszuschließen, und eine so weitgehende Befugniß muß dem Menschen — wenigstens an gewissen Sachen — zugestanden werden, weil sonst der Mensch nicht existiren und sich nicht frei bewegen kann. Soll ich überhaupt leben, so muß ich die Befugniß haben, mir diejenigen Nahrungmittel, die zur Erhaltung meines Lebens nothwendig sind, ausschließlich anzueignen, und eben so kann ich nicht schreiben, wenn ich die Tinte

in meiner Feder nicht ausschließlich für mich verwenden darf. Allgemein ausgedrückt: wenn wir überhaupt existiren und menschenwürdig existiren wollen, so muß Jeder von uns die Befugniß haben, eine ganze Reihe von Artikeln ausschließlich und nach seinem Belieben zu benutzen. Und da mit der Benutzung in der Regel die Abnutzung untrennbar verbunden ist, so wurde, diesem wirthschaftlichen Bedürfniß entsprechend, die Institution des Privateigenthumes juristisch konstruirt. Wo daher die Abnutzung des betreffenden Gegenstandes nicht so rasch eintritt und wo man den Gegenstand nicht beständig gebraucht, ist das Privateigenthum an diesem Gegenstande nicht nothwendig. Diese Eventualität kann sogar bei Kleidern eintreten, wie beispielsweise bei dem Krönungornat des Regenten, bei den Meßgewändern der Priester, den Kostümen der Schauspieler u. s. w., die in der Regel denn auch nicht Privateigenthum dieser Personen sind.

Und nun betrachte man den Grund und Boden, bei dem ein Verbrauch von vorn herein gänzlich ausgeschlossen ist. Das weitestgehende Bedürfniß, das gegenüber dem Boden überhaupt auftreten kann, ist, daß mir, so lange ich lebe — und eventuell nach meinem Tode meinen Angehörigen bis in das entfernteste Glied — das Recht zustehen soll, gewisse Grundstücke nach Belieben zu benutzen und jeden Zweiten von deren Benutzung auszuschließen. Wenn mir aber das Gesetz noch überdies die Befugniß einräumt, diese Grundstücke nach Belieben zu „verbrauchen", so ist Das ein Widersinn, weil es unmöglich ist. So trivial und selbstverständlich diese Wahrheit klingt, so ist sie doch unbegreiflicher Weise verkannt worden, — und diese Verkennung hat sich bitter gerächt.

Aus der Thatsache, daß für ein eigentliches — „freies" — Eigenthumsrecht am Grund und Boden kein wirthschaftliches Bedürfniß vorliegt und daß der sogenannte Grundbesitzer, streng genommen, kein weitergehendes Interesse hat, als daß ihm auf eine mehr oder weniger eingeschränkte (oder ausgedehnte) Zeit die ausschließliche und möglichst uneingeschränkte Verfügungsgewalt über die fraglichen Grundstücke zustehen solle, ergeben sich zwei wesentliche Konsequenzen. Erstens muß eine öffentliche Gewalt da sein, die die Zutheilung der Grundstücke an die einzelnen Grundbesitzer (oder an die betreffenden Familien) nach irgend einem bestimmten Modus besorgt und ihnen die ausschließliche Verfügung über die Grundstücke sichert. Daß diese „öffentliche Gewalt" nur der Staat sein kann, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Im Mittelalter übte diese Gewalt bekanntlich der König als oberster Lehnsherr und in der Sprache der damaligen Zeit hieß es, daß dem obersten Lehnsherrn das „dominium eminens", das „Ober-Eigenthum" oder das „Eigenthum an der Substanz" des Bodens zustehe, während der Vasall lediglich das „dominium utile", das „Unter-Eigenthum", das „erbliche Nutzungeigenthum" besaß. Zweitens: wenn nach der Natur der Dinge dem Grundbesitzer nicht mehr zugestanden werden kann als die auf eine längere oder kürzere Reihe von Jahren eingeschränkte, ausschließliche (und im Uebrigen mehr oder weniger freie) Verfügungsgewalt über „seine" Grundstücke, so folgt daraus — und Das ist eine überaus schwerwiegende Konsequenz —, daß man von Dem, der Grundstücke zur Benutzung erwerben will, billiger Weise nicht mehr fordern kann als ein jährliches Aequivalent, einen jährlichen Pachtschilling und allenfalls ein mäßiges Einstandsgeld, ein „Laudemium", aber keinen Kaufschilling. Dieser überaus wichtige Umstand wurde übersehen. Die frühere „Ge-

bundenheit" des Grundbesitzes wurde aufgehoben, die Grundbesitzer wurden zu „freien Eigenthümern" ihrer Ländereien erklärt und die Folge davon war, daß sie sich nunmehr ihr „freies Eigenthum" im Falle des Gutsverkaufes von ihren Besitznachfolgern sehr gut bezahlen ließen. So bekamen die Landgüter einen Verkaufswerth und dieser mußte — so lange in Folge der mangelhaften Kommunikationmittel ein Transport von Bodenprodukten auf weitere Entfernungen nicht möglich war — mit mathematischer Nothwendigkeit in dem Maße steigen, wie mit der zunehmenden Bevölkerung die Nachfrage nach Bodenprodukten wuchs.

Besäßen wir kein „freies Grundeigenthum", d. h. befände sich der gesammte Grund und Boden im sogenannten Obereigenthum des Staates und ständen die Grundbesitzer in einer Art von (den modernen Bedürfnissen angepaßtem) Pacht- oder Erbpacht-Verhältniß zum Staate, so wäre damit eine überaus bequeme Handhabe geboten, um der heutigen Nothlage der Landwirthschaft abzuhelfen. Der Staat brauchte nämlich nur den Pachtschilling der Ländereien entsprechend herabzusetzen oder zeitweise ganz aufzuheben, um die westeuropäischen Landwirthe gegenüber ihren günstiger situirten Berufsgenossen in Rußland, Rumänien, Serbien, Amerika, Indien u. s. w. konkurrenzfähig zu erhalten. In England vollzog und vollzieht sich bekanntlich ein derartiger Prozeß, zwar nicht auf Kosten des Staates, wohl aber auf Kosten der großen Landlords, die ihren Pächtern mehr oder weniger weitgehende Nachläße am Pachtschilling zugestehen mußten und noch ferner zugestehen müssen.

Uns auf dem europäischen Festland ist dieses Auskunftmittel (von verhältnißmäßig wenigen Ausnahmen abgesehen) benommen, weil wir nur „freie Grundeigenthümer" kennen. Und weil unsere Rechtsordnung die Institution des „freien Grundeigenthumes" kennt und es gestattet, daß Privatpersonen das „Eigenthum" an Grundstücken käuflich oder sonst erwerben, erwächst unseren Staaten die Verpflichtung, die Grundbesitzer, die im besten Glauben und im Vertrauen auf diese Rechtsordnung die heutigen Preise für ihre Landgüter bewilligten, gegenüber der erdrückenden Konkurrenz jener billiger produzirenden osteuropäischen und überseeischen Länder zu schützen. Und Das kann — so wie die Dinge heute nun einmal liegen — nur in der Weise geschehen, daß man den Landwirthen einen angemessenen Preis ihrer Produkte sichert.

Die Vertheuerung der Bodenprodukte — und damit sind wir bei dem wesentlichsten Punkt des Antrages Kanitz angelangt — bedeutet jedoch eine Vertheuerung der Lebensmittel für die nicht Landwirthschaft treibenden Klassen der Bevölkerung; und in unserer auf der Grundlage des Privateigenthumes und der Individualwirthschaft aufgebauten Volkswirthschaft scheint eine Vertheuerung der Lebensmittel eine Schädigung der übrigen Bevölkerungsklassen (speziell der industriellen Arbeiter) zu Gunsten der Landwirthe zu bedeuten. In der vom Reichstage zur Berathung des Antrages Kanitz eingesetzten Kommission wurde denn auch dieser Umstand von den sozialdemokratischen Mitgliedern sofort herausgegriffen und als wesentlichstes Argument gegen den Antrag ins Treffen geführt. Namentlich wurde von diesen Mitgliedern immer darauf hingewiesen, daß die geplante Vertheuerung des Getreides am Schwersten auf den Arbeitern lasten und lediglich den großen Gutsbesitzern zum Vortheil gereichen würde, weil nur diese den größten Theil ihrer Ernte zum Verkaufe bringen, während dem kleinen

Grundbesitzer, dem Bauern, der den größten Theil der erzielten Bodenprodukte in der eigenen Wirthschaft verbraucht, der Getreidepreis sehr gleichgiltig sein könne. Es liege daher (vom Standpunkt der Sozialdemokratie) gar kein Anlaß vor, für den Antrag des Grafen Kanitz einzutreten, weil man von dem armen Arbeiter unmöglich fordern könne, daß er sein Schwarzbrot theuerer bezahle, nur damit die reichen Herren in „Ostelbien" nach wie vor Sekt trinken und Austern essen können.

Sehen wir uns einmal diese „Begünstigung" speziell der großen Grundbesitzer auf Kosten der Getreidekonsumenten, ganz besonders auf Kosten des Arbeiters, näher an. Zu diesem Behufe müssen wir allerdings einen kurzen Ausflug nach Utopien oder Ikarien unternehmen. Wir leben nämlich, wie bekannt, in einer individualistisch organisirten Volkswirthschaft, in der Jeder (in der Regel) nur für sich und die Seinigen sorgt und nur dann für fremde Personen thätig ist, wenn ihm Dies einen Vortheil bringt, d. h. wenn er hierfür bezahlt wird. Dadurch ist uns aber der Blick auf das Ganze verloren gegangen. Wir sehen nur Landwirthe, Gewerbetreibende, Aerzte, Advokaten, Künstler u. s. w., kurz wir sehen nur Individuen, die bestrebt sind, zu erwerben, wir fragen wohl auch danach, ob diese oder jene Klasse viel oder wenig erwirbt, aber wir haben vergessen, daß alle diese wirthschaftenden Individuen eine „Volks"-Wirthschaft darstellen und daß der Zweck aller dieser unzähligen Einzelnwirthschaften nur darauf hinausläuft, den Gesammtbedarf des Volkes in möglichst rationeller Weise zu decken. Ueberdies werden heute alle Transaktionen zwischen den Einzelnen durch Geldzahlungen vermittelt und die wirthschaftlichen Vorgänge werden uns durch dieses Dazwischentreten des Geldes verschleiert. Dem gegenüber hat die Nationalökonomie zu zeigen, wie die wirthschaftlichen Vorgänge hinter jenem „Geldschleier" in Wirklichkeit aussehen. Der Wissenschaft der Nationalökonomie fällt hier eine ganz analoge Aufgabe zu, wie sie die Anatomie und Physiologie gegenüber dem animalischen Organismus zu lösen hat. Wie es die Aufgabe dieser beiden Wissenschaften ist, die einzelnen Organe des Körpers zu beschreiben und deutlich zu zeigen, welche Funktion ihnen zufällt, wie sie auf einander wirken und wie sie alle zusammen nur dem einen Zwecke dienen, das Leben des Gesammtorganismus zu erhalten, eben so hat die Nationalökonomie zu zeigen, wie die verschiedenen Einzelnwirthschaften in einander greifen und wie sie, alle zusammengenommen, nur dem einen Zweck dienen, den Gesammtbedarf des Volkes zu decken. Zu diesem Behufe muß man stets die Volkswirthschaft als einen Gesammtorganismus betrachten; und Das tritt am Deutlichsten zu Tage, wenn man sich ein ganz kommunistisches Gemeinwesen, ein Utopien oder Ikarien, vergegenwärtigt.

Nehmen wir also an, daß die Utopier etwa zur Zeit der Völkerwanderung oder sonst auf der noch dünn bevölkerten Erde herumgewandert seien, um feste Wohnsitze zu suchen, und daß sie, nachdem sie sich überall gründlich umgesehen haben, sich auf dem Boden des heutigen Deutschen Reiches niedergelassen hätten, weil sie fanden, daß Land und Klima ihnen besonders zusagen. Haben sie Das einmal gethan, so müssen sie auch die zur Getreideproduktion erforderliche Arbeit willig auf sich nehmen, auch dann, wenn sie auf ihren früheren Wanderungen die Erfahrung gemacht hätten, daß in wärmeren oder fruchtbareren Ländern die nämliche Getreidemenge mit einem geringeren Arbeitaufwand gewonnen werden kann. Denn sie haben eben gefunden, daß der Nachtheil der geringeren Boden-

fruchtbarkeit in Deutschland durch irgend welche sonstige Vortheile, die ihnen das Land bietet, mehr als aufgewogen werde. Im Laufe der Jahrhunderte wächst die Bevölkerung auf etwa dreißig bis vierzig Millionen Seelen und damit steigt auch die auf die Getreidegewinnung gerichtete Arbeit, denn die mangelhaften Kommunikationmittel gestatten keinen weiteren Transport von Bodenprodukten und es muß dem Boden nun eine um so viel größere Menge von Getreide abgerungen werden, um die zahlreich gewordene Bevölkerung zu ernähren. Es folgt eine Zeit der verschiedenartigsten Erfindungen. Eisenbahnen und Dampfschiffe werden gebaut und nun bringen die Utopier plötzlich in Erfahrung, daß das in Nordamerika lebende Volk der Ikarier unermeßliche Quantitäten von Getreide mit ungefähr der Hälfte der in Utopien hierzu erforderlichen Arbeit erzeugen und nach Utopien liefern kann. Ob wohl die Utopier sich jetzt sagen werden: „Wenn die Ikarier das Getreide mit der Hälfte derjenigen Arbeit produziren können, die wir zu diesem Behufe aufwenden müssen, so wäre es von unserer Seite eine Verschwendung der nationalen Arbeitkraft, wenn wir unser Getreide in der bisher gewohnten Weise gewinnen wollten. Wir werden von heute ab nur mehr die halbe Arbeit an die Getreideproduktion wenden. Zwar werden wir einen sehr bedeutenden Ausfall an unserer Ernte haben, allein Das schadet nichts. Wir werden nämlich die in der Landwirthschaft frei werdenden Arbeitkräfte in der Industrie beschäftigen und werden auf diese Weise eine große Menge von Fabrikaten für den Export herstellen, mit denen wir das billige ikarische Getreide erwerben werden."

Das ist in kurzen Worten die Darstellung des Vorganges, der sich abspielen muß, wenn Deutschland nichts thut, um seine Landwirthschaft zu halten, d. h. um seinen Landwirthen einen lohnenden Preis des Getreides zu sichern. Die Amerikaner liefern ein billiges Getreide nach Deutschland und die deutschen Konsumenten wollen „selbstverständlich" den früheren hohen Preis für das deutsche Getreide nicht mehr bezahlen, weil eben das amerikanische Getreide um so viel „billiger" ist. Das deutsche Getreide aber ist theuer, weil der deutsche Landwirth sehr viel Arbeit aufwenden muß, um seinen Grundstücken so viel Getreide (Bodenprodukte) abzuringen, wie er braucht:

1. um seine Felder wieder mit Saatgut bestellen zu können,
2. damit er selbst mit seiner Familie, seinen Arbeitern und seinen Nutzthieren bis zur nächsten Ernte leben kann,
3. damit er seine Steuern entrichten kann und
4. damit er seine Gläubiger befriedigen (d. h. die Zinsen seiner Hypothekarschulden aufbringen) kann.

Wird dem deutschen Landwirth die zur Erzielung dieses Getreides erforderliche Arbeit nicht vergütet, so kann er seine Felder nur mit einem geringeren Arbeitaufwande bestellen und dann muß eben die Ernte nothwendig eine geringere werden. Bestellt aber der deutsche Landwirth seine Felder mit weniger Arbeit, so werden überdies so und so viele landwirthschaftliche Arbeiter entbehrlich, und da diese Leute natürlich auch leben wollen, so bleibt ihnen kein anderer Ausweg übrig, als in der Industrie ein Unterkommen zu suchen, wo durch diesen massenhaften Andrang neuer Arbeitkräfte ein empfindlicher Druck auf die Löhne der bisherigen Arbeiter ausgeübt werden muß. Und dieser Druck muß um so em-

pfindlicher werden, als es den Industriellen unmöglich gelingen kann, sofort neue Absatzmärkte zu erobern und den Export ihrer Erzeugnisse beliebig auszudehnen. Des Pudels Kern also ist: die in der Landwirthschaft beschäftigten Arbeiter, die direkt für die Ernährung der Bevölkerung thätig sind und deren Arbeitprodukt somit des Absatzes unbedingt sicher ist, sollen zum guten Theile aus dieser Produktion herausgezogen und in der Industrie verwendet werden, wo sie Produkte herstellen, deren Absatz fraglich ist und in dem Maße fraglicher wird, in dem die fremden Völker bestrebt sind, ihre eigene Industrie nach Kräften zu heben und den Import fremder Fabrikate entbehrlich zu machen.

Daß Derartiges von den Vertretern der sozialdemokratischen Partei, also von den Vertretern der Arbeiter, befürwortet und gewünscht werden kann, müßte unbegreiflich erscheinen, wenn man nicht wüßte, daß es das Bestreben dieser Partei ist, möglichst breite Schichten der Bevölkerung zu proletarisiren, um auf diese Weise die Herbeiführung des sozialdemokratischen Volksstaates der Zukunft nach Kräften zu beschleunigen. Ob eine solche Taktik, die eine Verschlechterung der Lage der wenig oder nichts besitzenden Klassen herbeiwünscht und die bereit ist, Hunderttausende der eigenen Parteigenossen hinzuopfern und dem Elend preiszugeben, nur um das von der Theorie konstruirte Zukunftideal möglichst bald herbeizuführen, — ob eine derartige Taktik richtig und auf die Dauer haltbar ist, erscheint mir einigermaßen fraglich. Die sozialdemokratische Partei beweist damit nur, daß sie die echte und unverfälschte Tochter der manchesterlich-liberalen (freisinnigen) Partei ist, da sie, wie diese, das „Prinzip“ höher stellen zu sollen glaubt als das Wohl oder Wehe der eigenen Parteigenossen. Eine Partei aber, die so handelt, muß über kurz oder lang ihren Anhang verlieren. Da scheinen mir die englischen Arbeiter weit klüger zu handeln, wenn sie gar kein „Prinzip“ aufstellen, sondern lediglich das eine Ziel mit eiserner Konsequenz verfolgen, ihre Lage nach Kräften zu verbessern, unbekümmert darum, ob ihnen im gegebenen Falle die hilfereichende Hand von „rechts“ oder von „links“ geboten wird.

Auch die weitere Behauptung der Vertreter der sozialdemokratischen Partei, daß der Antrag des Grafen Kanitz nur den großen Landwirthen nützen würde, die den größten Theil ihrer Ernte regelmäßig verkaufen, nicht aber den kleinen Bauern, die nur geringe Getreidequantitäten zum Verkaufe bringen und den größten Theil ihrer Bodenprodukte in der eigenen Wirthschaft unmittelbar verbrauchen, beweist mir nur, daß die Herren das gesammte wirthschaftliche Leben noch immer durch die privatwirthschaftliche Brille der alten orthodox-liberalen nationalökonomischen Schule betrachten und daß es ihnen noch nicht gelungen ist, sich zu einer richtigen „volks“-wirthschaftlichen Betrachtung der Dinge empor- und durchzuringen. Die Utopier würden in geradezu selbstmörderischer Weise vorgehen, wenn sie ihre Getreideproduktion einschränken und ihre Industrie erweitern wollten, um mit dem Plus ihrer Industrieprodukte das „billigere“ ikarische Getreide im Tauschwege zu erwerben, weil sie dadurch die gesicherte Ernährung ihrer gesammten Bevölkerung in Frage stellen würden. Der sozialdemokratische Volksstaat der Zukunft wäre allerdings gegenüber dem „ganz“-kommunistischen Staat der Utopier nur ein „halb“-kommunistisches Gemeinwesen, aber er müßte nach dieser Richtung hin genau in der nämlichen Weise vorgehen wie der Staat der Utopier, weil die Regirung hier wie dort die Verpflichtung

hätte, für die Deckung des Gesammtbedarfes der Bevölkerung zu sorgen, und daher in erster Reihe auf die Sicherung der Ernährung der Bevölkerung, also auf die Erhaltung der heimischen Landwirthschaft, bedacht sein müßte. Wenn es sich aber um die „Erhaltung der Landwirthschaft" handelt, damit die Ernährung der Bevölkerung gesichert sei, dann kommen in erster Reihe die „großen" Landwirthe in Frage, weil nur sie im Stande sind, den größeren Theil ihrer Ernte zur Ernährung der städtischen (der Industrie-) Bevölkerung abzugeben. Die kleinen Landwirthe, die ihr Getreide selbst verzehren, kommen für die Ernährung der Gesammtbevölkerung doch nur in zweiter Reihe und nur insofern in Frage, als sie für die Stillung ihres Hungers unmittelbar selbst sorgen und nicht als Nachfragende nach Getreide auf dem Markt erscheinen.

Bis hierher ist Alles klar, d. h. ich halte den Kerngedanken des Antrages Kanitz, daß der Getreidepreis gehoben werden müsse, um den Landwirthen einen lohnenden Absatz ihrer Produkte zu sichern, für einen unbedingt berechtigten, weil die Erhaltung der heimischen Landwirthschaft nicht nur im Interesse der Landwirthe, sondern in dem der Gesammtbevölkerung und speziell auch der Arbeiter gelegen ist. Dagegen ist die Einkleidung dieses Gedankens: das Bestreben, den Getreidepreis im Inlande durch Schaffung eines Einfuhrmonopoles zu heben, befremdend. Daß die Antragsteller gerade auf die Idee verfielen, ihr Ziel durch Schaffung dieses Monopoles zu erreichen, erklärt sich durch folgende Umstände. Durch die in den Jahren 1892 bis 1894 zwischen Deutschland und verschiedenen anderen Staaten (speziell Oesterreich-Ungarn und Rußland) geschlossenen Handelsverträge wurden die Einfuhrzölle auf die Dauer von zwölf Jahren festgelegt. Deutschland darf also vor Ablauf dieser Frist seine Einfuhrzölle auf fremdes Getreide nicht erhöhen. Dagegen enthalten die Handelsverträge die Bestimmung, daß diese Festlegung der Einfuhrzölle keine Anwendung finden solle auf solche Artikel, die Gegenstand eines Staatsmonopoles sind oder zu einem solchen erklärt werden sollten. Diese Klausel der Verträge war für die Antragsteller maßgebend, ihr Gedankengang der folgende: „Dürfen wir die Einfuhrzölle nicht erhöhen, nun, so erklären wir die Getreideeinfuhr zum Staatsmonopol. Dann hat es die Regirung (unter den speziell in Deutschland obwaltenden Verhältnissen, weil Deutschland auf die Zufuhr von fremdem Getreide angewiesen ist) in der Hand, das Getreide, das sie im Auslande gekauft hat, im Inlande so theuer zu verkaufen, wie sie will. Und da der Preis des inländischen Getreides dem des importirten folgen muß, möge die Regirung den Preis des importirten Getreides so festsetzen, daß der inländische Landwirth dabei sehr wohl bestehen könne. Unser Ziel ist auf diesem Wege eben so gut und noch besser erreicht als auf dem Wege einer Erhöhung des Getreide-Einfuhrzolles." Hierzu kamen offenbar zwei weitere Nebengedanken. Durch den sehr bedeutenden Monopolsgewinn (der selbstverständlich viel bedeutender ist als der Ertrag der heutigen Getreidezölle), den man dem Reich in Aussicht stellte, glaubte man, das Reich für die Idee des neuen Monopoles zu gewinnen. Durch die Aufnahme der Bestimmung in den Antrag, daß aus einem Theile der Ueberschüsse des Monopoles ein Reservefonds gebildet werden solle, durch den das Reich in den Stand gesetzt würde, in Jahren mit hohen Auslandspreisen das theuere ausländische Getreide im Inland unter dem Einkaufspreise zu dem ein- für allemal festgesetzten Satze zu verkaufen, glaubte

man, das Publikum (die Getreidekonsumenten) mit dem Monopol zu versöhnen, weil man ihm als Aequivalent für die jetzige Vertheuerung des Getreides die Zusicherung bot, daß der Getreidepreis in Deutschland den durch das Monopol geschaffenen Satz nie überschreiten werde, also das Brot nicht theuerer werden könne. Daß endlich die Antragsteller lediglich die Getreideeinfuhr, also lediglich den Handel mit dem ausländischen Getreide, nicht aber zugleich auch den Handel mit dem inländischen Getreide verstaatlichen oder monopolisiren wollen, erklärt sich wohl aus dem Umstande, daß die Herren als konservative Politiker an den bestehenden Verhältnissen nicht mehr ändern wollten, als zur Erreichung ihres Zweckes unbedingt nothwendig erschien.

Der Antrag des Grafen Kanitz ist so originell und befremdend, daß es geradezu ein Wunder gewesen wäre, wenn sich gegen ihn nicht sofort die lebhafteste Opposition von allen Seiten geltend gemacht hätte. Insbesondere wurde in der vom Reichstag eingesetzten Kommission hervorgehoben, daß man mit der Annahme des Antrages direkt in den sozialdemokratischen Zukunftstaat hineinsegele, denn an die Verstaatlichung des auswärtigen Getreidehandels müsse sich mit logischer Nothwendigkeit bald die Verstaatlichung des inländischen Getreidehandels schließen und diese Verstaatlichung des ganzen Getreidehandels müsse eben so nothwendig zur Verstaatlichung der Landwirthschaft führen. Und habe man einmal die Landwirthschaft verstaatlicht, dann sei nicht abzusehen, warum nicht auch der Bergbau und die gesammte Industrie verstaatlicht werden solle, und dann befinde man sich mit einem Ruck mitten drin im sozialdemokratischen Volksstaat. Besonders beweiskräftig erscheint mir diese Argumentation gerade nicht, namentlich aus zwei Gründen. Zunächst geht die Sache denn doch nicht gar so rasch, wie die Gegner des Antrages sie darstellen. Wir haben ja schon ein gutes Stück des Verkehrswesens (die Post, den Telegraphen, den größten Theil der Eisenbahnen, das Telephon) verstaatlicht, aber von der Verstaatlichung des gesammten Verkehrswesens sind wir bekanntlich noch sehr weit entfernt. Auch hat die bisherige Verstaatlichung eines Theiles des Verkehrswesens noch lange nicht zur Verstaatlichung der Landwirthschaft geführt, und selbst wenn die Landwirthschaft verstaatlicht würde, würde es wahrscheinlich wieder ziemlich lange dauern, bis etwa der Bergbau und dann wieder die gesammte Industrie verstaatlicht wäre. Kurz, das Schiff, auf dem wir angeblich in den sozialdemokratischen Volksstaat hineinsegeln, ist jedenfalls kein Schnelldampfer. Zweitens aber wäre erst noch der Beweis zu erbringen, ob das langsame Hineinsegeln in den sozialen Zukunftstaat gar so ein schreckliches Unglück wäre. Die bisherige Verstaatlichung der Post, des Telegraphen, des Telephons, des größeren Theiles der Eisenbahnen hat meines Wissens keine besonderen staatlichen Umwälzungen hervorgerufen und die Lage der Menschheit nicht wesentlich verschlechtert; ein „Bischen Verstaatlichung" mehr würde also wohl auch noch zu ertragen sein.

So wenig beweiskräftig dieses Argument der Gegner des Antrages mir aber auch zu sein scheint, so haben die Herren doch richtig herausgefühlt, daß an dieser Stelle Das sitzt, was an dem Antrage neu ist und daher befremdend anmuthet. Klar ausgesprochen hat es allerdings meines Wissens noch Niemand; ich glaube es in dem Folgenden zu erblicken. Wenn bisher irgendwo ein staatliches Monopol geschaffen wurde, so war jedesmal einer von zwei Gründen hierfür

maßgebend. Entweder sollte — und Das war überall der erste und ursprünglichste Grund — durch die Schaffung des Staatsmonopoles dem Staate eine ergiebige Einnahmequelle erschlossen werden; oder aber (und Das war der Zeit nach regelmäßig der zweite oder spätere Grund) es wurde irgend ein Zweig der wirthschaftlichen Thätigkeit verstaatlicht und in den Händen des Staates monopolisirt, weil Das (wie bei der Münzprägung, der Post, dem Telegraphen u. s. w.) im Interesse der Gesammtheit als wünschenswerth erkannt wurde. Außer diesen „Staats"-Monopolen haben die Staaten bisher oft genug andere (mehr oder weniger weitgehende) Monopole geschaffen, um bestimmten Personen oder Klassen der Bevölkerung zu helfen. Das am Schärfsten ausgeprägte Monopol dieser Art ist unstreitig das Erfindungpatent, das dem Erfinder das ausschließliche Recht verleiht, den erfundenen Gegenstand zu erzeugen, und zwar geht dabei die Absicht des Gesetzgebers dahin, den Erfinder zu belohnen und den Erfindungsgeist anzuspornen. In ähnlicher Weise genossen die früheren Zünfte oder genießen die heutigen Privateisenbahnen eine mehr oder weniger monopolisirte Stellung und hier ging die Absicht jedesmal dahin, den betreffenden Klassen der Bevölkerung oder den betreffenden Unternehmungen einen besonderen Vortheil zuzuwenden, um den Produktionzweig zu fördern. Das Selbe gilt von den Schutzzöllen. Aber in allen diesen Fällen wird dieses (mehr oder weniger weit gehende) Monopol von der Staatsgewalt den betreffenden Personen oder Bevölkerungsklassen selbst eingeräumt. Nach dem Antrage des Grafen Kanitz soll jedoch den Landwirthen geholfen werden, und um dieses Ziel zu erreichen, soll nicht dieser Klasse eine mehr oder weniger monopolisirte Stellung eingeräumt werden (wie Das z. B. durch die Festsetzung eines Getreide-Einfuhrzolles bis zu einem gewissen Grade geschieht), sondern soll sich die Staatsgewalt selbst ein Monopol arrogiren und es im Interesse der betreffenden Bevölkerungsklasse ausüben. Es soll also ein „Staats"-Monopol geschaffen werden, das nicht (in erster Reihe) den Zweck verfolgt, dem Staate eine Einnahmequelle zu erschließen, das nicht in erster Reihe (wie etwa das Münz- oder das Post-Regal) die Aufgabe hat, den Interessen der Gesammtheit zu dienen, sondern das (scheinbar) nur den Zweck verfolgt, einer einzigen Klasse der Bevölkerung — den Landwirthen — helfend unter die Arme zu greifen. Dies erweckt begreiflicher Weise die Mißgunst der übrigen Bevölkerungsklassen und daher die allseitige Opposition gegen den Antrag des Grafen Kanitz.

So ganz ohne Vorbild ist nun das Staatsmonopol, das Graf Kanitz ins Leben rufen will, nicht, aber freilich liegt meines Wissens bisher nur ein einziger Fall dieser Art vor. Das ist das in der Schweiz geplante, aber bisher noch nicht zur Durchführung gelangte Zündhölzchen-Monopol. Dieses verfolgt weder den Zweck, dem Staat neue Einnahmen zuzuführen, noch den Zweck, den schweizer Bürgern gute und billige Zündhölzchen zu liefern, sondern es will die Erzeugung von Zündhölzchen in den Händen der Staatsgewalt centralisiren, um die in den Zündhölzchenfabriken beschäftigten armen Arbeiter vor der Phosphornekrose zu bewahren, und zu diesem Behufe soll die Erzeugung von Phosphorzündhölzchen gänzlich eingestellt und sollen künftig nur die „schwedischen" Zündhölzchen erzeugt werden. Dieses schweizerische Zündhölzchen-Monopol ist genau so ein „soziales Monopol", ein Staatsmonopol im Interesse einer einzelnen Bevölkerungsklasse, wie das kanitzische Getreide-Einfuhrmonopol, und

wenn es keine so lebhafte Opposition erregte wie der Antrag des Grafen Kanitz, so ist der Grund wohl vornehmlich in dem Umstande zu suchen, daß es sich in der Schweiz um Arbeiter und um die Bekämpfung einer furchtbaren Krankheit handelte, während in Deutschland adelige Großgrundbesitzer geschützt werden sollen. Daß diese adeligen Gutsbesitzer eben so gut Produzenten sind wie irgend ein Baumwollspinner oder Strumpfwirker, daß diese Gutsbesitzer den wichtigsten Produktionzweig repräsentiren, weil sie direkt für die Ernährung der Bevölkerung thätig sind, und daß hinter diesen Gutsbesitzern eine zahlreiche Schaar von Landarbeitern steht, deren Ernährung Niemandem Sorgen zu bereiten braucht, weil sie aus den gewonnenen Nahrungmitteln unmittelbar gefüttert werden —: Das wird in Deutschland übersehen. Ich glaube, daß wir nach dieser Richtung hin am Anfang eines neuen Entwickelungstadiums uns befinden und daß wir im Interesse der Herstellung des sozialen Friedens und der Befriedigung der gerechten Ansprüche der Arbeiter in nicht allzu ferner Zeit noch mehr als ein „soziales Monopol" werden schaffen müssen, — nach meinem Dafürhalten braucht also der Umstand, daß der Antrag des Grafen Kanitz ein derartiges „soziales Monopol" zu schaffen beabsichtigt, Niemanden abzuschrecken.

Ein Anderes ist aber die völkerrechtliche Seite des Antrages. Den Antragstellern handelt es sich darum, das nach Deutschland eingeführte Getreide entsprechend zu vertheuern, um die deutsche Landwirthschaft gegen die geradezu ruinöse Konkurrenz des Auslandes zu schützen, und dieses Ziel könnte eigentlich durch eine entsprechende Erhöhung der Einfuhrzölle auf fremdes Getreide eben so gut erreicht werden. Da jedoch — wie gesagt — die bestehenden Handelsverträge eine Erhöhung dieser Zölle unmöglich machen, so klammern sich die Antragsteller an das Wort „Monopol" und hoffen durch die „Monopolisirung" der Getreideeinfuhr um jene fatale Bestimmung der Handelsverträge herumzukommen. Ob diese Hoffnung eine gegründete ist, ob die mit Deutschland im Vertragsverhältniß stehenden Staaten gegen die Schaffung eines derartigen Monopoles keine Einsprache erheben würden, darüber kann ich mir selbstverständlich kein Urtheil anmaßen, Das kann aber nach meinem Dafürhalten überhaupt kein Einzelner für sich allein entscheiden. Der einzige Weg, diese Frage zum Austrage zu bringen, wäre die Unterhandlung von Staat zu Staat und nach meinem Dafürhalten ist nicht abzusehen, warum von der deutschen Reichsregirung der Versuch nicht unternommen werden könnte, die Vertragsstaaten (eventuell durch Einräumung gewisser Gegenkonzessionen) zur Einwilligung zu bewegen.

Der schwächste Punkt des Antrages Kanitz scheint mir die geplante Schaffung des Reservefonds aus den Erträgnissen des Monopoles, durch den das Reich in die Lage versetzt werden soll, in Jahren mit hohen Auslandspreisen das theuere ausländische Getreide im Inland unter dem Einkaufspreise zu dem ein- für allemal festgesetzten Satze zu verkaufen. Der Gedanke ist unstreitig ganz schön, allein ich fürchte, daß jener Reservefonds in der kürzesten Zeit erschöpft werden dürfte, wenn nur ein paar Jahre hinter einander der Getreidepreis im Auslande höher steht als in Deutschland. Doch ist diese Bestimmung von untergeordneter Bedeutung.

Czernowitz. Professor Dr. Friedrich Kleinwächter.

Zukunftbilder.

Wie das französische Blatt „La Patrie" neulich mittheilte, soll der Deutsche Kaiser im Laufe einer Besprechung mit Herrn Herbette diesem eine Karte vorgelegt haben, welche die künftige Gestaltung Europas veranschaulicht. Auf dieser Karte hätten Rußland, Deutschland und Frankreich als Wächter des ewigen Friedens das Festland unter einander getheilt. Ich bezweifle nicht, daß beim Kaiser ein häufiger Wechsel der Visionen stattfindet. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß eine dieser Visionen ein Bündniß zwischen Deutschland und Frankreich (und Rußland) zum Gegenstande haben kann. Aber daß er die Theilung des europäischen Festlandes auf Grund des angedeuteten Planes für möglich hält, ist durchaus unwahrscheinlich und die Nachricht gewiß erfunden. So hat die germanische Gesinnung des Kaisers sich die Zukunft sicherlich nie ausgemalt. Er hat nie daran gedacht, die Germanen Frankreichs oder Rußlands Fürsorge zu überlassen.

Dagegen enthält das Zukunftbild Etwas, das wir Alle wiedererkennen. In diesem goldenen Zeitalter reaktionärer Träume ist ja die romantische Kriegsphantasie sehr in der Mode und hier haben wir es mit einer ihrer Zukunftvisionen zu thun. Man stellt es als die natürlichste Sache von der Welt hin, daß die Flammen des Kriegsbrandes über die kleinen Völker hinwegrasen und sie verzehren. Bald ist es Rußland, das die Balkanstaaten und Skandinavien verschlingt, bald Deutschland, das bereit scheint, Dänemark, Holland und die Schweiz einzuverleiben, — und nun wird auch Frankreich gnädigst mit einem Bissen bedacht!

Sollte sich hinter dieser allzu eifrigen Kriegsphantasie, die der Deutsche Kaiser natürlich nicht nährt, vielleicht eine Furcht verborgen halten? Eine Furcht vor der Möglichkeit, daß auch die großen Staaten sich wieder in viele kleine auflösen können, weil die Verhältnisse und die Interessen, die sie einst zusammenführten, nicht länger bestehen werden? Weil das glänzende Elend der großen Staaten, das in einem Leben über die Kräfte mit Kriegen und Zwangsgesetzen, mit Kapitalherrschaft, Armuth, Unterdrückung und Heuchelei zum Ausdruck kommt, durch das zunehmende Verantwortlichkeitgefühl beseitigt werden wird? Alle großen internationalen Bewegungen, die christliche so gut wie die soziale, haben den Frieden zur Voraussetzung oder zum Ziel. Ist aber erst einmal der Krieg als Institution gefallen, dann fällt auch der Staat von heute, weil er dann nicht länger zu gebrauchen ist. Es spricht mindestens eben so viel für dieses Zukunftbild wie für das der Kriegsromantik. Und ich glaube, daß auch die Kriegsromantik sich dieses Gefühles nicht erwehren kann und aus diesem Grunde so großen Eifer entfaltet.

Nun hat sie ja wieder ein Schreckbild aufgescheucht: die Gefährdung

durch die gelbe Rasse. Seit den Erfolgen Japans soll die gelbe Rasse für Europa eine bedrohliche Erscheinung geworden sein. Ist Das wahr? Ich glaube, daß uns ganz im Gegentheil Japans Erfolge einen höchst nothwendigen Wink gegeben haben und daß, wenn wir ihn befolgen, diese Gefahr für alle kommenden Zeiten beseitigt sein wird.

Die vierhundert Millionen Chinesen sind ein friedliches Volk, das einzige Friedensvolk auf Erden, das einzige Volk, dessen Heer aus dem Auswurf der Nation besteht und von der Nation selbst verachtet wird. Aber in diesem Friedensvolke hatte sich nach und nach ein starker Haß gegen uns Europäer angesammelt, weil wir es nie in Frieden ließen, sondern uns in sein Reich heineindrängten, ihm Provinzen entrissen, ihm unsere Waaren aufnöthigten und es mit Uebermuth behandelten. Nun kam der japanisch-chinesische Krieg und zeigte uns, daß die Japaner, die uns nicht weniger hassen als die Chinesen, uns nahezu ebenbürtig gegenüberstehen, wenn auch nicht an Civilisation, so doch an Intelligenz und Muth im Gebrauch unserer Kriegsgeräthe und unserer Kriegstaktik. Hier ist also eine große Nation bereit, im Kampf der gelben Rasse gegen uns die Führung zu übernehmen, und sie kennt keinen höheren Wunsch als ein Bündniß mit China, um diese vierhundert Millionen in eine kriegerische Nation umzuwandeln. Der Umstand, daß wir zu einer Zeit, wo die beiden gelben Völker noch in Feindschaft leben, diesen Wink erhalten haben, ermöglicht uns, der Gefahr zu entgehen.

Wir können die Thorheit nicht wieder gut machen, die darin bestand, daß wir mit Raubthiergelüsten in die gelbe Rasse eingedrungen sind und ihr unsere Industrie und unsere Kriegskunst zugänglich gemacht haben. In der Industrie werden die gelben Männer unsere gefährlichsten Konkurrenten werden; man prophezeit uns, daß sie schon in wenigen Jahren die Engländer auf dem londoner Markt unterbieten werden. Das können wir nicht mehr verhindern, wohl aber, daß sich die vierhundert Millionen Friedensfreunde in eine kriegerische Nation verwandeln. Wir können es dadurch verhindern, daß wir China nie mehr herausfordern, sondern aufrichtige Freundschaft mit ihm halten.

Die Verantwortung hierfür trägt von jetzt an in erster Linie Rußland; es hängt vielleicht ganz und gar von Rußland ab, von der Art, wie es sich als Chinas Nachbar benimmt, ob uns im Osten Gefahr droht oder Sicherheit winkt. Rußland erhält hiermit eine Mission von Europa und der Civilisation des ganzen Westens. Eine wichtigere Mission ist nie zuvor einem Volke zugefallen. Es hieße, Rußlands Intelligenz und Ehrgefühl unterschätzen, wollte man bezweifeln, daß es verstehen wird, diese Mission zu erfüllen.

Je weiter wir vorschreiten, desto klarer wird es jedem denkenden Menschen werden, der sich mit Politik beschäftigt, daß Rußland durch ein streng ehrliches Verhältniß zu China Europa den Frieden sichert. Daß diese Aufgabe ihren

Einfluß geltend machen wird, zunächst in Rußland, wo man sich bis vor Kurzem noch gern mit ganz anderen Plänen trug als mit dem, im Osten ein ehrlicher Vorposten im Dienste des Friedens zu sein, dann auch im übrigen Europa, das künftig Rußland mit anderen Augen ansehen muß als bisher, — darüber kann es kaum getheilte Meinungen geben.

Schon heute aber sehen wir, daß das Zukunftbild der Kriegsromantik von einem anderen verdrängt wird, das weit wahrscheinlicher und erfreulicher ist.

München. Björnstjerne Björnson.

Röntgens Strahlen und der Occultismus.

Odysseus, Moses, Alexander der Große, Zoroaster, Sokrates, Pythagoras, Christus, Jamblichus und zahlreiche christliche Heilige zeigen, den Berichten nach, ein gemeinschaftliches Merkmal: eine leuchtende Ausströmung, von der sie am Haupte umgeben sind und die insbesondere in Zuständen tiefer Affekte und der Ekstase sichtbar wird.

Haben wir es hier nur mit poetischen Redensarten, mit einem Produkt der gläubigen Phantasie zu thun oder liegt den Hörnern des Moses und dem Heiligenschein eine Realität zu Grunde? Wenn es sich um ein objektives Lichtphänomen handeln sollte, so liegt die wissenschaftliche Aufgabe vor, das Phänomen künstlich zu erzeugen und der Wahrnehmung zugänglicher zu machen, was auf doppeltem Wege geschehen kann: erstens durch Verstärkung des Lichtschimmers und zweitens durch Steigerung der Wahrnehmungfähigkeit des Beschauers. Das Letzte geschah zuerst, und zwar durch Mesmer und seine Schüler. In seinen Aphorismen, die er seinen Schülern diktirte und die Caullet de Beaumorel herausgab, sagt Mesmer, daß das magnetische Fluidum leuchtend sei[1]), und die Beobachtung, daß dem menschlichen Leib ein Licht entströmt, wurde von allen Seiten gemeldet, als der Somnambulismus entdeckt wurde. Freilich konnte man sich nur auf das Zeugniß der Somnambulen berufen, die Zweifler schrieben daher diese Aussagen subjektiven Einbildungen zu, oder auch dem Einfluß des Magnetiseurs, der, wenn er Anhänger dieser Theorie war, bei den Somnambulen die Einbildung, Licht zu sehen, durch Suggestion hervorrief. Die Akademie in Paris, die das System Mesmers

[1]) Aphorismes de M. Mesmer § 269—274.

prüfte, bestritt bekanntlich die Existenz des animalischen Magnetismus; und ein nicht existirendes Fluidum konnte natürlich auch nicht leuchten. Im Rapport der Akademie von 1784 heißt es, daß dieses Fluidum nicht existirt, und als Beweis wird angegeben, daß es sich allen Sinnen entzieht.[1]) Daß man mit solcher Schülerlogik auch den Mineralmagnetismus leugnen müßte, ist diesen Herren nicht eingefallen. Jeder unserer Sinne entspricht einer elementaren Naturthätigkeit; das Auge ist — wie Plotin und Goethe sagen — sonnenhaft. Aber nicht jeder Thätigkeit der Natur entspricht ein Sinn; und wenn selbst der Sinn vorhanden ist, kann sich der Eindruck dennoch der Wahrnehmung entziehen, wenn seine Reizstärke für diesen Sinn zu schwach ist. Der von der Akademie angegebene Grund ist also ganz unwissenschaftlich. Die Aussagen der Somnambulen über das Leuchten des magnetischen Fluidums sind allerdings noch kein Beweis; aber man hätte sie doch hypothetisch zulassen und dann nach objektiven Beweisen suchen sollen. Das geschah aber nicht und so zeigte sich der Skeptizismus, indem er ohne Prüfung verwarf, wieder einmal als Hemmschuh des Fortschrittes. Heute aber ist die Objektivität dieses Lichtes — von Reichenbach Odlicht genannt — erwiesen; die zahlreichen Aussagen der Somnambulen gewinnen also nachträglich Werth und es ist wahrscheinlich, daß auch die Details ihrer Aussagen begründet sind.

Mesmer gab dem Magnetisiren bekanntlich die Form des magnetischen Handstriches und darüber eben sind die Somnambulen fast einstimmig, daß dabei aus den Fingern der ausgestreckten Hand Licht strömt. Weil aber einige Magnetiseure berichteten, daß ihre Somnambulen kein Licht sähen, war man schnell mit dem Schluß bereit, daß nur diejenigen Somnambulen Licht sehen, deren Magnetiseur an dieses Licht glaubt. Schon Deleuze aber sagt, Das sei ein Trugschluß; denn man könne diesen Einwurf auch umkehren: wenn der Glaube des einen Magnetiseurs bewirken soll, daß seine Somnambule das Licht sieht, so könnte der Unglaube eines anderen Magnetiseurs auch bewirken, daß seine Somnambule nichts sieht.[2]) Als sich herausstellte, daß die Somnambulen magnetisirtes Wasser leuchtend sahen, hat Charpignon die Versuche in einer Weise angestellt, die jeden Einwurf der Suggestion ausschließt; denn sie fanden das magnetisirte Glas Wasser unter mehreren auch dann heraus, wenn sie den Zweck des Experimentes nicht kannten und Charpignon selbst nicht wußte, welches Glas magnetisirt worden war.[3])

Nicht alle Somnambulen beschreiben das Od des Magnetiseurs in der gleichen Weise, aber auch daraus läßt sich kein Einwurf machen; denn heute wissen wir, daß es individuell gefärbt ist, ja, daß es je nach dem Gesundheitzustand des Magnetiseurs veränderlich ist. Mit dem Vorbehalt dieser

[1]) Rapport des Commissaires chargés par le Roi de l'examen du magnétisme animal. — [2]) Annales du magnétisme animal. III, 41. — [3]) Charpignon: Étude physique sur le magnétisme animal. 17. 18.

Aenderung wird aber das Od des gleichen Magnetiseurs von verschiedenen Somnambulen immer in der gleichen Weise beschrieben. Tardys Somnambule, Madame B., beschrieb sein Fluidum genau so, wie es Fräulein N. und fünfzehn Monate früher eine dritte Somnambule gethan hatte.[1])

Ein Somnambuler sagt, er sehe die Finger des Magnetiseurs leuchtend werden und sich verlängern, so daß ihm sei, als würden sie ihm die Augen ausstechen.[2]) Es sind aber nicht nur die Hände, aus denen Odlicht strömt, sondern mehr oder minder alle Körpertheile. Als Lafontaine mit einem Kamme durch sein Haar strich, zeigte sich die Ausströmung so stark, daß ein anwesendes Kind ausrief: „Das Feuer, das Feuer am Kopfe des Herrn Lafontaine!“[3]) Tardys Somnambule stieß ihn mit den Worten zurück, daß seine Haare zu stark auf sie wirkten und ihr wie eben so viele glänzende Goldfäden erschienen.[4]) Der Heiligenschein in der christlichen Mystik ist nur diese den Somnambulen sichtbare magnetische Kraft. Man lese die ausführlichen Berichte über dieses mystische Leuchten der Heiligen bei Görres[5]) und man wird die vollständige Analogie mit dem Odlicht erkennen. Auch das Auge ist eine starke Lichtquelle. Eine Somnambule von Daloz — der schon ein Vorläufer Reichenbachs war — sah seine Augen leuchtend, wie die eines Wolfes in der Nacht.[6]) Lehmanns Somnambule sagt zu ihm: „Sie sehen komisch aus; Sie sind in einen dicken Nebel gehüllt, aus dem Ihre Augen helles Feuer sprühen, gerade wie wenn an einem nebeligen Herbstabend Laternen auf der Straße getragen werden“.[7]) Auch in der christlichen Mystik sind besonders die Augen die Odquelle.[8]) Vom Philosophen Proclus heißt es, daß während seines Vortrages sein Haupt von Licht glänzend umflossen war.[9]) Es verdient erwähnt zu werden, daß auch bei Gespenstern das Odlicht am Haupte und in den Augen sich zeigt.[10])

Das odische Leuchten steigert sich durch psychische Faktoren, Anstrengungen des Willens, Gefühlsaffekte u. s. w. Vom Heiligen Artemius heißt es, daß ein Klosterbruder den im Gebet Versunkenen ganz in Feuer stehen sah. Der Abt Lot streckte seine Hände gegen Himmel und die Finger wurden feurig, wie zehn brennende Lampen. Auch die Kommunion giebt in der christlichen Mystik Anlaß zu solchen Phänomenen.[11]) Eben so ist der Athem magnetisch sehr wirksam und odisch leuchtend. Aus dem Munde der Betenden kommen feurige Flammen.[12]) Zum Hofrath Bährens sagt eine Somnambule: „Es

---

[1]) Tardy: Journal de traitement de Mme. B. 54. [2]) Foissac: Rapports et discussions. 406. — [3]) Lafontaine: l'art de magnétiser. 271. — [4]) Tardy: Essai sur la Théorie du somnambulisme. 27 — [5]) Görres: Die christliche Mystik. II. 308 bis 339. — [6]) Daloz: Entretiens sur le magnétisme animal. 56. — [7]) Kieser: Archiv f. d. thierischen Magnetismus. IX. 1. 36. — [8]) Görres II. 324. — [9]) Zeller: Philosophie der Griechen. III. 2. 785. — [10]) Kerner: Erscheinung aus dem Nachtgebiete. 8. — [11]) Görres II. 314. — [12]) Görres I. 209. II. 313. 326. —

geht aus Ihrem Munde ein Feuerstrom zu mir und Anderen, zu welchen sie sprechen."[1]) Alexander der Große in der Aufregung der Schlacht und Ascanius bei Vergil leuchten odisch, wie die Heiligen bei intensiv frommen Gefühlen.[2]) Eben so weiß aber Reichenbach, daß alle Affekte die odische Ausstrahlung steigern.[3])

Wird durch den bloßen Willen magnetisirt, so strahlt das Od in großer Menge aus den Augen und der Stirn und wird durch den Willen gelenkt. Kehrt der Magnetiseur dem Somnambulen den Rücken, so strahlt das Od nicht von der Rückseite des Kopfes aus, sondern von der Stirn, wendet sich dann und trifft den Patienten, wenn auch schwächer. Wird mit großer Energie magnetisirt, so sieht der Somnambule Funken und Blitze von großem Glanze.[4]) Nur vereinzelt sieht der Magnetiseur selbst seine odische Ausströmung, wie Hofrath Bährens, der, als zufällig das Licht umgestoßen wurde, im Dunkel seine magnetischen Striche von Lichterscheinungen gefolgt sah.[5])

Die Sensitiven Reichenbachs sehen ein dem normalen Auge unsichtbares Licht, und zwar nicht nur am Menschen; denn das Od ist nicht nur animalisch, sondern universell. Der menschliche Leib erscheint in der Dunkelkammer von einer leuchtenden Dunstmasse umhüllt, die sich durch Anblasen bewegen läßt.[6]) Der nackte Mensch ist ein Selbstleuchter, weiß in der Gesundheit, röthlich in der Krankheit, ja schon vor deren Ausbruch.[7]) Wie bei leblosen Körpern die Kanten und Spitzen, so strahlen beim Menschen hauptsächlich die Extremitäten Od aus. Das sensitive Fräulein Zinkel sieht Reichenbachs Kopf leuchten und gebraucht den Ausdruck, er habe einen Heiligenschein.[8]) Es ist schon von Faria, dem Vorgänger Braids, beobachtet worden, daß die Somnambulen, wenn man Luft in Bewegung setzt, die Augen abwenden, weil sie den Glanz nicht ertragen.[9]) Wenn Frau Bauer in der Dunkelheit ihre Hand hin und her bewegte, sah Fräulein Zinkel von deren Odausströmungen Fünkchen in der Luft zurückbleiben, wie vereinzelte blaue Sternchen. Dr. Masshold gewahrte beim Schleudern seiner Hand, wie Feuer von den Fingern hinwegflog und davon abgerissen in der Luft zu erblicken war. Schlug Reichenbach mit seinen Fingern auf Massholds Hand, so flogen Flämmchen von der Hand weg. Fräulein Reichel schlug die Hände zusammen, zersplitterte damit das Feuer ihrer Fingerspitzen und sah es in Funken umherspritzen.[10])

---

1) Bährens: Der animal. Magnetismus. 236. — 2) Benedictus XIV de servorum Dei beatificatione. — 3) Reichenbach: Der sensitive Mensch. I. 13. II. 657. — 4) Du Potet: Journal du magnétisme. IX. 59. 60. — 5) Bährens: Der animalische Magnetismus. 198. — 6) Reichenbach: Der sens. Mensch. I. 428. — 7) Reichenbach: Odische Erwiderungen. 67. — 8) Reichenbach: Der sensit. Mensch. II. 50. 55. — 9) Faria: Du sommeil lucide. 438. — 10) Reichenbach: Der sensit. Mensch. II. 66. —

Das Odlicht durchdringt die Augenlider und wird von den Sensitiven auch bei geschlossenen Augen gesehen.[1]) Ueber den blinden Sensitiven Bollmann, der keine Krystalllinse, aber noch eine gesunde Netzhaut hatte und in die Dunkelkammer kam, sagt Reichenbach: „Nach einer Stunde ruhigen Aufenthaltes in der Finsterniß sah er, der Blinde, eine Menge Lichterscheinungen, die ich, der Sehende, nicht zu erschauen vermochte, und wenn wir im Zimmer unter den odleuchtenden Gegenständen uns hin und her bewegen mußten, so geschah es vielleicht zum ersten Male, seitdem es Menschen giebt, daß der Blinde den Sehenden führte, nämlich Meister Bollmann mich." Einen unter einer Glasglocke aufrecht stehenden Hufeisenmagnet sah Bollmann nicht; als aber die Luftpumpe in Bewegung gesetzt und die Luft zur Hälfte herausgegangen war, gewahrte er Licht, das mit der Luftverdünnung immer heller wurde. Zur Gegenprobe wurde Luft wieder eingelassen und das Licht erlosch.[2]) Eine ältere Nachricht dieser Art aus dem Jahre 1817 ist leider nur ganz allgemein gehalten. Dort ist über eine Somnambule gesagt: „Das sonderbare Phänomen des Sehens und Hörens mittels der Herzgrube zeigte sich auch bei ihr aufs Stärkste und bietet natürlich bei einer Person, die seit ihrer frühen Jugend stockblind war und sich deshalb von den meisten Gegenständen eine verkehrte Vorstellung gemacht hatte, die merkwürdigsten Schauspiele dar.[3])

Bekanntlich hat Reichenbach seine 13000 Experimente für die Mondbewohner beschrieben, Du Bois-Reymond und Andere verlachten das Od als eine Narrheit. Erst in neuerer Zeit hat Professor Barrett in Dublin die Experimente Reichenbachs wiederholt und bestätigt gefunden.[4]) In Frankreich ist es ein Arbeiter, Cahagnet, der die „Odischen Briefe" übersetzt hat; und in neuester Zeit erst hat Rochas durch seine wunderbaren Entdeckungen bewiesen, wie fruchtbar die Odlehre ist, von der er ausging.[5]) In Deutschland wurde Reichenbach nicht anerkannt, wiewohl sich unter seinen Sensitiven mindestens hundert wissenschaftlich gebildete Personen, darunter etwa fünfzig Aerzte, Physiker, Chemiker, Philosophen, Mathematiker befanden.[6]) Man wollte aber Phänomene nicht anerkennen, die nur auf subjektiven Zuständen von Ausnahmemenschen — Sensitiven — oder von Menschen in Ausnahmezuständen — Somnambulen — beruhten. Nun finden sich allerdings bei Reichenbach auch objektive Beweise, aber der Zahl nach treten sie sehr zurück. Zunächst ist zu erwähnen, daß das Od nicht nur dem Gesichtssinn wahrnehmbar ist, sondern auch dem Geruch, Geschmack und Gefühl, und zwar

---

[1]) Reichenbach: Der sens. Mensch. II. 230. — [2]) Reichenbach: Die Dynamide. II. 44. 159. — [3]) Archiv II, 1. 22. [4]) Psychische Studien. XIV 562. — [5]) Rochas: Le fluide des magnétiseurs. — L'extériorisation de la sensibilité. — [6]) Reichenbach: Odische Erwiderungen. 93. —

immer in einer dem Gesichtseindruck korrespondirenden Weise. Schon früher haben Somnambule darüber Aeußerungen gethan. Hufelands Somnambule verglich den Geruch mit dem junger Birken im Frühjahr,[1]) andere mit dem reifer Früchte im Herbst[2]) und wollen ihn schon auf Entfernung wahrnehmen.[3]) Reichenbach hat sich in allen seinen Schriften Mühe gegeben, die gegenseitige Kontrole verschiedener Sinne durchzuführen.

Schon die Schüler Mesmers haben die eigentlich objektiven Beweise erstrebt und theilweise auch erreicht, als sie begannen, das physikalische Verhalten der Odstrahlen zu untersuchen. Tardys Somnambule, als sie mit einem Stabe magnetisirt wurde, sah das Od aus der Spitze heraustreten, gleich einem dicken Goldfaden von glänzendem Gelb, besäet mit noch glänzenderen Sternen. Nahm Tardy einen Konduktor von Stahl in die Hand, so war die Ausströmung stärker als die der bloßen Finger und in ihrer Bewegung beschleunigt. Der Strahl ging durch ein Brett von acht Linien Dicke, nur schien er an Glanz und Geschwindigkeit zu verlieren. Dabei stand das Brett zwischen ihr und dem Magnetiseur, aber sie gab immer richtig die Stelle an, auf die er wirkte. Nahm er an Stelle des Stahlstabes einen Magnetstab, so sah sie außer dem früheren Licht noch ein zweites in beständiger Spiralbewegung um den Stab. Durch eine konvexe Lupe geleitet, wurde der Strahl zerstreut, verlor an Glanz, gewann aber an Geschwindigkeit. Gewinn und Verlust waren noch größer, wenn zwei Lupen getrennt hinter einander aufgestellt wurden. Durch magnetisirtes Wasser geleitet, wurde die Bewegung beschleunigt und der Glanz vermindert; das Wasser schien mit leuchtenden Funken angefüllt zu sein. Durch nicht magnetisirtes Wasser geleitet, wurde der Glanz vermindert, die Bewegung aber auch beschleunigt. Durch Kupfer und Silber wurde das Licht aufgehalten, gleichsam eingesogen und ging nur noch als schwacher Dunst hindurch. Durch Eisen ging es unverändert hindurch; vom Silber wurde es in einem Bündel zurückgeworfen und nach beiden Seiten zerstreut und nur wenig ging als scheinloser Dunst hindurch. Vom Quecksilber wurde es in beschleunigter Bewegung zurückgeworfen; deshalb durfte die Somnambule während ihres magnetischen Schlafes sich nie vor einen Spiegel stellen, ohne sich, wie sie sagte, mit Fluidum zu überladen und Beschwerden zu empfinden. Durch Gold ging das Licht mit verstärktem Glanz und beschleunigter Geschwindigkeit ungebrochen hindurch.[4]) Es sind gerade hundert Jahre her, daß diese Versuche gemacht wurden, die später Professor Nasse fortgesetzt hat.[5])

---

[1]) Hufeland: Ueber Sympathie. 181. — [2]) Le Révélateur. 237. — [3]) Kluge: Versuch einer Darstellung des animalen Magnetismus. 422. — [4]) Tardy: essai sur la théorie du somnambulisme. 81. Der Selbe: Journal du Traitement de D^lle^ N. I, 78, 79, 133—141, 187, 191. II, 39. — [5]) Reils Archiv. IX, 2, 246, 300—304, Kluge: Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus. 122. —

Es ist hier nicht möglich, alle einschlägigen Versuche Reichenbachs anzuführen. Er hat experimentell bewiesen, daß die Odstrahlen durch Tafeln von Kupferblech, Eisenblech, Zinkblech und Messingblech hindurchgehen, daß Holzmassen und Fleischtheile des menschlichen Körpers diodan sind, d. h. die Odstrahlen durchlassen, und oddiaphan, d. h. für Sensitive durchsichtig sind. Er hat schon 1855 die Wichtigkeit seiner Entdeckungen für die Medizin erkannt und gesagt: „Dies kann ein Gegenstand von unberechenbarer Wichtigkeit für die Heilkunde, insbesondere für die Diagnose, werden. Es wird gelingen, jeden kranken Leib für Hochsensitive vollkommen durchscheinend zu machen, und man wird dann im Stande sein, zu sagen, welche inneren Organe krankhaft angegriffen sind und welche Fortschritte vor- und rückwärts das Leiden macht. Aber auch die Hergänge im gesunden Leibe wird man so prüfen.“ [1])

So ist denn für Reichenbach das Hellsehen der Somnambulen mit verbundenen Augen oder bei verdecktem Objekt ein Kapitel der Physik geworden, auf objektive Lichtstrahlen zurückgeführt. Die Somnambulen haben von je her behauptet, daß das vom Magnetiseur ausgehende Odlicht in das Innere ihres Körpers dringt und es erhellt, so daß sie ihre eigene Diagnose, und in ähnlicher Weise auch die fremder Körper, vornehmen können.[2]) Ein vierjähriges Mädchen, von seiner Mutter magnetisirt und somnambul geworden, spricht von dem Rauch, den ihr die Mutter in den Bauch thue.[3]) Von dieser inneren Selbstschau spricht schon im Alterthum Aristides, der Freund des Marc Aurel, in seinen „Heiligen Reden“, wo er sagt, er habe seine inneren Organe gesehen. Die egyptischen und griechischen Tempelpriester kannten eben — wie ich in der „Mystik der alten Griechen“ nachgewiesen habe — bereits alle diese Dinge und wendeten sie beim Tempelschlaf an. Das war sogar nach Jamblichus der Ursprung der Medizin[4]); und Hippokrates, eben weil er seine ersten Studien in den Heiltempeln gemacht hatte, konnte sagen: „Was den Körper angeht, Das sieht die Seele bei geschlossenen Augen.“ [5]) Scaliger in seinem Kommentar zu Hippokrates erläutert es näher: „Die Seele, wenn sie im Schlafe nicht so fast von der Verbindung mit dem Körper befreit ist, aber von dem gröberen Dienst der verschiedenen Organe ... zieht sich in sich selbst zurück, wie in einen Hafen, geschützt vor den Stürmen. Sich selbst überlassen, sieht sie und weiß Alles, was im Innern des Körpers vorgeht ... Durch diese Affektionen giebt sie sich Rechenschaft vom Zustand des Körpers.“ Er sagt ferner, daß Galenus und andere Aerzte in der Medizin davon Gebrauch gemacht haben und etwas Göttliches darin sahen.[6])

---

[1]) Reichenbach: der sensitive Mensch. II, 302. — [2]) Hufeland: Ueber Sympathie. 129. Exposé des cures opérées en France par le magnétisme animal. II, 56. — [3]) Hermes. IV, 51. — [4]) Jamblichus: de myst. Aegypt. III, 3. — [5]) Hippokrates: de victu. V. — [6]) Jul. Caes. Scaligeri de insomniis comentarius in librum Hippocratis.

Das menschliche Auge ist das empfindlichste Reagens für odische Lichtstrahlen; die Retina wird übertroffen von der photographischen Platte. Reichenbach war sich wohl bewußt, daß die einstimmigen Aussagen seiner zahlreichen Sensitiven nicht als objektiver Beweis angenommen würden, so lange das Odlicht nicht photographirt wird. Er sagt: „Dieses Licht wird zurückgeworfen von Spiegelflächen; es läßt sich durch eine Brennlinse sammeln und in einem Brennpunkt vereinigen; es gehorcht den Gesetzen der Polarisation und zeigt in seinem zurückgeworfenen Antheil odnegatives, im durchgelassenen odpositives Verhalten; es wirkt in der Finsterniß nach einigen Minuten Exposition auf die photographische Platte und liefert Figuren darauf; endlich erhebt es sich zu solcher Stärke, daß es Schatten erzeugt, die man wohlbegrenzt umschreiben kann.“ [1]) Es scheint aber wenig bekannt zu sein, daß Reichenbach auch diesen photographischen Beweis für das Odlicht geliefert hat. Er hat diese Versuche in Berlin angestellt und es gelang ihm, das aus Bergkrystallen strahlende Od, das magnetische Od, das menschliche Od, das Od chemischer Vorgänge, das von amorphen Metallmassen und das durch Schall und Reibung erzeugte zu photographiren. [2]) Aus der Thatsache, daß das Odlicht gleich dem Tageslicht auf die photographische Platte wirkt, schließt er, daß es ein wirkliches, wenn auch schwaches Licht sei. Er wußte auch, daß der Luftdruck die Entwickelung des Odlichtes hindert, daß es unter verändertem Luftdruck wechselt und mit der Verdünnung der Luft bedeutend zunimmt. [3]) Er wußte ferner, daß Elektrizität eine bedeutende Odquelle ist, und nun handelt es sich nur mehr darum, Elektrizität und Luftverdünnung so zu verbinden, daß diese gleichsinnig wirkenden Faktoren eine Odhelle von solchem Grade erzeugen, um auf die Platte, auf die Retina sensitiver Personen, ja, auf das normale Auge zu wirken.

Professor Röntgen verdankt, wie er selbst sagt, seine Entdeckung einem Zufall, und daß er ganz unabhängig von Reichenbach darauf kam, ist schon darum sicher, weil Reichenbachs Schriften auf dem index librorum prohibitorum der Physiker stehen. In der Durchleitung einer elektrischen Entladung durch die hittorfsche Vacuumröhre sind jene von Reichenbach erwähnten Steigerungsfaktoren des Odlichtes verbunden; und es besteht nun alle Aussicht, daß die von Reichenbach gehegten Hoffnungen sogar übertroffen werden und daß nicht blos hochsensitive Personen die Diagnose fremder Krankheiten vornehmen können, sondern daß der photographische Apparat die Darstellung innerer Schäden liefern wird. Wenn wieder einmal Somnambule als Kurpfuscher vor Gericht gezogen werden, dann werden sich die medizinischen Sachverständigen hüten,

---

[1]) Reichenbach: Aphorismen. 27. — [2]) Der Selbe: Odische Begebenheiten. 5 bis 25. — [3]) Der Selbe: Die Dynamide. II. 162. —

zu sagen, daß die somnambule Diagnose unmöglich, also Schwindel sei, und der Staatsanwalt wird nicht a priori leugnen, daß eine sensitive Retina unter Umständen auf die Leistungfähigkeit der photographischen Platte gebracht werden kann. Die Somnambulen endlich werden auf ihre diagnostische Fähigkeit geprüft werden können, indem man ihre Aussagen mit der photographischen Diagnose vergleicht. Vielleicht wird die neue Entdeckung sogar das Gute haben, der Vivisektion als nunmehr überflüssig den Garaus zu machen.

Durch Reichenbach und Röntgen sind also Occultismus und Physik in Grenzberührung gekommen. Das Hellsehen und dessen spezielle Fälle, die innere Selbstschau und die Fremddiagnose, sind ihres mystischen Charakters entkleidet und neben das schon den alten Tempelschläfern bekannte natürliche Muster ist nun das künstliche gestellt.

Naturkräfte treten eben nicht erst dann in Wirksamkeit, wenn sie entdeckt und getauft werden, sondern sind schon vorher thätig und geben Anlaß zu Erscheinungen einer unbekannten Physik, die aber oft Jahrhunderte lang geleugnet werden, wenn sie sich nicht durch Häufigkeit oder gar Alltäglichkeit aufdrängen. Die Physiker haben nun festen Fuß gefaßt an einer Küste, die ihnen unbewohnt scheint; aber es tönt ihnen der Gruß der Occultisten entgegen: Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt! Die Physik des Od war unbekannt, nicht aber das Od selbst. Bei den Indiern hieß es Akasa, bei Hermes Trismegistus Telesma, bei Heraklit Urfeuer, bei den Kabbalisten Astrallicht, bei Paracelsus Alkahest, bei den Paracelsisten Allgeist, bei den Alchemisten Azoth. Die Erscheinungen dieser von ihrem Träger kaum mehr unterscheidbaren Kraft sind eben von je her beobachtet worden; wie alle Theorien, so paßte sich aber auch diese immer genauer der Wirklichkeit an und die Beweise konnten im Fortschritt der Naturwissenschaft immer exakter werden.

Die Grenzberührung der Physik mit dem Occultismus wird nun aber unvermeidlich auf immer längere Strecken sich ausdehnen. Wie das Od aus einer hittorfschen Röhre, so kann auch das im Menschen exteriorisirt werden, worauf die Möglichkeit des animalischen Magnetismus beruht. Nun hat aber der Occultismus nachgewiesen, daß das exteriorisirte Od des Menschen Träger der Empfindung, des Willens, der Lebenskraft, der Gefühle, der Gedanken bleibt; es muß also auch zur Gedankenphotographie, ja, zur Photographie des ganzen psychischen Menschen kommen, der in irgend einer gesetzmäßigen Form sich darstellen wird. Was ist es nun aber, wenn wir die Exteriorisationfähigkeit des psychischen Menschen mit dem odischen Träger haben? Nichts Anderes als der naturwissenschaftlich exakte Ausdruck für den vagen Begriff Unsterblichkeit. Die Naturwissenschaft hat die Unsterblichkeit geleugnet. Zur Strafe wird sie es sein, die für die Unsterblichkeit den exakten Beweis zu liefern hat.

München. Dr. Karl du Prel.

Die äußerste Linke der Frauenbewegung.

Seit das Weib — ich meine natürlich das heutige, moderne Weib — allen Ernstes mit Politik zu spielen angefangen hat, ist ihm in der weiblich-parlamentarischen Bewegung, in der es sich in Ermangelung von Besserem umhertummelt, auch eine äußerste Linke, sogar eine äußerst äußerste Linke, erstanden. Das schmeckt ein Bischen nach französischen Vorbildern, die allerdings etwa hundert Jahre alt sind. Es erinnert an die Zeit, wo im Konvent sich der Berg von dem Sumpf, die „reinen Patrioten“ sich von den Feuillants und Gemäßigten schieden. Damals gährte es auch in den Frauengemüthern. Frauenvereine entstanden, Frauenzeitungen, die nicht „Fürs Haus“ geschrieben waren, wurden herausgegeben, Olympe de Gouges proklamirte die Frauenrechte und schließlich kamen die Entschiedensten unter den Frauen auf die Idee, Männerkleider anzulegen, um der Gleichberechtigung, die doch nicht blos auf dem Papier verbleiben sollte, einen symbolischen, kleidsamen Ausdruck zu verleihen. Das konnte aber der männliche Hochmuth doch nicht ertragen. Robespierre machte kurzen Prozeß und ließ die Frauenvereine schließen.

Ganz so weit sind wir nun in der Entwickelung noch nicht. Aber eine Bergpartei und einen Sumpf giebt es allem Anschein nach doch auch schon heute unter den mit einander streitenden Elementen der Frauenbewegung. Und zwar geht es da keineswegs sehr harmlos zu. In einem „Stimmungbild“, das die „Frauenbewegung, Revue für die Interessen der Frau“ bald nach der diesjährigen münchener General-Versammlung des Bundes deutscher Frauenvereine veröffentlichte, war die Stimmung offenbar eine hochgradige Verstimmung. Da las man u. A., daß der „Opposition“, bestehend aus den Damen Frau M. Cauer, Frau M. Stritt, Fräulein A. Augspurg, Fräulein E. Mießner, Frau J. Schwerin, Frau Bieber-Böhm und Frau von Gizycki, die man also als die Spitzen des Berges betrachten darf, von den Gemäßigten der „Dolch im Gewande“ zugetraut worden sei. Die Stimmung thaute erst etwas auf, als man sah, daß diese Befürchtung grundlos gewesen war, blieb aber doch so unfreundlich und herbstlich rauh, daß zu zwei schließlich abgehaltenen Versammlungen eine Einladung mit den durch gesperrte Schrift hervorgehobenen Worten: „Alle Freunde der gemäßigten Frauenbewegung werden hierdurch freundlichst eingeladen“ erging, was unter den derartig dem Ostrazismus verfallenen künftigen Staatsbürgerinnen keinen geringen Lärm verursachte. Man liest da ferner, daß der Vorstand, dessen Diktatur der Opposition etwa wie der Wohlfahrtausschuß ominösen Andenkens vorgekommen zu sein scheint, „mit Energie auf dem Prinzip des Absolutismus bestanden“ habe, daß er den Versuch machte, „Frau Bieber-Böhm, der Frau, die Jahre lang unter Schwierigkeiten aller Art gegen die furchtbarste Schmach unseres Geschlechtes selbstlos und muthig gekämpft hatte, einfach den Mund zu verbieten“, was indessen mißlang, so daß diese Dame in die Lage kam, „bleich, mit zuerst leiser, dann immer klarer werdender Stimme, unter athemloser Spannung“ ihre Petition zu verlesen. An dieser Spannung nahm blos der einzige männliche Zeitungberichterstatter, der sich eingeschlichen hatte, nicht Theil, da er vorher den Saal zu verlassen gebeten worden war, um keinen Schaden zu nehmen oder anzurichten. Man liest da endlich noch verschiedenes Andere, was

ungefähr auf das Selbe hinausläuft und in die Schlußbemerkung ausklingt, daß die Berichterstatterin es Niemandem zum Vorwurf mache, der an der Linken „ohne Gruß vorüberging". Die Linke werde verstärkt wieder erscheinen und — der Sieg wird nicht ausbleiben. Der Sieg des Berges also!

Um die Höhe des Berges zu ermessen, muß man die Tiefe des Sumpfes in Augenschein nehmen. Eine seiner Bewohnerinnen scheint Fräulein Helene Lange zu sein. Sie hat sich einmal beikommen lassen von „Utopien" zu reden, und damit den ganzen Zorn der Bewohnerin des Berges, Frau Lily von Gizycki, erregt. „Wenn die englischen Frauen", meinte Fräulein Lange in ihrem Vortrag: Frauenarbeit in London, „heute im Grafschaftrath und Schulrath Sitz und Stimme haben und in Hochschulen und Hospitälern neben und mit den Männern thätig sind, so kommt Das daher, daß sie klar und praktisch von Anfang an, vom Streben nach vertiefter Bildung ausgehend, sich auf erreichbare Ziele konzentrirten und ihre Kraft nicht in blindem Jagen nach allerhand Utopien zersplittert haben. Gerade in dieser Beziehung ist ihre Thätigkeit vorbildlich für die deutschen Frauen." Empörend, so Etwas aus Frauenmund zu hören! Das hitzige Mitglied der Bergpartei thut es nicht so billig. Sie findet, daß die deutsche Frauenbewegung, die nicht nach „Utopien blind gejagt" hat, überhaupt so gut wie nichts erreicht habe. „Sie kann bald ihr fünfzigjähriges Jubiläum feiern und steht fast auf dem selben Fleck wie zu Anfang." Wäre es anders, so würde man nicht noch heute die „Aenderung der die Frauen als Menschen zweiter Klasse behandelnden Gesetze zu fordern haben. Die Frauenbewegung verlangt „Anerkennung der Frau als gleichberechtigte Bürgerin in der Verfassung". Oder mit anderen Worten: das Weib möchte gern Mitregentin werden. Nun ist es aber von Alters her so gewesen, daß ein neuer Mitregent sich zwar sehr wichtig vorkommt, ein degradirter Mitregent, d. h. einer, der bisher alleiniger Regent war und dann auf Halbscheid gesetzt ist, sich aber sehr unwichtig, ja, fast überflüssig erscheint. So ungefähr ergeht es dem Manne. Will sich die Frau nicht mehr befehlen, ja, auch nicht mehr berathen lassen, so kann sie seiner auch völlig entrathen. Dies um so mehr, als Frau Laura Marholm ohnehin einen „Drang in den Frauen unserer Zeit — und manchmal in den besten Frauen" — konstatirt, der dahin gehe, „des Mannes zu entrathen". Dem tritt nun allerdings wiederum Frau Hedwig Dohm mit der Bemerkung entgegen: „Als Ernährer und Gebieter — ja, als des Liebenden und Geliebten, als des Freundes und Kameraden — nie". Dieses Nie ist tröstlich. Man soll zwar niemals nie sagen, aber in diesem Falle gestatte ich gern eine Ausnahme. Wir wissen doch nun wenigstens, wo und was wir bleiben dürfen. Liebender und Geliebter, nebenbei allenfalls noch der uhlandsche gute Kamerad. Schwierig erscheint mir nur, wie das eheliche Verhältniß in dieser Neuschöpfung sich gestalten soll. Wenn von Zweien, die sich zusammengethan haben, Keiner der Stärkere (im Sinne des Gebietens) sein soll, so weiß ich nicht, wo im Fall von Meinungverschiedenheiten die Entscheidung herkommen soll. Eine Ehe läßt sich doch nicht sofort bei einer auftauchenden Meinungverschiedenheit auflösen, folglich muß es einen Modus geben, die Entscheidung herbeizuführen. Im Parlament leistet Das die Stimmzählung, die Ermittelung der Majorität. In der Ehe bildet bis jetzt, prinzipiell und gesetzmäßig, das „Manns Hand baben" die

Majorität. Thatsächlich dreht sich das Verhältniß auch gelegentlich einmal um, wenn, um im Volksmund zu reden, das Weib die Hosen anhat. Welcher dritte Fall aber, wenn diese beiden Fälle ausgeschlossen sind, noch denkbar wäre, um eine Entscheidung herbeizuführen, entzieht sich der Berechnung. Die männliche Intelligenz wenigstens vermag das Räthsel nicht zu lösen.

Es scheint mir daher, daß die Frau, die im Sinne der Frauenbewegung immer weiter schreitet, hier bei einer schiefen Ebene anlangt, auf der sie aber nicht, nach altem Brauch, hinab, sondern hinauf rutschen würde. Die Logik des Entweder — Oder würde sie zwingen, den Versuch zu machen, das ôte-toi, que je m'y mette auf die Ehe anzuwenden. Das nahm schon Gasparin in Aussicht, als er in seinem trefflichen Buch La famille sich die Zeit ausmalte, wo „der Mann, durch einen gerechten Umschlag der Dinge, nachdem er ja lange genug die Staatsangelegenheiten besorgt hat, dazu verdammt sein werde, den Küchenlöffel zu führen und die Kinder zu wiegen". Und wahrscheinlich hat etwas Derartiges auch der jungen Dame vorgeschwebt, die im „Zürcher Tageblatt" kürzlich ein Heirathgesuch veröffentlichte mit dem Hinzufügen, daß sie im Stande sei, „einen Mann zu ernähren", und dem Anspruch an den künftigen Lebensgefährten, der nicht Ernährer und Gebieter, bei Leibe nicht, aber Liebender und Geliebter sein soll: „Er muß in allen Zweigen des Hauswesens bewandert sein, Liebe zu Kindern und ein bescheidenes, sanftes Wesen haben". Man könnte Das für einen schlechten Witz halten, aber Witze, auch die schlechtesten, sind bekanntlich äußerst bezeichnend für die Zeit, die an ihnen Geschmack findet.

Im Allgemeinen nimmt die Männerwelt, wenigstens die deutsche, bis jetzt nur wenig Aergerniß an den Excentrizitäten der Frauen-Agitation. Man zuckt die Achseln und geht weiter und läßt sich nicht beirren, den Frauen, die, ohne von ihrem Posten zu desertiren, ihren Wirkungskreis zu erweitern bemüht sind, fördersam die Hand zu bieten. Diese Behandlung en bagatelle läßt sich begreifen, aber sie unterschätzt vielleicht doch die propagandistische Tragweite solcher aus Deklamationen, Reklamationen und Rekriminationen zusammengesetzten Treibereien, bei denen die Länge und Breite den Mangel an Tiefe häufig ersetzt. Als vor etwa dreißig Jahren die Sozialdemokratie bei uns noch in den Windeln lag, wollten die Weisesten der Weisen durchaus nicht zugeben, daß sich daraus etwas ernsthaft zu Nehmendes, Bedrohliches entwickeln könne. „Kinderkrankheiten!", hieß es, „die verlaufen ungefährlich, man muß nur kein unnöthiges Aufheben davon machen." Gewisse Ueberschwänglichkeiten der Frauen-Agitation, um die Gleichstellung mit dem Manne zu erzwingen, fallen einer ähnlichen Beurtheilung anheim, und zwar um so mehr, als das Ewig-Weibliche stets ein Wenig an das Ewig-Kindliche erinnert hat. Aber wenn Das auch buchstäblich richtig wäre (während es sich dabei nur um eine mehr oder minder annähernd treffende Vergleichung handelt), so würde es sich doch vielleicht nicht empfehlen, die Dinge gar so leicht zu nehmen; Kinder spielen ja wohl auch mit Feuerwaffen und Das kann sehr harmlos verlaufen, — nur dürfen die Waffen nicht geladen sein, sonst können sie sich und -- Anderen Schaden thun.

Dresden. Dr. Julius Duboc.

Die barmherzige Schwester.

Ich lag im Fieber auf dem Krankenbette.
Mein hämmernd Hirn durchtobten Phantasien,
Von tollen Bildern eine lange Kette.

Den einen Traum vergeß ich nicht. Mir schien,
Es stünd' ein fremdes Wesen mir zu Häupten, —
Das war der Tod. Und ich erkannte ihn.

Verwittert, morsch der Schädel; die bestäubten
Brustrippen rasselten so nah, daß Schweiß
Mir auf die Stirn trat, sich die Haare sträubten.

„Komm, folge mir!" vernahm ich sein Geheiß,
Und Knochenfinger meinen Hals umkrallten ....
Nun wußt' ich, meine letzte Stunde sei's!

Und meine Glieder fühlt ich schon erkalten. —
Da seh' ich, wie ich qualvoll um mich schau,
Ein zweites Wesen bei mir Wache halten.

Ein Mädchen ists, von zartem Gliederbau,
Ihr holdes Haupt schmückt eine Schwesternhaube
Auf glattem Haar, ihr Kleid ist schlicht und grau.

So liebreich sieht sie auf mich, daß ich glaube,
Mein Schutzgeist sei's, der Sorge um mich trägt
Und kommt, zu hindern, daß der Tod mich raube.

Sie legt mir auf mein Herz, das kaum noch schlägt,
Die Hand. Da lockern sich die Knochenfinger ....
Und sie erkenn' ich, sie, die mich gepflegt.

„Ich bins!" rufts hinter mir, „der Sensenschwinger,
Der Tod, dem auf der Welt nichts trotzen kann!
Und Du willst trotzen? Mir, dem Weltbezwinger?"

„Ich trotze Dir!" spricht sie, „denn dieser Mann
Ist mein. Ich habe ihn für mich gerettet,
Als ich ihn Dir mit Schmerzen abgewann!"

„Mit Schmerzen?" höhnt der Tod, „seit wann denn hättet
Ihr Engel Schmerz? Mit Deinem Angesicht
Hast Du sein zündbar Herz Dir angekettet!"

Doch fest erwidert sie: „Das that ich nicht!
Und liebt er mich, — nicht meine Schuld eracht' ichs.
Aufgaben höh'rer Art sind meine Pflicht.

Und daß Dus weißt: Zu meinem Ziele macht' ichs,
Der Menschheit Weh zu steuern. Erdenleid
Geh' ich zu suchen und zu lindern tracht' ichs!

Verlassen hab' ich Alles, was ich seit
Kindauf geliebt: das Elternhaus, die Meinen,
Der Jugend Freuden und Geselligkeit.

Verlassen, was mich mahnte an den Einen!
Dem ich, trotz seiner Falschheit, danken muß,
Denn erst durch ihn hab ich gelernt, zu weinen.

Verlassen hab' ich Lebensüberfluß,
Um Arbeit und Entsagung mir zu wählen
Und zu vergessen eines Falschen Kuß.

Seit ich an mir erfuhr, wie Wunden quälen,
Hab' ich Verständniß für der Andern Weh!
Mir ward kein Trost, — drum tröst' ich andre Seelen!

Du weißt, mit Heil begabt ist meine Näh'!
Der Himmel hört auf jede meiner Bitten.
Hier bist Du machtlos, Tod! Ich sag' Dir: geh'!

Denn er ist mein! Ich hab' ihn mir erstritten,
Als ich das Kreuz der Menschheit nahm auf mich,
Und das Martyrium für ihn gelitten.

Blick her!" rief sie, — sie hob den Arm — — da wich
Der Tod von hinnen. — Und auf ihre Hände
Sah ich jetzt staunend, — Blut gewahrte ich!

Ein Loch durchbohrte des Handtellers Wände,
Drin je ein Eisennagel stak, so tief,
Daß man auf beiden Seiten sah ein Ende.

Und wie das Blut so roth herniederlief —
Ihr Blut, das für mein Leben sie vergossen,
Da bäumt' ich mich wildstöhnend auf und rief:

„O hätte ich mein Leben doch beschlossen!
Zu theuer wurde ich erkauft damit,
Daß junge Jahre freudenlos verflossen!

O könnt' ich Rosen streun auf Schritt und Tritt
Dir, die zum Opfer mir ihr Herzblut brachte,
Und die für mich den Tod des Kreuzes litt!"

Dann weinte ich so laut, daß ich erwachte — — —

Eduard Stucken.

Neues Leben.

Inmitten aller guten und noch besser ausgemalten Meldungen wirkt das Resultat der Zeichnungen auf die amerikanische Anleihe noch immer stark. Bei diesen 600 Millionen Dollars (statt der gewünschten 100 Millionen) darf man nicht etwa, wie bei uns so oft, von „Konzertzeichnern" sprechen. Es sind wirklich ernst gemeinte Offerten und sie zeigen die höheren und mittleren Vermögensklassen der Union nicht allein als patriotisch, sondern auch als wirthschaftlich sehr stark. Gerade dieser Umstand wird viel Pessimismus zerstreuen, wie er neulich nach den londoner Massenverkäufen auftauchen mußte. Natürlich können auch United-States-Bonds nirgends so geschätzt werden wie in der Union selbst, denn erstens sind dort keine anderen Staatspapiere gangbar und zweitens können die Banken auf ihre Bestände Noten ausgeben. Man denke sich, daß z. B. unsere Zettelbanken Konsols und Reichsanleihe mit als Bedeckung ihrer Papiergeldcirkulation benutzen dürften, — wie hoch da unsere Renten steigen würden. In normalen Zeiten werden also die United-States-Bonds immer wieder nach dem Mutterlande abfließen und nur deshalb findet das europäische Kapital keine rechte Anlage darin. Wenn jetzt z. B. die Deutsche Bank an dem Morgan-Syndikat Theil nimmt, so bezieht sich Das durchaus nicht auf unser einheimisches Publikum. Drexel-Morgan, ein Welthaus, mit dem die Deutsche Bank in Sachen ihrer amerikanischen Eisenbahnreorganisationen rechnen muß, haben dem Schatzamt zu Washington eine bindende Anleiheofferte eingereicht. Hierbei hat sich die Deutsche Bank zunächst aus Höflichkeit und dann auch in der ziemlich sicheren Aussicht betheiligt, ihren ganzen Posten nach und nach in New-York selbst wieder mit einigen Prozent Nutzen absetzen zu können. Denn es weht drüben jetzt ein anderer Wind, Handel und Verkehr sind wieder im Fortschreiten begriffen, wie auch die wachsenden Einnahmen der Northern-Pacificbahn zeigen, eines uns bekanntlich ganz besonders interessanten Unternehmens.

Man würde auch wegen der noch immer unbeantworteten Venezuelafrage keine Sorge haben, wenn nicht die Amerikaner in ihre Wahlagitation außer dem Silber auch die Monroe-Doktrin hineinwerfen müßten, die ein wirksames Wahlmittel für rührige Parteien ist. Was die Währung betrifft, so kommt es darauf an, wer der Nachfolger Clevelands wird; der Sieg der Goldpartei ist durchaus nicht sicher. Diese Dinge verfolgt man in England natürlich mit großer Spannung. Dort ist man noch nicht mit dem früheren Eifer zu amerikanischen Werthen zurückgekehrt; und eben weil man die Monroe-Doktrin als werthvolles Material für die Präsidentschaftwahlen kennt, glaubt man auch nicht recht an eine rasche und völlige Aussöhnung mit der Union. Und doch wird diese Versöhnung von den regirenden Herren gewünscht, die den Rücken frei haben möchten. Daß ein Streich gegen Transvaal geführt werden wird, wenn auch nicht in der allernächsten Zeit und wohl auch nicht in Form einer reinen Annexion, glauben in London viele Leute. Thatsächlich hat diese ganze Angelegenheit durch die Depesche unseres Kaisers ein verändertes Aussehen erhalten. Zur Abwechselung wurde einmal in England Alarm geblasen; und die Frage sollte bei uns eigentlich nicht lauten, wer für oder gegen die Unabhängigkeit Transvaals ist, sondern, ob jene Depesche der guten Sache nicht nachtheiliger geworden ist als etwa eine ruhige diplomatische

Unterhandlung. Die londoner Börse hat die schleunige Wiederabreise von Cecil Rhodes mit einer Hausse begrüßt; man sollte überall wissen, daß ein solcher Mann, und noch dazu nach einer so langen Ueberfahrt, nicht so ohne Weiteres und ohne gute Abmachungen in der Tasche wieder von dannen geht. Bei dieser Gelegenheit sei auf zwei wichtige Streitpunkte aufmerksam gemacht, die es zwischen Wernher, Beith & Co. und der Transvaalregirung giebt: das Cyanidmonopol und die sogenannten Bewaarplatzen, die den Umkreis der konzessionirten Minen bilden. Neuerdings hat man sich auch auf diesen bedeutenden Terrains, wo Maschinen u. s. w. aufgestellt werden sollten, von der Goldhaltigkeit überzeugt und wünscht dort Minen anzulegen. Von Praetoria aus sind aber keine Konzessionen dafür zu erlangen. Man sieht, wie hier in eine große politische Frage die Sucht nach Beute hineinragt. Cecil Rhodes verkörpert die energischen Gedanken und genialen Pläne der merkwürdigen Assoziation, aber er kann nicht rechnen und diese Arbeit soll wiederum der außerordentlichen Gewandtheit Beiths zufallen.

Bekanntlich war es von je her die Tendenz der berliner Banken, wenigstens der „großen," das allgemeine Interesse von diesen Dingen abzulenken. Man wollte das Publikum an einheimischen Papieren warmhalten, selbst wenn solche Papiere eigens dazu emittirt werden mußten. Scheinbar ist Das ja auch vollkommen gelungen, da offiziell bei uns an Goldshares weder gewonnen noch verloren wurde, während die Konstituirung neuer Unternehmungen, die Ausgabe von Aktien, Pfandbriefen, exotischen Werthen, nebst den Kapitalsvermehrungen u. s. w. unaufhörlich vorwärts geht. Die Hochfinanz sieht niemals danach, wie viel Haß draußen gegen sie vorhanden ist, sondern nur, ob das Publikum noch zurückhaltend bleiben kann oder endlich sein Geld wieder anlegen muß. Dieser Augenblick scheint ihr jetzt gekommen und so arbeitet sie, wie die Musterkarte von guten und minder guten Prospekten in den Inseratentheilen beweist, mit Dampfkraft. Zwar sind es keine großen Sachen, die uns da vorgeführt werden, lauter Finanzirungen, bei denen das ältere Engagement der Emissionfirmen zu erkennen ist und deren erster Kurs nicht gerade billig zu nennen wäre. Und dennoch geht das Publikum heran, aber nur weil es keine anderen Anlagen finden kann, nicht etwa weil ausschweifende Dividendenhoffnungen dabei gehegt werden. Schon das Vorjahr hat an Neugründungen mit Ziffern zu rechnen gehabt, wie sie seit 1890 nicht mehr erlebt waren; und die Monate November und Dezember waren dabei doch völlig stagnirend. Es kann sein, daß wir im laufenden Jahre noch über 251 Millionen Mark herauskommen, denn die Berichte von den Industrie- und Montanmärkten sind weiteren Unternehmungen nur günstig und die Situation unserer Banken läßt kaum Etwas zu wünschen übrig.

Der erste Jahresbericht, der der leichtbeweglichen Nationalbank für Deutschland, darf wohl als typisch aufgefaßt werden. Es ist ein so glänzender Abschluß, daß die Börsengegner mit einem Schein von Recht sagen können: wenn das gedrückte und verhetzte Bankgeschäft $8^1/_2$ Prozent Dividende geben kann, — welchen Druck kann es noch ohne Schaden aushalten? Als ob man nicht immer eingewandt hätte, daß alle Einschränkung unwillkürlich nur die Kleinen, keineswegs aber die Großen treffen werde! Die Nationalbank hat wahrscheinlich an Effekten und Konsortial noch weit mehr als die angegebenen 1962517 Mark verdient; da Dies aber ein Gebiet ist, wo ein zu ausschweifender Gewinn nach Spekuliren

riecht, so steckt vielleicht ein Rest der Effektenerträgnisse noch in zwei anderen Konten: Zinsen und Wechsel mit 2574035 Mark, Provisionen mit 1487091 Mark. Die Dubiosen sind so klein, daß, wenn die anderen Bankenberichte diesen Posten eben so gering belastet haben, man an der Wirkung des letzten wiener Kraches zweifeln könnte. Jeder sprach im November und Dezember von den enormen Verlusten der berliner Kommissiongeschäfte an den wiener Remisiers. Und dies Alles soll plötzlich in nichts zerflossen sein. Auch die Bilanz zeigt eine höchst beruhigende Liquidität. Bei 60½ Millionen Debitoren sind nur 9½ Millionen ungedeckt. Unter den Verbindlichkeiten werden über 44 Millionen Mark als „auf feste Termine" angeführt. Das betrifft aber keinen ausgebreiteten Depositenverkehr, sondern in Prolongation genommene Effekten. Die betreffende Ziffer übersteigt 38 Millionen, ist also immerhin etwas groß.

Die jetzt tagende Reichstagskommission wird diesen günstige Abschluß schon in ihrer Art verwerthen, wie sie auch die Geschäftsgebahrung einer ganz schlechten Bank, der Rheinisch-Westfälischen, nicht unangeführt lassen kann. Aber was beweist dieser letzte Kriminalfall? Daß keine Zuchthausstrafe sinkende Menschen von verbrecherischen Handlungen abschreckt. Und ferner: daß, um 200000 Mark auf bereits kaduzirte Aktien im Lombard zu erhalten, Zwei gehören: der Direktor Friedmann und der kluge, solide Schöneberger Kreditverein. Pluto.

* * *

Sehr geehrter Herr Harden,

Die Zahlen, die ich in der „Zukunft" vom achten Februar über die Einfuhr von argentinischer Wolle, Häuten und Weizen angeführt habe, bedürfen der Berichtigung und Ergänzung. Ich bedauere, daß ich der Statistik des argentinischen Generalkonsuls in Hamburg, die so stark von der offiziellen argentinischen Statistik, von der der Stadt Hamburg und von der offiziellen Reichsstatistik abweicht, einen solchen Werth beigelegt habe. Es sei mir gestattet, die Zahlen aus „Auswärtiger Handel des deutschen Zollgebietes in Jahre 1894, herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt" hier nachzutragen.

Von roher Schafwolle wurden importirt 161079 Tonnen, davon kommen auf Argentinien 54966 Tonnen. Bei der Einfuhr von Häuten und Fellen kommt Argentinien nur in Betracht bei den Posten: 1. Rindshäute, grüne und gesalzene. Es wurden importirt 47527 Tonnen, davon 13293 Tonnen aus Argentinien. 2. Rindshäute, gekalkte und trockene. Totalimport 22230 Tonnen, davon aus Argentinien 2971 Tonnen. 3. Rohe Roßhäute 13306 Tonnen, davon aus Argentinien 5422 Tonnen.

Von Weizen wurden eingeführt 1153837 Tonnen, und zwar aus Argentinien 346245 Tonnen, aus Nord-Amerika 323498 und aus Rußland 280594 Tonnen. Da aber der Körnerbau in Argentinien erst im Beginn seiner Entwickelung ist und die Produktionbedingungen überaus günstig sind, droht unserer Landwirthschaft von dort die größte Gefahr, was ich in meinem Artikel nur andeuten wollte.

Dr. H. Polakowsky.

Notizbuch.

Vor ein paar Monaten, als hier der Versuch gemacht wurde, in dem bedeutenden Wirken des Herrn Christian Adolf Stoecker das Wesentliche zu erkennen, fanden wir zwei unheilvolle Fehler im öffentlichen Leben des merkwürdigen Mannes: er hatte sich durch das wüste Kesseltreiben, dessen Beute er werden sollte, in Haß und Ungerechtigkeit hineinhetzen lassen und war doch ein Prediger geblieben, der vor allen Anderen liebreich und gerecht sein müßte; und er war dem in ihm starken Willen zur Macht gefolgt und, nachdem er, er ganz allein, im protestantischen Deutschland die evangelisch-soziale Bewegung möglich gemacht hatte, Mitglied der konservativen Partei geworden. Damals wurde die Bitte ausgesprochen: Stoecker möge wählen, ob er ein politischer Geschäftsmann bleiben oder, nach reuigem Bekenntniß eines Irrthumes, zu dem besten Werk seines Lebens zurückkehren und im sozialen Kampf noch einmal der Künder christlichen Empfindens werden wolle. Jetzt hat Stoecker gewählt. Er hat sich geweigert, eine Erklärung zu unterzeichnen, die ihn gedemüthigt hätte, er ist aus der konservativen Partei geschieden und hat am Tage darauf in einer Predigt an die zur Buße mahnenden Worte erinnert, die Nathan einst, der Prophet, zum König David sprach. Er hat es, mit der taktischen Meisterschaft seiner besten Stunden, verstanden, seine Gegner ins Unrecht zu setzen, und ist dann erhobenen Hauptes gegangen, als ein freier Mann und als ein Sieger. Daß er in der konservativen Partei mächtige Gegner hatte, war längst bekannt. Daß man ihm sein Verhalten während der letzten Monate vielfach verdachte, darüber kann und wird er selbst sich nicht wundern. Aber es ist ganz und gar thöricht, deshalb gleich von einer wilden Feindschaft zu sprechen, die zwischen der Partei und ihrem früheren Mitglied entbrannt sein soll. Man hat sich getrennt, um auf verschiedenen Wegen das selbe Ziel zu suchen, nicht, um in Waffenrüstung, zum Ergötzen gemeinsamer Feinde, gegen einander zu kämpfen. Diese friedliche Scheidung wird beiden Theilen sehr nützlich sein. Die Konservativen, die eine Partei der Grundbesitzer und Bauern sind, brauchen im Kampf für ihre agrarischen Interessen heute alle Kräfte, sie können außer dem Händlerhaß nicht auch noch die Feindschaft freier Geister gegen die Orthodoxie ertragen und müssen, da die Noth der nächsten Erwerbsgenossen immer unerträglicher wird, die Führerschaft in der noch wirren Bewegung, die das städtische Proletariat einer auf dem Boden der heutigen Gesellschaftordnung möglichen Reform gewinnen will, Anderen überlassen. Dafür ist Stoecker der rechte Mann. Er hat sehr beträchtliche Menschenfehler, gewiß; seinem starken Temperament gesellt sich zügelnd nicht immer die Vorsicht, die kühl erwägt und sorgfältig unterscheidet, ob man auch bündig beweisen kann, was man glaubt. Aber er ist trotz Alledem doch eine Erscheinung, auf der das Auge gern verweilt, ein Mann, nicht eine Parteiziffer, eine Persönlichkeit, nicht ein Dutzendschwätzer. Er gehört zu den autokratischen Naturen, für die nur an der Spitze einer Partei Platz ist, und er kann jetzt, wo er nicht mehr an pfiffige Taktik die Zeit zu verzetteln braucht, wieder der starke Mann werden, der 1878 im Eiskeller zu den berliner Arbeitern sprach. Die konservative Partei wird nicht vergessen dürfen, was ihr dieser Mann geleistet hat, der als der Erste hinaus in das drängende Gewimmel der revolutionirten Massen trat und tapfer dem Kugelregen aus oft recht schmutzigen Geschossen Stand hielt. Sie wird,

wenn sie den Schimmer der Volksthümlichkeit nicht verlieren will, den ihr Stoecker erworben hat, beweisen müssen, daß sie, mag auch die Noth der Stunde zunächst andere Pflicht von ihr fordern, doch die große Aufgabe des alten Freundes versteht, der rüstig und aufrecht noch immer glaubt, es könne gelingen, in der sozialen Wirklichkeit die christlichen Lebensmächte zu erneuter Geltung zu bringen.

* * *

An dem Tage, der dem Aschermittwoch vorangeht, wird der Bund der Landwirthe in Berlin seine Generalversammlung abhalten. Das ist für die liebe liberale Presse ein gefundenes Fressen. Sie wird in hohen Tönen verkünden, es handle sich um eine Fastnachtveranstaltung, die man mit Recht in einen Cirkus verlegt habe, sie wird mit etymologischen Kenntnissen prunken und daran erinnern, daß man das mittelhochdeutsche Wort vasenaht mitunter von dem Verbum Faseln abgeleitet habe, und entrüstet fragen, wie lange der agrarische Karnevalsspuk denn noch dauern solle. Die Männer, die sich nach Berlin wagen sollten, mögen sich wahren: sie werden, wie der Schah von Persien und der Wechselfreiherr von Hammerstein, von Reportern umspäht werden; und wenn sie gesund aussehen, vielleicht gar an blühender Fettfülle sich mit Stephans Musterexemplaren messen können, wenn sie irgendwo eine Flasche Rothspohn trinken oder ruchlos genug sind, nachts unvermummt einen Maskenball zu besuchen, dann wird es für Zeit und Ewigkeit festgestellt sein, daß ein Nothstand der Landwirthschaft nur in der Phantasie unersättlicher Junker zu entdecken ist und daß es den sogenannten Bauern noch immer so gut geht wie weiland dem in allen berliner Tingeltangeln berühmten Wollonkel. An dem beschaulichen und frugalen Lebenswandel unserer Börsenheroen mögen die Landwirthe ein Beispiel nehmen. Wenn sie im Monopolhotel alle Tische besetzt finden, auf der Bühne ganze Schaaren geputzter Mädchen sehen, die Brillantohrringe und Atlasröckchen vorführen, und in den Blumensälen über die Fülle marktgängiger Waare staunen, dann mögen sie sicher sein, daß alle diese Leckerbissen ausschließlich von Junkern und Offizieren gekauft und baar bezahlt werden, während die Makler und Bankdirektoren friedlich ihres Fleißes karge Früchte verzehren, und sie mögen reuig dann zum Herrn Zelle pilgern, der mit mannhafter Beredsamkeit ihnen die bitterliche Aschenbrödelnoth der Städtebewohner enthüllen wird. Aber: darf man Reue von schnöden Agrariern erwarten? Gewiß nicht. Die wüsten Haufen, die jetzt Ploetz von Doellingen folgen, wie sie einst sengend und brennend hinter Goetz von Berlichingen herzogen, werden die schöne Mäßigung und die feine Sitte der Kulturfreihändler niemals erlernen und sicherlich wieder schreien, als ob sie in der deutschen Welt von heute wirklich noch unverjährte Rechte zu heischen hätten. Die Bauernfastnacht wird von der Herrenfastnacht sehr verschieden sein und es ist kaum anzunehmen, daß man im Cirkus Busch auf die alte und jetzt wieder so beliebte Uebung des Boetchertanzes zurückgreifen wird. Nach der Fastnacht aber bricht der Aschermittwoch an und in seinem grauen Dämmerlicht wird man merken, daß auch der Bauer ein Daseinsrecht hat, daß er sich gegen eine Entwickelung wohl wehren darf, die ihm nur Nachtheile gebracht hat, und daß man von ihm nicht die sorgfältig abgewogene Sprache eines glatt frisirten Diplomaten verlangen kann. Der neue Bauernkrieg ist nicht eine blutige Auflehnung gegen Fürsten und Feudalherren,

auch nicht, wie man ausbrüllt, eine Fehde gegen den achtbaren und unentbehrlichen Kaufmannsstand, dessen Berechtigung kein verständiger Mensch leugnen wird, sondern ein verzweifelter Kampf gegen den Alles überwuchernden Zwischenhändlergeist, der sich vermißt, allein die berühmten Gesammtinteressen zu vertreten und des Vaterlandes Heil zu verbürgen, und gegen die Lüge, daß in dieser besten aller Welten Alles aufs Beste bestellt ist, wenn man möglichst ungehindert handeln und wandeln, jobbern und fixen kann. Eine kluge Regirung, die auf das Gedeihen der Volkheit mehr Werth legt als auf gute Behandlung und die nicht in jedem rauhen Wort gleich ein unsühnbares Verbrechen sieht, würde sich des Bauernbundes herzlich freuen und in ihm den ersten Ansatz zu einer gesunden, von Verlogenheit freien Interessenvertretung erblicken. Die jetzt regirenden Herren haben sich gewöhnt, ihr persönliches Wohlergehen für die von Gott gewollte Grundlage aller Ordnung zu halten, sie zeigen verstörte Mienen, wenn ihre zärtlichen Gefühle gekränkt werden, und schütteln sich in wilder Empörung, wenn ein um seine Existenz kämpfender Stand ihnen unversehens einmal auf die excellenten Hühneraugen tritt Sie werden mit bösem Blick die Bauernfastnacht betrachten und sich wundern, wenn andere Menschen, denen die Behaglichkeit der Minister nicht als der Endzweck des politischen Lebens erscheint, den Wunsch aussprechen: es möge auch im Cirkus nicht gelingen, den starken und starren Bauernsinn zur Hoftänzelei zu dressiren.

* * *

Wer gläubig berliner Zeitungen liest, muß nachgerade wähnen, das britische Inselreich werde von einer Räuberhorde regirt, von völlig ungebildeten und unsittlichen Menschen, die, ohne die allergeringsten politischen Kenntnisse, nur von Wegelagererinstinkten vorwärts getrieben werden. Salisbury, Balfour, Chamberlain, Rhodes: sie sind sämmtlich Flibustier, zu Deutsch also Abenteurer, die sich vom Seeraub und von der Küstenplünderung nähren. Was würden wir wohl sagen, wenn in der hauptstädtischen Presse eines Landes, mit dem wir in Frieden leben, von unseren Ministern so gesprochen würde? Und was bezwecken diese Tollwuthausbrüche, die noch verstärkt worden sind, seit die Nachricht verbreitet wurde, Herr Krüger werde nach London kommen? Der Präsident der Transvaalrepublik wird sicher am Besten wissen, was er zu thun und zu lassen hat, und auch künftig, wie bisher, ohne die Rathschläge und Warnungen der Holzpapierpatrioten auskommen können. Vielleicht sind die entrüsteten Herren ganz ehrlich; auffallend ist es immerhin, daß die Empörung besonders hell aus Papierwäldern auffflackert, die zum Machtbereich großer Bankinstitute gehören. Aber ehrlich oder bezahlt: die Entrüstung ist überflüssig und kann, wenn sie weiter in so rüder Tonart verkündet wird, leicht gefährlich werden. Das Deutsche Reich ist in Europa nicht so gestellt, daß es außer den schon vorhandenen leichtherzig sich noch neue Feindschaften zuziehen könnte. Es kann und es muß englische Anmaßung kraftvoll und energisch zurückweisen, — aber dazu sind gröbliche Beschimpfungen doch nicht gerade nöthig. Die Minister, die jetzt England regiren, sind ungemein kluge, gebildete und erfahrene Politiker, denen es sehr angenehm sein wird, wenn sie ihren Landsleuten sagen können: Seht, wie diese Deutschen uns, Eure Vertrauensmänner, behandeln! So verschlagene Herren muß man mit feinen Waffen bekämpfen, nicht mit Knotenstöcken und Dreschflegeln, wenn man Sieger bleiben will. So lange Eng-

land, mit den in Afrika nun einmal üblichen und bei allen sogenannten Kulturnationen anerkannten Kniffen und Pfiffen, seine Kolonialgeschäfte besorgt, können wir ruhig zusehen und bedenken, daß die Handelsfreiheit da noch immer am Sichersten den anderen Völkern gewahrt ist, wo die Engländer herrschen. Dann erst ist die heiße Empörung am Platz, wenn britischer Uebermuth mit List oder Gewalt Etwas ergieren will, das zur deutschen Anspruchssphäre gehört. Bis dahin ist Ruhe Anstandspflicht. Oder wollen die Empörten, die gegen heimische Unzulänglichkeiten kaum noch ein armes Tadelswörtchen finden, an fremden Staatsmännern und fernen Geldpotentaten etwa ihren stolzen Mannesmuth austoben?

* * *

Der kleine Boris spielt noch immer eine große Rolle. Am nächsten Freitag wird er der griechischen Kirche verliehen werden. Die unbeträchtliche Sache wäre ganz und gar uninteressant, wenn sie nicht einen lange schlau aufrechterhaltenen Schwindel endlich zum Zusammenbruch brächte. Jahre lang hat man uns vorgeplärrt, die Bulgaren wollten von Rußland nichts wissen, sie fühlten sich in der Freiheit selig und seien dem großen Stambulow für immerdar dankbar, weil er ihnen die Erlösung von der Knutenherrschaft verschafft habe. Daß der unermeßliche Mann selbst wie der schlimmste Pascha im Lande hauste, mit Folter und Beil und Bestechung, wurde von den ausgezeichneten Herren, die für die politische Erleuchtung unseres Volkes sorgen, hartnäckig bestritten. Nun ist Stambulow unter Haß und Verwünschung bestattet, nun neigt sich Bulgarien jubelnd vor dem Weißen Zaren, nun wird der Zustand wieder hergestellt werden, der auf dem Berliner Kongreß als nöthig und nützlich beschlossen wurde. Wenn man jetzt bedenkt, daß dieses Bischen Bulgarien uns mehr als einmal einen europäischen Krieg nahe gerückt hat, dann sollte man gegen Zeitungunfehlbarkeit doch etwas mißtrauisch werden und sich, ob Ferdinand nun verflucht und Boris gesalbt wird, freuen, daß es, trotz den gehäuften Hetzereien, diesmal noch so glimpflich abgegangen und daß dem pommerschen Musketier die Nothwendigkeit erspart worden ist, für eine fabelhafte Freiheit zu fechten, die der biedere Bulgarenstamm gar nicht meint und begehrt.

* * *

Eine fürchterliche Verschwörung gegen den Fürsten Hohenlohe und seine bewährtesten Gehilfen sollte jüngst entdeckt worden sein. Schaudernd las mans und blickte scheu um sich, ob denn der Erde Schoß sich noch immer nicht öffnen und so verruchte Schändlichkeit schleunig verschlingen wolle. Einer nur, ein aller Ehrfurcht entkleideter Spötter, meinte tröstend: Liebe Kinder, laßt Euch nicht schrecken; den guten Onkel Chlodwig bedroht kein verständiger Mensch und er läßt auch so schreckliche Gerüchte nicht durch die Lüfte schwirren; unter seinen Gehilfen aber ist Mancher, der sich nur halten zu können glaubt, wenn er sich stets als das verhaßte Ziel finsterer Tücke im Bengalfeuer zeigt; deshalb rathe ich Euch, nicht eher einen politischen Wetterwechsel zu hoffen oder zu fürchten, als bis Ihr gar keinen Lärm mehr hört, denn erst dann wird Sturm im Kalender stehen.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 22. Februar 1896.

Dornröschen.

Vor Zeiten, so erzählen uns die Brüder Grimm, war ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag: „Ach, wenn wir doch ein Kind hätten!“ und kriegten immer keins. Und weil sie nicht warten, sondern ungeduldig die Natur meistern mochten, traf sie der härtesten Strafe Fluch: das Kind, das endlich kam, war verdammt, hundert Jahre zu schlafen und schlummernd so die hitzige Ungeduld der Eltern zu büßen. Soll der Versuch nicht gestattet sein, ohne den Brünnhildenmythus aus dem nordischen Dunkel zu zerren, das alte Märchen schlicht und recht so zu deuten? Dem Gedanken, das kleine Röschen könne bestraft worden sein, nur weil von den weisen Frauen eine nicht zum Taufmahl geladen war, widerstrebt der einfältige Sinn; er mag eher glauben, daß an einem schreckenden Beispiel die schwere Kunst des Wartens gelehrt werden sollte. Diese Kunst, die von Olmütz einst nach Königgrätz und bis in den Spiegelsaal des versailler Schlosses führte, scheint in Deutschland verloren zu sein und deshalb ist es ein glücklicher Zufall, daß in einer merkwürdigen Rede neulich an das Märchen vom Dornröschen erinnert wurde. Eine Regirung, der die Schöpferkraft und der Schöpfermuth fehlt, stöhnt jeden Tag: „Ach, wenn wir doch Etwas schaffen könnten!“ und möchte, wenn sie sich endlich einmal Mutter glaubt, die Schwangerschaft geschwind künstlich verkürzen. Sie empfindet dumpf das Verhängniß, das sie zur Unfruchtbarkeit verdammt, und will lärmend eine lebendige Leistung ertrotzen. So oft der dürre Leib eine Schwellung zeigt, wird unter festlichem Gebrüll ein Zeugungwunder verkündet:

Die Zukunft des Deutschen Reiches ist gesichert! Handel und Wandel ist gerettet! Die Umsturzgeister sind in die Finsterniß gebannt! Und es dauert dann jedesmal eine Weile, bis man erkennt, daß nichts Lebendiges an der Nabelschnur schwebt. Jetzt wird wieder eine Geburt angekündigt und wieder wird die Wochenwartezeit wie eine unerträgliche Last empfunden. Darf man da nicht an das schlimme Schicksal mahnen, das einst den Märchenkönig und seine Königin traf?

Seit mehr als zwanzig Jahren wird an dem Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich gearbeitet. Die Zeit ist nicht übermäßig lang für ein Werk, das in die Lebensgewohnheiten und Besitzverhältnisse von fünfzig Millionen deutscher Menschen empfindlich, zum Guten oder zum Bösen, eingreifen soll. Am siebenzehnten Januar wurde der fertige Entwurf in den Reichstag gebracht, zehn Tage danach wurde das Einführungsgesetz vorgelegt, von dessen Gestaltung die Tragweite des Reichsprivatrechtes abhängig ist. Man hätte nun erwarten dürfen, daß also zu den erwählten Vertretern des Volkes gesprochen würde: „Da habt Ihr das Gesetzbuch; nehmt es mit nach Hause, lest es, gebt es Euren Wählern zu lesen und erforscht, wo Ihr nur irgend könnt, die Wünsche und Forderungen des Volkes; dann erst, nach einem halben, wenn es sein muß, nach einem ganzen Jahr, sollen die Verhandlungen beginnen. Wir, die Regirungen, warnen vor Ueberstürzung; wir wollen, daß jeder Punkt sorglich erwogen wird; mag die tausendjährige Zersplitterung des deutschen Privatrechtes noch ein paar Jahre währen: Das wird nicht annähernd so gefährlich sein, wie wenn durch hitzige Hast jetzt Etwas versäumt wird.“ So wäre unter normalen Verhältnissen der Lauf der Dinge gewesen. Bei uns kam es anders. Bevor man noch wissen konnte, wie der Bundesrath den Entwurf gestalten und welche Theile des Privatrechtes er der Landesgesetzgebung vorbehalten würde, war schon die Mahnung zu hören, der Reichstag möge sich beeilen, denn das Gesetzbuch müsse um jeden Preis noch in diesem Jahr fertig werden. Warum? Weil zu dem Jubeljahr unbedingt auch eine Jubelleistung gehört. So zwingenden Gründen konnten die geweihten Volksvertreter sich natürlich nicht spröde versagen; sie waren bereit, ohne allzu ängstliches Prüfen und Wägen an die Sache heranzugehen, und die erste Berathung des wichtigsten und umfangreichsten Gesetzgebungwerkes, das jemals den Deutschen Reichstag beschäftigt hat, konnte schon ein paar Tage nach der Vorlegung

des Entwurfes beginnen. Das war, mit aller dem hohen Hause schuldigen Ehrfurcht sei es rund heraus gesagt, ein Skandal; und man darf sich denn auch nicht darüber wundern, daß nach diesem kaum erhofften Erfolg die hastigen Herren rasch kecker wurden und sich jetzt gar schon erfrechen, von Verschleppung zu reden, weil der Entwurf einer Kommission überwiesen worden ist. Wenn das Gesetzbuch nicht sofort unter Dach gebracht wird, so erzählt man uns, dann kommt es überhaupt nicht zu Stande. Das mag richtig sein: je mehr der Entwurf, der dem Laien in manchem Abschnitt wie ein chinesisches Pandektenkompendium erscheint, gelesen, geprüft und in seinen möglichen Wirkungen gewürdigt wird, desto geringer wird die Wahrscheinlichkeit seiner Annahme. Aber die Wackeren, die zu seinem Ruhm den Mund so weit aufreißen, halten ihn doch für vortrefflich und müßten deshalb glauben, daß bei eingehender Prüfung die Zahl seiner Bewunderer sich mehren muß; sie sollten sich selbst sagen, daß ihre sonderbare Empfehlung nur den Eindruck verstärken kann, der Entwurf müsse vor allzu sorgfältiger Betrachtung ängstlich bewahrt werden, — ganz wie einst das erste Unheilsstück der herrlichen Handelsvertragspolitik. Damals wurde mit nationalen Phrasen, die heute Jeder belächelt, zur Eile gespornt; heute wiederholt sich das selbe Spiel und in abermals vier Jahren wird wieder jeder Vernünftige die hohle Pathetik verlachen, die uns jetzt zugemuthet wird und die vollkommen unverständlich wäre, wenn man nicht aus Privatgesprächen den wahren Grund der betriebsamen Hast längst erfahren hätte. Brave Männer, die den Winter des Mißvergnügens von der Sonne der Hofgunst erhellt und erwärmt sehen möchten, haben einen feinen Plan ausgedacht und andere Männer, die seit dreißig Jahren und länger sich und die Volksgenossen mit Phrasierfrüchten füttern, haben ihn bereitwillig unterstützt: der Reichstag soll sich beeilen, damit am zehnten Mai, dem Jubeltage des Frankfurter Friedens, das Bürgerliche Gesetzbuch fix und fertig dem Kaiser überreicht werden kann. Solche Fackeltänzerwünsche sind im Zeichen der illuminirten Politik möglich; solche Erwägungen sollen das Werden des wichtigen Werkes bestimmen, das die nüchternste Gelassenheit und die kühlsten Köpfe verlangt. Die Wackeren glauben vielleicht, dem Kaiser gefällig zu sein; sie irren: ein Deutscher Kaiser, der seiner Pflicht sich bewußt ist und das schwere Geschäft des Regirens nicht wie eine Schauspielerleistung betrachtet, die zu weiter Wirkung prächtiger Dekorationen und blendender Lichteffekte

bedarf, kann und darf nicht wünschen, daß die Berathung eines Gesetzbuches, das für Menschenalter die Rechtsverhältnisse des Volkes regeln soll, eines kindischen Wahnes wegen auch nur um eine Stunde beschleunigt wird; er kann nicht in Dornröschens thörichtem Vater sein Vorbild sehen, sondern — wenn es ohne Märchen denn nun einmal nicht geht — in dem Märchenherrscher, der nachts vermummt durch Gassen und Spelunken streift, um die Ansprüche und Klagen seines Volkes kennen zu lernen, und der auf die so gewonnene Kenntniß die Kunst des Regirens gründet. Aber man darf auch diesmal den Kaiser aus dem traurigen Spiel lassen; er trägt nicht die Verantwortung und wir haben uns an die Männer zu halten, die den Wählern versprochen haben, nach Pflicht und Gewissen das Interesse des Volkes zu wahren. Diese Männer brechen schamlos und schimpflich ihr Wort, wenn sie jetzt, da die Gunst des Zufalls sie vor eine große Aufgabe stellt, ein abgekürztes Verfahren empfehlen und unanständige Eile als nationale Pflicht ausschreien. Niemals ist von irgend einem Parlament der Welt ein so bedeutsames Gesetzgebungwerk mit so skandalöser Leichtfertigkeit behandelt worden; und man müßte sich über diese unwürdige Behandlung wundern, wäre nicht durch die Viertageleistung der Generaldiskussion der bündige Beweis erbracht worden, daß der Reichstag gar nicht ahnt, was von ihm verlangt wird und verlangt werden muß.

Die bekannten und im engeren Kreis ihrer Berufsthätigkeit sicher mit Recht anerkannten Juristen, die in drei Kommissionen sich um die Feststellung des Entwurfes bemüht haben, sind zum weitaus größten Theil Dogmatiker und Historiker der Rechtswissenschaft. Sie sind gewöhnt, den Ursprung der Rechtsinstitute zu ermitteln, ihre Entwickelung zu verfolgen, die in jedem Zeitpunkt geltenden Rechtsnormen in ein wissenschaftliches System zu bringen und diesem System die für die Anwendung tauglichste Form zu geben. Man darf getrost annehmen, daß diese Aufgabe bei dem Versuch einer Kodifikation des bürgerlichen Rechtes so sauber und gut bewältigt worden ist, wie es die technische Leistungfähigkeit von heute überhaupt möglich macht, und man kann mit Sicherheit behaupten, daß die juristischen Kräfte des Reichstages nicht berufen sind, nach dieser Richtung heute noch bessernd einzugreifen. Außer der dogmatischen und der historischen Rechtswissenschaft giebt es aber, nach Mengers klarer Eintheilung, noch die legislativ-politische Jurisprudenz, deren Aufgabe darin besteht, „den überlieferten Rechtsstoff

mit den Zuständen der Gegenwart zu vergleichen und daraus zu schließen, welche Aenderungen dieses Stoffes in der Zukunft nothwendig sein werden". Hier hat, da vor der Berufung der Techniker die Verständigung über die politischen Grundlagen des Werkes leider nun einmal versäumt worden ist, die Arbeit des Reichstages zu beginnen. Er vertritt die Interessen der einzelnen Berufsstände im Deutschen Reich — oder will sie doch vertreten —, er sollte mit den thatsächlichen Zuständen und mit den Machtverhältnissen der Klassen vertraut sein und hat nun mit der peinlichsten Sorgfalt zu prüfen, ob diesen Zuständen und Machtverhältnissen die aus der Masse des angesammelten Stoffes gewählten Rechtsnormen entsprechen. Solche Prüfung kann auch der Laie vornehmen, der im praktischen Leben steht und die Bedürfnisse der geschiedenen Volksschichten kennt; gerade er kann und muß hier die Arbeit des Juristen ergänzen und ihr die Verbindung mit der lebendigen Wirklichkeit schaffen. Die Reichstagsparteien sind anderer Meinung: sie betrachten die Sache offenbar als eine interne Angelegenheit der Juristenschaft und haben fast ausschließlich Juristen ins Feuer geschickt. Unter den siebenzehn Rednern, die während des Viertagewerkes sprachen — die Herren Colbus und von Manteuffel sind nicht mitgezählt, da sie nicht über das Bürgerliche Gesetzbuch redeten —, waren nur vier Laien und diese Vier waren durchaus nicht so enthusiastisch gestimmt wie die Rechtsgelehrten und haben ausnahmelos sehr erhebliche Einwände vorgebracht. Die dreizehn übrigen Herren haben, in mehr oder minder wirksamen Reden, zum größten Theil einfach wiederholt, was sie selbst oder was andere Rechtsgelehrte schon vorher in Juristenversammlungen gesagt hatten. Dabei nahm die Abflachung nach der liberalen Seite mit erschreckender Schnelligkeit zu — die Reden der Herren Kauffmann und Schröder bezeichnen einen betrübenden Tiefpunkt —, aber es zeigte sich auch wieder, wie stark sogar die anderen alten Parteien, bis in die Reihen der Konservativen und Sozialdemokraten, noch immer mit dem liberalen Phrasengeist imprägnirt sind. Wenn diese Reden nicht gehalten worden wären, stände die Sache noch genau so, wie sie vorher stand; sie sind völlig bedeutunglos und beweisen nur, daß der Reichstag seine Aufgabe gar nicht begriffen hat. Nicht die Juristen, kleine Anwälte und Dutzendrichter, die nach der Arbeit der Kommissionen nichts Neues und nichts Nützliches mehr sagen konnten, mußten sprechen, sondern die politischen Führer, denn nicht um eine juristische, sondern um eine politische Auf-

gabe handelte es sich. Immerhin giebt der Vorgang ein getreues Bild der wirklichen Stimmungen. Leere Häuser, nicht die leiseste Spur eines Volksinteresses, nicht ein einziger süddeutscher Redner, Jubel unter den Juristen, die einen bequemeren Geschäftsbetrieb erhoffen und denen seit Monaten wiederholt wird, daß sie sämmtlich großartige Leute und die berufensten Hüter unserer Volkheit sind, im kleinen Kreise der Laien allerlei Bedenken, schüchterne Resignation, ängstliche Scheu, sich vor den Fächmännern zu blamiren, daneben der Wunsch, den richtigen Kahn zu erwischen und des sogenannten großen Momentes sich würdig zu zeigen: so sehen in der gemeinen Wirklichkeit die Dinge aus. Das klingt freilich nicht so hold wie die schmeichelnde Schilderung, die uns vorreden möchte, ein gewaltiges Sehnen nach der Rechtseinerleiheit gehe durch die berühmte Volksseele und Bauer und Bürger würden auf offener Straße nächstens einander gerührt in die Arme sinken und in verzückten Lauten die frohe Botschaft zum Himmel emporlallen, daß ihnen endlich, nach langem Harren, das Bürgerliche Gesetzbuch beschert worden ist.

Diese allzu rosige Auffassung, die man eine Anschauung nicht nennen darf, weil sie dem Wunsch, nicht der Betrachtung entspringt, hat ihren typischen Ausdruck in der Rede des Staatssekretärs Nieberding gefunden und die Zeit ist wahrscheinlich nicht fern, wo man diese Rede genau so beurtheilen wird wie die Lobgesänge, die der General von Caprivi den Handelsverträgen und der zweijährigen Dienstzeit angestimmt hat. Daß sie im Reichstag Beifall fand und in einer Fachzeitschrift von einem sonderbaren Schwärmer „klassisch“ genannt wurde, beweist nur, wie gut Helvetius die Menschen kannte, als er sagte: Le degré d'esprit nécessaire pour nous plaire est une mesure assez exacte du degré d'esprit que nous avons. Wer diese Rede bewundert, hat sein geistiges Vermögen damit auf Heller und Pfennig eingeschätzt.

Herr Nieberding beginnt mit einer petitio principii: er geht von der Ansicht aus, daß die Rechtseinheit unter allen Umständen erstrebenswerth und im Vergleich mit der Rechtszersplitterung, auch mit der, die in Gewohnheit und Stammesverschiedenheit wurzelt, immer ein nationaler Vortheil ist. Diese Ansicht ist aber durchaus nicht so unbestritten, wie man nach den Worten des Staatssekretärs annehmen könnte. Savigny sagt in seiner wirklich klassischen Schrift: „Es ist ein Irrthum, zu glauben, das Allgemeine werde an Leben gewinnen durch die Vernichtung aller individuellen Verhältnisse. Könnte in jedem

Stande, in jeder Stadt, ja in jedem Dorf ein eigenthümliches Selbstgefühl erzeugt werden, so würde aus diesem erhöhten und vervielfältigten individuellen Leben auch das Ganze neue Kraft gewinnen. Darum, wenn von dem Einfluß des bürgerlichen Rechtes auf das Vaterlandsgefühl die Rede ist, so darf nicht geradezu das besondere Recht einzelner Provinzen und Städte für nachtheilig gehalten werden .... Das Verderblichste aber ist leichte und willkürliche Aenderung des bürgerlichen Rechtes, und selbst wenn durch dieselbe für Einfachheit und Bequemlichkeit gut gesorgt wäre, so könnte dieser Gewinn gegen jenen politischen Nachtheil nicht in Betracht kommen. Was so vor unseren Augen von Menschenhänden gemacht ist, wird im Gefühl des Volkes stets von Demjenigen unterschieden werden, dessen Entstehung nicht eben so sichtbar und greiflich ist." Dem Urtheil des deutschen Rechtslehrers gesellen sich drei französische Stimmen: Montesquieu, Benjamin Constant und Laboulaye haben eindringlich vor dem hastigen Jagen nach der Uniformirung des Rechtes gewarnt und der Verfasser des Esprit des Lois hat die kleinen Geister boshaft verspottet, die sich von dem Streben nach Gleichförmigkeit locken und leiten lassen, und sehr skeptisch gefragt: Lorsque les citoyens suivent les lois, qu'importe qu'ils suivent la même? Ganz so einfach, wie Herr Nieberding zu glauben scheint, liegt die Sache also doch wohl nicht; und ganz so fürchterlich, wie er sie schildert, sind unsere Rechtsverhältnisse am Ende auch nicht. Wenn ein sozialdemokratischer Schriftsteller die Rechtszustände im Deutschen Reich so beurtheilt hätte, wie Herr Nieberding oder gar Herr Sohm sie beurtheilt — „Aus bunten Lappen setzt sich heute das Kleid des deutschen bürgerlichen Rechtes zusammen, ein Narrenkleid, Harlekin!" —, dann wäre er vielleicht wegen Verächtlichmachung von Staatseinrichtungen auf ein paar Monate ins Gefängniß gewandert. Und er hätte sich über unbilliges Urtheil nicht beklagen dürfen, denn er hätte entstellte Thatsachen öffentlich behauptet und verbreitet. Auch den Staatssekretär des Reichsjustizamtes könnte, wenn er nicht als ein Privilegirter spräche, ein findiger Staatsanwalt scharf ins Verhör nehmen. Wozu weckt er die Unzufriedenheit und schilt das im Herzen Deutschlands herrschende römische Recht, „das vor fast anderthalbtausend Jahren in Byzanz geschaffen wurde und in lateinischer Sprache geschrieben ist",— wenn er ein paar Minuten später, um angebliche „Liebhabereien" der Germanisten abzuwehren, selbst bekennen muß: „Das römische Recht,

wie es bei uns besteht, ist nicht römisches Recht mehr in dem strengen nationalen Sinn; es ist gemodelt und theilweise deutsch geworden in der geistigen Arbeit Deutschlands von vier Jahrhunderten; es muß als deutsches Recht gelten"? Und warum klagt er so laut über die Herrschaft des Code, des „französischen Rechtes", — wenn er gleich darauf sagen muß: „Selbst der Code besteht im Wesentlichen aus altem Recht, wie es in Frankreich galt, aus dem römischen Recht, wie es die französische Nation sich angeeignet hatte, aus dem fränkischen Recht, wie es in dem Norden Frankreichs sich erhalten hatte"? Die Schreckbilder des Herrn Nieberding sind mit verschwimmenden Nebelfarben gemalt, die den prüfenden Blick nicht vertragen. Es ist nicht wahr, daß im Volk das Bedürfniß lebt, die Rechtsquellen zu kennen und zu begreifen; das Volk liest keine Gesetzbücher, mögen sie nun von Justinian oder von Sohm verfaßt worden sein: es geht zum Anwalt und holt sich Rath und verlangt nicht, daß der Herr Notar oder Justizrath ihm etwa die Pandekten, den Code oder das Landrecht aufschlägt. Es ist nicht wahr, daß „unser Volk Mühe anwenden muß, um sich durch das geltende Recht durchzuschlagen"; das Volk bekümmert sich um die Rechtszersplitterung gar nicht und es ist ihm ganz gleichgiltig, ob der Kodex, den es sich überhaupt niemals vorlegen läßt — die ältesten Rechtsanwälte wissen von so wunderlichen Wünschen nichts zu erzählen —, es „fremdartig anmuthet". Es ist nicht wahr, daß der einfache Mann in seinem gemeinen Menschenverstand es ganz unbegreiflich finden muß, wenn er erfährt, daß in anderen Gegenden des deutschen Landes ein anderes Recht gilt; im Gegentheil: der einfache Mann würde es wunderbar finden, wenn er vernähme, daß die Hanseaten unter dem selben bürgerlichen Recht leben wie die tiroler Bauern und daß für ostpreußische Landarbeiter das selbe Gesetz gilt wie für Rheinländer und Schwaben, die in einer ganz anderen Kulturzone und inmitten einer durch ganz andere Faktoren bestimmten Wirthschaftentwickelung wohnen. Der natürliche Menschenverstand hat selten Sehnsucht nach Uniformirung und diese Sehnsucht ist heute noch geringer als sonst, weil die straffe Centralisation längst als ein zweifelhafter Segen erkannt worden ist; man kann den einfachen Mann durch Phrasen trunken machen, aber er wird, wenn er dann wieder zur Nüchternheit erwacht, nicht bequem zu regiren sein und vielleicht in katzenjämmerlicher Verdrossenheit fragen, ob es nöthig war, ihm ein Ziel vorzugaukeln, das die Mühe des Weges so

wenig lohnt. Savigny verzeichnet mit besonderer Freude die Aeußerungen eines Rezensenten seiner Schrift, der von der Lebenserfahrung und dem praktischen Bedürfniß ausgeht: „Er rügt die handgreifliche Uebertreibung, womit die Folgen der mannichfaltigen Rechte in Deutschland geschildert zu werden pflegen. Die wenigsten Menschen, wird hier richtig bemerkt, erfahren etwas Genaueres über den Inhalt ihres eigenen bürgerlichen Rechtes, sie werden sich also mit den Bewohnern anderer Gegenden durch gemeinsames Recht eben so wenig verbrüdert als durch Rechtsverschiedenheit von ihnen getrennt fühlen. Der Aerger, den der Beisitzer einer Juristenfakultät, die von allen Seiten her Akten bekommt, über die Mannichfaltigkeit des Rechtes hat, ist gewiß kein universeller deutscher Nationalärger." Wer die feinen, kühlen und klaren Erwägungen des Begründers der historischen Rechtsschule der wirren Pathetik vergleicht, die uns im Reichstag von seinen Epigonen geboten wurde, wird leicht die Wirkung der niederträchtigen Phrasenwirthschaft erkennen, mit der uns die Epoche der Aufklärung und des Liberalismus seitdem beglückt hat. Damals, wo die Rechtseinheit die Grundlage der Reichseinheit werden sollte, wurden die möglichen Vortheile in gelassener Ruhe gegen die sicheren Nachtheile abgewogen; heute, wo die Rechtseinheit, nach dem von öffentlichen Meinungen und privaten Faulheiten gläubig hingenommenen Wort, das Gebäude der Reichseinheit ornamentarisch „krönen" soll, stellt man sich, als wären die Vortheile gewiß und die Nachtheile gar nicht der Rede werth und als handle sichs um ein Gnadengeschenk, das der beschränkte Unterthanenverstand in wonnesamer Verzücktheit begrüßen müsse.

Wenn man also die Siegessicherheit des Herrn Nieberding skeptisch betrachten und statt der Begeisterung der deutschen Volkes, die er im Munde führt, immer die Begeisterung der deutschen Juristen setzen wird, so ist damit schon angedeutet, daß man auch seine übrigen Behauptungen mit dem mißtrauischen Zweifel aufnehmen muß, den Descartes für die wissenschaftliche Methode der Forschung empfiehlt, dessen aber wohl auch der Laie sich erdreisten darf, wo eine autoritäre Meinung ihm an Leib und Leben rührt. Ueber die furchtbare Verderblichkeit des römischen Rechtes ist in den letzten Jahren von Schwätzern, die weder das römische noch das deutsche Recht kennen, allerlei läppischer Unsinn vorgetragen worden; solche Albernheiten wird der verständige Laie nicht mitmachen, sondern bescheiden das Urtheil in diesem Streit den sachverständigen Fachmännern überlassen. Wenn aber der Staatssekretär mit gerümpfter

Lippe von „germanistischen Liebhabereien“ spricht und damit offenbar auf Gierke zielt, dann darf man ihn doch vielleicht fragen, ob er wirklich glaubt, mit dieser armsäligen Polemik irgend einen Eindruck machen zu können, und ob er gar kein Gefühl für die Großartigkeit des Kampfes hat, den Otto Gierke, als ein Einzelner, bis zum letzten Wank für das deutsche Recht und gegen die Entwürfe der Kommissionen führt. Herr Nieberding spottet über die „Männer, die das Recht der Zukunft schon fertig zu haben glauben“; aber er selbst hält sich für berufen, unaufhörlich zu verkünden, was das deutsche Volk will und nicht will, was es ersehnt und wofür es in Ewigkeit dankbar sein wird. Dieses Selbstbewußtsein erscheint dem unbefangenen Betrachter durchaus unberechtigt, denn jeder Satz, den der Staatssekretär nicht von Eck, Sohm und Anderen einfach übernommen hat, muß dem stärksten Zweifel begegnen. Die Sprache des Entwurfes ist nicht an der Unverständlichkeit des fremdsprachigen Rechtes zu messen, sondern an der Fähigkeit unserer Muttersprache, besonnen Gedachtes klar und anschaulich auszudrücken. Die Thatsache, daß die Bedenken, die frühere Kodifikationen bei der Entstehung empfingen, im Lauf der Zeiten verstummt sind, beweist ganz und gar nicht, daß diese Bedenken falsch waren; auch einen verschnittenen Rock trägt man wohl auf und man gewöhnt sich an mangelhafte Gesetzbücher, weil man sich daran gewöhnen muß und weil jeder weitere Tadel doch ohne Wirkung bliebe; gerade deshalb aber ist es nöthig, jeden Wunsch und jede Klage vor der Fertigstellung des Werkes auszusprechen, damit nachträgliche Veränderungen nicht die Erfahrung wiederholen, die wir mit den einmal verfehlten Zwanzigpfennigstücken gemacht haben. Es ist auch völlig unnützlich, dem Reichstag das leuchtende Beispiel des Bundesrathes vorzuführen, weil da die einzelnen Regirungen ihre Bedenken der nationalen Sache geopfert hätten; in Wirklichkeit sind diese Bedenken dort gerade sehr ausgiebig berücksichtigt und große und wichtige Materien sind noch im letzten Augenblick der Rechtseinerleiheit entzogen worden, weil nur dadurch im Bundesrath überhaupt eine Mehrheit für den Entwurf zu gewinnen war. Die Behauptung, daß im deutschen Land das französische Recht „vegetirt, wie eine Pflanze, die dem natürlichen Boden entrückt ist“, und daß der Deutsche sich eigentlich schämen müsse, unter diesem Recht zu leben, ist vom Freiherrn von Stumm sehr entschieden mit der Bemerkung zurückgewiesen worden, daß selbst die eifrigsten deutschen Patrioten mit dem Code höchst zufrieden sind und ihn am

Liebsten auch künftig erhalten sähen. Eben so ließe sich auch die beweislose Hypothese widerlegen, der Code habe das Prestige Frankreichs erhöht und das internationale Ansehen des Deutschen Reiches werde durch den Gewinn der Rechtseinheit wachsen; das französische Prestige wurde durch die Revolution, deren Gedankeninhalt der Code in das Rechtsleben rettete, für ein Jahrhundert gesichert und der „Respekt vor der Energie der deutschen Volksseele" wird nur dann gesteigert werden, wenn diese Energie sich auf das nützliche Ziel richtet, ein Werk zu schaffen, das in der Erkenntniß sozialer Nothwendigkeiten den Kodifikationen aller anderen Völker voraus und wirklich geeignet ist, Gesetz und Grundlage der kommenden deutschen Rechtsentwickelung zu sein.

Daß dieses Ziel jetzt erreicht ist, behauptet Professor Rudolf Sohm, dessen juridische Sachkenntniß und Urtheilsfähigkeit Niemand bezweifeln wird. Aber dieser ausgezeichnete Jurist hat sich durch die schwärmerische Liebe zu seiner Berufsarbeit und durch sein flackerndes Temperament allmählich in eine so fanatische Begeisterung für den unter seiner Mitwirkung entstandenen Entwurf locken lassen, daß er nur noch in Ausrufungzeichen daran zu denken vermag. Wenn man den Vortrag liest, den er in der berliner Juristischen Gesellschaft gehalten hat, steht man staunend vor der Fülle verwegener — leider fast immer abscheulich schiefer — Bilder, die eher im überhitzten Hirn eines stümpernden Zolanachahmers als im kühlen Kopf eines Rechtsgelehrten entstanden scheinen. Da ist von dem „Stapellauf" des Entwurfes die Rede, der „mit vollen Segeln vor günstigem Winde in das offene Meer des Rechtslebens hinausfahren" wird; da wird, etwas später, geschildert, wie „Feuergluth durch die Adern des Entwurfes gehen", wie er seinen „Hochzeitstag" erleben und die „irdenen zu goldenen Paragraphen" verwandelt sehen wird; da heißt es, daß „die deutsche Praxis den Buchstaben an die Wand drücken wird," und sogar die unerträgliche „Jetztzeit" wird uns nicht erspart. Es ist traurig, daß ein bedeutender Mann, obwohl er in der Stadt Wustmanns lebt, eine so schlechte Zeitungsprache schreibt und spricht; aber man könnte trotzdem annehmen, daß diese Schrift wirklich die Bewunderung verdient, die ihr so reichlich gezollt wird, wenn sie dem gesunden Menschenverstand nicht allzu Merkwürdiges zumuthete und wenn Gierke, der sie sehr fein „bestechend" nennt, sie nicht mit überlegener Ruhe einfach vernichtet und ausgelöscht hätte. Aber Gierkes Gegenschrift — „Das Bürgerliche Gesetzbuch und der Deutsche Reichstag" — blieb

ziemlich unbekannt und Sohms Vortrag, der die Juristenweisheit überschwänglich feiert und deshalb bei der Juristengesellschaft natürlich stürmischen Beifall fand, wurde an die Reichstagsmitglieder vertheilt. Ob ein solches Verfahren dem lotharischen Grundsatz entspricht, daß man vor der Entscheidung beide Theile hören müsse, mag mindestens zweifelhaft sein; jedenfalls schuf es dem Professor Sohm das vom Staatssekretär so ersehnte Prestige und man war begierig, wie der Gefeierte sich in der ungewohnten Rolle eines Parlamentsredners und Regirungskommissars benehmen würde. Daß der Erfolg weit hinter der Erwartung zurückgeblieben ist, wird allgemein anerkannt; aber man hält sich bei diesem Urtheil doch mehr an einzelne Seltsamkeiten, an die hohe und schrille Tonart, und übersieht dabei das Wesentliche: den geradezu erschreckenden Gedankengang. Sohms neue Bilder sind gewiß nicht schöner und richtiger als die alten; und die Art, wie er mit Herrn Stadthagen umsprang, einem bedauernswerthen, kranken Manne, der mit gellenden Superlativen und grotesken Verzerrungen selbst die beste Sache zu Schanden macht, wird nicht nach Jedermanns Geschmack sein, denn der Proletarieranspruch ist nicht weniger ernst und gerecht, weil ein hysterischer Jude ihn mit widerwärtigen Demagogenmitteln vertritt. Immerhin handelt es sich hier um individuelle Regungen, um Geschmacksfragen und um das Taktgefühl, das selbst in einem unangenehmen Menschen noch den Menschen und in dem Demagogen den verirrten Idealisten zu ehren vermag. Viel, sehr viel schlimmer ist die Weltanschauung, die sich, in fast erfrischender Keckheit, da enthüllte. Die Beamten haben den Staat gemacht; unter den Beamten aber sind wieder die Juristen zur Volksvertretung am Meisten berufen, weil sie von dem Interesse der Gerechtigkeit ganz erfüllt, von Sonderinteressen entfernt und dem Gesammtinteresse allein dienstbar sind. Daß dieser Ausspruch des konservativen Kirchenrechtslehrers im Bereich der liberalen Phrase mit Jubelgebrüll begrüßt wurde, ist nicht wunderbar. Aber es kommt noch besser: „Sobald das Gesetz, das geschriebene, von der lebendigen Ueberzeugung der gesammten Zeitgenossen verlassen ist, in dem selben Augenblick ist es tot, und wenn es zehnmal geschrieben wäre"; also es giebt und gab überhaupt nie ein Gesetz, das galt und angewandt wurde, trotzdem es von der lebendigen Ueberzeugung der Zeitgenossen schon lange verlassen war. Dieser Ueberraschung reihen sich schnell andere an. Die agrarische Frage, die nach Sohms Ansicht „seit Kurzem

plötzlich emporgewachsen ist", besteht darin, daß höhere Getreidepreise, die Arbeiterfrage besteht in der Hauptsache darin, daß höhere Löhne nothwendig sind. Man muß bedauern, daß diese an ferne Mammuthkulturen erinnernden Ansichten nicht von einem Lassalle mit den blitzenden Waffen einer stählernen Dialektik zerfetzt werden konnten; aber auch der simple Maschinenschlosser Frohme hat den Professor und Geheimen Hofrath schon arg ins Gedränge gebracht. Man sollte nicht bei den wunderlichen Bildern verweilen, auf denen Grundsätze in den Sattel gesetzt und mit dem Hammer des Geistes den Paragraphen soziale Funken entlockt werden, sondern sich sehr ernstlich die Frage vorlegen, ob eine Zeit, in der solche Spaltung des Rechtsbewußtseins sichtbar wird, den Beruf zu einer Rechtskodifikation hat und ob eine Kommission, in der Sohms Geist herrschend war, einem etwa vorhandenen Beruf die für die kommende Rechtsentwickelung nützliche Richtung weisen konnte. Ein bekannter Civilrechtslehrer hat neulich gesagt, Sohms Reichstagsrede habe die Unfähigkeit der alten, längst schon verdorrten Rechtsanschauung zur Erkenntniß des modernen Empfindens deutlich bewiesen, sie sei das Jena der historischen Rechtsschule geworden, — und dieses Wort hat vielfache Zustimmung gefunden. Wenn aber ein Mann, der, wie Sohm, in seinem Fach Hervorragendes leistet und von seinen Berufsgenossen geräuschvoll anerkannt wird, von der Einsicht in die sozialen Zusammenhänge und Nothwendigkeiten noch so weit entfernt, wenn er von der Forscherliebe zu dem vorhandenen Rechtsstoff so geblendet ist, daß er die Gemeinsamkeit der modernen wissenschaftlichen Gedanken gar nicht empfindet, — ist dann wirklich der große Tag angebrochen, wo es möglich wird, die äußere Einheit der Rechtspflege zu schaffen, die der inneren Einheit des Rechtsempfindens entspricht?

Der Wahn, der die Zeit jetzt erfüllet glaubt, wird kaum noch zu zerstören sein. Mehr noch als für die nachrevolutionäre Epoche gilt für unsere Tage, was Savigny 1814 schrieb: „Sinn und Gefühl für die Größe und Eigenthümlichkeit anderer Zeiten sowie für die naturgemäße Entwickelung der Völker und Verfassungen, also Alles, was die Geschichte heilsam und fruchtbar machen muß, war verloren: an die Stelle getreten war eine grenzenlose Erwartung von der gegenwärtigen Zeit, die man keineswegs zu etwas Geringerem berufen glaubte als zur wirklichen Darstellung einer absoluten Vollkommenheit." Alle Mächte, die in unserem öffentlichen Leben heute wirksam sind, haben sich an den Mohnsafttränken aus dem Phrasierlande berauscht und die Fähigkeit ruhiger

Erwägung vor großer Entscheidung scheint völlig verschwunden. Deshalb verhallen immer wieder die warnenden Stimmen und die lärmsüchtige Begeisterung der Trunkenheit beherrscht Gassen und Markt. Dennoch, mögen auch die Pathetiker wettern und die Juristen ihr schon von Baco erkanntes Geschäft des e vinculis sermocinari weiterbesorgen, muß der Versuch einer Verständigung unter Verständigen diesmal bis ans Ende geführt werden. Fürst Bismarck hat in einem Tischgespräch einmal scherzend gesagt, jede alte Steuer sei gut, jede neue schlecht; diese aus einer reichen Lebenserfahrung geschöpfte Weisheit wird man ganz ernsthaft vielleicht auch auf Gesetzbücher anwenden dürfen. Ein neues Gesetzbuch, das vor unseren Augen von Menschenhänden gemacht worden ist, wird anders beurtheilt werden als das alte, gewohnte Recht, dessen Ursprung in mystisches Dunkel zurückreicht und das die Vortheile jedes alten, von gläubiger Ehrfurcht umgoldeten Besitzes hat. Das Bürgerliche Gesetzbuch wird von den Feinden unserer Wirthschaftordnung bis in die verborgensten Paragraphen hinein durchstöbert und zu dem konzentrirten Sturmangriff benutzt werden, den die Rechtszersplitterung jetzt noch unmöglich macht; gegen die Constitutio Joachimica und das Stadtrecht von Katzenelnbogen kann kein Agitator die Proletarierschaaren zusammenschließen, aber ein dem gesammten Reich gemeinsames Recht wird den harten Anprall der Stürmenden zu ertragen haben. Will man sich schon über alle Bedenken hinwegsetzen, die gegen die Rechtsuniformirung erhoben worden sind und noch immer erhoben werden können, dann muß das Gesetzbuch wenigstens so geartet sein, daß es solchen Angriffen trotzen kann. Einstweilen wird der Entwurf von allen Schwachen abgelehnt, von den Frauen und von den Handarbeitern, von Allen, die rüstig aufsteigen wollen und für ihre veränderte Machtstellung auch ein verändertes Recht heischen. Der Widerstand würde noch viel heftiger und umfassender sein, wenn der Entwurf in weiteren Kreisen bekannt wäre, wenn namentlich die Landbevölkerung erst begriffen hätte, was die Kodifikation ihr bringt und entzieht. Damit solche Erkenntniß sich verbreiten kann, ist Zeit nöthig; und der Reichstag wird sich deshalb ein nationales Verdienst erwerben, wenn er auf Fackeltänzerwünsche verzichtet und dem Volk Zeit läßt, sich von der Zunftbegeisterung der Juristen zu ernüchtern, unter deren vertrocknender Uebermacht es auf allen Gebieten zu leiden hat und die es deshalb als Führer und Pfadfinder nicht blind länger anerkennen will. Sind alle Wünsche gehört und ist jeder gerechte Anspruch erfüllt, dann mag man versuchen, in stiller Arbeit

den Streit zu schlichten, der bis ins Innerste jetzt die Gesellschaft durchzittert und dessen tiefsten Grund der Jurist Lassalle, obwohl er kein Beamter war, klar erkannt hat, als er sagte, daß der Begriff des erworbenen Rechtes wieder einmal streitig geworden ist, — dann mag, wenn Meister und Gesellen leise und gewissenhaft am Werke stehen, der schwere Glockenguß der deutschen Rechtseinheit endlich gelingen.

Noch sind die Wünsche der Schwachen nicht erhört, noch scheint dem ruhigen Betrachter deshalb auch für das große Werk die Zeit nicht erfüllt. Was jetzt geplant wird, ist nicht das Produkt sozialer Rechtswissenschaft, die mit den veränderten Machtverhältnissen der Klassen zu rechnen und der werdenden Entwickelung die Wege zu weisen vermag, sondern die letzte Greisenleistung der historischen Rechtsschule, das Testament einer müden Gesellschaft, nicht die frische und frohe Lebensregung einer jungen, kraftvoll erwachenden Zeit; es ist, nach Gierkes gutem Wort, die im Namen der deutschen Einheit angedrohte Vergewaltigung des modernen Rechtsbewußtseins, die im Namen des deutschen Volksthumes zurückgewiesen werden muß. Als Savigny das Gebrüll nach Rechtseinerleiheit abwehren mußte, erinnerte er warnend an die Juden, die am Berge Sinai das göttliche Gesetz nicht erwarten konnten und aus Ungeduld ein goldenes Kalb machten. Die Erinnerung wird dem Professor Sohm, den gegen Herrn Stadthagen ein begreiflicher Rasseninstinkt stachelte, nicht unwillkommen sein können. Ihm ist das Bürgerliche Gesetzbuch das Dornröschen, das der Deutsche Reichstag, als ein munterer Märchenprinz, zum Leben erwecken wird. Aber Dornröschen wurde nicht durch den kecken Wagemuth des Prinzen aus dem Schlummer erlöst: es wäre auch ohne den Prinzen an dem Tage zum Leben erwacht, wo die hundert Jahre verstrichen waren und der Feenfluch keine Wirkung mehr üben konnte. Wer vorher muthwillig der Dornenhecke naht und in verstiegenem Kraftbewußtsein den Zauberbann brechen will, wird die Folgen so hitziger Keckheit zu tragen und das schlimme Schicksal noch einmal zu leiden haben, das einst den Märchenkönig und seine Königin traf, weil sie, die von den weisen Frauen die unscheinbarste nicht zum Taufmahl geladen hatten, die schwere Kunst geduldigen Wartens nicht rechtzeitig lernen mochten.

Individuum, Gruppe und Umwelt.

Als Quetelet eine neue Wissenschaft, eine „Physik der Gesellschaft“, schaffen wollte, sah er sich nach einem festen Boden um, auf dem er sie begründen könnte. Denn über zwei Dinge war er sich im Klaren. Erstens, daß eine solche „Physik der Gesellschaft“ möglich sein müsse. Dieser Ausgangspunkt seiner Untersuchungen ergiebt sich ihm scheinbar a priori, thatsächlich aber aus der Betrachtung der ganzen Natur. Denn, meint er, „wäre es nicht unsinnig, wenn man annehmen wollte, daß, während überall so bewunderswerthe Gesetze herrschen, das menschliche Geschlecht allein blind sich selbst überlassen worden sei?“ Zweitens, daß, wenn man die Grundlagen einer Physik der Gesellschaft einigermaßen feststellen wolle, man den „mittleren Menschen“ als feste Basis betrachten müsse. „Der Mensch, wie ich ihn hier betrachte“, schreibt er, „ist in der Gesellschaft das Selbe, was der Schwerpunkt in den Körpern ist; er ist das Mittel, um das die Elemente der Gesellschaft oszilliren.“ Wie nun der Physiker bei seinen Berechnungen der Bewegungen der Körper ihren Schwerpunkt zur Basis nimmt, so will Quetelet auf Grundlage des „mittleren Menschen“ die Gesetze der Bewegung der Gesellschaften berechnen. Allerdings weiß er, daß dieser „mittlere Mensch“ ein „fingirtes Wesen“, ein mathematischer Punkt, ein rechnerischer Begriff sei, der in der Wirklichkeit nicht existire: doch sei die Annahme eines solchen „der Weg, den man einzuschlagen habe, um eine Physik der Gesellschaft zu schaffen.“

Hat Quetelet sein Ziel, das er mit so viel Geist und mit so großem Eifer anstrebte, erreicht? Er wurde der Begründer der modernen Statistik, einer Forschungmethode, die auf den verschiedensten Wissensgebieten gute Dienste leistet, um Thatsachen des individuellen und sozialen Lebens zu konstatiren. Daß es ihm dagegen nicht gelungen ist, eine „Physik der Gesellschaft“ auch nur im Umrisse zu entwerfen, darüber läßt sein späteres Werk „Zur Naturgeschichte der Gesellschaft“ keinen Zweifel. In diesem faßt er die Resultate seiner statistischen Untersuchungen zusammen, um, aufsteigend vom physischen zum intellektuellen Individuum, uns schließlich eine Darstellung der Gesetze des physischen, moralischen und intellektuellen Lebens der Gesellschaft zu geben. Und was finden wir in dieser Darstellung? Seine statistischen Untersuchungen, seine „Massenbeobachtungen“, sein „mittlerer Mensch“ geben ihm keinerlei Auskunft über die großen Probleme der „Gesellschaft“ und der Menschheit; er ist schließlich gezwungen, nothdürftige Anleihen zu machen bei der deutschen „organischen“ Schule der Staatswissenschaft, bei Riehl und Planta, um uns seine „Gesellschaft“ als „organischen Körper“ darzustellen. Das haben

aber die deutschen „Organiker“ auch ohne Statistik und ohne „mittleren Menschen“ getroffen.

Einerseits nun beweist das Mißlingen seines Unternehmens, daß jene „feste Grundlage“, auf der er bauen wollte, jener „Schwerpunkt“ der sozialen Körper ungenügend und unbrauchbar war. Andererseits lag allerdings die Ursache des Mißlingens in Quetelets geistiger Beschaffenheit selbst. Quetelet war vorwiegend Mathematiker, ihm fehlte aber der historische Sinn für konkrete soziale Erscheinungen.*) Ihm sind Mensch und Gesellschaft mathematische Größen; die Gesellschaft ist ihm ein Körper, der um den Menschen als um seinen Schwerpunkt gravitirt. Und als ihn eine solche mathematische Betrachtung nicht ans Ziel führt, greift er blindlings nach — durch falschen Schein bestechenden — naturphilosophischen Analogien und Gleichnissen der „organischen Staatstheorie“, statt die sozialen Erscheinungen in ihrer Konkretheit in der Geschichte zu betrachten. So kommt es, daß er sich über soziale Institutionen und Erscheinungen mit Erklärungen und Begriffsbestimmungen zufrieden giebt, die nicht die geringste historische Kritik aushalten. So ist ihm die Familie — wobei er offenbar nur an unsere monogame Vaterfamilie denkt — „unstreitig die einfachste und natürlichste gesellschaftliche Verbindung, die man zu allen Zeiten und bei allen Völkern findet“(!) Die „Nation“ ist ihm ein „aus gleichartigen (!) Elementen, die einheitlich ihre Funktionen verrichten und von dem selben Lebensprinzip beseelt sind, zusammengesetzter Körper“. Offenbar hat sich Quetelet, als er diese Worte niederschrieb, keine einzige historisch wirkliche Nation vergegenwärtigt: er dachte offenbar nur an eine statistische „Masse“, die um einen „mittleren Menschen“ oszillirt und deren ungleichartige Elemente in der statistischen Tabelle sich einem arithmetischen Durchschnitte fügen müssen, um unter den gemeinsamen Nenner eines mittleren Menschen gebracht werden zu können. Aber alles Das ist höchstens soziale Mathematik, soziale Wahrscheinlichkeitrechnung, aber niemals soziale „Physik“. Zwischen den Physikern und Quetelet ist leider der Unterschied, daß jene, von fiktiven Größen ausgehend, zu konkreten Wahrheiten gelangen, während Quetelet von der Fiktion des „mittleren Menschen“ ausgeht und zu einer fiktiven „Gesellschaft“ und einer fiktiven „Menschheit“ gelangt.

Sein Ausgangspunkt war eben ein falscher. Daß er nicht den Einzelnen, das konkrete Individuum, zum Ausgangspunkte wählte, darin hatte er vollkommen Recht: denn von dem unberechenbaren Einzelnen, dessen Launen und Willkür, dessen Leidenschaften und Abnormitäten jeder wissenschaftlichen Berechnung Hohn sprechen, Das hat Quetelet richtig beurtheilt, führt kein Weg zur „Physik der Gesellschaft“. Aber sein „mittlerer Mensch“

*) Wir finden bei Quetelet nirgends historische Beispiele oder Exkurse!

ist das zweite Extrem. Leidet das Individuum an zu grober Konkretheit, an einer Fülle unwesentlicher Zufälligkeiten, die sich keiner Berechnung fügen, so leidet sein „mittlerer Mensch“ an zu großer Abstraktheit, an einer aller konkreten historischen Wirklichkeit spottenden Allgemeinheit.

Will man zu einer „Physik der Gesellschaft“, wie es Quetelet nennt, zu einer Soziologie, wie wir es heute nach Comtes Vorgange nennen, gelangen, so muß man einen Mittelweg einschlagen und seinen Ausgangspunkt weder von dem allzu konkreten Individuum noch von dem allzu abstrakten „mittleren Menschen“ nehmen, sondern von der — wenn man sich so ausdrücken darf — abstrakt-konkreten sozialen Gruppe. Die soziale Gruppe unterliegt keinen individuellen Zufälligkeiten und Abweichungen; sie wird von einer festen Regel beherrscht, sie folgt einem festen Gesetze. Dagegen ist sie insofern frei von dem Hauptmangel jenes „mittleren Menschen“, als sie weder eine Fiktion noch eine Abstraktion ist. Die Gruppe ist eine, wenn auch nicht so leicht greifbare und faßbare, doch jedenfalls eine konkrete Erscheinung. Sie ist nicht eine statistische „Masse“ von beliebig dehnbaren Grenzen, deren innere Heterogeneitäten und wesentlichen Manichfaltigkeiten und Verschiedenheiten die „große Zahl“ verdeckt: sie ist vielmehr eine ganz bestimmt abgegrenzte Gemeinschaft von ausgesprochenem sozialen Charakter, die sich von anderen Gemeinschaften deutlich und sichtbar abhebt. In ihr braucht keine „große Zahl“ soziale Gegensätze zu verdecken, denn sie ist sozial homogen, als solche von einem Geist belebt, von einem einheitlichen Streben beseelt. In dieser Hinsicht kann von den sozialen Gruppen mit mehr Recht als von Quetelets fiktivem mittleren Menschen gesagt werden, daß ohne sie eine „Physik der Gesellschaft“ nicht möglich sei. Sie sind Ausgangspunkte und Grundlagen jeder Soziologie, weil sie jene festen und nach gewissen Regeln und Gesetzen sich bewegenden Faktoren des sozialen Entwickelungprozesses sind, auf deren gesetzmäßige Bewegungen mit Zuverlässigkeit gerechnet werden kann.

Sollten aber diese sozialen Gruppen als Ausgangspunkt und Grundlage der Soziologie erwiesen werden, so bleibt uns noch Eines darzuthun übrig: daß diese Gruppen thatsächlich die in ihnen enthaltenen Individuen in ihrem Thun und Lassen bestimmen und auf diese Weise in den Strom ihrer Bewegungen mitreißen; daß diese Gruppen thatsächlich ideelle und soziale Einheiten bilden, indem sie ihre Angehörigen mit überwältigender Macht ihre Bahnen zu ziehen zwingen. Denn wäre Das nicht der Fall, wäre es den Individuen in großer Zahl möglich, ihre eigenen Bahnen einzuschlagen, so wäre eben auf die Gesetzmäßigkeit und Regelmäßigkeit der Bewegungen der Gruppen kein Verlaß und sie wären dann als Grundlagen soziologischer Berechnungen eben so wenig brauchbar wie das konkrete einzelne Individuum.

Wer also die soziale Gruppe als Ausgangspunkt und Grundlage

einer Wissenschaft von der Gesellschaft, d. h. der Soziologie, nimmt, Dem liegt vor Allem der Beweis ob, daß das „Individuum“ auch in dem Sinne ein solches ist, daß es von seiner Gruppe untrennbar ist; daß es geistig und sozial nur als ein Atom seiner Gruppe in Betracht kommt und daß es daher als selbständiger Faktor in der Soziologie von gar keiner oder nur verschwindend minimaler Bedeutung ist.

* * *

Die Gebundenheit des Individuums durch seine Umgebung und die Befangenheit in den Anschauungen seiner Gruppe ist keine reflektirte, gewollte und bewußte, vielmehr eine unwillkürliche, nothwendige und meist unbewußte, aus dem einfachen Grunde, weil sein ganzes geistiges Ich aus der Gedankenatmosphäre, die ihn umgiebt, herauswächst. Auf der allgemeinen Anerkennung dieser Thatsache beruhte ja von je her bei allen Völkern und zu allen Zeiten die Annahme, daß die Kinder den Eltern gleichen, beruht von je her die Einrichtung der Kasten, beruhen insbesondere die bekannten „Vorurtheile“ der Klassen und Stände. Nun gab es und giebt es gewiß sehr viele Annahmen, die sich beim Fortschritt geistiger Erkenntniß als grund- und haltlos erweisen; aber auch eben so viele, deren Richtigkeit im Laufe der Zeit und mit dem Fortschritt des Wissens nur desto mehr bekräftigt wird. Zu diesen letzten gehört die Annahme einer gewissen Gleichartigkeit der Individuen einer sozialen Gruppe.

Worin besteht diese Gleichartigkeit und woher stammt sie? Sie ist offenbar keine physische. Es giebt in jeder Gruppe kräftige und schwächliche Individuen, große und kleine, hell und dunkel gefärbte; es giebt, trotz gewissen unüberschreitbaren Grenzen, welche die großen „Völkerfamilien“ oder, besser gesagt, Rassenwelten scheiden, in jeder sozialen Gruppe eine große Mannichfaltigkeit von Typen. Sie ist auch keine moralische. Wir können in jeder sozialen Gruppe die ganze Stufenleiter der moralischen Charaktere finden, von angeborener Güte bis zu Bosheit und Schlechtigkeit, vom Mitleid bis zur Grausamkeit, vom Wohlwollen bis zu schadenfrohem Sinn u. s. w. Sie ist auch keine intellektuelle. Jede soziale Gruppe zeigt uns die ganze unendliche Skala intellektueller Befähigung, vom Blödsinn bis zur raffinirtesten Klugheit; vom Stumpfsinn, der nur den rein thierischen Leidenschaften zu fröhnen im Stande ist, bis zur höchsten Ausbildung künstlerischen und aesthetischen Sinnes; von dem Mangel jedes höheren Strebens bis zu den phantastischen Ausartungen einer Begeisterung für nebelhafte allgemein „menschheitliche“ Ideale. Durch all diese Mannichfaltigkeit aber der physischen, moralischen und intellektuellen Typen hindurch läßt sich auf dem tiefsten seelischen Grunde der Angehörigen jeder sozialen Gruppe ein gewisser Fond gleichartiger Züge

entdecken. Dieser Fond rührt daher, daß jede soziale Gruppe theils durch ihre wirthschaftliche Lage, theils durch ihre Stellung im Staate, durch ihre Vergangenheit und durch ihr Verhältniß zu anderen Gruppen eine bestimmte Geistesrichtung, eine ihr eigenthümliche Weltanschauung, eine eigengeartete Bewerthung materieller und moralischer Güter, fast eine besondere Gesittung erlangt, die sie ihren Angehörigen durch häusliche und soziale Erziehung unausrottbar einpflanzt, — so unausrottbar, daß das Individuum, auch wenn es sich eigenwillig von diesem geistigen Nährboden losreißt und gegen seine Gruppe sich wendet, in seiner willkürlich eingenommenen oppositionellen Stellung seinen ursprünglichen geistigen Habitus durch gewaltsame Hervorkehrung des Gegensatzes verräth. Ein bekanntes Beispiel dafür ist die übertriebene Frömmelei Neubekehrter. Dieser Fond von Gleichartigkeit der Angehörigen einer Gruppe besteht nicht aus Zügen des Charakters, der überall die selbe Mannichfaltigkeit zeigt; auch nicht aus Aehnlichkeiten intellektueller Qualität und Beschaffenheit, sondern er enthält Züge, die aus dem Verhalten und der Reaktion der Gruppe zu dem Verhalten und den Aktionen der anderen Gruppen ihr gegenüber, mit einem Worte der Umwelt, entstehen. Daher äußert sich diese Gleichartigkeit speziell in der gleichen Abneigung gegen gewisse Ideen und Anschauungen, in einem gleichen Verhalten gegen gewisse Ideale und in einem gleichen Streben nach gewissen gemeinsamen Zielen.

Gewiß, der Gedanke an eine solche Gleichartigkeit der Angehörigen jeder sozialen Gruppe wird nie populär, vielmehr allseits abgelehnt werden, weil es eben dem Individuum als solchem widerstrebt, sich nicht als ganze Individualität zu fühlen. Es liegt einfach etwas Unheimliches in einem solchen Gedanken, weil er der „freien" Individualität nicht nur eine Abhängigkeit von außen — Das würde sie noch ertragen —, sondern für eine gewisse Sphäre ihres seelischen Lebens eine Gleichartigkeit und Aehnlichkeit mit „allerhand Gesindel" der selben Gruppe imputirt, wogegen jedes individuelle „Bewußtsein" sich gewaltsam sträubt. Das hilft aber nicht; es mag ja unangenehm sein, nicht „selbst" zu sein; leider ist es aber eine sozialpsychische Thatsache, daß Niemand ganz „er selbst" ist.

Ein Umstand, der uns ferner über jenes intimste Verhältniß des Individuums zu seiner Gruppe hinwegtäuscht, ist, daß aus den verschiedensten Gruppen bei der durch alle hin verstreuten Mannichfaltigkeit individueller Veranlagungen, sowohl des Intellektes wie des Charakters, des Gefühles und Gemüthes, von Zeit zu Zeit ganz ähnliche Gestalten auftauchen. Weil aus den mannichfachsten Gruppen, bald hoch, bald niedrig gelegen, ein glänzendes Dichtertalent auftaucht, ein genialer Künstler, der mit einem ähnlichen Genie aus einer ganz anderen Gruppe auffallende Aehnlichkeit hat; weil uns bald aus den einen, bald aus den anderen, ihrem Wesen und ihrer

Stellung nach grundverschiedenen Gruppen Individuen von gleichem Adel der Gesinnung oder gleicher Schlechtigkeit entgegentreten, — deshalb sind wir nur zu geneigt, die gesammte geistige und moralische Bethätigung eines Menschen ausschließlich dem Zufalle der Individualität zuzuschreiben und dem bekannten Grundsatze zu huldigen: es gäbe in allen Schichten der Gesellschaft Kluge und Dumme, gute Menschen und Schurken. Dieser Grundsatz ist nun allerdings ganz richtig. Nur Eines wird dabei übersehen: daß auf dem tiefsten Untergrunde jeder Individualität, tief unter aller Bethätigung des Intellektes und des Gefühles, es eine Schicht seelischen Lebens giebt, wo, tief verborgen, all die sozialen Wurzelfasern liegen, die das Individuum mit seiner Gruppe verbinden, und daß, wenn auch dieser tiefste seelische Untergrund die Aeußerungen des Intellektes und auch des Gefühles in ihren zahlreichen allgemein menschlichen Bethätigungen nicht berühren mag, in ihm doch die eigentlichen Quellen all unseres sozialen Handelns liegen. Daher kommt es auch, daß, so lange nicht dieses soziale Handeln in Frage kommt, jene tiefunterste Seelenschicht, da ihre Quellen eben nicht sprudeln und nicht ans Tageslicht kommen, ganz unbeachtet bleibt. Kommt aber einmal soziales Handeln in Frage, dann brechen jene Quellen plötzlich hervor, dann sprudeln sie in die Höhe, überfluthen den „Willen" des Individuums und reißen seine Handlungen mit sich fort. Selbstverständlich sind jene Quellen ruhend oder thätig, je nachdem das Individuum am sozialen Leben gar nicht, weniger oder mehr theilnimmt. Beim Komponisten, dessen ganzes Leben in behaglicher Ruhe der Komposition von Musikstücken gewidmet ist, können diese Quellen sein ganzes Leben lang ruhen; beim Berufsmenschen, der seinem Berufe nach gezwungen ist, am sozialen Leben regen Antheil zu nehmen, sprudeln sie häufiger; beim Mann des öffentlichen Lebens, beim Politiker, beim Staatsmann sind sie unaufhörlich thätig.

Die aus diesen Quellen herrührenden Strömungen sind es, die, bewußt oder unbewußt, alle soziale Thätigkeit — das Wort im weitesten Sinne genommen — beeinflussen, d. h. jene Thätigkeit, die die Selbsterhaltung der Gruppe, die Mehrung ihrer Macht, Begründung und Kräftigung ihrer Herrschaft oder doch ihrer sozialen Stellung in Staat und Gesellschaft zum Zwecke hat. Diese stete, wenn auch minder sichtbare Abhängigkeit des Individuums von den Macht- und Lebensinteressen seiner Gruppe ist ein von der Wissenschaft im Allgemeinen und von der Geschichtschreibung insbesondere arg vernachlässigtes Moment. Die Geschichtschreiber gehen meistens sogar sorgsam und aus guten Gründen jeder Betrachtung dieser Abhängigkeit ihrer Helden von ihren betreffenden Gruppen aus dem Wege, weil eine solche Betrachtung dem Heroenkultus nicht zuträglich ist, der es vielmehr erfordert, daß alle Thaten und Handlungen der historischen Größen nicht

nur ihrem ureigenen Ich entströmen, sondern auch ihre Zeit, ihr Volk, ihren Staat und womöglich alle seine Gruppen beeinflussen, mit sich reißen, umgestalten, reformiren und vorwärts bringen. Dieser Hauptzweck aller Historiker: die Größe ihrer Helden zu beweisen, verträgt nun durchaus keine Betrachtung, aus welchen nothwendigen, unvermeidlichen materiellen Gruppeninteressen ihre Handlungen flossen. Dagegen ist die Hoffnung berechtigt, daß die Soziologie und die soziologische Methode der Geschichte und Politik im zwanzigsten Jahrhundert die Versäumnisse einholen und die Sünden gut machen werden, die sich ein zügelloser Individualismus seit der französischen Revolution in der Gesetzgebung und im öffentlichen Leben wie auch in der Darstellung der Staatengeschichte und der Staatswissenschaft zu Schulden kommen ließ*).

Allerdings wird es in erster Linie Sache einer systematischen Soziologie sein, alle die vielfach sich kreuzenden Gruppen, aus denen der heutige Staat besteht, nach der Wirkungstärke, die sie auf ihre Angehörigen üben, zu untersuchen und zu klassifiziren; sie wird uns den Einzelnen als Mitglied der verschiedensten Gruppen darstellen und uns zeigen, welches Handeln auf welchem Gebiete von bald schwächeren, bald stärkeren Einflüssen der einen oder der anderen Gruppe beherrscht wird. Ihre Aufgabe wird es zunächst sein, den Bestand an vorhandenen sozialen Gruppen zu inventarisiren, nach Art der Systeme der deskriptiven Botanik oder Zoologie zunächst diese Gruppen zu beschreiben und die verschiedenen materiellen, geistigen, politischen oder humanitären Interessen, um die sie sich krystallisiren, nachzuweisen, die Verschiedenheit des Stärkegrades zu untersuchen, mit denen jede dieser Gruppen ihre Angehörigen bestimmen und beeinflussen u. s. w. Daß eine solche Darstellung der Faktoren und Triebfedern des öffentlichen Lebens, der sozialen Gruppen und des Staates möglich ist und daß sie uns tiefe Blicke thun läßt in das Getriebe der Politik, Das hat Gustav Ratzenhofer in seinem klassischen Werke über „Politik" bewiesen.**)

---

*) Die Staatsrechtslehrer, insbesondere die Herren von der „Wiener Schule", die an Ungers Brüsten großgesäugt wurden und daher nur für „juristische", d. h. privatrechtliche Methode der Staatswissenschaft schwärmen, können sich noch immer nicht entschließen, das ihnen ominöse Wort „soziologisch" ohne Gänsefüßchen zu schreiben. Es sei mir also gestattet, die Herren auf die neueste Auflage von Wilhelm Wundts „Logik" (1895), Band II, Seite 498 zu verweisen, wo nach eingehender Würdigung der soziologischen Methode in der Staatswissenschaft die Ansicht ausgesprochen wird, daß ihr „vor allen anderen die Zukunft gehört".

**) Wesen und Zweck der Politik als Theil der Soziologie und Grundlage der Staatswissenschaften von Gustav Ratzenhofer. Leipzig 1893, Brockhaus. Die Staatsrechtslehrer von der „juristischen Methode" scheinen nicht übel Lust zu haben, dieses Werk totzuschweigen. Das wird ihnen nicht gelingen, da die lebendige Politik Tag für Tag es beweist, wie gut Ratzenhofer sie begriffen hat, viel besser als manches „Weltblatt".

In jedem absoluten Staat — und deren giebt es in Europa jedenfalls mehr, als es die Labands und Hänels anzunehmen scheinen — in jedem absoluten Staat ist wohl die wichtigste und hervorragendste soziale Gruppe die sogenannte Kamarilla, d. h. jene Leute, die „das Ohr des Monarchen besitzen“, deren Meinungen er vernimmt, deren Ansichten, Wünsche, Strebungen, Sympathien und Antipathien die geistige Atmosphäre bilden, die der Monarch athmet. Ich nenne sie die wichtigste und hervorragendste Gruppe, allerdings nicht sub specie aeternitatis, sondern weil sie die Tagespolitik der Staaten unmittelbar beeinflußt. In absoluten Staaten nun wurzelt in dieser Gruppe die Individualität des Monarchen; sein Thun und Lassen, seine Entschlüsse und Handlungen werden, ihm unbewußt, von den Strömungen beherrscht, die innerhalb dieser Gruppe sich geltend machen. Wie verschieden die intellektuellen Kräfte, die Charakteranlagen, die moralischen Eigenschaften des Monarchen sein mögen: sein soziales Handeln, d. h. jenes, das auf die Aktionen seiner Umwelt, zunächst also des Volkes und dessen verschiedener Bestandtheile, reagirt, wird von den Strebungen seiner Gruppe bestimmt. Dafür liefert uns die Geschichte unzählige Beispiele. Allerdings: aus Zeiten, aus denen uns nur die nackten „Thaten der Herrscher“ überliefert wurden, können wir den Nachweis, wie diese Thaten nur der Ausfluß und der Wiederhall der Stimmungen und Strebungen ihrer Gruppen waren, nicht erbringen. Desto leichter aber aus späteren Zeiten, aus denen uns reichliches Material von Nachrichten und Aufzeichnungen der Diplomaten in Memoiren und Biographien zur Verfügung stehen, und gar aus neusten Zeiten, wo uns Zeitungberichte jede, auch die kleinste Coulissengeschichte nicht vorenthalten. Ist es z. B. aus solchen Nachrichten nicht deutlich erwiesen, daß Louis Napoleon, trotzdem er sich immer auf den Mann der selbständigen Initiative hinausspielte (Idées Napoléoniennes, Neujahrsreden u. s. w.), gerade in dem wichtigsten und verhängnißvollsten Schritte seines Lebens, in der Kriegserklärung an Deutschland, nur der Spielball seiner Kamarilla war? Und mehr oder weniger ist Das das Schicksal aller absoluten Herrscher. Sie gebieten über Staaten, aber ihre Gruppe gebietet über sie; sie glauben nach eigenem Entschlusse zu handeln und ahnen nicht, daß diese Entschlüsse ihnen von ihrer Gruppe suggerirt werden. Es ist daher ein ganz richtiger soziologischer Grundsatz, wenn in parlamentarisch regirten Staaten alle staatlichen Akte des Herrschers von der Zustimmung eines verantwortlichen Ministeriums, das aus der Majorität des Parlamentes hervorgeht, abhängig gemacht werden. Denn bei dieser Einrichtung weiß man wenigstens, wer die Entschlüsse des Herrschers beeinflußt; es ist ein Kreis von Männern, die, aus dem Parlament hervorgehend, wenigstens die Gewähr leisten, daß sie die Interessen der Parlamentsmajorität und ihrer

Wähler nicht gefährden werden. Beim absoluten Herrscher ist auch diese Gewähr nicht vorhanden und es können unter Umständen seine staatlichen Handlungen von einer Rotte von Schmeichlern bestimmt werden, die nicht würdig sind, den Namen Menschen zu tragen, — wie Dies bekanntlich bei den römischen Caesaren, unter den Bourbonen in Frankreich und auch noch anderswo zu allen Zeiten so häufig der Fall war.

Fragt man nun, in welcher Richtung sich die Handlungen solcher Monarchen bewegen, so ergiebt sich die Antwort von selbst aus der Betrachtung des Interesses der ihnen nächsten Gruppen. Denn dieses besteht offenbar nicht in dem „Wohl des Volkes“, in der „Uebung des Rechtes“, in der „Pflege moralischer Güter“ und wie diese Phrasen oft lauteten, sondern einfach in dem Wohlergehen der Gruppe. Aus diesem einzigen Punkte lassen sich daher die Handlungen und Staatsaktionen absoluter Monarchen begreifen und auch vorausberechnen.

Wenn ich zur Begründung der These von der Abhängigkeit der Individuen von ihren Gruppen gerade dieses Beispiel, die Abhängigkeit des Thuns und Lassens absoluter Monarchen von ihrer Kamarilla, wähle, so that ich es, weil ich dabei auf offenkundige Thatsachen hinweisen kann, die Jedem bekannt sind. Was aber von Monarchen gilt, Das gilt selbstverständlich von allen anderen Menschen auch; es giebt Keinen, der außerhalb irgend einer Gruppe stände, und Keinen, der von den Interessen einer solchen bewußt oder unbewußt sich nicht bestimmen ließe. Da sich aber die Handlungen der Einzelnen zu Aktionen dieser Gruppen summiren: so kommt es, daß man es im öffentlichen Leben und in der Geschichte eigentlich immer nur mit solchen Gruppenaktionen zu thun hat und eine wissenschaftliche Betrachtung der staatlichen Entwickelung blos auf diese Aktionen zu reflektiren braucht, — was dann zu einer wissenschaftlichen Erforschung der Gesetze sozialer Entwickelung vollkommen hinreicht. Denn eben so wie wir aus den Interessen der Kamarilla die Handlungen absoluter Monarchen begreifen können, können wir aus der Erkenntniß der Interessen der mannichfaltigen sozialen Gruppen im Staate die Handlungen ihrer Angehörigen verstehen. Auf diese Grundlage nun, auf das Studium der Gruppen und ihrer natürlichen Interessen gestellt, erlangt die Soziologie den höchstmöglichen Charakter wissenschaftlicher Exaktheit und kann zur Aufstellung der Gesetze sozialer Entwickelung gelangen.

* * *

Steht es aber einmal fest, daß wir es in allen Geschehnissen der sozialen Welt nur scheinbar mit individuellen Handlungen, in der That aber mit Ereignissen zu thun haben, die durch die ewigen, gesetzmäßigen Strebungen

und Bewegungen der Gruppen und Gruppenverbindungen, durch ihr gegenseitiges Stoßen und Drängen, durch ihre ewigen Kämpfe und Rivalitäten hervorgerufen werden: dann sind wir ja dem Ziele, dem Quetelet erfolglos zustrebte, bedeutend näher gekommen. Denn wenn wir in dem scheinbaren Chaos der sozialen Bewegungen diese Einheiten ins Auge fassen: die Gruppen, so haben wir die festen Punkte gewonnen, von denen aus eine „Physik der Gesellschaft" oder, wie wir es heute nennen, eine Soziologie als Wissenschaft sich aufbauen läßt. Denn die Bewegungen der Gruppe, die immer und ewig, unbeirrt und unentwegt, die Bahn ihres Selbsterhaltunginteresses verfolgt, die lassen sich genau berechnen; auch ihr Verhalten, wenn ihre Bahn diejenige einer anderen kreuzt und es zu einem Zusammenstoße kommt, läßt sich leicht voraussehen. Denn man braucht nur Volumen und Schwere, Kohäsion und Struktur der beiderseitigen Gruppen in Rechnung zu stellen, und das Resultat des Zusammenstoßes kann nicht zweifelhaft sein. Es kann nämlich je nach Beschaffenheit dieser Qualitäten der Gruppen die eine in ihrem Anprall die andere ganz zerschmettern, so daß diese spurlos im unendlichen Raume der sozialen Welt auseinanderstiebt; oder die beiden sich begegnenden Gruppen können, wenn sie eine gewisse Wahlverwandtschaft besitzen und an Volumen nicht zu ungleich sind, an einander haften bleiben und vereint eine gemeinsame Bahn fortsetzen; oder es können Bruchstücke und Theile der einen an der anderen haften bleiben, in diese aufgehen, während ihre Hauptmasse, in Atome aufgelöst, sich verliert u. s. w. Aber alle diese Ereignisse gehen gesetzmäßig vor sich nach Maßgabe der gegebenen bestimmbaren Faktoren: nach Volumen, Schwere, Beschaffenheit, Kohäsion, Struktur und ähnlichen Eigenschaften der einzelnen Gruppen. Sieht man daher von dem Verhalten der Individuen-Atome, aus denen die Gruppen bestehen, ganz ab — einem Verhalten, das, als von den Bewegungen der Gruppen abhängig, nur untergeordnete Bedeutung sekundärer Erscheinungen hat —, so lassen sich die Bewegungen der Gruppen selbst als primäre Erscheinungen zum Gegenstande einer selbständigen Wissenschaft, der Soziologie, machen, die wir daher als die Lehre von den sozialen Gruppen, ihrem gegenseitigen Verhalten und ihren dadurch bedingten Schicksalen aufzufassen haben.

Damit soll keineswegs die Berechtigung derjenigen Wissenschaften bestritten werden, die sich das Individuum-Atom nach all seinen Aeußerungen, also auch nach seinen physischen, intellektuellen und moralischen, zum Gegenstand nehmen. Aber diese Individual-Psychologien, Moralwissenschaften und wie sie sich sonst nennen mögen, schweben stets in der Luft, tappen im Leeren herum und erzeugen Wahngebilde, so lange sie die eigentliche Quelle der Individualität nicht anerkennen: die Gruppe. Der Irrthum, im Individuum das Primäre zu sehen, hat bisher alle moralphilosophische Forschung

mit dem Fluche der Unfruchtbarkeit beladen; dieses Irrthums Folge ist es, daß es aller Philosophie bisher nicht gelungen ist, das Räthsel des sozialen Lebens zu lösen. Ins „Ich“ vertieften sie sich, um aus ihm heraus die geistige Welt, die soziale Welt zu begreifen; Das war der verkehrte Weg. Gewiß, hätten sie einen schärferen Blick, sie hätten in dem „Ich“ die zarten Fäden erspäht, die zu seinem Mutterboden leiten; sie übersahen sie, weil sie all ihre Sehkraft in der entgegengesetzten Richtung anstrengten und vom „Ich“ zur Gesellschaft gelangen wollten, — was ihnen nicht gelingen konnte.

Wie sehr unser ganzes philosophisches Denken in dieser falschen individualistischen Richtung, in dem Bestreben, aus dem Individuum, aus dem subjektiven Geiste heraus die Welt zu erklären, befangen war, dafür ist ja charakteristisch die „epochemachende“ philosophische „That“ Kants, der es glücklich zu Stande brachte, sogar Raum und Zeit als pure Eigenthümlichkeiten unseres Denkens zu erklären. Ein ganzes Jahrhundert, Generationen von Denkern zollten ihre Bewunderung dieser genialen Entdeckung. „Es giebt weder Raum noch Zeit“, hieß es, „nur dieser Nervenknäuel unter unserer Schädeldecke hat das Alles geschaffen“. Wenn dieses Ich so allmächtig war, daß es Raum und Zeit schuf, — was Wunder, wenn eine einfache Multiplizirung dieses Ich die soziale Welt hervorbringen mußte, die man Gesellschaft oder Menschheit nannte; und warum sollte aus diesem individuellen Keime der Gesellschaft und Menschheit diese selbst nicht am Besten erklärt und begriffen werden können? So trieb mans lustig: die Früchte waren aber auch danach.

Trotz aller „epochemachenden“ philosophischen Thaten stehen wir dem Räthsel des sozialen Lebens rathlos gegenüber, weil wir es vom Individuum aus nimmer begreifen werden. Also weg mit ihm: seine Quelle, seinen Mutterboden, die soziale Gruppe müssen wir ins Auge fassen. Von da aus führt der Weg zur Erkenntniß der sozialen Welt. Uebrigens —: gesetzt, es gelte nur einen Versuch. Schlimmer als der weiland spekulativen Philosophie kann es uns nicht ergehen. Allerdings, ein Unterschied kann sich leicht herausstellen. Die spekulative Philosophie ist stets hübsch brav und loyal geblieben, sie pries Das, was da „ist“, als „vernünftig“, und was die hohe Obrigkeit als „übersinnlich“ den Menschen zu „glauben“ befahl, Das erklärte die Philosophie als mit ihren Mitteln „nicht widerlegbar“, um sich so Ruhe zu verschaffen. Wird die Soziologie auch immer so fromm und brav bleiben können? Nun, Das wird sich ja zeigen.

Graz. Professor Dr. Ludwig Gumplowicz.

X=Strahlen.

Jedem ist die Thatsache bekannt, daß das weiße Sonnenlicht, durch ein Glasprisma gebrochen, in die farbigen Strahlen zerlegt wird, die wir im Regenbogen finden. Diese Strahlen beginnen mit Roth, als mit den am Wenigsten brechbaren Aetherschwingungen, gehen dann in rothgelbe, gelbe, grüne, hellblaue, indigoblaue und schließlich in violette über, da mit der wachsenden Zahl der Aetherwellen, auf eine bestimmte Zeiteinheit bezogen, die Brechbarkeit der Strahlen vom Roth bis zum Violett zunimmt.

Fängt man dieses Sonnenspektrum auf einer weißen Wand auf, so findet man bei genauer Beobachtung, daß die Strahlen kein zusammenhängendes Farbenband bilden, sondern verhältnißmäßig von vielen schwarzen Linien der Höhe nach durchsetzt sind. Diese dunklen Linien, nach ihrem Hauptentdecker fraunhofersche Linien genannt, erklärte man zuerst aus der Annahme, daß Strahlen gewisser Schwingungzahl im Sonnenlichte fehlten, bis Kirchhoff durch unangreifbare Versuche nachwies, daß diese Unterbrechungen des Spektrums dadurch entstehen, daß das weiße, dem Sonnenkern entströmende Licht, bevor es zu uns gelangt, eine Atmosphäre von glühenden Gasen durchdringt, welche die Strahlen des Sonnenkernes derartig auslöschen, daß sie sich gleichsam als fehlende im Spektrum des gebrochenen Sonnenlichtes kennzeichnen.

Durch angemessene Abblendung des hinter dem rothen und hinter dem violetten Ende des Spektrums liegenden Feldes gelang es nun Helmholtz, zu zeigen, daß an beiden Stellen noch Lichtstrahlen vorkommen, die unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht sichtbar sind. Diese Strahlen besitzen im ultrarothen Felde eine rothe Farbe, während sie im ultravioletten Felde eine bläuliche Farbe aufweisen. Da nun diese ultrarothen und ultravioletten Strahlen unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht sichtbar sind, so nannte man sie, schon bevor es Helmholtz gelungen war, sie sichtbar zu machen, dunkle Strahlen, da man sich von der Existenz des ultrarothen Lichtes durch Wärmeeffekte, von der des ultravioletten Lichtes aber durch photographische Wirkungen überzeugt hielt. Auch war es bekannt, daß fluoreszirende Materien, wie Roßkastanien= und Stechapfellösung, die ultravioletten Strahlen deutlich sichtbar machten, und zwar die zuerst genannte Aesculinlösung als hellblaues, die Daturinlösung als grünes Licht. Man leitete diese auffallende Erscheinung aus der Annahme her, daß die fluoreszirenden Substanzen die Schwingungzahl der ultravioletten Strahlen so verminderten, daß sie in den Bereich vom Auge noch wahrnehmbarer Aetherwellen fallen. Unter fluoreszirenden Substanzen verstand man aber Körper, die das Licht wenigstens scheinbar anders zurückwerfen, als sie es durchlassen, wie z. B. Kaliumplatincyanür, das blauviolettes Licht reflektirt,

gelbliches Licht aber durchläßt, während in der Regel die Körper Licht von gleicher Beschaffenheit durchzulassen wie zu reflektiren scheinen.*) Der Lauf der Studie wird Gelegenheit bieten, näher auf das Wesen der Fluoreszenz einzugehen. Ueber den Grund aber, weshalb das ultrarothe und ultraviolette Licht so schwach vom Auge percipirt wird, ist viel gestritten worden, ohne daß irgend etwas Sicheres hierüber festgestellt wurde. Ich will hier nur erwähnen, daß in dieser Beziehung die Farbenwahrnehmung mit der Perzeption der Töne (wenigstens nach der Höhe zu) nicht zu vergleichen ist, denn für jede Person schneidet die Wahrnehmung hoher Töne plötzlich bei einem Tone bestimmter Schwingungzahl ab. So kann es denn kommen, daß Jemand einen hohen Ton noch deutlich gewahrt, den ein Anderer wegen zu hoher Schwingungzahl der Luftwellen gar nicht mehr als Gehörsperzeption vernimmt.

Während das gewöhnliche Sonnenspektrum von den beschriebenen fraunhoferschen Linien durchzogen ist, stellt sich das Spektrum von weißglühenden festen oder flüssigen Körpern als ein völlig zusammenhängendes dar, so z. B. das Spektrum der weißglühenden Kohle. Man nimmt nun an, daß der weißglühende feste oder flüssige Kern der Sonne ein kontinuirliches Spektrum entwirft, so daß, wie gesagt, die fraunhoferschen Linien im Sonnenspektrum einer Art Verschluckung von Strahlen bestimmter Schwingungzahl seitens der glühenden Sonnenatmosphäre ihren Ursprung verdanken. Das kontinuirliche Spektrum aber, das das Licht weißglühender fester oder flüssiger Körper nach seiner Brechung liefert, besitzt, wie das Sonnenspektrum, eine ultrarothe und eine ultraviolette Region, die aber aus nicht unterbrochenen Strahlen besteht, während sie beim Sonnenlichte durch fraunhofersche Linien durchsetzt ist. Da sich nun zeigte, daß im Allgemeinen die erwärmende Wirkung der Strahlen nach dem Roth hin zunimmt, während die chemische Wirkung nach dem Violett zu wächst, so bildete sich in der Physik die nahe liegende Ansicht heraus, daß in Betreff von Licht und Wärme kein qualitativer, sondern ein blos quantitativer Unterschied bestehe, so daß die erwärmende Kraft des Lichtes mit der geringeren Schwingungzahl der Wellen wachse, während die chemische Wirkung des Lichtes im umgekehrten Sinne zunehme.

Man glaubte daher, im Sonnenspektrum wie in den kontinuirlichen

---

*) Ich sage hier: scheinen, weil in der That das farbige, reflektirte Licht der Körper beim Sonnen- bezw. Tageslicht ein durchgelassenes ist. So sieht Zinnober z. B. deshalb bei Tage roth aus, weil er in sehr dünnen Schichten vorwiegend rothes Licht durchscheinen läßt, das so, als vom Innern des Zinnobers reflektirt, zu unserem Auge gelangt. Im strengen Sinne werfen Körper nur diejenige Lichtsorte zurück, die sie auch beleuchtet. S. „Ueber die Beschaffenheit des von den Körpern zurückgeworfenen und durchgelassenen Lichtes.“ Vom Dr. Eugen Dreher: „Die Natur.“ Halle a. d. S. Nr. 11 vom Jahre 1887.

Spektren weißglühender fester und flüssiger Körper nur mit einer Art von Strahlen zu thun zu haben. Diese Auffassung ist jedoch eine irrthümliche. Man hatte nämlich die nicht zu widerlegenden Konsequenzen der Versuche von Melloni und Seebeck übersehen, — beweiskräftiger Versuche, aus denen hervorgeht, daß die Licht= und Wärmestrahlen verschiedenartiger Beschaffenheit sind, so daß in Anbetracht von Licht und Wärme kein blos quantitaver, sondern ein qualitativer Unterschied besteht.

Ich will hier nur eins von diesen Experimenten anführen, das wohl zur Genüge zeigt, daß Licht= und Wärmestrahlen ungleichartiger Natur sind. Läßt man Sonnenlicht durch hinreichend mächtige Schichten von Kalialaun und farblosem Glase dringen, so verliert es nur wenig an seiner Leuchtkraft, hat aber alle seine Wärmestrahlen eingebüßt. Kein Körper, so schwarz er auch sein mag, wird auch nur im Geringsten von diesem immer noch intensiv weißen Licht erwärmt, obwohl dieses Licht hinreichend gelbe und rothe Strahlen enthält. Hieraus folgt aber, daß, wenn in der selben Zeit schwarze Körper stärker vom Sonnenlicht erwärmt werden als weiße, Dies nicht, wie es zunächst scheint, darin seinen Grund hat, daß das eigentliche Sonnenlicht mehr von den weißen als von den schwarzen Körpern zurückgeworfen wird, sondern darin, daß die Wärmestrahlen des Sonnenlichtes von schwarzen Körpern mehr verschluckt werden als von weißen. Man erkennt hieraus, wie abweichend sich die Erscheinungen deuten lassen und daß nicht immer die Erklärung die richtige ist, die zunächst liegt. Daher sind Experimente um so beweiskräftiger, je weniger Deutung sie zulassen. Was aus den eigentlichen Lichtstrahlen wird, die von Körpern absorbirt werden, weiß man bisher nicht.

Im Gegensatze zu dem vorher angeführten Beispiele kann man auch dem Sonnenlicht sehr gut seine eigentlichen Lichtstrahlen durch Materien entziehen, die dennoch die Wärmestrahlen des Sonnenlichtes gut durchgehen lassen. Das geschieht z. B. nach Tyndall, wenn man das Sonnenlicht durch eine hinreichend mächtige Schicht von Jodschwefelkohlenstofflösung dringen läßt. Den durchgelassenen Strahlen fehlt in diesem Falle jede Leuchtkraft, sie vermögen aber noch erhebliche Wärmewirkungen auszuüben.

Diese und andere Versuche, deren Tragweite nicht gewürdigt wurde, bewirkten, daß die Physiker, wie gesagt, erst allmählich davon Abstand nahmen, zwischen Licht= und Wärmestrahlen als zwischen verschiedenartigen Schwingungen des Weltäthers zu unterscheiden, vielmehr annahmen, daß ein Lichtstrahl um so mehr Wärme erzeuge, je kleiner seine Schwingungzahl ist. Da es aber gelang, selbst mit gelbem, ja sogar auch rothem und ultrarothem Lichte scheinbar zu photographiren, freilich nur unter Zuhilfenahme besonderer Substanzen, die den empfindlichen Silberpräparaten hinzugefügt wurden, so erachtete man es hiermit für erwiesen, daß nicht nur grünes, blaues, violettes

und ultraviolettes Licht photographire, wie man früher allgemein annahm, sondern sprach allen Lichtstrahlen eine chemische Wirkung zu („Absorptionhypothese"). Man übersah hierbei freilich den modifizirenden Einfluß, den die besonderen Zusätze auf die Lichtstrahlen ausüben konnten. Diese Hypothese von der photochemischen Wirkung des Lichtes schien um so mehr gerechtfertigt, als man wirklich farbige Photographien herstellen kann, bei denen das ausgeschiedene Silber (oder wohl richtiger das ausgeschiedene Silbersubchlorür) bei seinem Lokalton die Farben der photographirten Gegenstände im entsprechenden irisirenden Lichte wiedergiebt, — ein Vorgang, der sich auch aus der gleichen Schwingungzahl der in jenen Lichtsorten enthaltenen chemischen Strahlen deuten läßt, insofern sich nämlich die Zahl der Aetherwellen in dem sensiblen Silbersalze markiren muß, um als Farbe erscheinen zu können*).

Im Jahre 1881 nahm ich unter Mitwirkung des Chemikers J. Gaedicke in Berlin eine Untersuchung über die Ursache der Phosphoreszenz der „leuchtenden Materie" auf, da der genannte Stoff damals viel Aufsehen erregte und auch in der Praxis mehrfach Verwendung fand**).

Ein wesentliches Resultat dieser Untersuchungen war, daß eigentliches Licht, von welcher Schwingungzahl es auch sein mag, gar nicht photographirt, — ein Ergebniß, das uns nicht wenig überraschte, das aber dennoch nicht angezweifelt werden konnte, weil es eine nothwendige Folge unzweideutiger Versuche war. Ließen wir so z. B. Magnesiumlicht hinreichend mächtige Schichten von konzentrirter reiner Aeskulinlösung durchdringen, die trotz ihrem intensiv blauen (zurückgestrahlten) Fluoreszenzlicht doch allen Lichtsorten gleichen oder nahezu gleichen Durchgang gestattet, so daß das durchgelassene Licht völlig farblos erscheint, so vermag dieses Licht, so intensiv es auch sein möge, nicht im Mindesten empfindliches Chlorsilber zu schwärzen, so daß es photographisch gänzlich unwirksam ist. Der Gedanke liegt nahe, daß das blaue Fluoreszenzlicht der Aeskulinlösung eine Folge der Umsetzung von chemischen Lichtstrahlen ist, eine Annahme, die darauf hindeutet, wie Materien bestimmter Beschaffenheit die verschiedenen Strahlensorten in einander umzuwandeln vermögen. Selbst reines blaues und violettes Licht, dem man unter gewöhnlichen Umständen die größte photographische Wirksamkeit zuschrieb, erwies sich, von chemischen Strahlen befreit, als völlig inaktiv hin-

---

*) „Beiträge zu unserer modernen Atom- und Molekular-Theorie auf kritischer Grundlage." Vom Dr. Eugen Dreher, Dozenten an der Universität Halle-Wittenberg. Halle a. d. Saale. C. E. M. Pfeffer 1882 (S. 119—120.)

**) „Die Ursache der Phosphoreszenz der sogenannten ‚leuchtenden Materie' nach vorangegangener Insolation. Von Dr. Eugen Dreher und J. Gaedicke: „Die Natur" Halle a. d. Saale Nr. 39 vom Jahre 1881.

sichtlich der Zersetzung sensiblen Chlorsilbers. Die absolut dunklen Strahlen jedoch, welche die Aeskulinlösung absorbirte, stellten sich aber auch als die einzigen Strahlen des Sonnenlichts (resp. Magnesiumlichts u. s. w.) heraus, welche die Phosphoreszenz (Fluoreszenz) der „Leuchtfarben" (Phosphore — bologneser Leuchtsteine) veranlassen*).

Wir haben somit in dem Lichte weißglühender fester oder flüssiger Körper eigenartige dunkle chemische Strahlen, die in Anbetracht der Leichtigkeit, mit der sie verschiedenartige Körper durchdringen, erheblich von den eigentlichen Lichtstrahlen, ja sogar, wie wir auch nachgewiesen haben, von den Wärmeschwingungen abweichen. Was uns hier aber besonders interessirt, ist die Thatsache, daß die chemischen Strahlen des Spektrums allein die Phosphoreszenz (Fluoreszenz) der balmainschen Leuchtfarbe u. s. w. veranlassen.

Hinreichend bekannt ist nun, daß es dem Professor Dr. Röntgen in jüngster Zeit gelungen ist, um es hier kurz auszudrücken, im Kathodenlichte der crookesschen Röhren dunkle Strahlen nachzuweisen, die empfindliche Silbersalze zerlegen und die Phosphoreszenz der Glaswände der crookesschen Röhren erregen. Diese chemisch wirksamen Strahlen (die nach der Ansicht ihres Entdeckers vielleicht auch von der Phosphoreszenz der Glaswände der crookesschen Röhren herrühren) nannte Röntgen X-Strahlen, um ihre noch unbestimmte Natur zu kennzeichnen. Er wies nach, daß sie im Allgemeinen um so leichter die Körper durchdringen, je geringer deren spezifisches Gewicht ist, so daß, wenn man sie unter geeigneten Verhältnissen, z. B. durch eine Hand, dringen läßt, hinter der sich eine mit sensiblem Silbersalze bestrichene Platte befindet, die Hand im Positiv eine Art von Schatten wirft, in dem z. B. die Knochen wegen ihrer größeren Dichtigkeit erheblich schwärzer gekennzeichnet sind als andere Theile der Hand von einem geringeren spezifischen Gewicht. Wahrscheinlich wirken noch andere Eigenschaften der bestrahlten Körper als ihr spezifisches Gewicht auf die Durchlassungfähigkeit der von Röntgens Strahlen insolirten Körper.

Zum näheren Verständniß der neuen Strahlen ist jetzt eine Beschreibung der in den crookesschen Röhren auftretenden Lichtphänomene bei Entladung des Induktionsfunkens geboten, weil diese optischen Erscheinungen mit diesen sogenannten X-Strahlen noch mehr in Beziehung stehen, als es zunächst scheint.

Eine crookessche Röhre (auch eine hittorfsche Röhre genannt, weil

*) Vergl. „Die Wirkungen des Lichtes." „Nachträgliche Entdeckungen 2c.". „Ein Wort zur Geschichte der Phosphoreszenz-Phänomene der ‚bologneser Leuchtsteine' und „Nachträgliche Entdeckungen 2c." in der Zeitschrift „Die Natur" Halle a. d. Saale Nr. 46 von 1881, Nr. 50 von 1881, Nr. 52 von 1881 und Nr. 2 von 1882, sämmtlich vom Dr. Eugen Dreher.

Hittorf schon vor Crookes, wenn auch nicht so eingehend wie dieser Forscher, die Lichtphänomene bei der Entladung des Induktionfunkens in diesen Gefäßen untersucht hat) besteht aus Glas, das eine höchst verdünnte atmosphärische Luft (unter zwei Millimeter Druck) umschließt. Hierbei sei gleich betont, daß die Luft in diesen Röhren nicht gänzlich fehlen darf, da sonst die gleich zu beschreibenden Phänomene nicht eintreten würden. Während nun bei der Entladung des Induktionfunkens in den bekannten geißlerschen Röhren, in denen ja die Luft erheblich weniger verdünnt ist als in den crookesschen, die negative Elektrode, die sogenannte Kathode, von einem schmalen hellen Saume, dann von einer relativ dunklen, bläulichen Hülle (Glimmlicht) umgeben ist, während die Umsäumung der positiven Elektrode, der sogenannten Anode, aus Schichten eines ins Rothgelbe spielenden Lichtes besteht, breitet sich in der crookesschen Röhre das bläuliche Glimmlicht in dem Maße aus, daß es unter Umständen sogar das ganze Innere der Röhre erfüllt. Dabei erweckt das Glimmlicht (richtiger gesagt: die dunklen Kathodenstrahlen) dort, wo es die Wände der Röhre trifft, eine lebhafte Phosphoreszenz (Fluoreszenz) des Glases, die bei gewöhnlichem Glase von lebhaft apfelgrüner Farbe ist. Erwähnt sei hier, daß wir beim heutigen Standpunkte der Wissenschaft noch nicht genügend zwischen Phosphoreszenz und Fluoreszenz zu unterscheiden vermögen, daß wir aber immer von Phosphoreszenz sprechen, wo wir ein selbständiges Nachleuchten nach vorangegangener Bestrahlung vermuthen, während wir unter Fluoreszenz, wie gesagt, im Allgemeinen die Eigenschaft der Körper verstehen, daß sie das Tageslicht anders zurückwerfen, als sie es durchlassen. So rührt der Name Fluoreszenz von einer Varietät des Flußspats her, die beim Tageslicht meergrünes Licht durchscheinen läßt, während ihr reflektirtes (Fluoreszenz-) Licht eine veilchenblaue Farbe aufweist.

Das Wesen der Phosphoreszenz- und Fluoreszenzerscheinungen ist bis jetzt noch nicht genügend erforscht. Hittorf und Crookes haben nun nachgewiesen, daß sogenannte Kathodenstrahlen, denen man die Phosphoreszenz des Glases der Gefäße zuschreiben muß, geradlinig sich ausbreiten, wie auch die Elektroden angebracht sein mögen, in allen Fällen sich daher so verhalten, als ob keine positive Elektrizität vorhanden sei, mit der sie sich auszugleichen haben. Dies hat denn Crookes zu der abenteuerlichen Hypothese veranlaßt, daß die Kathodenstrahlen ein vierter Aggregatzustand der Materie, eine Art von Urstoff, seien, den er als „strahlende Materie“ bezeichnet. Wir jedoch müssen annehmen, daß die negative Elektrizität, wenn sie die crookesschen, fast luftleeren Röhren zu durchdringen sucht, sich ganz — oder doch zum großen Theile — in Aetherschwingungen umsetzt, die der Wärme und dem Lichte verwandter sind als jene in ihrer Eigenartigkeit noch völlig räthselhaften Aethervibrationen, die wir als positive und negative Elektrizität bezeichnen.

Es liegt die Frage nicht allzu fern: ob die Strahlen Röntgens nicht gleichartig mit den dunklen Strahlen sind, die ich mit Herrn J. Gaedicke im Sonnenlicht entdeckt habe. Die Annahme dieser qualitativen Gleichheit gewinnt aber in hohem Grade an Wahrscheinlichkeit, wenn man in Betracht zieht, daß Crookes unter Anderem Kreidestückchen im hochverdünnten Luftraume durch Kathodenstrahlen zu lebhaftem Phosphoreszieren brachte und Kathodenstrahlen fluoreszirende Substanzen, wie Bariumplatincyanür, schon bei gewöhnlichem Luftdruck im Dunkeln in Phosphoreszenz versetzen. Die intensiv rothe Phosphoreszenz der Kreidestückchen ist von relativ unwesentlicher Wärmeentwickelung begleitet und beweist so recht deutlich wieder den spezifischen Unterschied zwischen Wärme und Licht, wie es bei allen Phosphoreszenzerscheinungen mehr oder minder der Fall ist. Sie hält noch einige Zeit nach Aufhören der Bestrahlung an, zuerst mit einer schnell abnehmenden Stärke, und ist so ein unverkennbares Analogon zu der Phosphoreszenz der balmainschen Leuchtfarbe.

Zieht man hierzu noch in Betracht, daß Professor Goldstein auf Grund seiner Untersuchung zu der Annahme gelangt ist, daß die in den crookesschen Röhren auftretenden Kathodenstrahlen zusammengesetzter Natur sind, und zwar aus durch Magnete ablenkbaren und unablenkbaren Strahlen bestehen, sich aus Strahlen zusammensetzen, die Phosphoreszenz erregen, und aus solchen, die keine Phosphoreszenz veranlassen, daß ferner auf der Sonne Kathodenstrahlen erzeugt werden, die zu unserer Erde gelangen, so gewinnt die Ansicht sehr an Wahrscheinlichkeit, daß die von Röntgen als X-Strahlen bezeichneten Strahlen denen gleichen, die ich und Herr Gaedicke als „chemische Strahlen" im Sonnenspektrum bezeichnet haben. Sollte diese Annahme richtig sein, so würden wir es bei diesen X-Strahlen mit einer allgemein verbreiteten Strahlengattung zu thun haben, von der also noch die Schwingungzahlen der einzelnen Strahlen und deren besondere Eigenschaften zu erforschen wären. Noch will ich bemerken, daß Röntgen annehmen zu dürfen glaubt, daß seine X-Strahlen longitudinal, also wie der Schall, schwingen, während Wärme- und Lichtwellen bekanntlich transversal, d. h. wie ein angeschlagenes, gespanntes Seil mit Erhöhungen und Vertiefungen, schwingen. Wäre Dem so, was die Nichtpolarisirbarkeit der X-Strahlen beweisen würde, so ließen sich wohl manche bisher nicht enträthselte Erscheinungen der Photographie erklären. Auch füge ich noch hinzu, daß meine Untersuchungen darauf hinweisen, daß kein völlig durchgreifender Unterschied zwischen der Ausgleichung der Elektrizitäten in der gewöhnlichen Luft, in der geißlerschen und in der crookesschen Röhre besteht, sondern daß diese Phänomene allmählich in einander übergehen, so daß selbst bei der Ausgleichung der Elektrizitäten im nicht verdünnten Luftraum Kathodenstrahlen, wenngleich verhältnißmäßig in sehr geringem Grade, auftreten. Hierbei darf nicht unerwähnt bleiben, daß, wie ich ent-

deckt habe, die positive Elektrizität die Luft verdünnt, so daß, wenn positive und negative Elektrizität sich ausgleichen, die positive Elektrizität den größeren Raum wegen größerer Leitungfähigkeit der Luft durcheilt als die negative, die mehr Widerstand zu überwinden hat und sich in Folge Dessen langsamer fortbewegt. Diese Entdeckung erklärt aber eine Menge von Erscheinungen, die den Entladungen der Elektrizität in der Atmosphäre, in den geißlerschen und in den crookesschen Röhren gemeinsam sind, von denen ich hier nur die Thatsache anführen will, daß derjenige relativ dunkle Raum, wo sich die positive und negative Elektrizität hauptsächlich neutralisiren, stets erheblich näher dem negativen als dem positiven Pole liegt.

Dem denkenden Leser, der mit Aufmerksamkeit die Fülle der großartigen Entdeckungen der Neuzeit verfolgt, wird es gewiß nicht entgehen, wie sehr die Technik der Theorie vorausgeeilt ist. Fast scheint es, als könne die Theorie der Praxis überhaupt nicht mehr folgen, als müsse von der Frage nach dem Warum der Erscheinungen Abstand genommen werden, wenn man Etwas in der Naturwissenschaft erreichen will. Fast Alles huldigt allein dem praktischen Erfolge, ohne daran zu denken, welcher Ursache der Erfolg seine Entstehung verdankt. Sehen wir aber ganz davon ab, daß es sich wahrlich allein schon lohnt, den Grund der uns beständig umspielenden Naturerscheinungen zu erforschen, so können wir doch getrost behaupten, daß die naturwissenschaftlichen Entdeckungen bald gänzlich aufhören würden, wenn das Interesse für die Kausalität der Erscheinungen mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt würde.

Dr. Eugen Dreher.

Chinesische Strafjustiz.

Bekanntlich haben die Japaner in ihrem siegreichen Feldzuge gegen China sehr werthvolles Urkundenmaterial erbeutet, das jetzt zum Gegenstand eifriger wissenschaftlicher Forschung an den japanischen Hochschulen gemacht wird. Es sei mir gestattet, eine Probe dieses neugewonnenen Geschichtstoffes vorzuführen, die mir ein in Japan beamteter deutscher Gelehrter in der liebenswürdigsten Weise zur Verfügung gestellt hat.

Es handelt sich darin um eine Frage, deren Betrachtung gerade heute besonderes Interesse haben dürfte, nämlich um die Umgestaltung des chinesischen Strafprozeßwesens. Die betreffende Urkunde enthält die Aufzeichnungen eines

Gerichtsmandarinen, der 1900 vor Christus im Auftrage der chinesischen Regirung zu dem pensionirten Obermandarinen Karp-Zopf, einem sehr angesehenen Kriminalisten, geschickt wurde, um dessen Rath einzuholen. Es ist nicht allgemein bekannt, daß China schon damals eine Volksvertretung hatte, die sich allerdings von den modernen Parlamenten in wesentlichen Punkten unterschied. Die Abgeordneten stimmten nämlich nicht etwa nach eigener Wissenschaft oder Ueberzeugung — sie hatten offenbar meistens weder Wissenschaft noch Ueberzeugung —, sondern lediglich nach ihrer Zugehörigkeit zu bestimmten Parteien. Jede dieser Parteien hatte ein Programm, d. h. bestimmte Grundsätze — allerdings meist ziemlich allgemeine und fadenscheinige Redensarten — und die Gesetzesvorschläge der Regirung wurden danach beurtheilt, ob sie nach Ansicht der unfehlbaren Partei-Oberbonzen zu diesem Programm stimmten oder nicht. Wir finden auch schon im chinesischen Parlament Initiativanträge, doch pflegte die chinesische Regirung erst etwa bei der zwanzigsten Wiederholung solcher Anträge „die Sache in Erwägung zu ziehen".

Diesmal hatte aber die Regirung wirklich einen schweren Stand. In ganz China wurde nämlich stürmisch verlangt, daß „unschuldig Verurtheilte" (solche Sachen kamen in China vor!) entschädigt werden sollten. Ferner verlangte die Mehrheit des Parlamentes die vollständige Nachprüfung der Urtheile gewisser Gerichtshöfe durch eine höhere Instanz. Diese Gerichtshöfe erfreuten sich eines besonderen Ansehens, da sie nur aus gelehrten Mandarinen bestanden, die, vollständig abgeschlossen von den Anschauungen des praktischen Lebens, nur nach den idealen Grundsätzen des sogenannten Rechtes ihre Urtheile fällten.

Der chinesische Würdenträger hat über seinen Besuch bei dem großen Kriminalisten Folgendes aufgezeichnet. Der würdige Greis saß in seiner alten gelben Jacke am Schreibtisch vor seinem Lieblingswerke „Die Verdachtsstrafe, ein soziales Rettungmittel". Nachdem er meine Auseinandersetzungen sehr aufmerksam angehörte hatte, bemerkte er: „Die Entschädigung Unschuldiger ist nicht so schlimm, wie sie aussieht. Natürlich dürfen Untersuchungsgefangene nicht entschädigt werden. Das würde ja ein Heidengeld kosten, denn heutzutage kann es Jedem begegnen, in Untersuchunghaft zu kommen. Aber den Leuten, die rechtskräftig verurtheilt waren, die ihre Strafe verbüßt haben und die nun im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochen werden, denen kann man schon eine Entschädigung geben. Es sind ja nach unserer Statistik keine zwei bis drei Fälle auf tausend Strafsachen. Das kostet nicht viel und macht doch einen guten Eindruck. Dann rathe ich aber, die Wiederaufnahme selbst zu erschweren. Verlangen Sie einfach, daß der Verurtheilte in Zukunft seine volle Unschuld nachweisen muß, dann werden diese unangenehmen Sachen, die nur das Ansehen unserer Justiz schädigen, noch viel, noch sehr viel seltener werden."

Ich fragte Karp-Zopf, was er von dem neuen Rechtsmittel, der sogenannten Berufung, halte.

„Unter uns gesagt: nichts," erwiderte er. „Aber lassen Sie es immerhin zu, wenn nur auf andere Weise dafür gesorgt wird, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Da sehen Sie diese sogenannten Garantien des Verfahrens. Die waren mir immer ein Dorn im Auge. Jetzt ist die richtige Zeit für ihre Beseitigung gekommen. Weg damit! Muß nicht heute ein Gericht alle Beweise erheben, alle Zeugen vernehmen, die zur Verhandlung beigebracht werden, selbst

wenn dabei die unangenehmsten Sachen zur Sprache kommen! Dem kann man jetzt ein Ende machen: geben Sie dem Gericht einfach das Recht, nach seinem Ermessen den Umfang der Beweisaufnahme zu bestimmen. Sie werden sehen, daß unsere Vorsitzenden dann die Sache schon machen werden."

Ich wagte den Einwand, daß die zahlreich im Parlament vertretenen Juristen, insbesonders die Anwälte, niemals auf eine solche Beschränkung der Vertheidigung eingehen würden.

„Beruhigen Sie sich," meinte Karp-Zopf lächelnd, „ich kenne unsere Juristen! Ehe ein neues Gesetz da ist, lesens die Wenigsten; außerdem: über solche Fragen regen sich unsere Vertheidiger nicht auf. Vielleicht wird Einer oder der Andere dagegen auftreten, aber die große Masse bleibt ruhig. Ja, wenn es sich um eine neue Gebührenordnung handelte! Und dann noch Eins: trösten Sie die Leute doch mit der neuen zweiten Instanz. In der macht mans aber natürlich eben so wie in der ersten, vielleicht noch kürzer. Dabei fällt mir das neue, abgekürzte Verfahren ein, das die Japaner längst eingeführt haben. Das wäre auch Etwas für unsere unruhige Zeit: abgefaßt, vorgeführt, verurtheilt! Das macht Eindruck! Ob man dabei einmal daneben greift, hat nichts zu sagen."

Ich stimmte bei und bemerkte, daß ja auch hier der Angeklagte die zweite Instanz habe.

„Natürlich," sagte Karp-Zopf mit einem feinen Lächeln, „und dann kann er ja immer noch im Wiederaufnahmeverfahren seine Unschuld beweisen und seine Entschädigung einstreichen."

Ich konnte mich nicht entfernen, ohne noch auf die Frage der Vereidigung von Zeugen zu kommen, die auch in dem Reformvorschlage behandelt werden sollte.

„Nur keinen falschen Humanitätdusel," sagte der Alte. „Da giebts Leute, die verlangen, man solle den Zeugen noch besonders darauf aufmerksam machen, daß er eine Antwort verweigern darf, weil er sich dadurch selbst einen Strafprozeß an den Hals ziehen könne. Als ob wir Juristen dazu da wären, Meineide zu verhüten! Dem Geschrei nach Verminderung der Eide begegnen Sie am Einfachsten so: Sie geben dem Gericht die Befugniß, von der Vereidigung eines Zeugen Abstand zu nehmen, wenn es den Zeugen für unglaubwürdig hält. So hat man die Sache famos in der Hand und ein einigermaßen gewandter Vorsitzender braucht sich nicht mehr mit Widersprüchen vereidigter Zeugen zu plagen. Natürlich muß der Zeuge zuerst verhört und womöglich erst am Schluße der ganzen Verhandlung vereidigt werden. Glaubt ihm der Richter, so vereidigt er den Zeugen, glaubt er ihm nicht, so läßt er ihn unvereidigt. Bei der Urtheilsbegründung macht es sich dann ganz natürlich, daß man nur dem vereidigten Zeugen Glauben beigemessen hat."

Hier brachen die Aufzeichnungen leider ab. Der deutsche Gelehrte in Japan berichtet, daß der Gesetzentwurf, der nach Karp-Zopfs Rath ausgearbeitet war, beim ersten Male abgelehnt wurde, daß ihn aber die Regirung im folgenden Jahre mit ganz unwesentlichen Abänderungen nochmals dem Parlament vorgelegt hat. Ob die chinesische Volksvertretung auch da fest geblieben ist?

Prokurator.

Mira Müller.

„Elle a les yeux comme des trous“, sagte jüngst eine Französin zu mir. Das Wort war zutreffend.

Mira Müllers Augen glichen in der That Löchern; sie waren tief und schwarz und meist schauten sie leer ins Leere. Nur zuweilen, wenn Mira sich erregte, nahmen sie einen leidenschaftlich stechenden Ausdruck an, als wollten sie sich an Etwas festsaugen, in anderen Augen Anker werfen.

Dennoch hätte Niemand vom Fräulein Müller sagen können: sie habe den bösen Blick. Nein, ihr Blick war nur der eines Ruhelosen, Harrenden, wie ihn heute so viele Frauen haben; er war umherspähend und dann wieder in trostloser Resignation nach innen versenkt.

Solche Augen ersehnen vergeblich Mannesliebe und Sinnengenuß. Nur die Ehe bedeutet für sie Liebe und Glück; denn es sind wohlerzogene Augen aus guter Familie, die an ein Ueberschreiten sozialer Schranken nicht denken, weil sie entweder nicht den Muth dazu haben oder empfinden, daß sie ohne den Schutz der Gesellschaft sich doch nicht glücklich zu fühlen vermöchten.

Kommt nun für ein Mädchen mit solchen Augen die Ehe nicht, dann beginnt das Suchen nach irgend einem Ersatz, sei es, was es sei: nach einem Daseinszweck, ja selbst einem Sport, einer Sensation. Niemals als heute in unserer gährenden Zeit fand man so viele Spielarten des alten Mädchens, niemals so interessante. Denn die bisher übliche Gattung „alte Jungfer“, der sauertöpfische, langweilige Familienschrecken und die zufriedene, ichlose Tante, — sie sind dahin gegangen oder im Aussterben begriffen.

Als Mira Müller sich den Dreißigern näherte, trennte sie sich von ihren Eltern; ihr Vater war Fabrikbesitzer in Luckenwalde. Die kleine Stadt wurde ihr unerträglich; sie haßte das Einerlei der Bälle, auf denen sie nicht mehr tanzte. Ihre Eltern — so meinte sie — theilten ihre Anschauungen nicht und führten überhaupt ein nutzloses Luxusdasein.

Darum ging Mira nach Berlin und begab sich dort in eine Pension.

Was nun aber thun?

Anfangs genügten die Sehenswürdigkeiten der Residenz; aber die erschöpften sich bald; außerdem verursachten Kunstgenüsse dem Fräulein Müller regelmäßig Migraine. Sie hatte weder Freude noch Interesse an der bildenden Kunst. Der Zufall führte Mira jetzt mit überzeugten Spiritisten zusammen, darauf mit Vegetariern. Doch die Geisterseherei wie die blutlose Diät waren für sie nur Steckenpferde; auf jedem tummelte sie sich wohl ein halbes Jahr hindurch umher, dann wurde das Pferdchen lahm und langweilte sie.

Frauen, die einen Einzelnen nicht beglücken können — sei es, daß sie ihn nicht fanden, sei es, daß er nicht beglückt sein wollte —, werden oft Menschheitbeglückerinnen. Ihr Liebebedürfniß muß sich irgendwie äußern; ist gar nichts Anderes da, so lieben sie eine Idee.

Weder dem Spiritismus noch dem Vegetarismus war es gelungen, Mira zu befriedigen; ihren wahren Daseinszweck fand sie erst in der modernen Gesundheitlehre, der sogenannten Naturheilkunde. Sie wurde deren Jüngerin.

Diese Lehre, an sich gewiß eine gute „Errungenschaft der Neuzeit“, mag

mehr als andere „Richtungen“ beten: Gott behüte mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon fertig werden. Niemand ist so fanatisch wie die Meisten ihrer Anhänger, Niemand so unduldsam, so anspruchsvoll. Wie der wohlthätige Zweck die zartesten Damen mitunter zu Räubern macht, so verwandelt auch das Bewußtsein, ein Prinzip zu verfechten, Frauen in unerbittliche, erbarmunglose Forderer.

Sämmtliche Freunde und Bekannte von Mira Müller litten unter ihrer Idee. Bevor sie Gesundheitapostel wurde, war sie immer noch ein ganz nettes Mädchen gewesen und ihre verheiratheten Freundinnen hatten sie, trotz Spiritismus und Vegetarismus, durchaus noch nicht von der Eheliste gestrichen, — die größte Ehre, die unsere Frauen einem alternden Mädchen erweisen zu können glauben.

Mira war unterhaltend und immer zur Hilfe bereit; und da sie stets Zeit hatte, sah man sie in vielen Familien gern. Sie kam zwar nur, wenn es ihr paßte, oft zu sehr unerwarteten Tageszeiten, zu ihren Freunden: früh um sieben, abends um zehn Uhr; allein wenn ihre schlanke, überschlanke Gestalt in der Thür erschien und sie geräuschlos, wie auf weichen Socken, durchs Zimmer huschte und ihr leise girrendes Lachen — es klang wie das Schnurren eines frohgestimmten Kätzchens — durch den Raum drang, freute man sich doch über ihren Besuch. Und man sagte beim Abschied: „Kommen Sie bald wieder, Fräulein, Sie wissen so viel zu erzählen und Sie sind so anregend.“ Für die Hausfrauen mit vielen Kindern und kärglichem Wirthschaftgeld, die nach guter deutscher Weise Dienstmädchen spielen mußten und kaum zum Lesen der Zeitung kamen, war Mira in der That eine Art Kulturträgerin. Sie brachte, wie man zu sagen pflegte: „Einen mal auf andere Gedanken“, Das heißt: überhaupt erst auf Gedanken.

Nun aber, seit Fräulein Müller sich auf die Naturheilkunde „geworfen“ hatte, wurde Das anders; alle Freunde waren ihr jetzt einzig und allein Bekehrungobjekte. Die Schüchternen fürchteten sich, wenn Mira kam, und die Kecken spöttelten. Das Wort Gesundheit aber konnte Niemand mehr hören, ohne daß ihm eine Gänsehaut den Rücken hinablief, — so sehr hatte sie das gute Wort Allen verleidet.

Niemand hinderte Fräulein Müller, die Vorschriften ihres Meisters zu befolgen, den Tag mit Aepfelessen zu beginnen, im Januar nachts bei offenem Fenster zu schlafen, so viel Kohl zu verzehren, wie sie wollte, und durchlässige Kleidung, ja Sandalen zu tragen, wenn ihrs Spaß machte. Aber warum verlangte sie alles Das auch von Anderen? Warum riß sie die Fenster auf, wenn sie ihre Freunde besuchte, warum beaufsichtigte sie streng deren Obstgenuß?

„Macht nicht lebendiges Pökelfleisch aus Euch!“ war ihre beständige Mahnung. „Vergeßt aber auch die Nährsalze nicht!“

Man konnte kein anderes Wort mehr mit ihr reden als über Ernährung und Gesundheit. Daß die Aerzte, nämlich solche, die nicht auf die Naturheilkunde schwuren, sämmtlich Esel betitelt wurden, ist selbstverständlich.

Nun aber war der Mann ihrer besten Freundin, Lotte Friedberg, leider ein Arzt und, noch mehr leider, einer von der alten Schule. Als Mira bei Lotten ihre Neuerungen einführen wollte, stieß sie auf Widerspruch. Anfangs freilich hatte Dr. Friedberg nicht gemerkt, welcher Angriff ihm drohte. Fräulein Müller hatte Lotten schon so weit beeinflußt, daß die Gemüse auf reformirte

Art zubereitet wurden und in Masse auf den Tisch kamen. Endlich fiel Das dem Doktor auf. „Warum essen wir jetzt so oft Kohl, liebes Kind?“ fragte er, als sein sonst so sanftes Weibchen mit ärgerlichem Nachdruck hustete, während er unbefangen seine Nachmittagscigarre rauchte.

„Es ist wegen der Nährsalze,“ so belehrte sie ihn; dabei ging sie zum Fenster und öffnete es geräuschvoll.

„Nanu!“ (Eine andere Antwort fand er nicht.)

„Ja. Wir nehmen überhaupt viel zu viel Eiweiß zu uns. Es kommt nämlich nur darauf an, was wir verdauen, nicht, was wir genießen,“ sprach sie feierlich; und ihre blauen Augen leuchteten entschlossen über dem zierlichen Stumpfnäschen und unter den blonden Stirnlöckchen.

„Nur gut, daß Du mich darüber unterrichtest, liebes Kind. Man lernt doch nie aus. Man glaubt, ein Arzt zu sein, aber da kommt die Frau und sagt Einem, daß man gar nichts gewußt hat.“

„Du solltest Dich auch des Nikotins enthalten,“ fuhr sie unbeirrt fort; ihr Prinzip feite sie ja gegen seinen Spott. „Auch Dir morgens den Kaffee abgewöhnen; Wein und Bier ebenfalls. Den Dir nöthigen Wassergehalt findest Du, durch die Natur gereinigt, am Besten im Obst. Doktor Hirsch sagt, nämlich Mira sagt —“

„Ach so, daher weht der Wind? Ich soll wohl auch zwanzig Citronen am Tage essen, wie es jetzt Mode ist? Sei so gut und laß mich ungeschoren. Gott bewahre, jetzt hat man nicht mal mehr im eigenen Hause Ruhe.“

Als Mira das nächste Mal zu Doktors kam, empfing sie Herr Friedberg sehr kühl und Frau Lotte mit verweinten Augen. Fräulein Müller erschien nicht wieder. Sie war klug genug, zu merken, was der Grund dieser Erkältung sein mochte, und gab Doktors als unverbesserlich auf. Ob „einer dieser Esel mehr zu Grunde ging, was schadete es?“ Nur um Lotte that es ihr leid. Doch auch ihr war nicht zu helfen, wenn sie sich von einem Manne so beherrschen ließ, bis zur Unterdrückung der edelsten Regungen und natürlichsten Triebe. Damit meinte Mira den Kohl- und Obstgenuß.

Aehnliche Erfahrungen machte Fräulein Müller nach und nach bei allen ihren westlichen Bekannten; daher zog sie sich ganz aus dem Westen zurück und gab sich im Norden Berlins in Pension. Hier suchte sie unter den Mittellosen und Ungebildeten ein neues Feld für ihre Menschheitbeglückung. Und hier, in der Pappel-Allee und der Hussitenstraße, am Wörther- und Vineta-Platz, errang ihre Idee Erfolge. Den Wohlhabenden hatte Mira Etwas genommen: süße Gewohnheiten, den Luxus. Den Armen dagegen brachte sie Etwas, besonders den verschämten Armen. Wer um ein Prinzip hungert, Der hungert mit Anstand; es wird ihm nicht so schwer, er versüßt sich die Noth.

* * *

Beweise hier, daß Dir Deine Mission nicht Sport, sondern Ernst ist, Mira. Dann werden auch die Ungläubigen unter Deinen alten Bekehrungobjekten den Hut abnehmen vor Dir, — und die Naturheilkunde braucht dann nicht mehr zu beten: Gott behüte mich vor meinen Freunden.

G. von Beaulieu.

Technik und Geschäft.

Läßt das Publikum, wie es scheint, jetzt bereits wieder die Spekulation im Stich, so braucht es damit noch die Emissionfirmen nicht zu enttäuschen. Seit einigen Wochen folgt ein Prospekt dem anderen, die größten Banken kommen nach und nach mit den kleinsten Anleihen und es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß unsere Industrie wieder einmal Geld an sich zieht. Besonders tritt Das bei der Elektrotechnik hervor, die man auf lange hinaus für gesättigt hielt, während erste Unternehmungen dieser Branche neuerdings nach weiteren Baarmitteln die Hände ausstrecken. Manche Zeitungurtheile äußern Bedenken gegen die jüngste Obligationen-Ausgabe der Allgemeinen Elektrizitätgesellschaft; die Zeichner aber bedauern nur, daß die verstärkte Rückzahlung bereits ab 1900 beginnen kann, also kein langer Besitz möglich sein wird. Das eigenthümlichste Ereigniß ist aber der kolossale Erfolg bei der Subskription auf Aktien der Gesellschaft für elektrische Unternehmungen. Damit ist die Aussicht gegeben, auf diesem Effektengebiete die Hausse von ehedem zu wiederholen; da aber die Börse doch nicht ganz achtlos an den inneren Bewegungen jener Industrie selbst vorüberspielen kann, so sei hier die Gelegenheit benutzt, etwas Wasser in den Wein zu gießen.

Nach allen mir zugänglichen Wahrnehmungen stehen die Gesellschaften, die von Elektrotechnik Dividende zu zahlen haben, jetzt unter dem unwiderstehlichen Drange, um jeden Preis Geschäfte zu machen. So verlieren sie den Muth der eigenen technischen Ueberzeugung und lassen sich von den durch ihren Einfluß mächtigen Sachverständigen recht oft wider besseres Wissen zu Betriebs-Ausführungen veranlassen. Es wird mir beispielsweise eine Reihe städtischer Beleuchtungen genannt, wo für die Einrichtung des Wechselstromsystemes nicht die geringste Ursache vorlag, wo aber die Gesellschaft, um den Sachverständigen nicht vor aller Welt des Irrthums zu überführen, schweigend nachgab.

Bekanntlich ist der ehemals so erbitterte Streit, ob Wechselstrom oder Gleichstrom, endlich dahin beigelegt worden, daß jedes dieser Systeme je nach den begleitenden Umständen seinen Nutzen hat. Allerdings floriren unter den deutschen Centralanlagen die mit Gleichstrom überall, während die mit Wechselstrom noch unvollständige Angaben bieten dürften. Im Allgemeinen nimmt man den Wechselstrom gern da zur Beleuchtung, wo große Entfernungen zu bewältigen oder billige Elementarkräfte bei der Hand sind, da in diesem Falle Gleichstrom von Einzelnen als zu theuer hingestellt wird. Der Gleichstrom bietet aber, wie man behauptet, eine sicherere Gleichmäßigkeit. Man bedenke, daß bei Wechselstrom jahrein, jahraus, Tag und Nacht der Betrieb fortzugehen hat, und ferner, was es heißt, wenn in Emporien wie Köln, Straßburg, Frankfurt, Dresden und bald auch Nürnberg der Strom einmal unterbrochen werden müßte, weil ein Kabel in Unordnung kam. Dresden hat eine Bogenlichtbeleuchtung, von der die Witzblätter reden und die mit Gleichstrom bei den selben Kosten auf vielleicht die dreifache Stärke berechnet wird. Auch wird es eifrig genug besprochen, daß der selbe Sachverständige, der für Straßburg die Wechselstromanlage entschied, nun genau eben so in Wiesbaden vorgeht, — in einer Bäderstadt, die fast ohne Industrie dasteht und wo die Beleuchtung nur wenige Stunden zu dauern braucht.

Weshalb sich die Städte solchen Leuten anvertrauen? Weil mit deren Hilfe den Unternehmern die allerschlechtesten Bedingungen auferlegt werden können; solche Bedingungen führen natürlich zu einer Unsolidität des Materiales. Es ist auch sonst noch die Frage, ob derartige Preisabzwackungen wirthschaftlich zu nennen sind, denn sobald ein großes Geschäft nur aus Konkurrenzneid und ohne den gebührenden Gewinn abgeschlossen wird, entsteht heimliche Profitmacherei.

Es lohnt die Mühe, die Sachverständigen näher anzusehen, da ihr Einfluß immer fühlbarer wird und der Kampf gegen sie innerhalb der Fachkreise bereits begonnen hat. Nach Allem, was man so sieht und erfährt, werden Gutachten über elektrische Anlagen theils von sogenannten Industriellen, theils von Professoren besorgt. Die Einen geben sich natürlich mehr praktisch, die Anderen wissenschaftlich; Beiden werden aber zwei Eigenschaften nicht selten nachgesagt: Sonderverbindungen mit einzelnen Gesellschaften und die Sucht, die schwierigsten Bedingungen für ihre Auftraggeber herauszudrücken. Dabei ist aber doch der Respekt vor solchen Autoritäten so stark, daß ihnen selbst angesichts sehr verlockender Gegenbedingungen Folge geleistet wird. So hatte jetzt in Nürnberg die submittirende Firma zwei Projekte eingereicht: mit Gleichstrom, für dessen Ausführung und Betrieb das Haus mit dem ganzen Gewicht seiner Erfahrungen garantiren wollte, und mit Wechselstrom, wie es der Sachverständige wünschte, aber unter ausdrücklicher Ablehnung jeglicher Verantwortlichkeit. Nürnberg hat nun dieser renommirten Firma das Projekt übertragen, für das sie um keinen Preis eine sichere Bürgschaft übernehmen wollte. Manchen Städten schmeichelt wiederum der Gedanke, das gleiche System wie ganz große Plätze zu besitzen; ein psychologischer Umstand, der den Gutachtern nicht wenig zu Statten kommt.

Neben diesen höheren regen sich aber auch niedere Kräfte, die gar keine praktischen Techniker sind. Wir besitzen heute in Deutschland „Versuchsanstalten", die sich zum Theil mit ihren leichtwiegenden oder auch tendenziösen Gutachten aufdrängen und rechten Schaden anstiften sollen. In einzelnen Broschüren werden da planmäßige Beutezüge enthüllt. Interessant war mir dabei, daß eine solche Versuchsstation absichtlich diesen unpersönlichen Namen führen soll, während der sogenannte Direktor der eigentliche Eigenthümer, also von sich selbst erwählt ist.

Die Großen geben Programme aus, die Kleinen geben bei Konkurrenzen ihr Urtheil zu Gunsten der von ihnen protegirten Firmen ab. Das geht ganz gut auf dem Wege eines Nachtragsprojektes, das jene Firma einreicht, nachdem ihr die befreundete „Autorität" die billigeren Aufstellungen der anderen Submittenten gütigst zugesteckt hat. Schon jetzt wird es als ein Zeichen der Zerfahrenheit angesehen, daß sich die fünf oder sechs großen Gesellschaften, auf die es in Deutschland ankommt, nicht gegen diese Gutachter zusammenschließen. Sie wären angeblich wohl in der Lage, es schließlich durchzusetzen, daß die Städte von ihrem eigenen Ingenieur ein allgemeines Programm aufstellen lassen und dann die verschiedenen Elektrizität-Unternehmungen zum Konkurriren aufforderten. Ich folge dabei immer den sehr energisch vertretenen Meinungen aus jenen Fachkreisen, die einen solchen Geschäftsgang für absolut besser, vor Allem für unparteiischer halten, — um so mehr, als die Anfragen an die Oberbürgermeister so mancher neu beleuchteten Städte merkwürdig günstig beantwortet werden.

Ein besonderes Kapitel gebührt noch dem Professor. Dieser fertigt von

seinem Lehrstuhl aus seine Gutachten nicht allein für Städte, sondern auch für Private an, — gegen höchst noble Bezahlung. In England ist Das doch etwas besser eingerichtet, denn dort ist so ein Professor ganz offen konsultirender Ingenieur für eine bestimmte Firma. So bekleidet z. B. der berühmte Thomson, jetzt Lord Kelvin (Erfinder des Kabeltelegraphen) die Professur in Glasgow, vertreibt dabei seine Patente, fabrizirt seine Apparate u. s. w. Seine persönlichen Interessen liegen also vor Aller Augen, was ungleich besser ist als beim deutschen Gelehrten, der, ohne mißachtet zu werden, nicht selbständig fabriziren, dagegen als Anfertiger von Gutachten ein großer und gut bezahlter Mann sein kann. Das Bewahren einer gewissen äußerlichen Würde reizt aber erst recht zur Nachrede. Giebt es wirklich keine Studenten, die ihren greisen Lehrer zu verstimmen glauben, sobald sie in ihren Arbeiten die Maschinen-Anlagen irgend einer bestimmten Gesellschaft kritisch streifen? Und giebt es wirklich keinen Professor, von dem nach dem Bau seiner eigenen Villa die Sage geht: die Batterie habe ihm X. verehrt, die elektrische Einrichtung rühre von Y. und den Gasmotor schenkte Z.? Man kann achtzigtausend Mark jährlich nebenbei an Gutachten verdienen und dennoch in den Augen der Kenner als bloßer Kompilator gelten.

Gesetzt aber, die elektrischen Unternehmer würden energisch und die Städte betrauten bald wirklich ihre eigenen Ingenieure mit der Ausarbeitung der Projekte, so würde ein Bedürfniß nach Gutachten noch immer bleiben. Für diese Aufgaben hatte man sich die Physikalisch-Technische Reichsanstalt geeignet gedacht, die von Siemens gegründet und von Helmholtz zuerst geleitet wurde. Die Elektriker behaupten nun: schon der Name „Technische“ beweise, daß dort keine rein wissenschaftlichen Untersuchungen geplant gewesen seien; dann müßten aber auch praktische Männer hineinkommen. Neben den verdienstlichen wissenschaftlichen Untersuchungen scheint man doch jetzt von dieser Anstalt mehr für die Industrie verlangen zu wollen. Schließlich wundert es dann auch Keinen mehr, daß die bedeutendste elektrotechnische Vereinigung (die in Berlin) neulich offiziell von ihrem Vorstand zur Besichtigung der Accumulatoren-Wagen von Schäfer & Heinemann eingeladen wurde. Gerade eine Woche nach der Verhaftung des Direktors Friedmann! Dabei muß ein Blick in die Fachblätter selbst den Laien belehren. So war in dem Organ des Deutschen Straßen- und Kleinbahnvereines bereits am sechsten Februar zu lesen: „Wenn die Rede davon ist, daß der Accumulator-Wagen die Steigung am Spandauer Bock mit Leichtigkeit bewältigt, so lehren die thatsächlichen Verhältnisse etwas Anderes. Denn erstens ist der Wagen beim Befahren der Steigung sofort entgleist und zweitens kann man sich beim Fahren mit dem Wagen auf einer viel geringeren Steigung, an der Flora in Charlottenburg, überzeugen, daß er dort seine Fahrgeschwindigkeit bedeutend verringert, selbst wenn er nur mit wenigen Personen besetzt ist.“ Man muß bedenken, daß fast alle Aktien jener Accumulatorengesellschaft noch im Besitz der Rheinisch-Westfälischen Bank sind und daß jede, auch nur die kleinste nicht absolut ungünstige Aeußerung zum Unterbringen von Aktien benutzt werden könnte. Uebrigens bemühen sich ganz ernsthafte Blätter jetzt mit der Rechnung, daß jene Accumulatoren-Aktien nicht die fingirten vier Millionen Mark, sondern nur eine Million Mark Werth seien. Man traut dem eigenen Urtheil also mehr als einer Umfrage in Fachkreisen.

Pluto.

Das Weltschneiderreich.

Der Reichstag hat sich wieder einmal zwei große Tage gemacht. Die eine dieser Sitzungen, deren Größe ausgeklingelt wird, ohne daß der nicht von Wahlweihen Erleuchtete sie zu erkennen vermag, galt der Transvaalangelegenheit, die von der Regirung, wie es scheint, sachgemäß und korrekt behandelt worden ist, die andere dem in der Hausindustrie der Konfektion verheerend herrschenden Elend. Es ist seltsam, daß in den Debatten von keinem einzigen Volksvertreter der Zusammenhang hervorgehoben wurde, der zwischen den Gegenständen dieser beiden großen Sitzungen besteht. Die Rede des Herrn von Marschall, von der man eine etwas höhere Tonart erwartet hatte und die deshalb abkühlend wirkte, beweist, daß wir in Südafrika fast ausschließlich Handelsinteressen zu wahren haben: die deutsche Exportindustrie soll gefördert und namentlich vor dem von Rhodes und Jameson seit Jahren geplanten Zollschutzzusammenschluß behütet werden. In dieser Exportindustrie nimmt die Konfektion einen breiten Raum ein; in allen überseeischen Hafenstädten trifft man deutsche Reisende, die Mäntel und Jacken, Kleider und Wäsche anbieten und vorzügliche Abschlüsse machen. Weshalb? Weil sie billigere Preise stellen als die Kaufleute aus anderen Ländern. Und sie können billiger liefern, weil sie elende Löhne zahlen. In der Kanitzdebatte sagte Herr von Marschall: „Wir führen über 2500 Millionen an Werthfabrikaten alljährlich aus und darunter ist viel Arbeitlohn; denn die Arbeit für die Ausfuhr ist zum großen Theil hochgelohnte Arbeit. Der deutsche Handel und die deutsche Schiffahrt verkünden, indem sie deutsche Produkte nach dem Ausland führen, was Deutschlands Fleiß und Deutschlands Kraft vermag; und ich meine, wir hätten allen Anlaß, stolz darauf zu sein, daß auf diese Weise unser Ansehen in fernen Ländern begründet wird." Das klingt gut und wurde aus der Rickertei natürlich mit Bravogebrüll begrüßt. Jetzt hat der Schneiderstrike uns gezeigt, wie es um diese hochgelohnte Arbeit bestellt ist, jetzt sind die schmachvollen Zustände, die man aus den Arbeiten von Bücher, Sombart, Schönlank und manchem Anderen längst kannte, endlich auch der Masse enthüllt werden, die wissenschaftliche Aufsätze nicht liest. Den Heimarbeitern, die der schlimmsten und stillsten Ausbeutung unterworfen sind, wird nicht leicht zu helfen sein; ein Nothstandsgesetz, das rasch mindestens die schimpflichsten Uebelstände beseitigen könnte, scheint die Regirung nicht erlassen zu wollen; und die lauten Flüche gegen die Rotte, die den Aermsten der Armen den letzten Schweißtropfen auspreßt, werden verhallen, sobald erst der Strike beendet ist. Dem aber, der die beiden großen Sitzungen prüfend vergleicht, entstehen sehr ernsthafte Fragen. Sollen wir uns wirklich für eine Exportpolitik begeistern, die uns mit solchen Zuständen beglückt? Soll Deutschland zum Sklavenmarkt werden, auf dem für die übrigen Länder der Erde billig gearbeitet wird, und sich dadurch ringsum Haß und Verachtung und im Innern Degeneration, Prostitution und Revolution großziehen? Und wenn draußen eigene Industrien geschaffen sind und unser Volksstand zerrüttet ist, — was dann? Die Aussicht sollte auch für die kühlen Couponschneider nicht verlockend sein, die für die Noth und den Jammer der Konfektionschneider kein Empfinden haben. Das Getreide muß billig und der Lohn niedrig sein, damit unsere Industrie auf dem Weltmarkt im Wettbewerb mit anderen Völkern die Siegerin bleiben kann. Auf diesem Wege, der über die wüste Trümmerstätte des inneren Marktes führt, kann Deutschland für eine Weile zwar zum Weltschneiderreich werden, aber es wird dem Bankerott einer so kurzsichtigen Exportpolitik nicht lange entgehen können.

Königsdramen.

Neulich, als wir uns bei der Betrachtung eines verunglückten Bauernkriegsspieles langweilen mußten, dem die Marktschreierkünste einer Schwindelgesellschaft nicht das arme Leben zu retten vermochten, wurde auch die Erinnerung an die dramatischen Nöthe des merkwürdigen Mannes wach, dessen Maccabäermuth einst in Deutschland die Massen entflammte und in märchenhaft kurzer Zeit die heute Alles beherrschende Proletarierbewegung schuf. Ein sonst nicht unkluger Franzose hat sich einmal darüber gewundert, daß die Leute, die sich als Politiker zur Fortschrittspartei halten, fast immer den rückständigsten Literaturgeschmack haben; dieses Staunen entsprang dem Irrthum, der sich von radikalen Redensarten blenden läßt und nicht sieht, daß es in der bürgerlichen Gesellschaft kein reaktionäreres Gebilde giebt als die Fortschrittsparteien und daß an sozialem Empfinden selbst ein kassubischer Kleinhäusler um Thurmeshöhe über den berliner Großkonfektionären steht, die doch schon der freche Trompetenton ihrer Manifeste als Mitglieder der freisinnigen Volkspartei verräth. Wirklich wunderbar aber ist es, daß einem Manne, der Alles der Persönlichkeit zu danken hatte, der Einfall kommen konnte, die Persönlichkeiten aus dem Drama zu verbannen und an ihrer Stelle „die großen kulturhistorischen Prozesse der Zeiten und Völker zum eigentlichen Subjekt der Tragoedie zu machen". Freilich: der Mann war ein Sozialdemokrat, — aber einer von sehr besonderer Art, der die Theorie nicht zu leben und nach der Theorie nicht einmal zu sterben verstand. Der Riß, der durch das ganze Wesen Ferdinands Lassalle geht und ihn zu einer so seltsamen Zwielichterscheinung macht, der zwischen Lehre und Leben klaffende Spalt, wird auch da deutlich erkennbar, wo der eitle und ehrgeizige Tribun, dieser Coriolan im Quiritengewande, um den Lorbeer des Dichters rang: er wittert und fühlt auch da die Theorie, er findet ihr den knappsten und klarsten Ausdruck, aber er kann ihrem Anspruch die Dichtung so wenig wie das Leben anpassen. Deshalb ist sein Sickingen ein verlorener, zu gesundem Gedeihen unfähiger Sohn und von der umständlichen Arbeit bleibt nur die Vorrede wichtig, weil sie die Zuckungen einer von Wöchnerkrämpfen geschüttelten Zeit uns im Spiegel eines starken Temperamentes zeigt, das mit barometrischer Empfindlichkeit den Wetterwechsel von morgen schon gestern verkündigen konnte. Den Klassikeralben, der vorher den Preußenjunker Heinrich von Kleist quälte, wollte auch der jüdische Junker sich jetzt von der Seele wälzen. Kleist hatte im Robert Guiscard sich von ihm zu befreien versucht und, als er erlahmte, ein drittes Reich der Dichtung erträumt, in dem neben den Griechengöttern die Renaissencegeister regiren könnten und wo aus der Verschmelzung aeschyleischen Empfindens mit shakespearischer Anschauung eines Tages vielleicht die erneuerte Form der tragischen Kunst zum Leben erwachen würde. Lassalle, der für Pathos und Phantasie im öffentlichen Wirken Ver-

wendung fand, dachte nüchterner; aber auch er wollte von den Klassikern los, wollte über Schiller hinaus und, wiederum als ein Bahnbrecher, beweisen, daß nicht nur die individuellen Schicksale, nein, auch die Kulturgedanken großer Wendeepochen zu Gegenständen der dramatischen Dichtung taugen. Er fühlte, daß es mit dem anmaßlichen Individualismus, der seit der Reformation im Kreis der Bildung und des Besitzes unbeschränkt geherrscht hatte, mählich nun zu Ende ging, und ergrübelte die Nothwendigkeit eines sozialen Dramas, — das ja nicht, wie die Lümmel von heute behaupten, den Blick in Hinterhäuser und Dirnenbrunststätten lenken, sondern dem Sinn und der Seele die gesellschaftlichen Zusammenhänge enthüllen soll, in deren Gemeinschaftempfinden das Individuum wurzelt, wächst und nach kurzem Frühling oft genug wieder verdorrt. Was blieb den armen Dichtern sonst auch übrig? Der große Konflikt, der so lange vorgehalten hatte, der Kampf zwischen dem Willen und der Versuchung durch Sinne und Leidenschaften, war nicht mehr ganz bequem zu gestalten, seit das Dogma von der Freiheit des Willens erschüttert war und seit Schopenhauer gelehrt hatte, daß der Mensch zwar thut, was er will, daß er aber nur will, was er mit Nothwendigkeit wollen muß. Diese Nothwendigkeit nun zu erkennen, ihren Wurzeln nachzugraben und die Bedingungen zu erforschen, unter denen sie auf die einzelne, persönlich begrenzte Individualität und auf ganze Gruppen wirkt, und so den alten Klassikerkonflikt tiefer und fester zu fassen: Das wurde jetzt die Poetenpflicht. Kleist sah den Weg nicht und fand dennoch die Hermannsschlacht und den Prinzen von Homburg, die stärksten deutschen Dramen und die unvergänglichen Denkmale germanischer und borussischer Völkerpersönlichkeit. Lassalle errieth wohl die Richtung, aber er war ein Fremdling in unheimischem Erdreich, der, als Deklassirter, in der Klassengemeinschaft mit Armen und Elenden die Heimath suchte, er war gar nicht einfältig, gar nicht naiv und konnte den begriffenen Geist nicht in der Gottheit lebendiges Kleid zwingen.

Ob ein an plastischer Kraft reicherer Künstler den Sozialistentraum im luftigen Reich der Dichtung verwirklichen kann? Fast möchte man die Frage rund und nett mit Nein beantworten. Die dramatische Kunst wendet sich an die Massen und Massen sind durch unpersönliche Abstraktionen nicht leicht in Bewegung zu bringen; sie entflammen sich nicht am Marxismus, sondern an dem — allzu menschlichen — Menschen Lassalle und lassen langsam dann erst die tröstende, aber auch erkältende Lehre in die überhitzten Hirne und Herzen sickern; sie umringen jubelnd den Schöpfer des Reiches, aber sie bleiben gleichgiltig, wenn ein Reichsjubiläum gefeiert wird; sie wollen, wie Carlyle, der Massenmoralist, den Heros, der die großen Gedanken und Thaten ihnen verkörpert und menschlich näher rückt, den Einzelnen, dem man, in stolzem Zeitgenossenbewußtsein, mit Augen und Lippen Grüße zurufen kann. Deshalb haben seit den ältesten Zeiten die dramatischen Dichter so gern immer nach den Höhen der Menschheit

gespäht, wo die Mächtigen thronen, deshalb schreitet durch die Weltdramatik ein endloser Zug von Königen, Feldherren und Völkerbezwingern. Nicht nur die kindhafte Freude an buntem historischen Aufputz und glitzerndem Hofstand war dabei wirksam: auch der Wunsch, den überlebensgroßen Gedanken der Weltgeschichte die menschlichen Repräsentanten zu schaffen, leitete den Blick auf die Könige, die als die geborenen Führer der Volkheiten betrachtet wurden. Heute dringt der Sozialismus siegreich auf der ganzen Linie vor, Jeder fühlt, wie er von allen Seiten hereinbricht, nach dem Proletariat auch die zerrütteten Mittelstände in Städten und Dörfern gewinnt und wie das zage Häuflein der Großkapitalisten im Widerstand allgemach wankend wird; aber noch heute hat die Psychologie der Massen sich nicht verändert, noch heute scheint es unmöglich, die überragenden Persönlichkeiten aus der Massendichtung zu drängen, und die Zeit, wo die Kulturgedanken als Gegenstand der Dramatik einer schaulustigen, lüstern nach Menschlichkeit lechzenden Menge genügen können, dünkt uns fern und dem suchenden Sinn von undurchdringlichen Nebeln umhüllt.

Den Größten, die ohne Kompaß und Peilgeräth ferne Küsten entdecken, ist längst aber gelungen, was in Lassalles scheinbar neuer Theorie das Wesentliche ist. Goethe hat im Goetz, im Faust und im Tasso nicht individuelle Schicksale nur, sondern, ganz im Sinne des Sozialisten, „die innersten kämpfenden Gegensätze des allgemeinen Geistes“ vorgeführt und Shakespeare hat uns nicht nur das allumfassende Lehrbuch über die Naturgeschichte der menschlichen Leidenschaften geschenkt, sondern auch den gesammten Kulturgehalt seiner Epoche in ein O von Holz zu pressen vermocht. Diese Größten waren auf ihrer Fahrt von dem Ballast doktrinärer Vorstellungen freilich nicht beschwert; ihnen war die demokratische Unterschätzung der schaffenden Persönlichkeit eben so fremd wie der sozialistische Wahn, der im Verlauf der Geschichte nur eine Reihe von wirthschaftlichen Prozessen sieht und gar nicht merkt, wie oft und wie gewaltsam die Entwickelung von Einzelnen unterbrochen und in neue Bahnen gewendet wurde und bis auf unsere Tage noch wird. Diese Größten waren von altem Aberglauben und neuen Vorurtheilen völlig frei und ihnen konnten deshalb Werke gelingen, die der Rost der Zeiten nicht frißt und die dem Massenbedürfniß wie dem verfeinerten Fühlen einsamer Geister genügen. Eben hat, nach allzu langer Ruhe, Shakespeares König Richard der Zweite wieder die Hofbühne beschritten. Wenn Lassalle meinte, Schiller habe das deutsche Drama über Shakespeare hinausgeführt und die historische Tragoedie im engeren Sinn erst geschaffen, so könnte er vor diesem Werk seine Thorheit erkennen und einsehen lernen, daß 1594 im Wesentlichen der Wunsch schon erfüllt worden war, den er 1858 dem Freund sehnsüchtig ausstöhnte. Es ist keins von den stärksten Stücken des Schöpfers und die Darstellung, die, gegen die Absicht des Dichters, von dem übermächtigen Königskopf Matkowskys beherrscht wird,

erleichtert es nicht dem Verständniß. Aber es zeigt uns nicht nur ein individuelles Geschick, dem die Historie den belebten Hintergrund bietet: es ist von dem allgemeinen Geist seiner Zeit ganz durchtränkt, es läßt uns in der Perspektive die wirkenden Kräfte ahnen, die gebietend das Stammesleben einer bestimmten Epoche gestalten, und es beschwört aus fernen Grüften das alte England herauf, mit seinen Ritterfehden, seinem leicht von sprunghaften Launen gestachelten Volk und dem nie ermattenden Kampf zwischen dem herrischen Königthum und dem eigenwilligen Adel. Diese Reize fallen nicht gleich ins Auge, weil das Königsdrama zunächst den Blick anzieht und fesselt, die alte und immer erneute Tragikomoedie des Königs von Gottes Gnaden. Auch dieser Richard, der im Kreis seiner Günstlinge praßt, dem Volksanspruch und den Wünschen des Adels sein Ohr verschließt, das Reich wie ein Pachtgut verpfändet und durch schimpfliche Verträge der Selbständigkeit beraubt, ist nicht nur ein in seiner zufälligen Persönlichkeit erfaßter König: er ist der König, der niemals stirbt und immer wieder, den Monarchien zum Verhängniß, als ein Schreckgespenst durch den währenden Wechsel der Zeiten spukt. Der Mann, der sich durch besondere Gnade geweiht und erleuchtet wähnt und sich, nach Bismarcks Witzwort, in einem Geheimrathsverhältniß zum Herrgott fühlt, ist für die Jahrhunderte hier hingestellt, den Nachgeborenen zur Warnung. Thoren haben einen Bruch in der Charakteristik finden und in dem entkrönten Richard den hochfahrenden König nicht wiedererkennen wollen; und doch zeigt uns gerade dieser Zug den großen und in seiner Größe mühelos gütigen Menschenbildner. Richard ist kein schlechter Kerl: die Liebenswürdigkeit seiner adeligen Natur offenbart sich uns, sobald das Unglück ihn in strenge Sinnendiät zwingt und ihm die gewohnte Schmeichlerkost rauh versagt; aber die ursprüngliche Gutartigkeit ist von dem Wuchergerank, das sich dicht um das in die Wolken kletternde Gottesgnadenbewußtsein schlingt, ganz erstickt. Der König, der nur die Rechte, nicht die Pflichten seines Amtes erkennt, ist verloren; er will dem Volk Führer sein und nimmt sich doch nicht die Zeit, das Volksbedürfniß zu erforschen; er will auf jedem Gebiet das über Wohl und Wehe, über Gewinn und Verlust entscheidende Machtwort sprechen und ist auf keinem Gebiet doch heimisch geworden; er fühlt die Unsicherheit seines Urtheils und flüchtet unter das Hofgesinde, das von dem Wink seines Auges abhängt und deshalb durch hündisches Wedeln und listige Locktöne den Herrn günstig zu stimmen sucht; er erfährt nichts mehr von den wirklichen Vorgängen und verstrickt sich, da er durch gesteigerten Glanz den Schein der Macht wahren will, n das unübersehbare Netz entehrender Verschuldung; und als das Gefühl der Gottähnlichkeit den steilsten Gipfel erreicht hat und er sich für den angebeteten Heiland hält, von dem die bang auf ihn blickende Welt, die wimmelnde, kleine Menschheit, die Erlösung erhofft, — da ist jäh die dünne Säule, auf der

er in trotziger Einsamkeit thronte, zerborsten und ein verwegener Vasall reißt die Krone, die vom höchsten einst dem allerhöchsten Herrn verliehen war, mit keckem Griff dem gestürzten König vom Kopf. Das Drama, das uns dieses Schreckbild der Monarchenverziehung giebt, ist ein gefährliches Stück, Elisabeth wußte sehr gut, warum sie es nicht leiden mochte, aber es gehört auf Hofbühnen und selbst Lassalle könnte zugeben, daß es einen der großen kulturhistorischen Prozesse der Zeiten und Völker zum eigentlichen Subjekt der Tragoedie macht.

Darum kann es auch niemals ein Kassenstück werden wie das andere Königsdrama, das dem von tastenden Fingern unsicher geleiteten Berliner Theater vorläufig aus der Klemme geholfen hat. Der König Heinrich des Herrn von Wildenbruch wird erst zu betrachten sein, wenn man den Kaiser Heinrich, der Tragoedie zweiten Theil, kennt, der vielleicht durch eine neue Art von Strahlen hinter der üppigen Wulstbildung auch den Knochenbau hervortreten läßt. Aber heute schon darf man sagen, daß dieses Königsdrama von einer harmloseren, ungefährlicheren Wesenheit ist als der schlimme Richard. Es behandelt zwar den weltgeschichtlichen Streit zwischen König und Priester und führt uns sogar nach Canossa, aber kein Hauch der Historie drang in diese Gartenlaubengeschichte, die das Gedächtniß an die schönen Tage mahnt, wo Gregor Samarow in unerhört spannenden Romanen uns berichtete, wie Kriege entstehen, Throne zusammenkrachen und mit Damenbedienung Weltgeschichte gemacht wird. Und kein Hauch einer neuen Weltanschauung drang störend in das helle Gemüth des Herrn von Wildenbruch. Dieser außerordentlich begabte Mann, der so leicht begeistert und so rasch entrüstet ist und dem die Gunst des Schicksals Theateraugen, Brettergefühle und Schnürbodennerven verlieh, würde, trotz solchen Glücksgaben im Siegen nicht so sicher sein, wenn er nicht auf festen Füßen ganz in der alten, bewährten Weltanschauung stände und gläubig die alten Moralwerthe weitergäbe, als wären sie für die Ewigkeit geprägt. Er sieht seine Könige nicht in der schwefelgelben Beleuchtung von Schillers Tyrannenhaß, er prüft ihnen nicht Herz und Nieren, wie der aus heiterer Höhe in seine Welt herniederblickende Brite, der in der Ueberspannung der Menschlichkeit die Monarchenkrankheit erkennt: ihm ist ein König der von der Himmelsgnade geweihte Herrscher, der schon als Kind besondere Wunder wirkt und den, wenn er denn doch einmal irren sollte, der liebe Gott rechtzeitig schon in die Klarheit zurückführen wird. So lange solche Königsdramen dem Massenempfinden entsprechen, kann das Vaterland ruhig sein und der Deutsche kann schmunzelnd auf andere Länder schauen, wo der Begriff des ererbten Königthumes längst streitig geworden ist; und so lange Duelldramen gefallen, in denen Gute und Böse, sorglich durch Schranken geschieden, in voller Willensfreiheit zum Zweikampf antreten, braucht man sich nicht darüber den Kopf zu zerbrechen, ob ein Kulturgedanke einer schaulustig lechzenden Menge als Gegenstand der Dramatik jemals genügen kann. M. H.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 29. Februar 1896.

Repräsentation.

Aschermittwoch ist lange vorüber, aber es wird flott weitergetanzt, rundliche Kochfrauen rennen durch die Straßen und in den feineren Vierteln fällt der Blick des Wandelnden auf stattliche Speisewagen, die scharfe und süße Sachen, gewürzte Salate und leckere Eisspeisen, an die Häuser rollen. Kleine Knaben, die von der Nachmittagsschule in Trupps nach dem Westen wandern, feuchten mit der Zunge die Lippen, schmatzen ein Bischen und erzählen, wie gut vorgestern die Reste des Pückler-Muskau geschmeckt haben. Kleine Mädchen, die pünktlich jeden Tag einmal an die Luft kommen sollen, fragen die Bonne, ob heute Abend die große Schwester wohl das meergrüne oder das lachsfarbige Kleid anziehen wird. Behäbige Herren und Damen sehen schmunzelnd, daß da Torten, dort ausgeliehene Stühle abgeladen werden, daß Schneiderdämchen in prallen Panzerkorsets mit dem Hausdiener zur Anprobe eilen und in den Delikatessenläden geschäftige Bewegung ist, und sie denken, still vergnügt, wie herrlich doch Handel und Wandel blüht und wie angenehm sichs in Berlin hausen läßt, wo der in den Zeitungen berühmte Puls des nationalen Lebens lauter als hinten weit in der Provinz etwa schlägt. Säuerlich dreinblickende Soziologen ballen die mit Wollgarn umwickelten Fäuste und möchten am Liebsten die ganze Gesellschaft in den Abgrund wettern, die zu prassen wagt, während ringsum das Elend mit der gellenden Kraft der Verzweiflung den Angstschrei nach Hilfe in die Dämmerung schickt. Nur die paar Moralisten — die mit den Moraltrompetern nicht zu verwechseln sind — machen sich

über das Treiben, das so geräuschvoll da ihren Sinnen vorüberzieht, ernstere Gedanken; sie sind nicht mehr jung genug, um nach den Genüssen der vom Verleiher möblirten Festlichkeiten noch lüstern zu sein, und nicht alt genug, um in dem Dogma vom blühenden Handel und Wandel gläubig noch einen holden Kindertraum verehren zu können; sie lächeln über den Wahn, der nur in dem wüsten Durcheinander der Riesenstädte den Puls der Nation pochen zu hören meint, und lassen von Luxus und Schlemmerei sich schon längst nicht mehr in hitzige Wallungen hetzen. Ihnen kommt es auf die Volkshygiene an: nicht auf Besserung und Bekehrung der Menschen, sondern auf Reinigung und Lüftung der Stätten, die Menschen bewohnen. Und weil sie wissen, daß in völlig durchseuchten Quartieren auch ihr Eifer und ihre geringe Kunst kaum noch Etwas vermag, senden sie den suchenden Blick weiter und wollen erforschen, ob nicht andere Schichten, ehe sie der Seuche gefährliche Fäulnißstellen bieten, vor der Ansteckung zu bewahren sind. Mag Herr Plutussohn in Trüffelpuree ersticken, mag das ganze Geschlecht der Plutussöhne an Gicht oder Herzverfettung unbejammert zu Grunde gehen, — wenn ihr Beispiel nur nicht die noch halbwegs Gesunden verdirbt. Deshalb, weil dieses böse Beispiel rasch und immer rascher fortzeugend in allen Klassen und Kasten Unheil wirkt, weckt den paar Moralisten der Anblick der stattlichen Speisewagen ernste Gedanken.

Der schlaue Lebensschlecker Talleyrand pflegte zu sagen, nur das Geschlecht aus der Zeit vor dem Schicksalsjahr 1789 habe die Wonnen des Daseins wirklich kennen und schlürfen gelernt. Er hat sicher Recht, da er ja nur an die Schaar der Privilegirten dachte, die mit Sporen, nicht an das Gewimmel, das mit Sätteln geboren ward. Damals verstand man sich auf den Genuß, der Geschmack war in langer Uebung gebildet und selbst die tollste Verschwendung nahm anmuthige Formen an. Prinz Conti, der einer Schönen einen Diamanten im Werth von fünftausend Livres schickte, dann, als die Dame das Geschenk abgelehnt hatte, den Stein zu Pulver zerstoßen ließ und diesen kostbaren Streusand zu einem Billet an die Spröde benutzte, folgte dem selben phantastischen Luxustrieb wie der Marschall Richelieu, als er die volle Börse, die ihm der knickernde Enkel zurückbrachte, zum Fenster hinauswarf. Diese Salonwelt hatte alle gesellschaftlichen Künste zu höchster Vollendung geführt und unter diesen Künsten stand ihr keine höher als die, mit möglichstem Anstand möglichst viel Geld auszugeben. Wenn

man Taines Schilderung des vorrevolutionären Frankreichs betrachtet, lernt man begreifen, warum Lord Chesterfield seinen Sohn immer wieder drängte, nach Paris zu gehen, um den cambridger Rost loszuwerden, und warum Voltaire beinahe schwärmend von den Hochgenüssen eines Lebens sprechen konnte, das Könige freiwillig der erhabenen Langeweile auf Thronen vorzogen. Man war höflich, fein, artig, stets galant und sehr häufig geistreich; man hatte sich eine Welt abgegrenzt, in die kein Späherauge hineindringen durfte und in der man sich, nur selbst gegebenen Gesetzen gehorsam, nach Laune und Lust gehen ließ. Der Charakterbildung war die weiche und laue Luft dieser künstlichen Welt nicht günstig; die Formen herrschten, die guten, glatten Manieren, die kluge Frauen ohne sittliche Vorurtheile als Herrscherinnen bestimmten, und jede Selbständigkeit, jede starke persönliche Eigenart wurde von zarten Fingern niedergezwungen. Diese polirten Sitten nahmen mit dem Aufkommen der empfindsamen Rousseaumode zwar eine etwas veränderte Gestalt an, aber sie blieben im Grunde doch unverändert und das Gesellschaftparadies, das dick mit Puder bestäubte, wurde bis zu dem Tage des großen Zusammenbruches mit ängstlicher Sorgfalt bewahrt. Dann wunderte man sich, daß es so schnell verschwand, und die Ueberlebenden liefen blinzelnd umher, ohne fassen zu können, wohin der bunte Troß ihrer Standesgenossen mit einem Schlage entrückt sein mochte. Des Räthsels Lösung war nicht schwer zu finden: eine Gesellschaft, die sich ein unwahres Scheinleben zurechtgemacht hatte, konnte im grellen Licht der gemeinen Wirklichkeit nicht vegetiren; Menschen, die sich in künstliches Formenwesen eingekastet hatten, konnten den natürlichen Leidenschaften einer empörten Menge nicht Widerstand leisten; die soignirte und parfumirte Welt war verloren, als die rohe Kraft in ihre Herrlichkeit brach. Die feinen Seigneurs und die zierlichen Damen kannten das soziale Gebäude gar nicht, in dessen erstem Stockwerk sie so lustig getändelt hatten, nicht die Dicke der Mauern und nicht die Art der anderen Hausbewohner. Sie hatten sich immer nur um sich selbst und den engen Kreis ihrer Kastengenossen bekümmert, nie um Das, was außerhalb dieses Kreises lag; und als die beiden fremden Welten in hartem Anprall nun aufeinanderstießen, mußte die stärkere siegen und die schwächere mit ihren niedlichen Reizen zertrümmert werden. Das wonnige Genießen war nun freilich vorbei; aber die von Talleyrand bewunderte Menschheit wußte wenigstens mit Anstand und guten Manieren zu sterben.

Sie hat ihrer Erbin die Schwächlichkeit, nicht aber den Reiz und die feinen Formen vermacht. Eine müssige Aristokratie, der die Gnade des Königs oder gewaltthätig aufgebrachte Kontributionen immer wieder die Tasche füllten, konnte nicht leicht in Protzensitten verfallen. Sie erhielt ihren Werth nicht durch Geldbesitz, sondern durch adelige Abkunft und wärmende Hofgunst; ihr war es nicht darum zu thun, mit Reichthum zu prunken, sondern darum, mit besonderem Anstand und erfinderischem Raffinement ihr Geld auszugeben. Sie konnte mit ihren Sitten auch nicht andere Stände anstecken, denn sie lebte mit anderen Ständen nicht in Gemeinsamkeit: sie war die Gesellschaft, — und unter ihr, tief unten, kribbelte das Gehudel. Das änderte sich rasch, als die feudalen Schranken fielen und das Geld zum einzigen Werthmesser wurde. Jetzt mußte man zeigen, daß man Geld hatte, mehr Geld als der Nachbar, jetzt mußten blanke Goldstücke die Stammbäume ersetzen und Ehre und Ehren sichern. Die schönen Tage der Conti und Richelieu waren vorüber und an die Stelle galanter Verschwendung trat plumpes Protzenthum: Herr Plutussohn bot seinen Gästen statt des Fidibus Zwanzigmarkscheine an und Herr Venusthal schickte einer Tänzerin die Hälfte eines Bräunlinges mit der gekritzelten Weisung, die andere Hälfte zur Schlafenszeit unter seinen Kissen zu suchen. Die geschlossene Gesellschaft war gesprengt, von allen Seiten drängten robuste Emporkömmlinge heran und die Reste der alten anmuthigen Formen wurden von derben Schmierstiefeln zertrampelt. Die neuen Formen konnten nur von Denen geschaffen werden, die der neuen Gestaltung am Besten angepaßt und mit dem neuen Werthmesser aus langer Gewohnheit vertraut waren: von den Virtuosen der Schachermachei. Aber nun blieb die Sitte auch nicht mehr auf bestimmte Kreise beschränkt und die Gefahr einer Massenerkrankung war näher gerückt.

Es scheint, daß keine Gesellschaft lange ohne Spuk leben kann. Die alte Aristokratie hatte einen Theil des Gottesgnadenthumes der Könige für sich in Anspruch genommen und sich als die auserwählte, geweihte Kaste betrachtet, der die übrige Menschheit zu gehorchen und pünktlich jeden gewünschten Tribut zu entrichten hat. Ueber solchen Gespensterglauben lächelte die wundervoll aufgeklärte Bourgeoisie, die Freiheit und Gleichheit forderte, weil sie das Zaubermittel in der Tasche trug, das die feinsten und haltbarsten Ketten schmiedet und die Gleichheit ganz in der Stille zu Schanden macht. Aber sie erfand bald einen neuen Spuk: die Pflicht der Repräsentation. Da sie von Geldes Gnaden herrschte, mußte sie

in den Mittelpunkt ihres Kultes auch eine Opferhandlung stellen, bei der das heiligende Geld einer möglichst großen Menge enthüllt werden kann. Jetzt galt es nicht mehr, mit Anstand und erfinderischer Phantasie sein Geld auszugeben, sondern, sein Geld zu zeigen oder, wo es fehlte, mindestens doch den Schein eines beträchtlichen Geldbesitzes der staunenden Schaar vorzuspiegeln. Man durfte nur in bestimmten Restaurants, natürlich den theuersten, speisen, im Theater nur bestimmte Plätze, wieder die theuersten, einnehmen; man mußte im Sommer Modebäder besuchen und im Winter regelmäßig ein paar große Gesellschaften geben. Die Zeit der Gesellschaft, der einen, der man durch die Geburt angehörte, war für immer dahin, die Zeit der zersplitterten Gesellschaften begann. Und die Gruppen sonderten sich, da ein anderer Maßstab nicht mehr vorhanden war, nach der Höhe der aufzuwendenden Kosten. Wer beim Diner zwölf Platten zu bieten hat und fünfmal im Jahre Bälle veranstaltet, mag auf die Dauer nicht mit einem Menschen verkehren, der nur sechs Platten und zwei Bälle leisten kann, — und wenn ers möchte, würde der Andere diesen Verkehr bald lästig empfinden. So lange es irgend geht, macht man mit und sucht, schon weil die liebe Gattin sonst zürnt und die Tochter mit verweinten Augen zu Tische kommt, den Schein des Wohlstandes zu wahren; vielleicht hilft eine verwegene Spekulation über die Verlegenheit hinweg, vielleicht fängt das aufgeputzte Fräulein einen reichen Freier. Auch würde der Kredit leiden, wenn man plötzlich und auffällig anfinge, sich nach der Decke zu strecken. In der alten Gesellschaft wurde nicht gefragt, was Einer hatte, sondern, wie er es ausgab; die neuen Gesellschaften wollen das Goldgeklimper deutlich hören und fordern, wenn sie Einen für voll nehmen sollen, daß er sich als zahlungfähig erweist. Diesen Beweis hat die Repräsentation zu liefern; und weil die Zahlungfähigkeit gesellschaftliche Ehren verleiht, repräsentirt man eben und stöhnt nur in den stillsten Stunden darüber, daß man gezwungen ist, weit über seine Verhältnisse zu leben und dem Nächsten vorzulügen, daß dieses Leben den wirklichen Verhältnissen entspricht. Ob der neue Spuk am Ende nicht noch schlimmer ist als der alte?

Er war, als eine der den Jahrmarkt der Eitelkeiten beherrschenden Mächte, ernster Beachtung kaum werth, so lange sein Reich auf die Kreise der eigentlichen Geldleute beschränkt blieb, die Jeder, wenn sie ihm nicht behagten, leicht meiden konnte. Auch diese Zeit ist nun längst vorüber; dem Beispiel der rasch bereicherten Bourgeoisie sind die Klassen

gefolgt, die früher in ganz anderen Eigenschaften als in protzigem Prunken ihren Ruhm suchten: Künstler, Gelehrte, Beamte. Ein Künstler ladet zu einem Glase Bier und der Gast findet Belugacaviar, englische Austern und fünferlei Wein. Ein Professor bittet, man möge mit ihm im engsten Familienkreise einfach zu Mittag speisen und gemüthlich dabei plaudern, und man findet sechs bis acht andere Gäste, man muß eine unbekannte Dame, die für König Heinrich oder das Waldmädchen Zscheus schwärmt, anderthalb Stunden unterhalten, mehr essen, als man mag, mehr trinken, als man vertragen kann, und schließlich verstimmt und ermattet abziehen, ohne mit dem Manne, der zu gemüthlichem Plaudern geladen hatte, auch nur ein verständiges Wort geredet zu haben. Ein Beamter bittet zum Abendessen und der Gast, dem während der Vortischfachsimpelei unheimlich wird, ist gezwungen, wieder einmal den Fisch, das Filet, die süße Speise und den mittelmäßigen Rheinwein zu vertilgen. Der Künstler, der Gelehrte und der Beamte wollen als Wirthe nicht Menschen um sich sehen, mit denen sie gern ihre Ansichten tauschen, nein: sie wollen repräsentiren, wollen zeigen, wie es bei ihnen zugeht, welchen Verkehr sie haben und was sie zu leisten vermögen. Und diese ganze ausgespreitete Herrlichkeit ist unendlich oft noch dazu vom Schwindel geschaffen; es geht bei den Leuten gar nicht so zu, wie sie uns vorgaukeln, die anwesenden Gäste sind nicht Freunde des Hauses, sondern Menschen, die man einladet und von denen man eingeladen wird, und die Leistung von heute wird in den nächsten Tagen bei Brühkartoffeln bitter gebüßt. Das Gefühl, daß in diesem Thorentreiben eine Beleidigung des Gastes liegt, scheint leider nicht weit verbreitet zu sein; und doch sollte Jeder empfinden, daß ihm zugemuthet wird, die ungewohnte Freude eines guten Essens als reichlichen Ersatz für die Last einer langweiligen Gesellschaft hinzunehmen. Aber den sozialen Wirkungen dieser Verkehrsformen dürfte wenigstens Niemand sein Auge verschließen. Der Dankende sieht zwar überall das selbe verbindliche Lächeln, das andeuten soll, die Aufnahme verstehe sich ganz von selbst und das gastliche Haus habe sich nicht die allergeringsten Umstände gemacht; aber er weiß schon aus alten Possen, was er von diesem Lächeln zu halten hat. Und wenn er den Krimskrams nicht mitmachen will, wenn er entweder nicht Geld genug hat oder zu bequem ist, um eine Kochfrau anzuwerben, Stühle und Silbergeschirr auszuborgen und ein paar hundert Mark an ein ödes Fressen zu wenden, dann bleibt ihm nichts übrig, als auf jeden Verkehr zu

verzichten. Denn eine andere Verkehrsform giebt es nicht mehr: man wird pünktlich eingeladen und muß prompt wieder einladen und die Pflicht der Repräsentation verlangt, daß man dem Gast mindestens eben so viel vorsetzt und zeigt, wie er selbst vorher aufgebracht hat. Die Beamten leiden insgeheim am Meisten darunter; die Töchter schneidern und sticken und kürzen den Aermsten den Lohn; den Dienstmädchen werden Pfennige abgeknausert und die lange schon laufenden Rechnungen bleiben unbezahlt, weil man in der nächsten Woche ein Diner geben, weil man, wie beim Oberpräsidenten, zum Empfangen und zum Serviren Diener haben muß und weil der Weinhändler leise daran erinnert, daß der vorige Posten noch nicht beglichen wurde. Die Hausfrau mag es drehen und wenden, wie sie will: unter vierhundert Mark ist die Sache beim besten Willen nicht zu machen. Sie stöhnt über ihrem Wirthschaftbuch, der Mann entwirft seufzend die Platzordnung und die Tochter stoppelt das zweimal schon umgarnirte Kleid zum dritten Male zusammen. Es muß sein: die Pflichten der Repräsentation heischen Erfüllung.

Die Herrschaften, die von der Panamaschmach und dem Südbahnschwindel befleckt worden sind, haben sämmtlich gewiß die Pflichten glänzender Repräsentation streng stets erfüllt; sie wollten um jeden Preis für voll genommen werden und ihre Zahlungfähigkeit zeigen und sie mußten, als die Lasten immer drückender wurden, ein Bischen stehlen oder ein Bischen fälschen. Wir werden die selben Fäulnißerscheinungen erleben, wenn wir rechtzeitig nicht für Lüftung und Reinigung sorgen. Einstweilen werden unsere gesellschaftlichen Zustände denen des vorrevolutionären Frankreichs schon sehr ähnlich, ohne daß sie dabei der feine Reiz des ancien régime äußerlich wenigstens verschönt. Die Oberkaste verstrickt sich in ein Formenwesen, das jede freie Regung, jede persönliche Selbständigkeit des Empfindens in feige Regeln duckt; die ihr Angehörigen sind in beständiger Berührung, sie treffen und beobachten einander und sind auf der Hut, nur ja nicht allzu sehr von einander abzustechen; sie uniformiren ihr Denken, ihr karges Empfinden, und kommen schließlich zu einer Geheimsprache, die kein zufällig eingeführter Fremdling verstehen kann. In dieser Oberkaste sondern sich wiederum die Gruppen je nach der Möglichkeit der Repräsentation; man wählt seinen Verkehr unter den Leuten, mit denen man prahlen und bei denen man standesgemäß essen kann, und muß jede Beziehung zu anderen Schichten beinahe angstvoll meiden, um den peinlichsten

Verlegenheiten zu entgehen. Daher kommt es, daß wir in Deutschland, wo der Aberglaube den Spuk stützt, keine gemeinsame Bildungzone haben, in der anständige Menschen aus verschiedenen Klassen sich gesellig vereinigen können, daher ist eine Verständigung zwischen den einzelnen Gruppen so furchtbar erschwert und der Tag scheint gar nicht mehr fern, der das Gefühl der Zusammengehörigkeit im Innersten der Volksgenossen unheilbar zerstören wird. Draußen aber, in nächtigem Dunkel, steht die geschlossene Schaar, die einen Glauben hat, ein Ziel und ein Allen gemeinsames starkes Klassenbewußtsein und höhnt den Haufen, der in einer belagerten Festung nichts Würdigeres zu beginnen weiß, als auszurechnen, womit er sich vielleicht gesellschaftlich Etwas vergeben könnte und ob er auch nach den Standesbegriffen richtig repräsentirt.

Weil sie diese gefährlichen Stimmungen kennen, deshalb weckt den wandelnden Moralisten der Anblick der stattlichen Speisewagen ernste Gedanken. Sollte der Wettkampf im Repräsentiren nicht lieber den Herren Plutussohn und Venusthal allein überlassen bleiben? Diese Schichten sind durch keine Kunst der Sanirung mehr vor dem Verfall zu bewahren: sie waren die Ersten am goldenen Tisch und werden vor den anderen Gästen, vollgestopft und apoplektisch, nun vom Mahle aufstehen müssen. Für die Anderen, die halbwegs Gesunden, ist es noch Zeit, wenn sie entschlossen sich von der Anschauung lösen, die im Geld den einzigen Werthmesser erkennt und vom Nächsten heischt, daß er durch Bälle und Schmäuse ihnen seine Zahlungfähigkeit beweist. Die versinkenden Gesellschaften aber, die ihr Geld nicht mit Anstand und Geschmack ausgeben konnten, werden sicherlich auch nicht mit Anstand und heiterer Grazie sterben können, denn die Stunde, die sie von ihren Banknoten und von ihrem Checkbuch trennt, vernichtet auch die alberne Lüge der glänzenden Repräsentation.

Freuden des Lesens.

In England ist seit geraumer Zeit ein Buch von Frederic Harrison über die „Wahl der Lecture" populär. In ihm giebt uns dieser ausgezeichnete Schriftsteller seine Meinung über die Grundsätze, von denen man sich bei der Auswahl von Büchern leiten lassen sollte. Ueber den Theil, der sich mit der besonderen Empfehlung gewisser Schriftsteller beschäftigt, ist kaum Etwas zu sagen. Harrison hat allen Versuchungen zur Excentrizität, die den modernen Kritiker umlauern, widerstanden. Jedes Buch, das er lobt, verdient sein Lob und ist schon lange vorher von der Welt gelobt worden. Natürlich meine ich nicht, das Urtheil der Welt sei unbedingt bindend für das Gewissen des Einzelnen. Ich gebe bereitwillig zu, daß eine ungeheure Menge hohler Verehrung und dürrer, von dem lebendigen Glauben geschiedener Orthodoxie in dem ewigen Lobeschorus enthalten ist, der von jedem literarischen Altar zum Angedenken der unsterblichen Toten aufsteigt. Trotzdem muß jeder Kritiker anerkennen, daß er jede Abweichung von dem allgemeinen Urtheil der Zeiten auf Rechnung seiner persönlichen Eigenheit zu setzen hat, er muß fühlen, wie wenig wahrscheinlich es ist, daß die Menschheit sich zum Irrthum über die Art literarischer Leistung verschworen habe, die ihr den höchsten literarischen Genuß bietet, und daß mindestens in solchen Fällen das Wort gilt: securus iudicat orbis terrarum.

Dennoch ist ein Standpunkt möglich, von dem aus man jedes von Harrison empfohlene Werk wiederholter Lecture für werth hält und doch die Studientheorie, die diesen Empfehlungen vorangestellt ist, entschieden verwirft. Denn Harrison ist ein mitleidloser Richter. Sein Index expurgatorius schließt, so weit ich sehen kann, den ganzen Katalog des Britischen Museums ein, mit Ausnahme eines kleinen Restes, der sich leicht in dreißig bis vierzig Bänden unterbringen ließe. Die ungeheure Menge der übrigen Literatur betrachtet er offenbar nicht nur mit einem Gefühl der Gleichgiltigkeit, sondern der lebendigen Abneigung. Er überschaut die grenzenlose und immer noch wachsende Bücherverschwendung mit Gefühlen, die sich aus Ekel und Schrecken zusammensetzen, und ist fast versucht, zu behaupten, die Erfindung der Buchdruckerkunst sei für die Menschheit unheilvoll gewesen. In der Gewohnheit vermischter Lecture, wie z. B. die Leihbibliotheken sie bieten, sieht er seelenzerstörende Tendenzen. Sein idealer Leser wäre offenbar ein Herr, der mit erhabener Verachtung Alles in der Geschichte verwürfe, was nicht von allergrößter Wichtigkeit, und Alles in der Literatur, was nicht allerersten Ranges ist.

Ich will ganz gewiß nicht die Berechtigung dieser Theorie leugnen. Es steht fest, daß der berufsmäßige Forscher nur einen unendlich kleinen Theil von Dem bemeistern kann, was geschrieben worden ist. Von diesem Theile

vermag der gewöhnliche Leser wieder nur einen sehr kleinen Theil zu bemeistern. Ist es da nicht der beste Rath, die paar Meisterwerke, die auf uns gekommen sind, zum Studium auszuwählen und den ungeheuren, aber nicht hervorragenden Rest als nicht vorhanden zu betrachten? Uns geht es wie Reisenden, wenn sie eilig eine alte Stadt durchwandern, die mit den Denkmälern vieler Generationen und mehr als einer Civilisation angefüllt ist. Unsere Zeit ist gemessen. Von dem Sehbaren können wir im besten Falle nur ein unbedeutendes Bruchstück sehen. Hüten wir uns also, einen unserer werthvollen Augenblicke auf Das zu verschwenden, was nicht gerade das Allerausgezeichnetste ist. Dennoch bin ich der Ueberzeugung, daß für die meisten Menschen die von Harrison ausgesprochenen Anschauungen falsch sind und daß gerade Das, was er mit bezeichnendem Nachdruck als „ohnmächtige Gier nach flüchtigem Wissen" hinstellt, in Wirklichkeit eine sehr wünschenswerthe und keineswegs allzu gewöhnliche Form geistigen Appetites ist. Mir fehlt jede Theilnahme für das Entsetzen vor der „unaufhörlichen Anhäufung neuer Bücher", dem er Ausdruck verleiht. Ich fühle niemals die Versuchung, Gutenbergs Geburt zu bedauern. Ich bleibe unbewegt, und sollte der „Katarakt bedruckten Papieres", wie Harrison es nennt, strömen und strömen, bis die Kataloge unserer Bibliotheken wieder Bibliotheken bilden. Allerdings hat Jeder, der alles nicht für den Drucker bestimmte Schreiben unterdrückt wissen möchte, meine Theilnahme, ja fast meine Zustimmung. Denen, die der Menschheit die zweifelhafte Segnung der Zehnpfennigpost beschert haben, entrichte ich keinen bewundernden Dankeszoll. Aber der Grund für den Unterschied, den ich mache, liegt auf der Hand. Lesen müssen wir unsere Briefe immer und manchmal müssen wir sie sogar beantworten. Aber wer zwingt uns, durch den aufgespeicherten Plunder einer alten Bücherei zu waten oder die nichtige Thorheit, die die Leihbüchereien in unaufhörlichem Strom hervorsprudeln lassen, emsiger zu überfliegen, als uns beliebt?

Im Ernst: hat bunte Lecture wirklich die schrecklichen Folgen, die Harrison schildert? Hat sie auch nur einige davon? Seine Behauptungen, daß der Geist durch Aufnahme von zu viel Wissen „vollgepfropft und geschwächt" werde, bringen sicher mit großem Nachdruck eine Analogie zum Ausdruck, für die sich eine hohe Autorität anführen läßt, nämlich die zwischen dem menschlichen Geist und dem menschlichen Magen; aber eine solche Analogie kann man auch zu weit treiben. Ich habe oft von dem Menschen gehört, dessen ausgezeichnete Naturgaben so mit ungeheuren Mengen unverdauter und unverdaulicher Gelehrsamkeit überladen worden sind, daß sie keine Möglichkeit für eine gesunde Entwickelung gehabt haben. Aber ich bin ihm noch nie begegnet und ich halte ihn für mythisch. Allerdings sind manche gelehrte Leute dumm; aber es giebt kein Anzeichen dafür, daß sie dumm sind, weil sie

gelehrt sind. Wahre Dummheit ist selten erworben. Sie ist ein natürlicher Vorzug, dessen Kundgebungen im Kern stets die selben bleiben, wie Bildung sie auch ummodeln mag. Füllt einen Dummen bis zum Rande mit Wissen: er wird dadurch nicht weniger dumm, — wie die Bildungschwärmer sich fälschlich einbilden. Aber er wird auch nicht dümmer davon werden, wie Harrison anzunehmen scheint. Er wird in seinem Innersten bleiben, was er immer gewesen ist und immer sein mußte. Aber während seine Dummheit, sich selbst überlassen, leer gewesen wäre, kann sie unter sorgsamer Pflege anspruchsvoll und steif werden.

Die Erfahrung bestätigt ferner auch nicht die Annahme, daß eine lebendige Teilnahme für die Punkte, die Harrison als „blos merkwürdig" bezeichnet, auf den Geist eine verdummende Wirkung ausübe oder die Tendenz habe, ihn gegen das Höhere in Literatur und Kunst unempfänglich zu machen; aber es giebt positive Beweise dafür, daß Viele von Denen, die den Zauber dieses Höheren am Tiefsten empfunden haben, von jenem Alles verschlingenden Wissensdurst besessen gewesen sind, der Harrisons besondere Entrüstung erregt. Johnson z. B. war, obgleich taub für manche der feinsten Versharmonien, ohne Frage ein sehr großer Kritiker. Und doch war nach seiner Meinung die Literaturgeschichte, obwohl sie sich zum größten Theil aus Thatsachen zusammensetzt, die Harrison als bedeutunglos betrachten würde, das allerschönste Studium. Man nehme ferner den Fall des Lords Macaulay. Er hat Alles gethan, was er nach Harrison nicht hätte thun sollen. Von seiner Jugend bis ins Alter hat er sich beharrlich damit beschäftigt, seinen Geist „vollzustopfen und zu schwächen" durch Lecture von jeder Art, von den Meisterwerken der Tage des Perikles bis zum jüngsten Schund aus der Leihbibliothek. Aber Niemand erzählt von ihm, daß sein Geist dadurch gelitten hätte. Und wenn auch Niemand behaupten wird, er sei ein großer Kritiker gewesen, so wird doch Niemand leugnen, daß er die lebendigste Empfänglichkeit für literarische Größe in vielen Sprachen und in jeder Form besaß. Wenn Briten noch nicht genügen, so will ich einen Franzosen nehmen. Es ist allgemein zugestanden, daß Sainte-Beuve der vollkommenste Kritiker ist, den Frankreich je hervorgebracht hat. Niemand wird ihm die Fähigkeit bestreiten, die höchste Vollendung auf dem Gebiete der Literatur zu würdigen. Und doch hat er den größten Theil seines ungeheuren literarischen Eifers Schriftstellern gewidmet, deren Leben wir nach Harrisons Wunsch vergessen sollten und deren Schriften ihm fast den Wunsch abpressen, die Buchdruckerkunst möchte nie erfunden worden sein.

Es ist zu beachten, daß Harrisons Liste von Büchern, die das Lesen verdienen, anzudeuten scheint, seiner Meinung nach sei das Vergnügen der Lecture hauptsächlich ein Vergnügen der Einbildungskraft. Lyriker, Dra-

matiker und Romanschriftsteller bilden den Haupttheil der einigermaßen mageren Speisekarte, die seinen Schülern ausdrücklich gestattet wird. Nun würde, wie schon bemerkt, gewiß Niemand von der Liste behaupten, daß sie Bücher enthalte, die besser fortblieben; aber selbst von dem Gesichtspunkt künstlerischen Genusses aus scheint mir das Gebiet, auf dem wir nach seiner Ansicht unser Vergnügen holen dürfen, unrechtmäßig beschränkt zu sein.

Die zeitgenössische Dichtung z. B., gegen die sich Harrison mit vielen harten Worten wendet, besitzt für die Generation, die sie schafft, gewisse Eigenschaften, die sie aller Wahrscheinlichkeit nach mit keiner anderen theilt. Charles Lamb hat einmal bemerkt, daß ein Wortspiel alle seine Kraft verliert, sobald die augenblickliche Beschaffenheit des geistigen und sozialen Dunstkreises, in dem es geboren wurde, ihr Wesen geändert hat. Was hier gilt, bei dem untersten Versuche der Wortkunst, gilt in anderem Maße und anderem Grade von allen Formen der Literatur, auch von den höchsten. In gewissem Maße bedarf jedes Werk für Generationen, die von dem Zeitalter seiner Entstehung durch Verschiedenheiten des Denkens und der Bildung getrennt sind, der Erklärung. Daß Dies bei jedem Buche so ist, das in seinem Interesse von Gefühlen und Sitten abhängt, die völlig verschwunden sind, wird wohl Niemand leugnen wollen. In vielen Werken, die in ihren Jugendtagen viel Lärm machten, ist es uns heute unmöglich, die leiseste Spur des einstigen Zaubers zu entdecken. Das gilt sogar von jenen großen Werken der Einbildungskraft, die sich mit den Grundthatsachen des Menschenwesens und der menschlichen Leidenschaft beschäftigen: selbst an sie legt die Zeit, obgleich nur leise, ihre Hand. Wo man erst „historischen Sinn“ braucht, da muß auch eine Verringerung des Vergnügens eintreten, das des Dichters Zeitgenossen empfunden haben müssen. Wir beschauen die selbe glänzende Landschaft wie sie, aber die Entfernung macht es für uns nöthig, unsere natürliche Sehkraft durch Gläser zu unterstützen, und so geht unvermeidlich etwas Licht verloren und es wird schwer und unbequem, den Fokus genau anzupassen. Unter allen Dichtern, so sollte man glauben, müßte wohl Homer am Wenigsten von solchen Schattenseiten zu leiden haben. Um jedoch Homers Tönen mit den Ohren der alten Griechen lauschen zu können, müssen wir uns zu einer Götterbetrachtung erziehen, die Allem, was für uns religiöses Gefühl ist, eben so fern steht wie dem frostigen Scharfsinn jener späteren Dichter, die die Gottheiten der griechischen Mythologie als Räder in der übernatürlichen Maschinerie betrachteten, mit der sie die Handlung ihrer Stücke fortzuführen beliebten. Wenn wir Herbert Spencers Anschauungen über den Fortschritt unserer Art annehmen, so werden sich wahrscheinlich noch Aenderungen in der Gefühlswelt dazu gesellen, die das Vergnügen an den homerischen Gedichten noch empfindlicher stören werden.

Wenn die Menschen ihrer Umgebung so hübsch „angepaßt“ sein werden, daß Muth und Kampfgeschick unter den Bürgertugenden eben so nutzlos geworden sind, wie ein alter Helm es heute unter den Kriegsgeräthen ist, wenn man mit dem selben Ekel, den uns der Kanibalismus erregt, auf den Kampf schaut, wenn die öffentliche Meinung den Krieger ungefähr in dem selben Lichte sieht, wie wir heute den Henker, — so weiß ich nicht, wie noch ein Bruchstück der ungeheuren und glänzenden Literatur, die in ihrem Interesse von der Lust an Heldenthaten und Kampfesfreude abhängt, den alten Zauber behalten kann. Ueber diese fernen Möglichkeiten brauchen wir uns ja zum Glück nicht den Kopf zu zerbrechen, und wenn ich sie hier nebenbei berühre, so geschieht es einzig zur Verdeutlichung einer Wahrheit, die man nicht immer klar genug im Gedächtniß hat, und zur Entschuldigung Derer, die in den echten, wenn auch minderwerthigen Schöpfungen ihrer eigenen Zeit einen Zauber finden, nach dem sie unter den ragenden Denkmälern der Vergangenheit vergeblich suchen würden.

Ich verlasse diese Gedankenkette, die mich vielleicht schon zu weit geführt hat, um auf einen grundlegenden Irrthum hinzuweisen, der daraus entspringt, daß man die Literatur einzig von diesem hohen künstlerischen Standpunkt aus betrachtet. Das Vergnügen der Phantasie, das uns die besten literarischen Muster bieten, bildet zweifellos den ausgesuchtesten Theil des Genusses an Büchern, aber keineswegs den größten Theil, wenn wir die Masse wie die Güte in Berechnung ziehen. Es giebt allerdings eine Literatur, die sich an unsere Einbildungskraft wendet und von der uns Harrison einige verlorene Stücke zu lesen gestatten will; aber giebt es nicht auch eine Literatur, die unsere Neugier befriedigt? Soll man dieses ungeheuere Schatzhaus des Vergnügens bei Seite werfen, weil viele Thatsachen darin für unbedeutend gelten, weil die Neigung, die sie befriedigen, krankhaft sein soll? Das wäre doch erst zu überlegen. Wir haben es hier mit einem der stärksten geistigen Triebe vernünftiger Wesen zu thun. Thiere kümmern sich in der Regel nicht leicht um Etwas, wenn sie es nicht fressen oder davor ausreißen wollen. Das Interesse an den Werken der Natur und den Thaten des Menschen und das Staunen über sie ist eine Errungenschaft der Civilisation und erregt Gefühle, die mit dem Wachsen des Wissens und der Pflege nicht abnehmen, sondern zunehmen. Man braucht ihnen nur Nahrung zu bieten, — und sie wachsen; man braucht sie nur zu pflegen, — und sie vermehren sich reißend. Man hört viel von sogenannter „müssiger Neugier“. Aber ich möchte keine Art von Neugier gern als müssig brandmarken. Man nehme nur als Beispiel eine der eigenartigsten, aber in unseren Tagen allgemeinsten Arten, in denen sie sich gewöhnlich zeigt: ich meine das gründliche Studium des Inhaltes der Morgen- und Abend-

zeitungen. Es ist sicherlich bemerkenswerth, daß Jemand, der dadurch nichts zu gewinnen hat, sich das Augenlicht verdirbt und den Kopf verwirrt mit dem bewußten Versuche, die thörichten und zweifelhaften Einzelnheiten des europäischen Tagebuches, die uns täglich „Von unserem Spezialkorrespondenten“ übermittelt werden, zu bemeistern. Aber man muß nur nicht vergessen, daß Das der selbe — nur etwas unnützlich angewandte — uninteressirte Wissensdrang ist, der die Menschen bewegt, durch den Polarschnee vorzudringen, philosophische Systeme aufzubauen oder die Geheimnisse der fernsten Himmel zu erkunden. Er birgt in sich den Keim unendlicher und verschiedenartiger Genüsse. Er läßt sich sehr wohl in eine Neugier verwandeln, für die nichts, was geschehen, gedacht, erlitten oder geglaubt worden ist, kein Gesetz, das die Welt des Stoffes oder die Welt des Geistes beherrscht, ganz fremd und uninteressant sein kann.

Sicher ist es staunenswerth, daß so viele Menschen sich an die Arbeit machen, die Anwendung dieser genußspendenden Fähigkeit durch willkürliche Bestimmungen aller Art einzuschränken, statt sie nach Möglichkeit auszudehnen. So sagt man uns z. B., die Erwerbung von Wissen sei ja ganz schön, aber es müsse nur auch nützliches Wissen sein, das uns in den Stand setzt, in unserem Beruf vorwärts zu kommen, eine Prüfung zu bestehen, in der Unterhaltung zu glänzen oder sich den Ruf der Gelehrsamkeit zu erwerben. Aber selbst wenn man an Höheres denkt und meint, Wissen müsse, um Etwas werth zu sein, doch im letzten Grunde den materiellen oder geistigen Interessen der Menschheit dienen, so ist diese Lehre entschieden zurückzuweisen. Ich gebe natürlich sofort zu, daß Entdeckungen, die offenbar den menschlichen Interessen ganz fern lagen, sich als kommerziell und industriell äußerst werthvoll erwiesen haben. Aber ihr Dasein bedarf keiner Rechtfertigung und sie sind auch nicht zu einem solchen Zweck erstrebt worden. Die Schiffahrt ist nicht die letzte Ursache der Astronomie, die Telegraphie nicht die der Elektrodynamik, und Färbereien nicht die der Chemie. Und wenn es wahr ist, daß der Wissensdurst um des Wissens willen der innerste Beweggrund der großen Männer gewesen ist, die der Natur ihre Geheimnisse abgerungen haben, — warum sollte er für uns nicht genug sein, denen es nicht gegeben ist, Entdeckungen zu machen, sondern nur, Das, was Andere entdeckt haben, zu lernen?

Ein anderer einleuchtender, aber eben so schädlicher Grundsatz ist der, daß oberflächliches Wissen schlimmer sei als Unwissenheit. Daß „wenig Wissen etwas Verderbliches ist“, ist ein Ausspruch, der in England als Sprichwort von Popes Verskunst in Umlauf gesetzt worden ist, Popes, der mit der unvollkommensten Kenntniß des Griechischen Homer übersetzt, mit der unvollkommensten Kenntniß des elisabethischen Dramas Shakespeare heraus-

gegeben und mit der unvollkommensten Kenntniß der Philosophie eine Abhandlung über den Menschen geschrieben hat. Was ist aber dieses „wenig Wissen", das so gefährlich sein soll? Im Vergleich womit ist es „wenig"? Wenn im Vergleich mit Dem, was zu wissen wäre, dann ist alles menschliche Wissen „wenig". Wenn im Vergleich mit Dem, was irgend Jemand wirklich weiß, dann müssen wir die Kenntniß, die Archimedes von der Mechanik, oder Kopernikus von der Astronomie besaß, als „gefährlich" verdammen, denn ein Marklehrbuch und ein paar Wochen Studium machen es jedem Menschen möglich, an bloßer Kenntniß manchen der größten Lehrer der Vergangenheit auszustechen. Sicher kann die geringe Kenntniß, die sich selbst für groß hält, gefährlich sein, und sie ist zweifellos etwas sehr Lächerliches. Jeder hat einmal von dem einfältigsten aller Menschen zu leiden gehabt, der, weil er ein paar Bände gelesen — und natürlich schlecht verstanden — hat, die längst in der allgemeinen Achtung gesunken sind, jeden Augenblick mit einer dogmatischen Lösung jedes Problemes bei der Hand ist; oder von der politischen Varietät der selben schädlichen Spezies, deren Staatsweisheit in der behenden Anwendung eines hochtrabenden Gemeinplatzes besteht, der schon tausendmal auf der Rednerbühne seine traurige Pflicht gethan hat und selbst in seinen glänzendsten Tagen niemals zu etwas Besserem sich geeignet hat als zu einer Schlußphrase. Unsere Abneigung gegen diesen Menschen soll uns aber nicht verleiten, der Krankheit eine falsche Diagnose zu stellen. Er leidet nicht an Unwissenheit, sondern an Dummheit. Man gebe ihm Gelehrsamkeit und man macht ihn nicht weise, sondern nur noch anspruchsvoller in seiner Dummheit.

Man wird nun fragen: „Wie sollen wir von der unbegrenzten Menge des Nutzbaren Das auswählen, was für uns am Wissenswerthesten ist? An welchen Zeichen können wir das Wichtige erkennen und wie es von dem Unbedeutenden unterscheiden?" Eine genaue und vollständige Antwort auf diese Frage, eine Antwort, die für alle Menschen gelten soll, ist nicht zu geben. Ich betrachte hier das Wissen einzig als Mittel zum Vergnügen; und von diesem Gesichtspunkt aus ist jeder einzelne Theil des Wissens offenbar in dem Maße bedeutsam, in dem er die Gesammtsumme des Vergnügens, das uns das Wissen gewährt oder das wir von ihm erhoffen, vermehrt. Es ist deshalb unmöglich, genaue Regeln niederzulegen, die für verschiedenartige Menschen und für Menschen in verschiedenen Verhältnissen zutreffen. Denn hierin wie in anderen Punkten muß der Geschmack verschieden sein; und gegen wirkliche Geschmacksverschiedenheiten giebt es keine Berufung. Es giebt aber eine Vorsichtmaßregel, die man im Auge behalten soll: man wende keinen allgemeinen Satz hierüber mit thörichter Unparteilichkeit auf Wissen jeder Art an. Da giebt es Menschen, die behaupten, die weiten Allgemeinheiten und weittragenden Grundsätze regirten die Welt und verdienten allein Aufmerksam=

keit. Eine Thatsache, die kein Gesetz illustrirt, scheint in der Meinung dieser Leute allen und jeden Werth zu verlieren. Ereignisse, die nicht in eine Verallgemeinerung hineinpassen, Einzelnheiten, die nur merkwürdig sind, lassen sie, als des Interesses eines denkenden Wesens unwerth, verächtlich liegen. Nun trifft diese Lehre in ihrer äußersten Form selbst in der Naturwissenschaft nicht zu. Die wissenschaftlichsten Männer haben sich um die Aufspürung von Thatsachen bemüht, von deren Ermittelung sie keinerlei materielle Vermehrung unserer Kenntniß der Gesetze, die das All regiren, erwarteten. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß ich in diesen Dingen ganz ohne Autorität spreche. Aber ich habe immer den Eindruck gehabt, daß eine Forschung, die Millionen gekostet hat, die bei drei Gelegenheiten die ganze wissenschaftliche Gemeinde in der civilisirten Welt aufgestachelt hat, auf die das äußerste Geschick im Bau von Instrumenten und in ihrer Anwendung für Forschungzwecke verwendet worden ist (ich meine die Versuche, die Entfernung der Sonne durch die Beobachtungen des Venusdurchganges zu bestimmen), selbst, wenn sie glücklich zu Ende geführt worden wäre, der Menschheit nicht die Kenntniß eines neuen astronomischen Grundsatzes geschenkt haben würde. Die Gesetze, welche die Bewegungen des Sonnensystemes bestimmen, die Verhältnisse, in denen die verschiedenen Elemente dieses Systemes zu einander stehen, sind lange bekannt. Die Sonnenentfernung selbst ist innerhalb von Irrthumsgrenzen bekannt, die relativ nicht sehr beträchtlich sind. Stützte sich der Maßstab, den wir auf den Himmel anwenden, auf eine um etwa drei Prozent falsche Entfernung der Sonne von der Erde, so würde Das für den Laienverstand unsere Anschauung über die Vertheilung oder die Bewegungen der Himmelskörper nicht wesentlich ändern. Und doch ist dieses Wissen, dieses Stück Himmelsplauderei, das hauptsächlichste astronomische Ergebniß, das man von der erfolgreichen Durchführung einer Forschung erwartete, an der ganze Völker lebhaften Antheil genommen haben.

Wohl Niemand wird behaupten, daß die Naturwissenschaft sich mit Recht mit Thatsachen nicht beschäftige, die nicht ganz offenbar Illustrationen von Gesetzen sind; aber trotzdem ist es unzweifelhaft eine Thatsache, daß für Den, der von der Naturwissenschaft den größten Genuß zu haben wünscht, eine — wenn auch noch so elementare — Kenntniß der führenden Forschungsgrundsätze und bedeutenderen Naturgesetze das Wünschenswertheste ist. Für den Nichtspezialisten ist eine Vorstellung von den neueren Grundzügen des Alls, wie es sich der wissenschaftlichen Einbildungskraft zeigt, das Erstrebenswertheste. Wenn wir uns aber von der Naturwissenschaft Dem zuwenden, was man ziemlich unbestimmt mit Geschichte bezeichnet, so gelten meiner Meinung nach keineswegs die selben Studiengrundsätze, und zwar hauptsächlich aus folgendem Grunde: unter den Genüssen, die die

Naturwissenschaft bietet, ist die Erkenntniß der Herrschaft von Gesetzen der hauptsächlichste; unter den Genüssen, die die Geschichte bietet, macht ihn unsere unvermeidliche Unwissenheit zu dem geringsten. Allerdings lehrt man uns allenthalben, alles Studium der Vergangenheit sei tot, wenn es uns nicht ermöglicht, die Grundsätze zu bestimmen, von denen die Entwickelung menschlicher Gesellschaften geleitet werde. Ob eine solche Forschung bis zum heutigen Tage fruchtbare Ergebnisse gezeitigt hat, bleibt besser unerörtert. Und ich kann nicht glauben, daß sie uns je ermöglichen werde, mit Genauigkeit den Lauf zu bestimmen, den Staaten und Völker in der Zukunft nehmen müssen, oder im Einzelnen die Gründe für ihre Geschichte in der Vergangenheit anzugeben. Gleich Reisenden auf einem unerforschten Strome werden wir vorwärts getragen. Vielleicht wissen wir von der allgemeinen äußeren Bildung der Erdkugel genug, um sicher zu sein, daß wir uns auf dem Wege nach dem Ozean befinden. Vielleicht wissen wir aus Erfahrung oder theoretisch genug von den Gesetzen, welche die Bewegungen der Flüssigkeiten bestimmen, um zu vermuthen, wie sich der Fluß unter den wechselnden Einflüssen, denen er vielleicht unterliegt, verhalten wird. Ob es aber uns bestimmt ist, langsam zwischen Fieber hauchenden Sümpfen hinzugleiten, gefährliche Stromschnellen hinunterzusausen oder leise durch anmuthige Gegenden friedlicher Kultur dahinzufahren: Das muß von Ursachen abhängen, die wir zufällig nennen dürfen, weil sie von Gesetzen bedingt sind, die wir wahrscheinlich nie entdecken werden.

Aber selbst wenn wir ehrgeizige soziologische Spekulationen, und selbst jene bescheideneren, aber bisher erfolgreicheren Forschungen über die Ursachen, die in bestimmten Fällen bei der Erzeugung großer sozialer Veränderungen wirksam gewesen sind, bei Seite lassen, bleiben immer noch zwei Arten, wie uns das Studium der Geschichte einen schauspielähnlichen Genuß zu bieten vermag. Da ist zuerst das Vergnügen, das aus der Betrachtung eines großen geschichtlichen Schauspieles oder einer breiten und sich deutlich abhebenden Phase der sozialen Entwickelung entspringt. Die Geschichte von dem Aufsteigen, dem Höhepunkt und dem Verfall eines Volkes gleicht einem großen epischen Gedicht, das als kleine Episoden die verschiedenen Geschichten von dem Aufsteigen, dem Höhepunkt und dem Verfall von Ueberzeugungen, Parteien und Staatsmännern enthält. Der unaufhörliche Zusammenstoß, der seltsame Wiederhall längstvergessener Streitigkeiten, die Verwirrung der Strebensziele, die Erfolge, in deren Tiefe die Saaten zukünftiger Uebel schlummerten, die Fehlschläge, die schließlich die sonst unvermeidliche Gefahr abwenden, der Heroismus, der bis zum letzten Augenblick für eine zur Niederlage bestimmte Sache ficht, die Schlechtigkeit, die sich dem Recht an die Seite stellt, die Weisheit, die dem Siege der Thor-

heit zujauchzt, und das Schicksal, das inmitten all dieser Unruhe und Bestürzung schweigend auf das im Voraus bestimmte Ziel losarbeitet —: das Alles bildet zusammen einen Gegenstand, dessen Betrachtung uns sicher niemals zu langweilen braucht.

Aber es giebt noch eine zweite, ganz andere Art des Genusses, die uns die Bücher der Vergangenheit zu bieten vermögen und für deren volle Würdigung denn auch eine etwas andere Studienmethode geboten ist. Anstatt die umfassenderen Bilder des Menschheitdramas gleichsam aus der Entfernung zu betrachten, können wir auch in vertrauter Genossenschaft zwischen den Auftritten und den Handelnden besonderer Zeiten einherwandeln. Der Theilnahme, die uns die Betrachtung der zeitgenössischen Politik erweckt, läßt sich eine ähnliche Theilnahme gesellen, die uns eine eben so genaue und wahrscheinlich zuverlässigere Kenntniß eines verhältnißmäßig kurzen Zeitraumes in der politischen Geschichte der Vergangenheit erregt. Wir vermögen den sozialen Kreis, in dem wir uns bewegen und der vielleicht beschränkt und eingeengt ist, zu erweitern, indem wir intime Bekanntschaften, vielleicht selbst enge Freundschaften schließen mit Gliedern einer längst abgeschiedenen Gesellschaft, die wir nach Belieben zu neuem Leben erwecken können, wenn wir nur erst den Kunstgriff gelernt haben. Geschichtliche Lecture dieser Art wird gewöhnlich als frivol und nutzlos gebrandmarkt; und Viele, die sich ihr hingeben, täuschen sich selbst in den Glauben hinein, das wirkliche Motiv ihrer Erforschung vergangener Auftritte und alter Skandale sei das philosophische Interesse an einer bedeutsamen geschichtlichen Periode, während in Wahrheit nicht die Philosophie die Einzelnheiten erklärt, sondern die Einzelnheiten die Philosophie überhaupt erst erträglich machen. Man nehme z. B. die französische Revolution. Die Zeit zwischen der Erstürmung der Bastille und dem Fall Robespierres ist ungefähr eben so lang wie die, die in England gewöhnlich zwischen zwei allgemeinen Wahlen verstreicht. Ueber diese verhältnißmäßig kurze Zeit sind ganze Stöße von Büchern geschrieben worden. Die Ereignisse jeder Woche sind genau bekannt. Der Charakter und das Leben jedes Schauspielers in diesem Stück ist zum Gegenstand genauen Studiums gemacht worden und allgemein gesteht man zu, daß es in der Weltgeschichte kein spannenderes Kapitel giebt. Aber das Interesse daran ist nicht, was man gewöhnlich philosophisch nennt, es ist ein persönliches. Weil diese Revolution das beherrschende Ereigniß in der modernen Geschichte ist, deshalb glauben die Leute, die Handlungen dieses oder jenes Provinzialadvokaten, den eine Laune der revolutionären Woge zu zeitweiliger Bedeutung und ewiger Schande emporgehoben hat, oder das Gräßliche, das diese oder jene halb von Blut, Phrasen und Alkohol trunkene Menge vollbracht hat, seien von

ungeheuerster Wichtigkeit. Thatsächlich bieten sie großes Interesse, sind aber von sehr geringer Bedeutung. Als Geschichtphilosophen geht uns die Art und Weise jeder Biegung und jedes Wirbels des großen sozialen Kataraktes nichts an, wohl aber die Art, wie die Zuflüsse des oberen Stromes sich zum endlichen Sturze sammelten und sich nach der Katastrophe wieder langsam zusammenfanden, um auf anderer Höhe ihren neuen und verhältnißmäßig ruhigen Lauf wieder aufzunehmen. Wenn schon bei der französischen Revolution so viel Interesse von der genauen Kenntniß jedes einzelnen Ereignisses abhängt, um wie viel nothwendiger ist eine solche Kenntniß erst, wenn wir mit den ruhigen Winkeln und Ecken der Geschichte zu thun haben, wenn wir z. B. nach einer Einführung in die literarische Gesellschaft Johnsons oder die modische Gesellschaft Walpoles ausschauen. Keine Gesellschaft, sei sie tot oder lebendig, kann uns fesseln, wenn wir nicht mit ihr vertraut sind, und ohne Interesse für Kleinigkeiten, die Harrison wahrscheinlich als „blos merkwürdig" bezeichnen würde, ist keine Vertrautheit möglich. Wenn wir uns in einer Gesellschaft behaglich fühlen, wenn wir in ihren Scherzen Humor und in ihren Gesprächen Spitzen finden wollen, dann müssen wir auch von den Anschauungen und Vorurtheilen ihrer verschiedenen Mitglieder, ihrer Liebe und ihrem Haß, ihrer Hoffnung und ihrer Furcht, ihren Krankheiten, ihren Heirathen und ihren Liebschaften Etwas wissen. Wenn diese Dinge unserer Kenntniß entgehen, so sind wir darum nicht weniger geeignet, unserem König und unserem Vaterlande zu dienen; aber wir brauchen nicht erst den Versuch zu machen, aus einem der wundervollsten Gebiete der Literatur Genuß schöpfen zu wollen.

Ich möchte natürlich keineswegs in Zweifel ziehen, daß es auch ein bedeutungloses Wissen giebt; aber die Geistesverfassung, in der der Leser beharrlich die genaue Bedeutsamkeit jedes Umstandes, den ihm der Verfasser berichtet, für das Universum abwägt, führt ganz sicherlich nicht zu dem wahren Genuß eines Gemäldes, dessen Wirkung von einer großen Anzahl kleiner und anscheinend unbedeutender Striche abhängig ist. Der sicherste Weg, sich vor der Gefahr zu hüten, nutzloses Zeug zu lesen, ist, nur das Interessante zu lesen. Das wird einer ganzen Leserklasse, die wir billig bemitleiden können, paradox erscheinen. Sie ist leicht an der Gewohnheit zu erkennen, Jemanden nach einer Liste von Büchern zu fragen und dann einen Studienplan auszuarbeiten, in dessen Verlauf sie alle gewissenhaft durchgelesen werden müssen. Diese Unglücklichen lesen ein Buch offenbar hauptsächlich zu dem Zwecke, damit fertig zu werden. Sie erreichen das Wort „Ende" mit dem selben Triumphgefühl, das der Indianer empfindet, wenn er einen neuen Skalp an seinen Gürtel heftet. Sie sind nicht glücklich, wenn sie nicht auf dem langweiligen Pfade der Selbsterziehung jeden Schritt

mit einer bestimmten Handlung markiren können. Einen Band anzufangen und ihn dann nicht zu Ende zu lesen, würde sie dieser Genugthuung berauben. Etwas zu überschlagen, ist nach ihrem literarischen Kodex eine Art Falschspielerei, eine Art, sich unter falschen Vorspiegelungen in den Ruf der Gelehrsamkeit zu bringen. Aber Das ist ganz verkehrt. Wer zur Kunst des Lesens nicht die feineren Künste des Ueberschlagens und Ueberfliegens hinzugelernt hat, Der hat diese Kunst überhaupt nur halb gelernt. Und ehe nicht das Interesse für den Gegenstand, und nicht der Wunsch, eine vorgesetzte Aufgabe zu vollbringen, das vorherrschende Motiv des Lesers ist, eher ist schwerlich auch nur der erste Schritt in der Richtung geschehen, die Lecture zum Genuß zu machen.

Vielleicht wendet man mir nun hier ein, ich hätte das höhere Amt der Literatur vernachlässigt, ich hätte sie von ihrem rechtmäßigen Platze herabgezogen, da ich in den Kreis meiner Betrachtung nur gewisse Arten eingeschlossen hätte, die zur Unterhaltung in einer müssigen Stunde dienen können. Ich bin aber auch der Meinung, daß man jetzt dem gewöhnlichen Leser den Genuß und nicht den geistlichen oder weltlichen Gewinn der Lecture predigen müsse. Es wird hoffentlich nicht bestritten werden, daß die Naturschönheiten sich mindestens eben so sehr zur Förderung unserer höheren Bedürfnisse eignen wie die Literaturschönheiten. Trotzdem sagen wir nicht, wir unternähmen einen Spaziergang auf den Gipfel dieses oder jenes Berges, um „geistige Nahrung" zu uns zu nehmen. Wir sagen: wir gehen, um die Aussicht zu genießen. Und nach meiner Ueberzeugung ist diese einfache und natürliche Art, die Literatur wie die Natur zu betrachten, auch die wahre Art. Für den Trieb, daß man immer noch zu dem Wissen selbst einen Lohn für das Wissen haben will, habe ich, ich muß es gestehen, wenig Theilnahme, so sehr ihn auch unser ganzes modernes Erziehungsystem begünstigt. Ich muß gestehen, daß ich mich zu Zeiten wirklich versucht fühle, das Gebet des Dichters etwas zu variiren und den Himmel zu bitten, ob er nicht aus Mitleid mit unserer stark erzieherischen Generation ein friedvolles Literatureiland bewahren wolle, auf das der Einpauker und die Examenpresse noch keinen Anspruch erheben, wo der Leser zu seinem eigenen Vergnügen einherwandern und sogar keck herumstrolchen könnte, ohne jede Schönheit mit einem Zettel beklebt, jede Schwierigkeit überbrückt, jeden Winkel ausgespürt und an jeder Ecke einen berufsmäßigen Führer zu finden, der jeden folgenden Reisenden in der selben ausgetretenen Bahn herumführt. Wenn mir dieser Wunsch gewährt würde, dann würde ich ferner bitten, dieses so neutralisirte Wissensgebiet solle für jedes Volk die eigene Literatur sein. Ich gebe vollständig zu, daß das systematische Studium einer Literatur ein hauptsächlicher Bestandtheil in der

Jugenderziehung sein muß. Aber warum sollte diese Literatur immer die eigene sein? Warum muß man von den Werken, an die sich jedes Volk wendet, wenn es einer Erfrischung bedarf, nämlich von denen der eigenen Literatur, den Blüthenstaub und die Frische wegstäuben? Warum muß man sie mit der Erinnerung an in langweiligem Studium verbrachte Stunden verbinden, an die Anstrengung, sich zu Examenzwecken einzuprägen, was kein Mensch sich zu einem anderen Zwecke merken möchte, an die Bemühung, Etwas zu lernen, nicht weil es der Lernende wissen möchte, sondern weil er wünscht, daß ein Anderer weiß, daß er es gelernt hat? Das ist die dunkle Seite des Examensystems, das nothwendig und also trefflich ist, aber eben durch die Gründlichkeit des Einpaukens vielfach die feinsten Genüsse schädigt, die der Erwerbung von Wissen sich gesellen sollten.

Wie groß diese Genüsse sind, weiß jeder Gebildete. Wenn ich die Lage des heutigen Lesers mit der seines Vorfahren im sechzehnten Jahrhundert vergleiche, so staune ich über die Undankbarkeit Derer, die sich versucht fühlen, die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Vervielfältigung der Bücher auch nur einen Augenblick zu bedauern. Für jede Geistesverfassung, die es heute giebt, kann man sich die geeignete Nahrung oder Medizin leicht und mühelos verschaffen. Auf allen Wissensgebieten weiß man unvergleichlich mehr und das Gewußte ist uns unvergleichlich zugänglicher als unseren Vorfahren. Die leichteren Literaturgattungen, die guten, schlechten und weder guten noch schlechten, die zum Glück der Menschheit so unendlich viel beigetragen haben, haben über jede Berechnung hinaus zugenommen und man hat wohl schwerlich Grund zu der Annahme, sie hätten ihre ernsteren Brüder verdrängt. Es ist heute möglich für Jemand, der kein Berufsgelehrter ist und der Lecture nur die Mußestunden eines Geschäftslebens widmet, sich eine so allgemeine Kenntniß der Naturgesetze und der Geschichte zu erwerben, daß ihm jeder große Fortschritt auf diesen Gebieten verständlich und interessant ist. Und er kann außerdem zu seinen vertrauten Freunden viele große Tote zählen, deren Andenken auf den Blättern von Memoiren und Lebensbeschreibungen eingesargt liegt. Dies Alles gehört uns, sobald wir nur danach fragen. Und wir werden danach fragen, wenn wir verstehen, die Schönheit und das Wissen, das Bücher zu schenken vermögen, um ihrer selbst willen zu lieben. Dann mag die Welt freundlich oder unfreundlich sein, dann mag sie uns auf den Schwingen der Aufklärung und des Fortschrittes einem bevorstehenden tausendjährigen Reiche zuzueilen scheinen oder uns mit dem Gefühl unlösbarer Schwierigkeit und unheilbaren Unrechtes niederdrücken: so lange wir gesund sind und eine gute Bibliothek besitzen, kann es uns niemals trüb zu Sinn werden.

London. Arthur James Balfour.

Landwirthschaft und Sozialismus in England.

Es ist in letzter Zeit bekanntlich wiederholt mit weitgehender Zustimmung die Theorie vertreten worden, daß eine durch gesetzliche Maßnahmen bewirkte Besserung der Getreidepreise mit Nothwendigkeit zur Verstaatlichung des Bodens und damit zum Sozialismus führen müsse. Wie sehr nun auch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten politischen Partei die persönliche Neigung oder Abneigung dieser Theorie gegenüber heute beeinflussen mag, drei Dinge wird Niemand bestreiten können, nämlich: erstens, daß es sich hier um eine rein theoretische Möglichkeit handelt, für die uns die Geschichte noch kein Beispiel giebt; zweitens, daß diese Theorie als Entwickelungperspektive eines Volkes mit der materialistischen Geschichtauffassung in schroffem Widerspruche steht, insofern sie im Prinzip von der Wirkung der „reinen Idee" ausgeht; drittens, daß diese Theorie den vollständigsten Gegensatz darstellt zur allerneuesten Entwickelung der Dinge in England, die uns zeigt, daß gerade der Niedergang der Getreidepreise und damit der Landwirthschaft in raschem Tempo in den sozialistischen Staat hineintreibt. Nur diese letzte Thatsache soll uns hier kurz beschäftigen.

Es war im Jahre 1893, als das sozialistische Blatt „Clarion" eine Reihe von Artikeln brachte, die in populärer Weise den Untergang der jetzigen bürgerlichen Gesellschaft und die absolute Nothwendigkeit eines Ueberganges zum Sozialismus für England erklären und beweisen sollten. Diese Artikel, die aus der Feder des bekannten Journalisten Robert Blatchford stammten, zeichneten sich durch einen glänzenden Stil, eine wohlthuende Klarheit der Argumente und anziehende Darstellung aus. Da sie geschrieben waren, um dem einfachen Arbeiter die sozialistischen Ideen in leicht faßlicher Form zu geben, können sie keinen Anspruch auf Anerkennung als wissenschaftliche Leistung machen. Sie gehören zu den Aeußerungen des einfachen, gesunden Menschenverstandes und ihren Motiven nach zur „Gerechtigkeit- und Humanitätduselei". Der Verfasser ist kein „Marxist"; aber er ist ein klarer Kopf, der — wenn er die marxistische Weltanschauung theilen würde — gewiß zu den begabtesten Kämpfern des Sozialismus zu zählen wäre. Schon jetzt hat er sich besonders unter der Arbeiterbevölkerung von Nordengland eine außerordentliche Popularität und Beliebtheit erworben. Diese „Clarion"-Artikel aus dem Jahre 1893 wurden nun, etwas geändert und ergänzt, im Oktober 1894 als ein Buch zum Preise von einer Mark herausgegeben. Der Erfolg war sofort ein günstiger. Die 25 000 Exemplare wurden leicht verkauft. Um die sozialistische Propaganda zu fördern, hat man sich dann entschlossen, dasselbe, 206 Seiten starke Buch zu einem Penny ($8^1/_4$ Pfennig) herauszugeben. 200 000 Exemplare waren bestellt, bevor es erschienen war. Die Zahl der verkauften Exemplare betrug bald 700 000. Im Jahre 1895 wurde das Buch in einer neuen Auflage zu 3 Pence herausgegeben. Wenn auch diese Auflage abgesetzt ist, werden 875 000 Exemplare von „Marrie England" — wie sein Titel lautet — in England verbreitet sein. Gleichzeitig sind mehrere hunderttausend

Exemplare in Piratausgabe in den Vereinigten Staaten, in Australien, im Kapland, kurz, überall, wo die englische Sprache verbreitet ist, verkauft worden. Nur die Minderheit also im Bereich der englisch sprechenden Bevölkerung wird von diesem Buch und seinem Inhalt nichts gehört haben.

Der Theil der englischen Arbeiterbewegung, der zu der strengen engels-marxischen Richtung nicht gehört, die sogenannte „Unabhängige Arbeiter-Partei", erblickt in diesem Werke eine seiner besten Schriften, deren Inhalt in vielen öffentlichen Versammlungen weiter verbreitet wurde. Man wird deshalb annehmen müssen, daß „Marrie England" eine mehr oder minder große Zahl von Engländern dem Sozialismus sympathisch gestimmt hat und daß dieses Buch in den letzten zwei Jahren einen mächtigen Einfluß auf die öffentliche Meinung in England auszuüben berufen war.

Sein Gedankengang ist etwa der folgende. Ein Land und ein Volk ist gegeben; wie kann dieses Land in seinem und des Volkes Interesse am Besten benutzt werden? Der Verfasser schildert zunächst, was die „praktischen Köpfe" aus England gemacht haben. Er zeigt die Lage der Bevölkerung in ihren häßlichsten und grellsten Farben und macht für Alles den Kapitalismus verantwortlich. Der Kapitalismus habe die englische Landwirthschaft fast vollständig ruinirt und dadurch ganz England in eine äußerst gefährdete Lage gebracht. Falls diese kapitalistische Wirthschaft fortdauere, sei Englands Stellung als kulturelle Macht sehr ernstlich bedroht. Wie die Dinge liegen, könne nur ein möglichst baldiger Uebergang zum Sozialismus die Zukunft Englands retten. In einem besonderen Kapitel versucht der Autor zu beweisen, daß England sich leicht selbst ernähren könnte, wenn die englische Landwirthschaft nicht dem Kapitalismus zu Liebe geopfert worden wäre. Der Kapitalismus hat die nationale Landwirthschaft getötet, die auswärtige Konkurrenz wird dafür den Kapitalismus totschlagen, falls das Volk nicht vorher die Produktion den Händen der Kapitalisten entrissen hat. Mit dem Untergang der Landwirthschaft wird der Lebensnerv des Volkes durchschnitten. Das bezeugt schon die Größe der nationalen Gefahr, in der sich England heute bereits befindet. Im Jahre 1880 wurden in England 12152000 Menschen mit heimischem Weizen, 22352000 mit fremdem Getreide ernährt. Wie wird es stehen, wenn die englische Landwirthschaft erst völlig ausgestorben ist und wenn England seinen ganzen Brotvorrath aus der Fremde beziehen muß? Man wird dann das Brot für Fabrikprodukte von fremden Nationen kaufen müssen. Und damit wird der Fortbestand des Volkes ganz und gar vom Ausland abhängig werden. „Unsere Industrie hat zuerst Baumwolle und Wollzeuge exportirt. Dann hat sie die Einrichtungmaschinen für Spinnereien exportirt. Und heute exportiren wir bereits die Einrichtung von Fabriken zur Herstellung von Maschinen für Spinnereien. Selbst China beginnt sich industriell zu verselbständigen. Und wenn wir erst Alles exportirt haben und die Industrie in den anderen Staaten groß geworden ist, — wohin werden wir dann im Ausland unsere Industrieprodukte absetzen, um unser Brot dafür zu kaufen? Und welcher gewaltige Verlust an Zeit, Material und Menschen ist mit diesem unhaltbaren kapitalistischen System der internationalen Arbeitstheilung verknüpft!" „Oder was wird in einem Kriegsfall aus uns werden? In einem Kriege mit den Yankees würden wir uns ergeben müssen, ohne daß Amerika ein einziges Kriegsschiff

zu rüsten brauchte. Oder wenn wir einen Krieg mit Frankreich und Rußland führten, in welcher Lage wäre England, das sein Brot wie sein Rohmaterial für die Fabriken aus der Fremde beziehen muß? Seht Ihr nicht, daß die Leute, die die englische Landwirthschaft zerstört haben, zugleich auch die Unabhängigkeit des englischen Staates zerstörten? Schon heute haben unsere Kapitalisten mit ihren manchesterlichen Anschauungen und ihrem Fabriksystem sowie unsere bei ihnen schmarotzenden Landlords unsere nationale Unabhängigkeit und unsere Existenz vernichtet. Noch zwanzig Jahre des blühenden Handels und des billigen Brotes wie bisher und England ist rettunglos verloren! Also zur That, ehe es zu spät ist! Kein Volk kann sich von Eisen, Kohlen oder Baumwolle nähren. Wir müssen Weizen haben. Die heutige Gesellschaftordnung kann uns den Weizen nicht geben, ohne daß sie das Volk gleichzeitig den größten Gefahren aussetzt. So schafft denn die heutige Gesellschaftordnung ab. Geht zum Sozialismus über und macht das vom Unglück so schwer bedrückte England endlich zu einem glücklichen Land!" Das ist der Gedankengang des Buches.

Natürlich konnte „Marrie England" nicht einen Absatz von über achthunderttausend Exemplaren finden, ohne daß die kapitalistische Presse dagegen loszudonnern begann. Ueberall wurden die sozialistischen Ideen des Buches angegriffen. Der Kampf der öffentlichen Meinung tobte auf der ganzen Linie. Selbst von den Kanzeln der Kirchen herab hat man für und gegen „Marrie England" Stellung genommen. Unter den dadurch zu Tage geförderten literarischen Leistungen der Gegner hat sich eine Schrift von George Brooks besonders bemerkbar gemacht, die den Titel führt: „God's England or the Devil's?" und die in der ersten Ausgabe einhundertfünfzig Druckseiten umfaßte. Auch dieses Buch ist gut geschrieben. Aber es konnte gegen die schwere Anklage, der Kapitalismus habe den Untergang der englischen Landwirthschaft verschuldet und damit auch der Zukunft des englischen Staates den Todesstoß gegeben, nichts als allgemeine Redensarten vorbringen. So wird z. B. gesagt, daß die englischen Farmer immer noch mehr von der Landwirthschaft verstehen als sämmtliche sozialistischen Agitatoren zusammen genommen. Mit keinem Worte wird die Gefahr, der die nationale Vertheidigung nach dem Untergang der nationalen Landwirthschaft ausgesetzt ist, in Abrede gestellt. Die Ausführungen beschäftigen sich hauptsächlich mit der Bekämpfung des Atheismus und der „freien Liebe". Als Mittel zur Rettung des Staates empfiehlt Brooks, in recht geistloser Auffassung der wirklichen Verhältnisse, die Rückkehr zur Religion.

Trotzdem wurde diesem Buch von der kapitalistischen Presse volles Lob gespendet und im September 1895 sah sich sogar der Minister Balfour veranlaßt, seinem Verfasser aus einem Staatsfonds, der dazu bestimmt ist, nothleidenden, verdienten Schriftstellern Unterstützungen zu gewähren, zweihundert Pfund Sterling anzuweisen. Man war darüber einigermaßen erstaunt. Denn Brooks hatte bis dahin nur eine kleinere Broschüre gegen die Trade-Unions-Bewegung geschrieben. Und als man sich den Verfasser dieser besten Gegenschrift zu „Marrie England" persönlich näher angesehen hatte, konnte die londoner Zeitschrift „Truth" am sechsundzwanzigsten September und vierundzwanzigsten Oktober 1895 ihren Lesern eingehend berichten, der „Pfarrer Brooks" habe einen sehr ausgedehnten Erwerb, da er von allen möglichen reichen Leuten Geldbeträge erbettle zur Linde-

rung seiner trostlos unglücklichen Lage, dabei aber in höchst behaglichen Verhältnissen in einer Villa lebe und sich Dienstboten, Wagen und Pferde halte.

Während des jüngsten Konfliktes mit Nordamerika, mit den Buren und mit Deutschland war die gesammte englische Presse geradezu überfluthet von Zuschriften, die das Thema behandelten: „Kann England sich selbst ernähren?" Viele Zeitungen brachten damals fortlaufende Artikel mit der Ueberschrift: „Krieg zwischen England und Amerika! England muß sich binnen vier Wochen ergeben!" Die offiziellen Vertreter der Wissenschaft schweigen. Denn der Artikel von James Long im neuesten Heft des „Nineteenth Century" kann kaum als eine wissenschaftliche Arbeit bezeichnet werden, wenn auch seine Ausführungen recht charakteristisch sind. Danach soll nämlich England in einem Jahre sich selbst ernähren können, wenn eine entsprechend mächtige Einfuhr von Düngemitteln aus dem Ausland vorausgegangen ist. Aber diese Ausgaben wären überflüssig, wenn es endlich gelänge, England mit seinen Kolonien zu einem einheitlichen Reiche mit einheitlicher Wirthschaftpolitik den anderen Ländern gegenüber fester zusammenzuschließen. Wie die englischen Kolonien veranlaßt werden sollen, ihre selbständige Schutzzollpolitik aufzugeben, um dem Mutterlande gegenüber dauernd auf der niedrigeren Entwickelungstufe eines Agrikulturstaates zu beharren, davon spricht James Long eben so wenig wie von der Durchführung des Problemes, aus Proletariern in einem Jahr Bauern und durch Düngereinfuhr binnen Jahresfrist aus verwüsteten Ländereien Weizenfelder zu machen.

So viel ist aber gewiß, daß in England die Frage nach der Brotversorgung des Volkes nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden wird. Sie hat damit aufgehört, wie bisher, nur in den engeren Kreisen der Handelskammern und der Börsenmitglieder ihr Dasein zu fristen. Das englische Volk beginnt, den eigentlichen Inhalt jener neueren Bestimmung der englischen Getreidebörsen zu prüfen, wonach der Getreidehandel berechtigt ist, im Falle starker Preissteigerungen durch Zahlung von zehn Prozent des vereinbarten Kaufpreises von der Verpflichtung der Lieferung von Getreide sich loszukaufen. Wachsende Massen von denkenden englischen Arbeitern fangen an, sich des „billigen Brotes" nicht mehr zu freuen. Ernste Politiker werden bedenklich, wenn sie an die Thatsache erinnert werden, daß die Entwickelung des industriellen Exportes die nationale Landwirthschaft ruinirt hat. Und die sozialistische Propaganda findet ihre wirksamste Waffe in dem durch nichts zu entkräftenden Hinweis: „Hungersnoth in Sicht!" Wohin diese Bewegung führen wird, — wer weiß es? Aber daß die Brotsorge, und nicht etwa „die reine Theorie", bisher noch immer die gewaltigsten Umsturzbewegungen bewirkt hat, Das lehrt uns die Geschichte aller Revolutionen. Als im Juni des Jahres 1791 der Pöbel die unglückliche Königsfamilie im Jubel nach Paris zurückbrachte, da war weniger von „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" als vom „Brot" die Rede. „Da bringen wir", rief die Menge händeklatschend, „den Bäcker, die Bäckerin und den kleinen Bäckerjungen".

Dr. Gustav Ruhland.

Die Expropriirung der Rockefellers.

„Gleichzeitig besorgen aber die Trusts auch die Vorarbeit für die sozialistische Gesellschaft. Haben sie ihre ganze Arbeit gethan, so bleibt für diese weiter nichts übrig, als einfach die Expropriirung der paar Dutzend Rockefellers zu erklären. Die gesammte Verwaltung kann dann von ihr einfach übernommen werden, wenn die Entwickelung weit genug gediehen ist." Mit dieser Perspektive will Dr. Paul Ernst seinen Erörterungen über die sozialen und politischen Konsequenzen der Trustbildungen*) einen gleichsam versöhnenden Abschluß geben. Und einen gewissen Trost würde die Aussicht bieten, selbst für Den, der in der sozialistischen Gesellschaft mit Kollektiveigenthum und Kollektivproduktion keineswegs sein Ideal zu finden vermag.

„Denken wir uns die Trusts verallgemeinert — und schließlich kommt es doch dahin, daß alle Industrien getrustet sind —, so ist, mit Ausnahme der Trustees, die ganze produzirende Gesellschaft sozial unfrei geworden." Aus einem solchen Zustande — für die weitere Ausmalung des Bildes muß ich schon auf den Artikel selbst verweisen — würde dann wohl der großen Mehrzahl der Uebergang in den sozialistischen Staat als eine Erlösung erscheinen. Jener äußersten Unfreiheit und Ungleichheit gegenüber müßte die Unfreiheit des Kollektivismus gern in den Kauf genommen werden mit Erlangung einer sozialen Gleichheit, die doch erst allmählich wieder größerem sozialen Uebergewichte der politisch Mächtigen und neuerdings sich entwickelnder Differenzirung weichen würde. Der Kulturfortschritt aber könnte in der kollektivistischen Gesellschaft gar nicht weiter Schaden nehmen; er wäre jedenfalls schon vorher zum Stillstande gekommen, nachdem der Kampf einmal entschieden, die Herrschaft der Wenigen über die Produktion gesichert war.

Der Glaube an jenes „durch Nacht zum Licht" macht die kühle Objektivität, mit der Ernst die Trustbildungen ansieht, erklärlich. Er beruht auf der evolutionistischen Theorie, in ihrer Anwendung auf das Erkennen zukünftiger Gestaltung. Eine in ihrer Prägnanz unübertreffliche Darstellung der so gedachten gesellschaftlichen Entwickelung findet man im ersten Buch des „Kapital" Abschnitt 7 des 24. Kapitels (Geschichtliche Tendenz der kapitalistischen Akkumulation). Ich theile bis zu einem gewissen Grade die marxische oder, wie ich lieber mit Sombart sagen will: die marx-engelssche Geschichtauffassung. Deutlicher gesprochen: ich glaube, es liegt ihr eine große Wahrheit zu Grunde, die nur, wie Das häufig geschieht, von ihren Findern etwas zu einseitig angeschaut wurde.

Die wirthschaftlichen und sozialen Verhältnisse haben zu allen Zeiten einen wesentlich bestimmenden Einfluß auch auf die politische und die geistige

*) S. „Zukunft" vom 20. Juli: „Der Petroleumtrust".

Entwickelung der Völker geübt; doch ist auch umgekehrt nicht selten von den politischen Geschehnissen und Gestaltungen eine Einwirkung auf die soziale Gliederung ausgegangen. Auch treten in großen Epochen der Geschichte geistige Strömungen als Motoren des politischen Handelns hervor, die selbst wieder lediglich auf wirthschaftliche Ursachen zurückzuführen, zuweilen recht schwierig sein möchte. Mit Alledem bestreite ich nicht die weitaus überwiegende Bedeutung, die für Verfassung, Machtstellung und Kultur der Nationen den ökonomischen und namentlich den sozialen Bedingungen, unter denen sie leben, zukommt. Nur scheint es mir geboten, die daneben noch wirksamen unabhängigen Faktoren im Völkerleben nicht zu übersehen. Wollte ich sie aber übersehen und mich völlig auf den Standpunkt der marx-engelsschen Theorie gesellschaftlicher Entwickelung stellen, dann müßte es mir erst recht als gewagt erscheinen, die Expropriirung der „Rockefellers“ als den einfachen und selbstverständlichen Abschluß einer Evolutionperiode zu betrachten, die ihnen vorher alle wirthschaftliche Macht in die Hand gegeben hätte. Ja, wenn man sich eine Situation vorstellen dürfte, an der Spitze, isolirt in ihrer Größe, die kleine Zahl ökonomischer Potentaten und unvermittelt ihnen gegenübergestellt die Millionen wirthschaftlich Geknechteter, so möchte die glatte Depossedirung jener dreißig Tyrannen der Produktion wohl denkbar sein. Allein es liegt im Wesen der auf wirthschaftlichem Uebergewicht beruhenden Macht, daß sie sich zahlreicher Zwischenglieder bedient, selbstgeschaffener mittlerer Potenzen, die eng mit ihrem Interesse verknüpft sind, und untergeordneter Organe in den verschiedensten Abstufungen, die dieses Interesse aus eben so verschiedenen Motiven vertreten. Da ist Hoffnung und Furcht, Liebe und Haß, und bis in die Reihen der Beherrschten verzweigt sich der Apparat wirthschaftlicher Beherrschung, Jene trennend und korrumpirend. Man kennt die bis ins Kleinste durchgebildete Herrenpolitik der römischen Großen. Aus der Menge ihres Gesindes tritt ein ganzer Stab geschäftskundiger Sklaven heraus, die ihnen Regiment und Verwaltung führen helfen, sich bereichern und die Freisprechung gewärtigen dürfen. Die Freigelassenen noch Mehrer der Macht ihres Patrons, der sie etablirt und gleichsam im Verhältniß eines Kommanditärs zu ihnen bleibt. Die Klienten in allen Formen ökonomischer Abhängigkeit gehalten, von der Gutspacht bis zum Schmarotzerthum. Selbst bei dem gewöhnlichen Sklaven ist neben der Furcht zuweilen die Hoffnung wirksam, mit dem Emporsteigen des Herrn selbst zu gewinnen. Hierzu in der Bürgerschaft der Einfluß des Offiziers auf seine früheren Untergebenen, des Gläubigers auf seine Schuldner, des vornehmen Kunden auf seine Lieferanten. Die Plebs zudem eines Sinnes mit den Optimaten in Allem, was das Verhältniß der Stadt zu den Bundesgenossen und Unterthanen betraf, weil hier der zerlumpteste Proletarier sich ein Wenig selbst als Aristokrat empfand und nicht geneigt war, von seinem Sonderrecht

als römischer Bürger auch nur ein Titelchen abzugeben. So war die Gewalt vielfach verankert; und da war immer noch ein Tau, das hielt, wenn auch die anderen rissen. Nur freilich war diese Gewalt in sich zermorscht. Und Dies ist jeder auf ökonomischem Uebergewicht beruhenden Macht eigen; sie hält dem Ansturm von außen Stand, aber sie geht zu Grunde an sich selbst, an ihren eigenen ökonomischen Konsequenzen. Dagegen konnte auch in Rom nicht Treubruch noch Meuchelmord helfen, noch aller Sieg auf den bürgerlichen Schlachtfeldern. Je mehr Schätze von der Aristokratie nach Rom geschleppt wurden, desto rascher verdorrten die Wurzeln ihrer ökonomischen Machtstellung. Die Differenzirung innerhalb der Klasse ward immer größer. Die Reichsten entwöhnten sich der Selbstverwaltung ihrer Vermögen. Ihre Prokuratoren und Dispensatoren, ihre Freigelassenen wurden fett davon, noch mehr die handeltreibenden und geldverleihenden Ritter. Zugleich zwang die steigende Verschwendung der opulentesten Aristokraten ihre Standesgenossen zur Nachahmung. Rang und wirthschaftliche Kraft waren nicht länger im Einklang. Im Senat Riesenvermögen, die zum Begehren nach Vorherrschaft, nach Alleinherrschaft verleiten mußten, aber daneben tief verschuldete Sprossen der ersten Familien, die doch noch über einen starken ererbten Einfluß verfügten. Bald stand dieser Einfluß jeder Opposition zu Diensten und embryonale Tyrannis, deklassirte Patrizier, Rang und Einfluß suchende Geldmänner, Proletariat, dabei wohl ein kleines Häuflein aufrichtiger Reformatoren bildeten wechselnd die seltsamsten Koalitionen. Selbst die Siege der Senatspartei trugen dann dazu bei, die ökonomische Umwälzung, die die endliche Staatsumwälzung bedingte, zu fördern, und es liegt eine grimmige Ironie in der Rolle, die während der letzten Kampfperiode das Geld des Marcus Crassus gespielt hat, zusammengerafft in der Hauptsache bei den sullanischen Konfiskationen. Verlauf und Ausgang der sozialen und Verfassungskämpfe des alten Rom predigen allen Gewalthabern, nicht den Gott der Schlachten anzurufen, weil im Bürgerkriege auch dessen Gunst verderbt, sondern selbst ihren Geist anzustrengen, um die Reformen auszufinden, welche die Lage der Gesellschaft erheischen mag. Aber es liegt in eben diesen historischen Vorgängen doch auch die Lehre, daß mit dem Sturz des Alten nicht gerade das von der Mehrzahl gewünschte Neue ins Leben tritt. War Julius Caesar auch demokratischer Führer, so kann man doch nicht sagen, daß das oligarchische Regiment der Demokratie erlegen wäre. Noch weniger ist die Umwälzung zu Gunsten der Demokratie erfolgt. So ist es immer ein Dritter, der ergötzt wird.

Stellen sich die sozialen Evolutionen und die sie begleitenden Kämpfe, wie sie uns aus der deutschen Geschichte so meisterhaft von Karl Lamprecht geschildert sind, veränderterm Schauplatze gemäß auch vielfach anders dar, so bleibt doch das Wesen der Erscheinungen das gleiche. Auch hier erweist sich

der Großbesitz als das unbedingt revolutionäre Element in der Gesellschaft. Mit und ohne den Willen seiner Träger, mit gleichsam ihm innewohnender Naturgewalt verfolgt er die Richtung, den mittleren und kleinen Besitz zu enteignen. Glücklich noch, wer sich bei Zeiten der inhaltlos gewordenen Freiheit entäußert, mit ihrer Hingabe sich der Hut eines Großen unterstellt, seinem Dienste sich weiht. Denn seine Dienstmannen setzt der Herr über die Masse der Halbfreien und Quasi-Freien, die die unerbittlich fortschreitende Entwickelung in seinen Machtbereich zwingt. Doch je ausgedehnter die Herrschaft, je komplizirter die Verwaltung und je ausgebildeter der Apparat, der die untere Schicht in der Botmäßigkeit erhält, desto gewisser entgleiten dem Herrn die Zügel. Die Werkzeuge werden zu Herren. Wie aus den Grafen selbstherrliche Fürsten, so werden aus den Meiern, später wohl aus allen Dienstmannen, Vasallen und immer loser wird das Vasallitätverhältniß. Die alten Edelfreien sind vernichtet; ein neuer Grundadel ist emporgekommen. Ungleich war das Loos seiner Glieder vom Beginn, — und da bedarf es nur eines äußeren Anlasses, um die Kluft rasch zu erweitern. Es fehlte nicht daran Die Berührung mit Italien und dem Orient erzeugt neue Bedürfnisse; schwer drücken den minder begüterten Ritter die Ansprüche einer standesgemäßen Lebenshaltung. Eine scharfe Differenzirung kommt hinzu zwischen städtischem und ländlichem Besitz. Die Dienstmannen, die in die Stadt gezogen waren, das städtische Patriziat zu bilden, hatten das bessere Theil erwählt; der Markt heischt seinen Tribut vom einheimischen Produkt wie von der fremden Luxuswaare: der Landjunker verarmt. Seine Methode, die Herstellung zu suchen, ist etwas anachronistisch; was ein Jahrtausend früher der Skalde pries, darauf steht nun Galgen und Rad.

Die Masse der Grundholden hatte inzwischen einmal bessere Zeiten gesehen; da die Kolonisation des Ostens zahlreiche Arbeitkräfte verlangte, hatte man auch im Westen und Süden den Bauern günstiger stellen müssen, wenn man nicht gewärtigen wollte, daß er davonlief. Nun aber das Besiedelungwerk abgeschlossen war, nahm der Druck wieder zu und namentlich ein großer Theil der Ritter suchte die eigene ungünstige Lage durch vermehrte Aneignung der bäuerlichen Arbeit aufzubessern. Da rührt die Reformation die Geister auf, eine schon vorher in Zuckungen angekündigte Bewegung ergreift nun die Massen und in furchtbarer Empörung erhebt sich der Bauer gegen seine Bedränger. Er hat die Sympathien eines kleinen Theiles der verarmten Ritterschaft; Wenige nur werden thätige Helfer. Aber die ökonomische Macht ist auf Seiten der Fürsten und städtischen Patrizier; der Aufstand wird niedergeschlagen; und so schrecklich, mit solcher Gründlichkeit vollzieht sich das Rachewerk, daß von einer Auflehnung in deutschen Landen für Jahrhunderte nicht mehr die Rede ist. Doch der Bauer mit dem zu Boden gesenkten Blicke war dann auch eine minderwerthe Arbeitkraft, und war

dem Bauernstand das Rückgrat gebrochen, so konnte er auch dem Fremden gegenüber nicht aufrecht stehen. Das zeigte sich noch viel später, als Schwede, Kroate und Wallone in Deutschland schalteten. Kaum ein anderes Volk wird so eindringlich von seiner Geschichte vor dem sozialen Kriege gewarnt wie das unsere. Man muß den sozialen von jedem anderen Bürgerkriege unterscheiden. Wird da mit der Pazifizirung halbe Arbeit gethan, so ist vom Herrenstandpunkt nicht viel damit gewonnen; wirklich gründlich niederzuschlagen ist aber soziale Auflehnung nur um einen verhängnißvoll hohen Preis —: das „Menschenmaterial“ für die nationale Industrie und die nationale Vertheidigung muß entwerthet werden, die Nation von ihrem Range herabsteigen, von dem Range, der allein Deutschland davor bewahrt, wiederum zur Tenne zu werden, auf der Europas Völker ihren Hader ausklopfen. Ueberblicken wir die ganze Periode vom Abschluß der Völkerwanderung bis zum Ende des Bauernkrieges, so erkennen wir Zweierlei. Um die unteren Schichten sozial zu heben, genügt es nicht, daß die überwältigende Mehrzahl des Volkes in diese Schichten gedrängt ist, auch nicht, daß diese Mehrzahl ihre ungünstige Lage erkennt und Abhilfe fordert. Nur in beschränktem Rahmen sind Besserungen durch Zusammenschluß erzielbar, namentlich bei begünstigenden ökonomischen Konstellationen. Ferner aber: wandelt sich auch die Gesellschaft nicht im Sinne einer Milderung der Ungleichheiten, sie wandelt sich doch fortwährend, und nicht für ihren Samen haben Die gearbeitet, die aus dem freien deutschen Bauern einen Hörigen gemacht hatten.

Welche unterscheidenden Züge des heutigen Gesellschaftzustandes könnten nun dazu berechtigen, bei fortschreitender Konzentration der wirthschaftlichen Macht und Vermehrung der Zahl wirthschaftlich Abhängiger eine soziale Aenderung nach den Wünschen der Mehrheit zu erwarten, wie sie doch weder im alten Rom noch im mittelalterlichen Deutschland eingetreten ist? Wir haben, in Deutschland und Frankreich wenigstens, das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht. Das gab es in Rom nicht; aber dafür hatte das in den Komitien versammelte Volk Rechte, womit die Kompetenzen unserer modernen Parlamente auch nicht entfernt zu vergleichen sind. Das Mittelalter kannte weder allgemeines Stimmrecht noch Volksversammlung; doch es kannte auch kaum noch ein stehendes Heer. Wir haben es erfahren, daß mit einem stehenden Heere der Parlamentswille noch nicht die Macht der Ausführung bedeutet. Ob aber in dem vom Dr. Ernst gedachten Falle selbst ein wirklicher Wunsch der Mehrheit nach dem sozialdemokratischen Staat überhaupt nur als Parlamentswille zum Ausdruck kommen würde, bleibt auch mit dem allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrecht höchst zweifelhaft. Heute schon ist zum Beispiel die sozialdemokratische Vertretung im Parlament der Zahl der Anhängerschaft im Lande keineswegs entsprechend; und von der Stärke, die sie haben müßte,

wenn man gar im Sinne jener ernstschen Voraussage die gesellschaftliche Schichtung als ausschlaggebend betrachten dürfte, bleibt sie außerordentlich weit entfernt. Kann sie da einen Zuwachs erwarten, wenn mit Vermehrung der ökonomischen Macht Einzelner die Beeinflussung und Korrumpirung der Wählermassen zunehmen sollte? Ungewiß ist, ob auch nur der Vortheil, der heute für die Sozialdemokratie in der Kasernirung der Produktion liegt, ihr erhalten bleiben wird. Zur Begründung dieses Zweifels darf ich wohl auf den vortrefflichen Artikel*) hinweisen, worin Ernst selbst eine Decentralisation der Produktion als Folge der Anwendung elektrischer Kraftübertragung in Aussicht nimmt. Nach Alledem ist jedenfalls kein rechter Grund für die Annahme ersichtlich, daß mit Beherrschung der Produktion durch ein paar Dutzend Rockefellers — wenn die Trustbildung bis zu dieser äußersten Konsequenz gelangen sollte — so gleichsam selbstverständlich die sozialistische Gesellschaft erstehen würde. Andererseits ist es aber doch auch gewiß, daß eine Entwickelung, bei der anspruchsvollere Theile der Gesellschaft in Massen proletarisirt werden, sich nicht ohne heftige soziale Kämpfe vollziehen kann und daß solche Kämpfe auch den Siegern die entsetzlichsten Opfer auferlegen. Diese Opfer können in hohem Maße vermehrt werden, wenn, durch besondere Umstände, zum Beispiel äußere Niederlagen, begünstigt, die soziale Opposition vorübergehend die Oberhand behält. Solche Zeiten schleudern dann einen Theil der seitherigen Optimaten ins Proletariat und setzen Emporkömmlinge an ihre Stelle. Aber sehen wir hiervon ab und nehmen wir an, nicht nur ein endgiltiger Sieg der sozialen Opposition sei unmöglich, sondern es könne gar nicht zum Versuch einer Auflehnung kommen, so würde es doch gefehlt sein, wenn im Bewußtsein solcher Macht die oberen Klassen meinen würden, es sei für sie am Besten, die Dinge ihren Weg gehen zu lassen und Reformwünsche stolz und trotzig abzuweisen. Denn thatsächlich sind sie selbst durch die im Gange befindliche Entwickelung gefährdet. Wer weiß denn heute noch, bei der wirbelnden Bewegung der gesellschaftlichen Schichten, von hohen Beamten, Offizieren, von Großkaufleuten, Industriellen und reichen Bankiers, ob nicht der Strudel seine eigene Familie in den Abgrund reißen wird, ob nicht seine Enkel, vielleicht schon seine Kinder, zu dem Proletariat zählen werden, für dessen Beschwerden er nur hartherzige Gleichgiltigkeit empfindet und dessen Bestrebungen er am Liebsten gleich mit Pulver und Blei bekämpft sehen möchte? Selbst Denen, die heute im Industrie- und Finanzkampfe ganz voran stehen, ist man ja versucht, das sic vos non vobis zuzurufen; denn kaum ist anzunehmen, daß sie noch für ihre Urenkel gearbeitet haben werden. Jede dem zähen Erwerber folgende Generation verlernt mehr das Verwalten, ist ge-

*) S. „Zukunft“ vom 11. Mai 1895.

schickter und eifriger im Genießen. Schon zeigen sich die nächsten Erben; die Direktoren der Aktien-Gesellschaften sind die Meier des Großkapitales. Und wie bald werden dann sie wieder von einer neuen Schicht abgelöst sein! Wäre es da nicht im allseitigen Interesse, nach einem Mittel zu suchen, das unserer gesellschaftlichen Entwickelung einen gleichmäßigeren Gang verleihen möchte?

Es wäre jedenfalls auch im Interesse des Staates. Nichts kann dem modernen centralisirenden Staat, habe er eine monarchische oder eine republikanische Spitze, so wesensungleich und deshalb auf die Dauer so bedrohlich sein, wie die Trustbildungen. Hier sind die wirklich sich ankündigenden Staaten im Staate. Die Parallele mit den mittelalterlichen politischen Gebilden hat Dr. Ernst schon selbst gezogen und ich möchte Dem, was er über diese Seite der Frage gesagt hat, nichts Weiteres hinzufügen.

Frankfurt a. M. Karl Hecht.

Alpenveilchen.

Lieber Leser, kennst Du Talloires? Wenn Dein guter Genius Dich nach Annecy führt und Du den See besichtigt hast, so hast Du gewiß auch den herrlichen grünen Winkel bemerkt, in dem das Dörfchen am Fuß der Berge schlummert. Der Chère-Felsen, dessen steiles und zerklüftetes Vorgebirge sich bis in die Mitte des Sees erstreckt, schließt in einem Winkel die fünf bis sechs Villen, die dreißig Häuser und die frühere, jetzt zum Hotel umgewandelte Abtei ein, aus denen ganz Talloires besteht. Hinter dem Dorfe erhebt sich eine mit Eichen und Buchen bewachsene Hügelkette, an die sich Wiesen und Fichtenwälder schließen.

Zu unseren Füßen dehnt der See sein blaues durchsichtiges Wasser, das von Zeit zu Zeit einige Segelboote durchziehen. In diesem Wasserspiegel zeigen die Silberpappeln ihre hellen Wipfel, während das scharfe Sonnenlicht die Kuppen der Berge in klare Farben taucht. Das dunkle Grün, das düstere Blau, das starke Violet vermischt sich mit dem bläulichen Türkis des Wassers und dem schwefelfarbigen Grün der Weinberge. Ein tiefer Friede, der nur von dem Klange der nahen Dorfglocken, dem Zwitschern der Vögel und dem Rollen eines von Ochsen gezogenen Wagens unterbrochen wird, lagert über der herrlichen Landschaft. Hier muß man die Freuden glücklicher Liebe auskosten, hierher muß man flüchten, wenn man einen großen Schmerz begraben will. Die Düfte der Minze und des abgemähten Grases, die der Wind vom Berge herträgt, heilen wie ein Balsam die Wunden und lindern die Qualen der kranken Seele.

Neulich traf ich auf dem Wege von La Tournette drei Touristen, die, den Alpenstock in der Hand, das Felleisen auf dem Rücken, den Hut mit einem Blumenstrauß geschmückt, den Hügel hinabstiegen. Sie waren lustig, beweglich und jung; der Aelteste war kaum fünfundzwanzig Jahre. Mit gerührtem Blick sah ich sie vorbeiziehen und beim Anblick ihrer fröhlichen Jugend wurden alle Erinnerungen früherer Zeiten in mir wieder lebendig. Ich sah mich wieder in fröhlicher Stimmung den selben Weg mit Blumen am Hute, in Begleitung zweier lustigen Kameraden herunterkommen; und wie die Spitzen der Berge sich in dem Wasser wiederspiegeln, so zog die Erinnerung an vergangene Zeiten mit den Gestalten, Farben, Düften und besonders mit der Genußfreudigkeit der längst entschwundenen Jahre an meinem geistigen Auge vorüber.

Vor etwa fünfundzwanzig Jahren machten wir nach einem anstrengenden Marsche in dem selben Dorfe Halt, um hier die Nacht zuzubringen. Kaum hatten wir die prachtvolle Kastanienallee betreten, die vor der Abtei sich streckt, als wir sahen, wie ein schönes junges Mädchen sich von einer Bank erhob und im vollen Glanz und in der ganzen Glorie ihrer achtzehn Jahre langsam unter dem Grün vor uns herging. Sie war wunderbar schön; dichte blonde Haare fielen in freien Locken auf ihre göttergleichen Schultern. Ihr heller Rock mit langen Falten fegte das Gras mit der Schleppe und zeichnete die Schmiegsamkeit und Eleganz ihrer Taille vortheilhaft ab. Ihr Gang war majestätisch, und als sie sich bei dem Gemurmel unserer bewundernden Stimmen umwandte, sahen wir ein feines aristokratisches Gesicht mit rothen, stolzen Lippen, einer leicht gebogenen Nase und klaren, hochmüthig blickenden Augen.

Wir hatten alle Drei zu gleicher Zeit Feuer gefangen und folgten ihr, unsere Ermüdung ganz und gar vergessend, in einiger Entfernung auf einem Fußpfade, der sich zwischen den Weinbergen dahinschlängelte. An einer Wegkrümmung stieß sie eine mit Geisblatt bedeckte Thür auf und verschwand . . . Als wir in die Abtei zurückgekehrt waren, fragten wir, den Kopf von dieser wunderbaren Begegnung noch ganz voll, die Leute im Hotel aus. Das junge Mädchen war die Prinzessin V . . . Sie war Russin und bewohnte mit ihrer Familie eine am Ufer des Sees gelegene Villa. Diese Mittheilungen reizten unsere Phantasie und während des ganzen Diners sprachen wir nur von ihrer Schönheit. Doch beim Nachtisch hatten sich meine beiden Gefährten, unter der Einwirkung der Müdigkeit und des schweren Talloires-Weines, erschöpft gefühlt, ihre Begeisterung war erkaltet und sie legten sich schlafen. Ich selbst hatte keine Lust zum Schlafen und ging noch einmal aus, in der Hoffnung, ich würde die holde Erscheinung vom Nachmittage wiedersehen.

Der Abend war herrlich. Hinter Annecy war die Sonne in einer Gloriole purpurfarbener Wolken verschwunden. Ueber der Böschung von La Tournette erhob sich der Vollmond und übergoß die Landschaft mit seinem blassen Licht. Auf den Feldern zirpten die Grillen und mischten ihre feinen Töne in das Gequak der Frösche. Zu meinen Füßen wälzte das dunkle Wasser des Sees seine Wogen dahin. Ich ging am Rande einer kleinen Wiese entlang, die das Wasser zuweilen bespülte, und träumte von einer neuen Begegnung mit der jungen Russin; ich erfand romantische Zufälle, die uns mit einander in Berührung brachten; ich knüpfte eine Unterhaltung an, in der ich sehr geistreiche Sätze mit großer Bered-

samkeit aussprach. Während ich so Luftschlösser baute, hörte ich unter dem Gezweig einer Pappel das metallische Geräusch einer Kahnkette, die geschüttelt wird, und sah plötzlich, in einer Entfernung von fünf Schritten, eine weiße Gestalt sich bewegen. Es war die Prinzessin.

Sie bemühte sich, die Kette zu lösen, die das Boot an einen fest in die Erde gerammten Pfahl band; doch wollte es ihr nicht gelingen. Ihre kleinen Finger rissen sich umsonst an den verrosteten Kettenringen wund. Ungeduldig stampfte sie mit dem Fuße, der Zorn röthete ihre Wangen und ihre schmalen, schmollenden Kinderlippen zogen sich ärgerlich zusammen, während ihren weißen Perlenzähnen ein heftiger Ausruf des Unmuthes entschlüpfte.

„Mein Gott, ist Das aber ärgerlich!“ rief sie.

„Gestatten Sie,“ sagte ich, plötzlich vortretend; dann kniete ich nieder und machte die Ketten los, wobei ich mir sämmtliche Nägel von den Fingern riß.

Sie war bereits in das Boot gesprungen und prüfte mich vom Kopf bis zu den Füßen.

Ich hatte acht Tage in den Bergen zugebracht, ging bei jedem Wetter aus, schlief auf dem Stroh und meine Toilette war stark vernachlässigt: der Bart war zu lang und schlecht gepflegt, der Filzhut abgenutzt, die Kleidung schäbig und die Gamaschen schmutzig. . . Sie hielt mich augenscheinlich für den Fährmann.

„Ich danke,“ murmelte sie in kurzem Tone; „jetzt rudern Sie mich über den See; wollen Sie?“

„Mit dem größten Vergnügen“, erwiderte ich, während mir das Herz klopfte.

Ich sprang in das Boot, stieß es mit einem Ruderschlage vom Ufer ab und fing zu rudern an, während sie mir gegenüber Platz nahm und steuerte. Der aufgehende Mond zeigte mir deutlich ihr hübsches, hochmüthiges und doch schalkhaftes Gesicht, das die dichten blonden Haare umrahmten und in dem zwei schwarze, im Schatten der langen Wimpern noch düsterer erscheinende Augen wie zwei Flammen leuchteten. An ihrem Seidenmieder war ein großer Veilchenstrauß befestigt und sandte seinen durchdringenden Duft zu mir herüber. . .

„Ich wollte diese Partie schon lange unternehmen“ — Das glaubte sie mir als Erklärung sagen zu müssen —, „doch meine Tante scheut sich vor dem Wasser und Miß Gray ist eine schläfrige alte Jungfer; daher habe ich mich entschlossen, allein zu fahren, und ohne diese erbärmliche Kette wäre ich schon längst fort.“

Sie sprach das Französische vorzüglich, mit einem leichten exotischen Accent, der ihren Worten einen pikanten Reiz verlieh. Ganz meiner Bewunderung hingegeben, dachte ich nicht daran, ihr zu antworten, und begnügte mich, kräftig zu rudern, so daß wir die Mitte des Sees ziemlich schnell erreichten.

„Sie sind gerade zu rechter Zeit gekommen,“ fuhr sie fort, „doch Sie haben Ihr Geld redlich verdient und es ist nur billig, daß ich Ihnen die Mühe gut bezahle. . .“

Während dieser Worte hatte sie ein kleines Portemonnaie aus der Tasche gezogen und wollte Geld herausnehmen, als ich sie mit einer Handbewegung unterbrach und sagte:

„Ich danke, mein Fräulein, ich bin nicht der Fährmann und bin hinreichend durch das Vergnügen bezahlt, Sie auf dieser nächtlichen Fahrt begleiten zu dürfen.“

Sie erhob lebhaft das Haupt, ihre reine Stirn kräuselte sich und sie betrachtete mich mit scheuer, auch ein Bischen zorniger Miene.

„Aber wer sind Sie denn?“ fragte sie hochmüthig.

„Ich bin ein einfacher Tourist und schätze mich glücklich, daß ich Ihnen diesen kleinen Dienst erweisen durfte.“

Sie beruhigte sich und begann zu lächeln.

„So, — dann muß ich Sie also um Entschuldigung bitten . . . Ich habe eine Thorheit begangen, die meine Erzieherin, Miß Gray, als höchst unpassend bezeichnen würde . . . Wenn es Ihnen recht ist, kehren wir nach Talloires zurück . . .“

Sie wandte das Steuer und ich fing wieder zu rudern an, doch diesmal langsamer. Der Mond warf seinen langen Strahl auf die Fläche des Sees; die mit einem silbernen Schleier bedeckten Berge mahnten an ein Feenmärchen und aus der Ferne sandte uns ein auf dem Drussard-Hügel angezündetes Feuer sein röthliches Licht zu.

„Sind Sie auf dem Mont Blanc gewesen?“ fragte mich die junge Prinzessin, die sich offenbar beruhigt hatte und es nun für angemessen hielt, das Schweigen zu brechen und sich von ihrer liebenswürdigen Seite zu zeigen.

„Ich komme von dort . . . Ich habe den See von Annecy über den Paß von Aravis, Thônes und La Tournette erreicht . . .“

„Kennen Sie unseren See bereits? . . . Nicht wahr, er ist wunderbar.“

„Ja, namentlich in diesem Augenblick.“

„Er ist zu jeder Stunde schön!“ versetzte sie fast heftig, „er ist so klar und durchsichtig, daß man versucht wäre, sich hineinzustürzen . . . Oh! das Wasser! Ich liebe das Wasser!“ rief sie und tauchte den Arm mit Behagen in die Wellen.

„Sie sind vielleicht eine Undine, eine Nixe?“

„Ja, ich möchte eine sein! Man sagt, es gebe hier welche, — denn Sie wissen doch, daß dieser See seine Legende hat?“

„Wirklich?“

„Ja, die Leute aus der Gegend behaupten, daß an der selben Stelle, wo wir jetzt gerade sind, ein ganzes Dorf im Wasser begraben worden ist, weil die Bewohner sich geweigert hatten, einer Fee, die sich als Bettlerin verkleidet hatte, Gastfreundschaft zu gewähren. In den Vollmondnächten krähen die Hähne des untergegangenen Dorfes auf dem Grunde des Sees und die Glocken läuten wie zur Messe . . . Da, hören Sie! . . . Hören Sie nicht in der Ferne Glockenklang?“

Sie hatte sich über den Rand des Bootes gelehnt und lauschte lachend; die Wassertropfen, die im Mondschein glitzerten, fielen mit leisem Gurgeln durch ihre Finger ins Wasser.

„Hören Sie?“ wiederholte sie.

Ich hatte mich ihr genähert, unsere beiden Köpfe berührten einander beinahe und ich lauschte gehorsam. Uebrigens hätte ich, um bei ihr bleiben zu dürfen, Alles behauptet und geglaubt, was sie wünschte, — und in der That war es mir jetzt, als hörte ich eine ferne, köstliche Musik. Vielleicht waren es ganz einfach die Schläge meines Herzens, denn ich war tief bewegt und fühlte mich seltsam erregt neben dieser hübschen Prinzessin mit der schlanken Taille, den blonden Haaren und den

tiefen, unergründlichen Märchenaugen. Außerdem stieg mir der berauschende Duft der Alpenveilchen zu Kopfe.

„Still!" fuhr sie mit geheimnißvoller Miene fort, den feuchten Finger auf den Mund legend, „da ist die Fee des Sees, die uns ruft!"

Durch das Schweigen der Nacht hörte man aus der Ferne den Ton eines Jagdhornes und in Folge einer seltsamen akustischen Wirkung schien diese Fanfare aus dem Wasser aufzusteigen. „Aber nein!" sprach sie, beim Anblick meines verdutzten Gesichts, meiner verwunderten Augen und meiner halbgeöffneten Lippen in lautes Lachen ausbrechend, „ich glaube bestimmt, es ist nur ein ganz gewöhnliches Jagdhorn!"

„Sie selbst," rief ich in entzückter Ekstase, „Sie sind die Fee und verleihen dem See alle ihre Zauberkraft!" . . .

Sie brach in neues Gelächter aus, und da ich wieder zu rudern angefangen hatte, legten wir bald an dem mit Wein bewachsenen Ufer an. Durch die vom Winde bewegten Reben hob sich eine elegante Villa im Mondschein von dem tiefen Grün der Blätter ab und zeigte ihre Ziegeldächer mit den beiden Pavillons, die nach italienischer Art durch eine Loggia verbunden waren.

Plötzlich neigte sich eine schwarze Gestalt über das Geländer der Loggia und rief das junge Mädchen.

„Nadja! Nadja! . . . Wirst Du wohl ins Haus kommen! . . . Du wirst Dich erkälten!"

„Das ist meine Tante," murmelte Nadja. „Ich weiß nicht, ob ich mich erkälten werde; sicher aber werde ich eine Strafpredigt zu hören bekommen . . . Ich danke Ihnen, mein Herr! Gute Nacht! Sie binden wohl das Boot an. Da Sie nicht der Fährmann sind, so kann ich Ihnen die Ueberfahrt nicht bezahlen und doch möchte ich mich gern erkenntlich zeigen . . ."

Sie schien einen Augenblick nachzudenken, dann zog sie plötzlich das Alperveilchenbouquet aus dem Mieder, gab es mir und sagte: „Adieu! Behalten Sie diese Blumen zur Erinnerung an die Fee des Sees!"

Sie wandte sich ab und verschwand bald unter den Platanen der Villa.

Am nächsten Morgen verließ ich mit meinen Gefährten Annecy; und ich habe die hübsche Prinzessin nie wiedergesehen. . .

Und nun stehe ich wieder, nach fünfundzwanzig Jahren, am Rande dieses Zaubersees. Noch immer zeigt die Villa ihre Pavillons mit den rothen Ziegeldächern und der grünen Loggia. Die Alpenveilchen öffnen noch immer am Rande des Fichtenwaldes ihre duftenden rosigen Blüthen. Noch immer steigen junge kräftige und lustige Touristen, mit Sträußen am Hut, ein fröhliches Lied auf den Lippen, die steilen Abhänge von La Tournette hinunter. . . Ich bin im Boot auf den See gefahren und an die Stelle gerudert, wo nach der Sage das Dorf untergegangen ist. . . Aber ich mochte noch so eifrig lauschen, ich habe die Glocken nicht mehr läuten und die Stimme der Fee nicht mehr rufen hören. Nichts hörte ich als die Stimme meines Innern, die mich an meine fünfzig Jahre erinnerte, während die melancholisch quakenden Frösche um meine entschwundene Jugendzeit einen Trauerchor anzustimmen schienen.

Paris. André Theuriet.

Die Kehrseite der Medaille.

Ich hatte bei dem Oberlandesgericht in Stettin meine Prüfung als Referendar bestanden. Nachdem ich das glückliche Ereigniß im Kreise fröhlicher Genossen gebührend gefeiert und die Glückwünsche meiner Eltern und Geschwister in meiner Heimathstadt entgegengenommen hatte, folgte ich einer Einladung des Bruders meiner Mutter, der in einer kleinen Stadt Neuvorpommerns seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte.

Mein Oheim, der Justizrath R., hatte sich in seinen jungen Jahren sehr eifrig dem juristischen Studium gewidmet, da er die Absicht hatte, sich in Greifswald als Dozent zu habilitiren. Die Aussichten auf eine Professur schienen ihm aber so wenig günstig, daß er den Plan aufgab, das Auskultator- und das Assessorexamen machte und sich der Anwaltschaft zuwendete. Im Alter von dreißig Jahren war er zum Rechtsanwalt in Anklam ernannt worden und später nach Stettin gegangen. Seine Tüchtigkeit verschaffte ihm bald einen großen Wirkungskreis. Die ersten Firmen der Handelsstadt wandten sich an ihn, wenn sie Rath oder Hilfe in Rechtsangelegenheiten brauchten. Auch den kleinen Leuten ward er Vertrauensmann. Bei den Gerichten genoß er wegen seiner sachlichen, sich von aller Rabulisterei fern haltenden Art, die Prozesse seiner Klienten zu führen, hohes Ansehen. Die Regirung übertrug ihm das Notariat und verlieh ihm Titel und Orden. Vor sechs Jahren hatte sich der Sechzigjährige zur Ruhe gesetzt, weil ihm, wie er sagte, die illoyale Konkurrenz der jüngeren Kollegen widerwärtig war und weil er, wie wir im Kreise der Verwandten sagten, es nicht mehr nöthig hatte. Seitdem lebte er im Genuß eines mäßigen Vermögens mit seiner Frau in seiner Vaterstadt, wo er sich Haus und Garten zu billigem Preise erwarb.

Dort beschäftigte er sich wieder mehr, als es die große Praxis der früheren Jahre gestattet hatte, mit juristischen Büchern und Zeitschriften. Seine umfangreiche Bibliothek war in den Jahren der Muße sehr gewachsen. Auch der Gesetzgebung folgte er mit dem lebhaftesten Interesse. Ueber dieses und jenes Projekt habe ich Worte der Zustimmung oder des Tadels aus seinem Munde vernommen. Die Literatur zum Entwurfe des Bürgerlichen Gesetzbuches besaß er fast vollständig. Oft habe ich mir von ihm entliehen, was ich zu meinen Studien brauchte.

Ich traf abends im Hause des Justizrathes ein und fand, wie immer, die freundlichste Aufnahme. Am reich bestellten Tische mußte ich von den Eltern und Geschwistern, von dem Bräutigam der Base und von der Braut des Vetters erzählen. Dann forderte mich der Justizrath auf, mit ihm in die Studirstube zu kommen und dort bei einer Cigarre mit ihm zu plaudern, während seine Frau häuslichen Geschäften nachging.

Wir stiegen die Treppe hinauf, in das große, rings mit gefüllten Büchergestellen umrahmte Zimmer. Mein Onkel stopfte sich eine kurze Pfeife, reichte mir die Cigarren, ließ ein paar Flaschen Bier heraufbringen und forderte mich auf, in einem der zahlreichen Korbstühle, die im Zimmer umherstanden — ein Sofa gab es nicht —, Platz zu nehmen.

„Nun, mein Lieber“, so begann mein Onkel, „erzähl' mir mal was aus

Deinem Examen! Daß Du nicht durchfallen würdest, habe ich gewußt — hättest mir gar nicht zu telegraphiren brauchen —, aber ich möchte wissen, was man denn heutzutage von den jungen Leuten verlangt und ob ich mit meiner eingerosteten Theorie noch dafür ausreichen würde."

Ich begann meinen Bericht, den mein Onkel mit verschiedenen Zwischenfragen unterbrach, und schloß mit den Worten:

„Am Meisten hat mich der verdammte greifswalder Professor, der in der Prüfungskommission saß, mit seinem römischen Recht gequält. Der Kerl verlangte, daß ich über das eheliche Güterrecht der alten Römer Auskunft gebe! Na, ein Bischen wußte ich; aber viel war es nicht und auf manche Frage blieb ich die Antwort schuldig. Es ist wirklich Zeit, daß wir Deutschen uns von diesem Ballast befreien! Darum müssen wir das Bürgerliche Gesetzbuch haben. Wie glücklich wird das deutsche Volk sein, wenn es ein einheitliches, von allem historischen Kram gereinigtes Recht besitzen wird!"

Mein Onkel blies dichte Rauchwolken von sich und erwiderte in seiner bedächtigen Weise:

„Ja, wie glücklich wird es sein! Das habe ich in diesen Wochen so oft in allen Zeitungen gelesen und Das sprichst Du natürlich nach. Du weißt, ich bin kein Reaktionär, der sich grundsätzlich gegen jede Neuerung stemmt, Das habe ich oft genug bewiesen; aber an dieses Glück kann ich nicht glauben. Die lebende Generation wird sicher nichts davon verspüren. Zunächst wird durch die Einführung des neuen Rechtes ein Wirrwarr entstehen, wie er seit Jahrhunderten in Deutschland noch nicht dagewesen ist. Von unseren älteren Richtern und Rechtsanwälten werden Viele nicht die Neigung, Andere nicht die Fähigkeit besitzen, sich in dieses komplizirte Gesetzbuch, das mit seinen Zusatzgesetzen sicherlich viertausend Paragraphen enthalten wird, hineinzuarbeiten. Du meinst: dann sollen sie eben gehen und uns jungen Leuten Platz machen. Das werden Viele nicht wollen und Viele nicht können, weil sie die Einnahme nicht missen können. Glaubst Du, daß Miquel eine Massenpensionirung begünstigen wird? Sie werden also bleiben und sich mit dem neuen Rechte so gut oder so schlecht abfinden, wie es eben geht. Ein Mischmasch von altem und neuem Recht wird zum Vorschein kommen, der wahrhaftig nichts Beglückendes an sich haben wird. Aber auch dann, wenn sich die Richter und Anwälte das neue Recht angeeignet haben werden, wird noch lange Zeit verstreichen, bis die Rechtsprechung die wünschenswerthe Stetigkeit erreicht. Zahllose neue Streitfragen werden auftauchen, das eine Gericht wird so, das andere so entscheiden und es werden wieder Jahrzehnte vergehen, bis sich ein fester Gerichtsgebrauch gebildet haben wird. Beglückendes kann ich auch darin nicht finden. Wer begeistert sich denn bei uns eigentlich für die Rechtseinheit? Zeitungschreiber und Juristen! Dazu die Genialen von der Schablone, die jede Gleichmacherei für eine Verbesserung halten. Die Masse des Volkes steht der Rechtseinheit aus guten Gründen kühl bis ans Herz gegenüber. Die paar Menschen, die die Sache begreifen, fürchten sich vor den Unbequemlichkeiten der Uebergangszeit und legen sich wohl auch die Frage vor, ob es denn überhaupt vernünftig sei, mit all den angestammten Rechten so gründlich aufzuräumen. Als das preußische Landrecht eingeführt wurde, war man, trotz aller Lust am Uniformiren, vorsichtiger. Die Provinzialgesetze und Statuten

der einzelnen Territorien wurden aufrechterhalten, das Landrecht wurde nur subsidiär an Stelle der römischen, gemeinen Sachsen- und anderen fremden subsidiarischen Rechte eingeführt. Diese Provinzialrechte betreffen alle das Ehe- und das Erbrecht. Hier ließ man also das alte Recht bestehen. Jetzt soll auch das Ehe- und das Erbrecht für ganz Deutschland unifizirt und jedes Provinzialrecht ausgerottet werden. Glaubst Du, daß damit dem deutschen Volke wirklich ein Glück beschert wird? Eheliches Güterrecht und Erbrecht sind mit den wirthschaftlichen Verhältnissen der Bevölkerung auf das Engste verwachsen. Diese Verhältnisse sind anders im Norden, anders im Süden gestaltet und noch größer ist die Verschiedenheit zwischen Osten und Westen. Wer kann da eine einheitliche Ordnung aufstellen, die allen diesen Verschiedenheiten gerecht wird? Ich fürchte, die große Masse wird die Einheit auf diesen Gebieten als eine Vergewaltigung, nicht als ein Glück empfinden."

„Aber", wandte ich ein, „Der, dem das gesetzliche Güterrecht oder das Erbrecht für seine Verhältnisse nicht paßt, der kann sich durch Vertrag oder Testament ein anderes schaffen!"

„Ein papierner Gedanke", erwiderte der Justizrath. „Wer das Leben kennt, weiß, wie selten sich die Leute zu Eheverträgen und letztwilligen Verfügungen entschließen. Unkenntniß der gesetzlichen Bestimmungen, eine natürliche Scheu vor Gericht und Notar und auch wohl vor den nicht unbeträchtlichen Kosten haben zur Folge, daß Eheverträge und Testamente sehr selten zu Stande kommen. Daran wird auch das Bürgerliche Gesetzbuch nichts ändern."

„Aber die Rechtskenntniß des Volkes wird wachsen, wenn wir erst ein in moderner Sprache abgefaßtes Gesetzbuch haben. Und wer von der ihm durch das neue Gesetzbuch gebotenen Möglichkeit, die Rechtsordnung sich anzueignen, keinen Gebrauch macht, — nun, Der hat sich den Schaden selbst zuzuschreiben."

„Die Rechtskenntniß des Volkes wird wachsen! Ja, so etwas Aehnliches hat der Staatssekretär im Reichstage auch gesagt. Das ist gerade so wahr wie die damit verbundene Behauptung, daß die Prozesse sich mindern werden. Ich befürchte das Gegentheil. Die Sprache des Entwurfes ist derartig, daß wir Juristen die größte Mühe haben, zu enträthseln, was denn eigentlich gemeint ist. In den Köpfen der Nichtjuristen aber wird das unverstandene Gesetz erst recht Unklarheit erzeugen und die unklaren Rechtsverhältnisse werden die Prozesse steigern."

„Lieber Onkel", wagte ich zu entgegnen, „Du übertreibst. Das Gesetzbuch ist doch in einem ziemlich guten Deutsch abgefaßt, und wer sich einige Mühe giebt, wird dessen Sinn leicht herauskriegen."

Da erhob sich der Justizrath, ging in die Ecke seines Zimmers und holte aus einem Büchergestelle den Entwurf des Gesetzbuches heraus. Er blätterte ein Bischen und sagte lächelnd:

„Ich will Dir eine Stichprobe der Verständlichkeit des Gesetzes vorlegen. Du bist doch im juristischen Denken geschult, ich weiß auch, daß Du Dich schon mit dem Entwurf beschäftigt hast (ich sagte: ‚Ja, aber nicht sehr viel!'). Also nimm einmal den § 1191 vor und sage mir, ob Du daraus klug wirst."

Ich las:

„Ist die Sache mit dem Rechte eines Dritten belastet, so geht das Pfandrecht dem Rechte vor, es sei denn, daß der Pfandgläubiger zur

Zeit des Erwerbes des Pfandrechtes in Ansehung des Rechtes nicht in gutem Glauben ist. Die Vorschriften des § 916, Absatz 1, Satz 2, des § 919 und des § 920, Absatz 3, finden entsprechende Anwendung."

Ich schlage natürlich den § 916 auf und finde dort als zweiten Satz des ersten Absatzes die Worte:

„Im Falle des § 913, Satz 2, gilt Dies jedoch nur dann, wenn der Erwerber den Besitz von dem Veräußerer erlangt hat."

Ich frage mich: was gilt „nur dann, wenn" und lese also zunächst den § 916, Satz 1.

„Durch eine nach § 913 erfolgende Veräußerung wird der Erwerber auch dann Eigenthümer, wenn die Sache nicht dem Veräußerer gehört, es sei denn, daß er zu der Zeit, zu der er nach diesen Vorschriften das Eigenthum erwerben würde, nicht in gutem Glauben ist."

Das führt mich zurück auf § 913, Absatz 1:

„Zur Uebertragung des Eigenthumes an einer beweglichen Sache ist erforderlich, daß der Eigenthümer die Sache dem Erwerber übergiebt und Beide darüber einig sind, daß das Eigenthum übergehen solle."

Nun brauche ich noch den § 919, der lautet:

„Der Erwerb des Eigenthumes auf Grund der §§ 916 bis 918 tritt nicht ein, wenn die Sache dem Eigenthümer gestohlen worden, verloren gegangen oder sonst abhanden gekommen war. Das Gleiche gilt, falls der Eigenthümer nur mittelbarer Besitzer ist, dann, wenn die Sache dem Besitzer abhanden gekommen war.

Diese Vorschriften finden keine Anwendung auf Geld oder Inhaberpapiere, sowie auf Sachen, die im Wege öffentlicher Versteigerung veräußert werden."

Ich lese also wieder die hier angezogenen §§ 916 bis 918 durch; dann schlage ich den letzten der in § 1191 angezogenen Paragraphen, den § 920, Absatz 3, auf und lese:

„Steht im Falle des § 915 das Recht dem dritten Besitzer zu, so erlischt es auch dem gutgläubigen Erwerber gegenüber nicht."

„So", sagte der Justizrath, „jetzt bist Du mit den Einschachtelungen fertig, jetzt sage mir, was bestimmt der § 1191?"

Zu meiner Schande gestehe ich, daß ich die Antwort schuldig blieb.

Lächelnd fuhr der Onkel fort:

„Siehst Du, so steht es um die Gemeinverständlichkeit des Gesetzbuches. Ich zweifle nicht, daß Du, wenn ich Dir ein paar Stunden Zeit lasse, den Sinn der krausen Verweisungen herausbringst. Aber wer nicht Jurisprudenz studirt hat, für Den wird dieses Kauderwelsch ein Buch mit sieben Siegeln bleiben, und wenn er sich auch Tage lang um dessen Sinn bemüht. Um von einem Gesetze solcher Fassung eine Mehrung der Rechtskenntnisse des Volkes zu erwarten, dazu muß man ein Professor oder ein Staatssekretär sein."

Schon einigermaßen eingeschüchtert, rückte ich mit meinem höchsten Trumpfe heraus: „Aber, lieber Onkel, wenn das Werk auch nicht gerade gut ist: um seiner nationalen Bedeutung willen müssen wir über die Mängel hinwegsehen. Wenn einst das Band der Rechtseinheit sich um die deutschen Stämme schlingt . . . ."

Da fuhr der Justizrath ärgerlich auf:

„Junge, bleib mir mit dem ‚Band‘ vom Leibe, das schon seit einigen Monaten täglich um die deutschen Stämme geschlungen wird! Dieses ‚Band‘ hängt mir zum Halse heraus! Das ist eine Redensart, mit der man Gimpel fängt. Hätte man die Kodifikation zunächst auf das Sachen- und das Obligationenrecht beschränkt, die in der Hauptsache jetzt in den deutschen Staaten nach einheitlichen Gesichtspunkten geordnet sind, dann würde man dem Volk eine Wohlthat erweisen, die auch dem Reichsgedanken zu Gute käme. Aber von einer Kodifikation, die dem Volk sein althergebrachtes Familien- und Erbrecht nimmt, hoffe ich so wenig eine Stärkung des Reichsgedankens wie von dem Klebegesetz. Ein solches Gesetz wird sicher auf Jahrzehnte hinaus Verstimmung und Mißvergnügen erregen und davon wird nicht das Reich, sondern der Partikularismus den Nutzen ziehen."

Damit brach der Justizrath das Gespräch ab.

Als ich am nächsten Tage darüber nachdachte, kam ich zu dem Schluß, daß der alte Herr mir doch zu konservativ sei und daß ihm der offene Sinn für den Fortschritt in der Entwickelung des deutschen Rechtes in bedauerlicher Weise abgehe. Aber meine Begeisterung für das Bürgerliche Gesetzbuch war durch das Gespräch einigermaßen abgekühlt.

Ich hatte die Kehrseite der Medaille gesehen.

* * *

Finale.

Mir träumt', es wär' der jüngste Tag,
Ein Tag, wie man ihn nie gesehen.
Die schnöde Welt, die sonsten lag,
War nun genöthigt, aufzustehen.

Auf jeden Gottesacker kam
Ein Cherub jetzt mit einer Klingel,
Schwang sich die Fäuste daran lahm
Und schrie: „Heraus, Ihr faulen Schlingel!"

Im Kreise rings mit Mann und Maus
Die Toten aus den Gräbern stiegen.
Sie sahen recht verändert aus
Nach dem verzweifelt langen Liegen.

Der Schrecken vor dem Weltgericht
Stand auf den bleichen Schädeln allen, —
Doch konnten ihre Herzen nicht
Mehr in die Hosentaschen fallen.

Sie gingen mit gesenktem Kopf,
Die Sterbetüchlein in der Linken;
Bei Manchem sah man noch den Zopf
Und etwas Fett auf beiden Schinken.

Die Beinkolonnen schlossen sich
Zu einem riesenhaften Heere
Zusammen und ergossen sich
Gleich einem weißen Knochenmeere

Fort nach dem Tempelhofer Feld,
Von Himmelspolizei zu Pferde
Bewacht, geleitet und umstellt,
Damit nicht Einer flüchtig werde.

Dort harrten sie in bleichem Kranz.
Alsbald vermißten sie die Waage
Und Dieses stimmte schon nicht ganz
Mit ihrem Bild vom jüngsten Tage.

Nach langem, bangem Warten sank
Vor ihnen eine Wolke nieder
Und aus der weißen Wolke klang
Ein Chor bezaubernd schöner Lieder.

Der Chor verstummte. Liebevoll
Und doch in höchst verständig klaren,
Ungekünstelten Sätzen scholl
Die Stimme eines Unsichtbaren:

„Ihr Erdgebornen, die Ihr heut
Vor meinem Angesicht erschienen
Und die für ihre Schlechtigkeit
Mehr Züchtigung als Lohn verdienen —

Es freut mich wirklich aufrichtig,
Etliche unter Euch zu sehen,
Die nicht zu gottesjämmerlich
Schlotternd auf ihren Beinen stehen,

Die nicht so thuen, als ob ich
Ein Untersuchungrichter wäre.
Du kleinrer Theil, ich lobe Dich,
Denn Deine Kühnheit macht Dir Ehre.

Und in der That, wer seinen Geist
Nie offenbarem Unsinn beugte,
Sich Dem, was Ihr Entsagung heißt,
Niemals zu sehr beflissen zeigte,

Sinn und Verstand zu Dem gebraucht,
Wozu ich Beide ihm gegeben, —
Wer Das gethan, charmant, Der braucht
Vor mir nicht weiter zu erbeben.

Doch viele Andre seh' ich da —
Sie thuen recht verächtlich schüchtern —;
Die glaubten, mit Hallelujah
Und fromm gefältelten Gesichtern,

Mit Abstinenz und Kirchengang,
Mit ungereimten Glaubenssätzen
Und jammervollem Chorgesang
Sich bei mir in den Thee zu setzen.

Narren! Ich gab Euch die Vernunft,
Damit Ihr sie gebrauchen solltet
Und nicht gleich einer Schöpsenzunft
Hartgläubig durch das Dasein trolltet!

Ketzer! Ich gab Euch heißes Blut,
Ein heißes Herz und heiße Sinne
Zu frischem, frohem Lebensmuth
Und zu unsagbar süßer Minne!

Verleumderzungen sagten Euch,
Ich haßte alle süßen Triebe
Des Herzens und im Himmelreich
Gebe es keine Frauenliebe!

Wie dachtet Ihr Euch eine Zeit
Voll ewger Wonne, ewger Jugend,
Kurz, eine ewige Seligkeit,
Mit Eurer lendenlahmen Tugend!?

Doch schließlich ist mirs einerlei,
Wie Jeder sich den Himmel träumte,
Und Eure einzige Strafe sei
Der Aerger über das Versäumte!"

Konstantin von Zedlitz.

Nissels Dramen.

„Lang, lang ists her!“ Wenn man Nissels Werke liest, umtönt es Einen wie ein Lied aus der frühen Jünglingszeit; und ich liebe die alten Lieder. Ich sehe nun einmal lieber weite Szenerien und blutrothe Sonnenuntergänge als graue Mansarden; und der Qualm von schlechtem Tabak —! Herbe Bergluft oder Gluthgeruch vom Orangenstrauch, gleichviel! Und ein Klang von reinem Metall durchs Ohr und ein Hauch von großer, meinethalben auch von seltsamer Leidenschaft durchs Herz! Und darum liebe ich Nissel so sehr. Die von der Mode mögen mich als veraltet belächeln. Aber eine interessante Erscheinung wenigstens müßte auch ihnen der österreichische Dramatiker sein; denn er schließt eine Epoche ab; er war der letzte bedeutende Dichter des nun zerstörten Theaters, das Schiller gegründet hat. Mag kommen, was will: diese Kunstform kehrt nicht wieder; man wird über die Proletarierpoeten und die Natürlichkeitvirtuosen zur Tagesordnung übergehen, man wird nach Seelengemälden und nach tropischen Leidenschaften lechzen lernen, denn Alles wechselt in der Welt; aber das Schillertheater ist doch und bleibt eine Ruine. Niemand wird wieder wagen, auf jenen stolzen Jambenmeeren Hochgefühle schaukeln zu lassen, wie dreimastige Fregatten mit windgeblähten Schneesegeln; Niemand wird mehr die Staatsaktion mit heroischer Tragik durchglühen; wir wissen zu genau, wie Politik gemacht wird, und glauben nicht mehr an Könige mit wirklichen Kronen auf dem Kopfe. Und die Menschenseele zerfasern wir grausamer; und der liebliche Glaube an Worte fehlt uns, der unsere Väter noch im Kampf ums junge Reich begeisterte. Damit hängt zusammen, daß unsere Technik — wohl für immer! — kunstvoller und zugleich kunstloser geworden ist. Wir nehmen Anstoß am Beiseitesprechen und an Monologen; und wer an die feineren Mittel der Illusion gewöhnt ist, Den täuscht das gröbere Mittel nie wieder. Andererseits ist uns das Bedürfniß nach Ebenmaß verloren gegangen; die kunstvoll emporgethürmten fünf oder drei Akte mit ihrem harmonischen Szenenbau, wie ihn das Theater von vorgestern forderte: wir fragen nicht mehr danach, und wer künftig verlorene Symmetrie suchen geht, muß sich schon ganz neue Wege wählen. Noch einmal: das Theater Schillers ist zerstört. Aber es lohnt, den Dramatiker recht genau ins Auge zu fassen, der zuletzt noch mit hoher Kraft gezeigt hat, was das alte Werkzeug leisten konnte. Das Technische ist doch schließlich Nebensache; wir wollen lieber hören, was ein feiner und bedeutender Dichtergeist uns zu berichten weiß.

Als einen solchen habe ich Nissel schon früher in diesen Blättern geschildert. Der zweite und dritte Band seiner Dramen, nach seinem Tode von seiner Schwester (bei Cotta) herausgegeben, haben meinen früheren Eindruck nur verstärkt. Vielleicht ragt keines der hier mitgetheilten Werke ganz an das Nachtlager Korvins (im ersten Bande) heran; aber welcher Strom von Poesie rauscht durch die Heldentragoedien vom „Königsrichter“ und vom berner Patrioten „Rudolf von Erlach“; wie rast die Leidenschaft, unheimlich, den Leser mitentzündend, in dem seltsamen Schauspiel von der „Zauberin am Stein“; und in den „Jakobiten“ etwas Feines, Intimes, Ganzpersönliches; das Stück muß Jeder lesen, der dieses Dichterherz liebgewonnen hat; es wird ihm sein, als erzählte ihm dieses Dichterherz hier irgend ein geheimes Erleben — und Leiden. Und wenn wir gelesen

und uns der Pracht gefreut haben, fragen wir, woher der Hauch stammt, der durch all diese Werke weht? Welche Probleme quälten und beglückten den Poeten?

Irre ich mich? Von den Gestalten seines dramatischen Lehrmeisters hat sich Nissel einen Liebling erwählt: Max Piccolomini. Er wird die Zeichnung des wallensteinischen Offiziers etwas unbestimmt gefunden haben; die Auffassung Schillers erschien ihm gewiß schwächlich, auch wohl ein Bischen unreif; es hat ihn gedrängt, gerade dieser Figur nachzugehen, sie voller und tiefer zu schauen, wärmer und farbiger zu malen; wie Dem auch sei: das Max-Problem läßt unseren Dichter nicht los. Ein idealer Held steht zwischen zwei Mächten, die Beide Recht an seine Seele haben: hier öffentliches Interesse — dort geliebte Menschen; er muß wählen, — und die Wahl bricht ihm das Herz. Natürlich kann der Ausgang des Streites sehr verschieden sein. Da ist Rudolph von Erlach. Sein nächster Freund wirft sich in ungerechte Fehde gegen seine geliebte Stadt Bern; er aber führt, wie trüb auch immer, die Berner zum Siege und bringt dem Nidauer den Untergang; der stirbt versöhnt und die Qual des Ueberwinders löst sich in patriotische und religiöse Erhebung. Da ist der siebenbürgische Königsrichter Pemfflinger; auch er zertritt Alles, was er liebt, dem Vaterland zum Opfer; er aber geht sieglos zu Grunde. In beiden Schauspielen wird der innere Konflikt des Helden dadurch verschärft, daß seine Tochter den Sohn des Vaterlandsverderbers glühend liebt. Hedwig Pemfflinger und Bertha von Erlach sind Zwillingsschwestern, so gut wie Hugo von Nidau Zwillingsbruder des Alexander Zapolya ist; und beide Väter sind, im Dienst ihrer großen Sache, gleich stählern gegen ihre zarten Mädchen. Und in den Jakobiten wird der arme Edgar zwischen der Pflicht gegen die Heimath und der Liebe hin und her geworfen. Die „Zauberin am Stein“ hat Theatererfolge gehabt. Ein merkwürdiges Stück; höchst unrealistisch für moderne Augen; wie kommt in aller Welt diese Wirthstochter Grethe in irgend einem rauhen Alpenthal während des dreißigjährigen Krieges zu solcher Zartheit des Traumes, zu so idealistischen Vorstellungen und Forderungen? Wir müssens hinnehmen, wie wir die „Jungfrau“ und die feinsinnigen Tellsgenossen Schillers nehmen; Margarethe am Stein ist einmal so, und haben wir uns das Herz gefaßt, sie im Ganzen gelten zu lassen, wie der Dichter sie entworfen hat, dann bezaubert uns dieses einsame Weib, das als Hexe sich darstellt, damit die rohe Sippschaft ringsum das Zittern lernt, und das nun dem Wahne der Zitternden zum Opfer fallen muß. Und dieser Franz, der sie zum Sterben liebt, den sie als Gemiedene von sich weist, so gut sie ihm auch selbst ist, dessen Brunst unheimlich, bis zum Irrsinn sich steigert durch den Glauben, daß sie sein Herz magisch vergewaltigt hat — denn der Glaube an Zauberkraft wirkt wie Zauberkräfte selbst, bethört und raubt den Willen —: Das ist gewaltig gegeben, ein entschiedener letzter Fortschritt gegenüber der Art, wie Schiller in der „Jungfrau“ ein nicht unähnliches Motiv behandelt hat.

Auf einige mißlungene Sachen will ich nicht eingehen. Mag, wie von jedem Dichter, so auch von Nissel vergessen werden, was vergänglich ist; aber die „Agnes von Meran“, den „Königsrichter“, den „Rudolf von Erlach“, die „Zauberin am Stein“ und vor Allem das „Nachtlager Korvins“ sollte unser Volk sich über die jetzige proletarische Zeit hinweg zu einer künftigen helleren Literaturperiode retten. Was in meiner schwachen Kraft steht, möchte ich dazu thun.

Julius Schultz.

Reichstag und Börse.

Die jetzt herrschende Verstimmung wird durch die Haltung der Börsenkommission des Reichstages bewirkt und nur dieses trübe Licht machte es möglich, daß auch unsere Bankenabschlüsse unter manchen Vorbehalten aufgenommen wurden. Entweder man hält das auf viele Firmen vertheilte Bankgeschäft für nützlicher und weist die große Konzentration in wenigen Kassen überhaupt zurück oder man läßt solche „veralteten" Anschauungen bei Seite und erkennt den großen Gang unserer einheimischen Banken rückhaltlos an. Jedoch den Werth einer Dezentralisation gar nicht sehen und dennoch der großartigen Entfaltung einzelner Aktiengesellschaften mißtrauen: Das ist eine Art der Aburtheilung, die aller Logik widerspricht.

Was ist denn an den diesmaligen Jahresabschlüssen auszusetzen? Die höchst umfangreichen Verbindlichkeiten; sie bestanden am Ende des Jahres, wo nicht Geld genug aufzutreiben war und Alles sich an die Banken wandte. Seitdem hat sich aber die Physiognomie des Geldmarktes, vor Allem auch der Engagements, total geändert und unsere Banken sind wieder ganz liquide. So durchaus zu Gunsten des Großkapitales ist die Strömung, daß heute nicht einmal ein stärkeres Talent dazu gehört, Bankdirektor zu sein. Wohl war es einst ein kleines Meisterstück, die Dresdener Bank noch über die solide und umsichtig geleitete Leipziger Kreditanstalt emporzuheben und eben so war es schwierig, in Berlin selbst ein Geschäft zu etabliren, wo jene Bank bisher jährlich Hunderttausende an Provisionen bezahlt hatte und dafür nun der Feinde genug vorfand. Allein das Unternehmen ist doch längst geglückt und, dank Hartmann von der Sächsischen Maschinenfabrik in Chemnitz, zählt die Dresdener Bank jetzt die vermögendsten Industriellen Deutschlands zu ihren Kunden. Daß dann ein höchst zweifelhafter Theil der Börse den Moment abpaßt, um in die Aktien einzubrechen, zeugt nur gegen gewisse Schichten der berliner Spekulation, ohne deren mindestens überflüssiges Dasein die Börse gewiß weniger Haß auf sich gelenkt hätte.

Auch die Handelsgesellschaft wird es mit ihrem dreifach gut versehenen Direktorium heut weniger schwer haben als sonst, wo sie sich den Eintritt in die verschiedenen Konsortien erst erzwingen mußte. Würde sie nicht unruhig geworden sein und mit aller Kraft nach einer börsenmäßig betriebenen Geschäftsstelle ausgeschaut haben, so konnten sich die Herren ihre Betheiligung bei Breest & Gelpcke ersparen. Damit wäre gleichfalls der Ansporn zu vielen Antipathien unterblieben. Denn Alle, die die Freiheit des Effektenverkehres wie etwas Heiliges, Unantastbares anbeten, weil sie selbst den Zehnten davon erheben, haben sich um die Auswüchse niemals bekümmert. Auf diese Weise konnten ungehemmt gerade von Berlin aus Schichten der Bevölkerung bearbeitet werden, an deren Hineinziehen in die Spekulation früher niemals gedacht wurde. Das so gern gebrauchte Wörtchen „reizen" charakterisirt dieses Treiben vielleicht am Besten. Es gab eben zahlreiche niedere Bankfirmen — zuweilen auch niedere mit kommanditirten Millionen —, die auf die Masse spekulirten; und Das ist der Punkt, wo Weise oder Voraussichtige längst hätten Lärm schlagen müssen. Ohne die äußerliche Vornehmheit in der Bankwelt könnte Vieles besser sein, auch ohne staatlichen Eingriff.

Jetzt, wo es zu spät scheint, brechen die Klagen los und nun will man nicht einmal die Chancen sehen, die trotz Alledem unser Bankgeschäft besitzt.

Da ist die Deutsche Bank, die jetzt an der amerikanischen Anleihe einige Millionen wie im Handumdrehen verdienen konnte. Sie hatte sich nur um die erste Einzahlung zu kümmern und verschaffte sich, wie die anderen großen Zeichner, das Gold in London; und nicht in der Bank, sondern am offenen Markt. Zwar standen viele ihrer Freunde hinter ihr, denn sie zeichnet nur aus Klugheit, wegen ihrer Position in Amerika, und nicht aus „Geschäft"; allein nachträglich hat sich der Antheil der Morgangruppe noch wesentlich vergrößert. Eine andere amerikanische Angelegenheit muß indessen Herrn Siemens mehr interessiren. Sein Plan, die Northern-Pacificbahn mit der Great Northern-Company zu verschmelzen — ein Projekt, das an dieser Stelle gleich zu Beginn als bedenklich bezeichnet wurde —, ist so gut wie gescheitert. Die Deutsche Bank hat in Herrn Adams zwar einen, wie es heißt, sehr tüchtigen Vertreter, allein von New-York aus kann man den Westen der Union nicht übersehen. Und so übersah dieser außerordentlich kluge Herr, daß die öffentliche Meinung im Westen gegen die Verschmelzung zweier so mächtigen Bahnen ist. Inzwischen hat aber auch die Northern-Pacificbahn eine ganz überraschende Erholung gezeigt und ihre vorzüglichen Einnahmen können nur zur der einzigen Richtschnur führen: abwarten. Das ist natürlich noch kein Grund, sich die Bonds dieser Bahn hinzulegen, wie es jetzt vielfach den Kapitalisten empfohlen wird.

Die Diskontogesellschaft verhandelt noch immer über die chinesische Anleihe. Dabei ist es nicht ganz richtig, daß jetzt ein französisches Konsortium abermals mit einer Offerte in Peking dazwischengetreten ist. Wie ich höre, wäre Das vorläufig nur ein Wunsch der französischen Regirung, dem die pariser Banken aus zwei Gründen schwer nachkommen können. Erstens werden sie, nachdem die erste Anleihe russische Staatsgarantie hatte, eine zweite nicht ohne solche Bürgschaft anbringen; und zweitens gilt Frankreich in dieser Beziehung noch für übersättigt, trotzdem sonst die pariser Börse wider alle Erwartung rasch erstarkt ist. Aber eine Warnung: Frankreich soll durch seinen Gesandten in Peking außerordentlich geschickt vertreten sein; weit besser als wir. Was nun unsere Montanindustrie betrifft, so scheinen die ersten großen Aufträge auf Schienen und Waffen nicht von China, sondern von Japan zu kommen, — und auch nicht für unsere Eisen- und Stahlwerke, sondern für die englischen. Bekanntlich lebt Japan in der Vorstellung, daß England sein guter Freund sei und daß Deutschland mit Rußland zusammen zu Gunsten Chinas intervenirt habe. Nicht zu übersehen ist, daß die chinesischen Kontributiongelder nur erst zum kleinen Theil behoben sind und noch für japanische Rechnung in der Bank von England ruhen.

Mit der türkischen Anleihe kommt es nicht recht vorwärts. Liest man die Zeitungen und Depeschen, so sollten nicht allein die Einzelnbedingungen der Anleihe vereinbart sein, sondern der Sultan hätte auch bereits unterzeichnet. Was denn? Daß er so und so viel Geld schuldig ist? Ich kann nur sagen, daß bis zu dieser Stunde die Ottomanbank in Paris nicht abgeschlossen hat und daß Anfragen dahin, was Wahres an jenen Meldungen sei, mit den schönen Worten erledigt wurden: „Wahr ist, daß nichts daran wahr ist." Indessen hindert Das die betreffende Spekulationgruppe keineswegs, türkische Fonds eifrig heraufzusetzen; so wird zum Mindesten etwa versuchten Angstverkäufen des französischen Publikums vorgebeugt.

Und es ist auch noch eine Anleihe unterwegs, eine, die immer abgeleugnet wird, bis sie endlich fertig aus dem Haupt eines Konsortiums hervorsteigt: ich meine eine italienische Anleihe. Wie diese vermieden werden kann bei weiterer Fortsetzung der crispischen Kolonialpolitik, ist unerfindlich. Es scheint aber, daß die Verhandlungen noch nicht weit gediehen sind, denn unsere lokalen Kontokorrentbanken, die ja schließlich auch nur zumeist empfehlen, was sie in Packeten vorgekauft haben, empfehlen ihren Kunden noch immer ungarische Kronenrente. Die Zeit ist aber noch nicht so lange geschwunden, wo förmlich maschinenmäßig der Rath ertheilt wurde: Kaufen Sie sich Italiener! Wenn man bedenkt, daß die Engländer weder Italiener noch Türken noch Russen mehr besitzen, so wird uns auch die britische Kapitalskraft klar, die sich heute anderen Gebieten zuwenden kann. Chartered stehen bereits fünfeindrittel Pfund. Auf diese Weise können sich die Engländer auch billigeren Werthen freier zuwenden, wie sie es jetzt mit Portugiesen, Mexikanern und Argentiniern thun.

Unsere Börsenkommission scheint auswärtigen Anleihen überhaupt nicht hold zu sein und sie wünscht damit augenscheinlich die Zustände der Zeit vor 1870 zurück; damals galt Deutschland mit Unrecht als armes Land und war vom Weltmarkt ausgeschlossen. Es hatte eigentlich nur an United States Bonds verdient, vielleicht weil Berlin damals das Geschäft noch nicht in Händen hatte. An allen anderen auswärtigen Fonds verloren wir aber zumeist unser Geld, denn diese wurden nicht sogleich als Anleihen bei uns aufgelegt, sondern erst später waarenmäßig gekauft, als die Kurse bereits stark im Steigen waren. Es ist übrigens nicht ohne Beachtung geblieben, daß gerade das Centrum die schärfsten Anträge in der Kommission stellt. Der alte Kampf der Kölnischen Volkszeitung und der Kölnischen Zeitung, — hie Katholizismus, hie Protestantismus. Herr Bachem war es, der dem Terminhandel in Montan- und Industriepapieren den Garaus machen will. Im Ganzen wären Das an der berliner Börse zwölf Papiere: Laura, Dortmunder, Gelsenkirchen, Hibernia, Harpener, Dannenbaum, Konsolidirte Schalke, Guano, Hamburg-New-Yorker Dampfschifffahrt, Norddeutscher Lloyd, Türkischer Tabak, Nobel Dynamit Trust. Hiervon ist noch nicht einmal in den sechs Montanpapieren ein regelmäßiges Geschäft, wie die Händler in Dannenbaum und Schalke wohl bezeugen können. Für die sehr ausgedehnte Spekulation in Kohlen- und Eisenwerthen wäre eine Aufhebung des Terminhandels einem Preisdrucke gleich, denn je freier der Markt ist, desto leichter sind die Umsätze und Dem gemäß höher auch der Werth des betreffenden Papieres. Würde nur noch ein Kassageschäft möglich sein, so bekämen wir, natürlich innerhalb eines engeren Rahmens, new-yorker Verhältnisse, d. h. starke Schwankungen, ganz fern wieder von den heutigen geringeren Variationen, und theueres Geld, das die Banken mit Vergnügen Tag um Tag zur Verfügung stellen.

Indessen das Alles ist nur ein Traum. Seitdem der Terminhandel in Getreide ebenfalls verboten werden soll, glauben die kälteren Köpfe an der Börse nur noch an den Gesetzentwurf der Regirung, — mit einigen unwesentlichen Modifikationen. Daß Herr Miquel dabei in den Vordergrund treten und als Fachmann Farbe bekennen wird, glaubt kein Mensch mehr; dagegen nimmt man von dem Justizminister und vor Allem von dem finanziell recht gut geschulten Reichskanzler an, daß sie entweder ihre Börsenreform wollen oder keine.

Pluto.

Sonst was.

Die Prophezeihung, die neulich hier der Generalversammlung des Bundes der Landwirthe vorausgesandt wurde, hat sich herrlich erfüllt: seit nun bald vierzehn Tagen liest man nur noch tiefsinnige Erörterungen über die Fastnachtvorstellung und den Cirkusaufzug und es sieht so aus, als sollten mit diesen Kinderspäßen auch für weitere Wochen noch die Kosten der öffentlichen Unterhaltung bestritten werden. Entsetzliches soll sich im Cirkus Busch nämlich zugetragen haben: Herr von Diest=Daber, so wird berichtet, hat von zwei Herren, deren einer sogar ein Minister ist, gesagt: „Sie können uns sonst was." Herr von Diest=Daber ist keine Gestalt, auf der die Blicke Derer mit besonderem Wohlgefallen ruhen können, die den Fürsten Bismarck lieben; dennoch hat er den Anspruch, mit seinen Versicherungen Glauben zu finden, und er versichert, daß er die gemeldete Aeußerung nicht in der berichteten Form gethan habe. Aber wir wollen einen Augenblick annehmen, sie sei wirklich so, wie sie wiedergegeben wurde, gefallen. Ist dann etwa ein unsühnbares Unrecht geschehen oder muß Herr von Hammerstein=Loxten den Herrn von Diest=Daber am Ende vor die Pistole fordern? Der pommersche Gutsbesitzer ist ein hitziger Herr, aber auch der Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten hat schon, und sogar in amtlichem Vortrag, rasche Worte gebraucht, die er nachher vielleicht lieber ungesprochen gewünscht hätte. Die liberalen Mannesseelen, die jetzt so thun, als sei Unerhörtes geschehen, und die am Liebsten aus ein paar unvorsichtigen Redensarten ein ganzes Bündel von Denunziationen gegen die verhaßten Agrarier machen möchten, sollten sich gefälligst erinnern, wie sie selbst in der Zeit der Schutzzollkämpfe von Ministern gesprochen haben und welche Töne gar erst von ihren Ahnen während der Konfliktsjahre angeschlagen wurden. Der ganze Lärm ist wieder einmal um nichts. Weder Herr von Diest noch ein anderer Redner hat irgend einen Minister einer unehrenhaften Gesinnung bezichtigt, aber sehr viele Redner haben derb und deutlich gesagt oder schüchterner angedeutet, daß sie in die Erkenntniß und in die Fähigkeit mancher Minister nicht das wünschenswerthe Vertrauen setzen können. Das ist ihr gutes Recht; und je deutlicher die Aussprache erfolgt, desto klarer kann die Regirung sehen, mit welcher Situation sie zu rechnen hat. Oder sind wir wirklich schon so weit gekommen, daß nur Heuchelei und Leisetretergethue noch als vornehm gilt und jedes starke Temperament, jede jähe Gefühlsregung ängstlich verpönt ist? Es wird Leute geben, die darin weder germanische noch christliche Gesinnung zu erblicken vermöchten. Die alten Germanen, Kleistens Marbod lehrt es so gut wie Goethes Goetz, sprachen frei von der Leber und weder Jesus noch Luther haben sich jemals mit Zimperlichkeit abgegeben; das Einzige, was man von jedem Ehrenmann, und deshalb natürlich auch von jedem germanischen Christen, verlangen darf, ist, daß er seinen Worten die beleidigende Spitze nimmt, wenn sie nicht beabsichtigt war. Wie wäre es also, wenn mit dem Geplärr nun endlich aufgehört und die Lage, wie sie geworden ist, ruhig betrachtet würde? Die Mehrheit der Landwirthe fühlt sich, mit Recht oder Unrecht, einer Stimmung geneigt, die an offenes Mißtrauen grenzt. Wie diese Stimmung sich äußert, ob sie einmal den richtigen Kammerton verfehlt: Das sollte unter ernsthaften Menschen nachgerade als sonst was betrachtet werden.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 7. März 1896.

Steuern.

Die Finanzwissenschaft ist zwar eine Schwester der Sozialökonomie, aber es läßt sich nicht leugnen, daß sie bisher bis zu einem gewissen Grade verurtheilt war, die Rolle der weniger beachteten und abseits stehenden Stiefschwester zu übernehmen. In die eigentliche Nationalökonomie wurde nämlich der Sauerteig durch die diversen sozialistischen Schulen hineingetragen und dadurch wurde nicht nur die öffentliche Aufmerksamkeit besonders nachdrücklich auf diese Wissenschaft gelenkt, sondern sie selbst auch außerordentlich gefördert. Man wurde gezwungen, die alte manchesterlich-individualistische Anschauung, als bestände das wirthschaftlich thätige Volk aus lauter nationalökonomischen Robinsons, die einander ganz fremd gegenüberstehen und lediglich Börsengeschäfte mit einander machen, über Bord zu werfen, und es brach sich allgemach die Ueberzeugung von den „wirthschaftlichen Zusammenhängen" Bahn, d. h. man gelangte allmählich zu der Ueberzeugung, daß das wirthschaftende Volk — wie man zu sagen pflegt — einen lebendigen Organismus bilde, dessen einzelne Theile (Gruppen) in ähnlicher Weise mit einander zusammenhängen wie die verschiedenen Organe im thierischen Körper. Kurz, die wohlthätige Folge der von sozialistischer Seite ausgehenden Angriffe für die eigentliche Nationalökonomie war, daß man sich zu einer höheren und richtigeren, zur „sozialen" (nicht „sozialistischen") Auffassung der Volkswirthschaft durchrang.

Ein derartiger Sauerteig fehlt in der Finanzwissenschaft und diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß sie zum guten Theile bis heute über das Stadium der regelrechten schulmäßigen Behandlung noch nicht weit hinausgekommen ist. Es ist nämlich eine eigenthümliche, auf allen Forschungsgebieten wiederkehrende Erscheinung, daß die Menschen da, wo sie einer unbekannten Erscheinung gegenüberstehen und mit ihrem Wissen zu Ende sind, nicht Das-

jenige thun, was das einzig Sachgemäße und Vernünftige ist, d. h. daß sie nicht die Thatsachen untersuchen und studiren, sondern daß sie anfangen, zu philosophiren, deduktiv zu denken und zu grübeln. Dies war der Fall auf dem Gebiete der Nationalökonomie, die anfänglich nichts Anderes war als eine auf dem Wege des deduktiven Denkens gewonnene Darstellung Dessen, wie die Welt aussehen würde oder aussehen sollte, wenn alle Menschen sich in ihren Handlungen lediglich von den Prinzipien der Wirthschaftlichkeit leiten lassen würden. Daß diese rein spekulative Nationalökonomie mit der Wirklichkeit blutwenig übereinstimmte, kümmerte die ersten Vertreter unserer Wissenschaft nicht. Das Gleiche war und ist zum Theil noch heute der Fall auf dem Gebiete der Finanzwissenschaft. Statt direkt auf die thatsächlichen Verhältnisse loszugehen und danach zu forschen, wie die Finanzen in den verschiedenen Gemeinwesen (Staaten-Verbänden, Staaten, Provinzen, Kreisen, Gemeinden u. s. w.) thatsächlich aussehen und wie sie sich dort im Laufe der Zeit thatsächlich entwickelt haben, suchten die älteren Vertreter der Finanzwissenschaft die Frage zu beantworten, wie die staatlichen Finanzen eigentlich aussehen sollten, wenn sie nach gewissen Prinzipien (wie etwa der Zweckmäßigkeit, der Sparsamkeit, der Gerechtigkeit, der Gleichheit) eingerichtet wären. Ja, Manche — wie beispielsweise der alte Rau — verstiegen sich zu der kühnen Behauptung, die Finanzwissenschaft sei „die Lehre von der besten Finanzverwaltung", — also wohl eine Art Rezeptensammlung für den Finanzminister, der, wenn er nicht recht weiß, wie er eine schwierigere finanzielle Frage anfassen soll, einfach nur irgend ein Lehrbuch der Finanzwissenschaft zur Hand zu nehmen und darin das betreffende Rezept nachzulesen braucht, etwa: „Nimm eine Handvoll Mehl, eine Handvoll gestoßenen Zucker, das Gelbe von sechs Eiern, rühre das Ganze wohl durcheinander u. s. w." Speziell die Steuerlehre hatte unter dieser Art der „philosophischen" Behandlung zu leiden. Es entstand nämlich eine ganze Reihe der verschiedensten „Steuer-Theorien": die „Genußtheorie", die „Assekuranztheorie", die „Vertheilungtheorie", die „Reproduktiontheorie", die „Opfertheorie" und wie sie alle heißen, und jede erhob den Anspruch, die einzig richtige zu sein, und jede stellte die Forderung auf, die Steuern mögen so eingerichtet werden, wie sie es verlange.

* * *

Ein Umschwung zum Besseren macht sich in der Finanzwissenschaft erst in der letzten Zeit bemerkbar. Es ist hier nicht nöthig, auf das Wesen und den Begriff der Wissenschaft näher einzugehen, und nur die Bemerkung sei in Kürze gestattet, daß die Aufgabe und das Wesen der Wissenschaft jedesmal darin besteht, die Einheit in der Vielheit der Erscheinungen, oder —

wenn man will — die leitenden Ideen, die Gesetze, zu suchen, die in der Vielheit der Erscheinungen zur Geltung gelangen. Auf die Finanz angewendet, will Das besagen: wenn man die Finanzen der verschiedenen Staaten mit einander vergleicht, so wird man finden, daß, ungeachtet aller Verschiedenheit im Einzelnen, eine gewisse Uebereinstimmung in den finanziellen Einrichtungen aller Staaten zu finden ist, daß wir z. B. überall Steuern begegnen, die auf den Ertrag des werbenden Vermögens (Grund und Boden, Häuser, Gewerbe), auf gewisse Arten des Konsums oder Aufwandes (Bier-, Branntwein-, Tabak-Steuer u. s. w.), oder auf das persönliche Einkommen (Kopf-, Klassen-, Einkommensteuer u. Dgl.) gelegt sind, daß gewisse Akte des Vermögensverkehres durch sogenannte Verkehrssteuern (mitunter auch „Rechtsgebühren" benannt) getroffen werden u. s. w. In der selben Weise gelangt der Zoolog durch die Vergleichung der verschiedenen Thierkörper zu dem Resultate, daß sie in gewissen Merkmalen (Skelett, Herz, Lunge, Leber, Gehirn, Nerven, Adern) mit einander übereinstimmen. Man kann ferner die Entwickelungsgeschichte der Finanzen der einzelnen Staaten studiren und wird auch hier wieder finden, daß ein gewisser rother Faden die Finanzgeschichte jedes einzelnen Staates durchzieht und daß auch die Entwickelungsgeschichte der Finanzen der verschiedenen Staaten eine gewisse Uebereinstimmung aufweist. Auf dem Gebiete der Zoologie und der Botanik entspricht Dem Dasjenige, was Haeckel als die „natürliche Schöpfungsgeschichte" bezeichnet, d. h. die Entwickelungsgeschichte der verschiedenen thierischen und pflanzlichen Organismen. Man kann endlich auch die bestehenden finanziellen Einrichtungen eines Staates (oder einer Gruppe von Staaten) betrachten und danach forschen, welche Ideen ihnen zu Grunde liegen, d. h. welche Absicht der Gesetzgeber mit jeder dieser Einrichtungen verfolgt, wie diese verschiedenen Institutionen in einander greifen und wie sie auf das eine gemeinsame Ziel hinwirken. Die Analogie auf dem Gebiete der Naturwissenschaften findet sich in der Thätigkeit des Anatomen, des Physiologen und des Pathologen, der die einzelnen Organe des Körpers und ihre Funktionen studirt und nachzuweisen bestrebt ist, wie die Funktionen dieser verschiedenen Organe in einander greifen, wie sie sich gegenseitig beeinflussen, wie sie alle zusammen das Leben des gesammten Organismus erhalten und auf dieses Leben fördernd oder hemmend zurückwirken.

Hierin liegt das Wesen und die Aufgabe der Finanzwissenschaft und diesen nach meinem Dafürhalten einzig richtigen Weg haben in der letzten Zeit zwei hervorragende Gelehrte in ihren Lehrbüchern der Finanzwissenschaft betreten: Adolf Wagner und Albert Schaeffle. Adolf Wagner hat in seiner bekannten Neubearbeitung des alten Lehrbuches von Rau den zuerst erwähnten Vorgang gewählt; er sucht die „Einheit in der Vielheit" in der Weise, daß er die Uebereinstimmung in der Finanzgesetzgebung der verschiedenen

Kulturstaaten und gleichzeitig die Uebereinstimmung in der Entwickelungsgeschichte der Finanzen in diesen Staaten nachzuweisen bestrebt ist. Für den anderen Modus hat sich Schaeffle in seinem neuen Lehrbuch des Steuerwesens entschieden.*) Er untersucht die einzelnen Steuern und sonstigen Einnahmequellen der mitteleuropäischen Staaten (Deutschland und Oesterreich) und sucht zu zeigen, wie sie einander gegenseitig ergänzen und wie sie alle zusammengenommen auf das eine gemeinsame Ziel hinwirken: dem Staate die nothwendigen Geldmittel zur Verfügung zu stellen und gleichzeitig die einzelnen Staatsbürger möglichst gleichmäßig zur Tragung der staatlichen Lasten heranzuziehen. Das gilt insbesondere von seiner Darstellung der Aufwandsteuern und der Erbschaftsteuer. Während speziell die Ertragssteuern (Grund-, Haus-, Gewerbesteuer) den Einzelnen nur annähernd nach seiner durchschnittlichen Leistungfähigkeit treffen können, haben, nach Schaeffle, die Aufwandsteuern die Aufgabe, den Einzelnen nach seiner individuellen Leistungfähigkeit zu erfassen, und übt die Erbschaftsteuer eine Art nachträglicher ausgleichender Gerechtigkeit, indem sie Den, der bei seinen Lebzeiten zu wenig steuerte, nach seinem Tode erfaßt. Eben so zutreffend ist, was Schaeffle über die Staatsschulden und speziell über das staatliche Papiergeld sagt, in dem er eine Art von Reservefonds für außerordentliche Nothfälle (Krieg!) erblickt. Daß Schaeffle in seinem neuesten Buch eine Fülle geistreicher und zutreffender Gesichtspunkte hervorzukehren weiß, versteht sich bei einem Gelehrten seines Ranges von selbst und braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. In dieser Beziehung möchte ich namentlich auf Dasjenige verweisen, was er über das Wesen der sogenannten „ordentlichen“ und „außerordentlichen“ Staatseinnahmen und -Ausgaben sagt; die Mitglieder der verschiedenen parlamentarischen Körperschaften werden speziell diesen Abschnitt seines Buches nicht ohne Nutzen lesen. Ich möchte das Werk Schaeffles — im Hinblick auf den vorhin gewählten Vergleich — als eine Anatomie und Physiologie der Steuern im besten Sinne des Wortes bezeichnen und Alle, die sich für das Steuerwesen interessiren, auf die Lektüre des Buches selbst verweisen.

* * *

In einem Punkte möchte ich allerdings meine dissentirende Meinung zum Ausdruck bringen. Diese Meinungverschiedenheit bezieht sich aber nicht

*) Schaeffle: „Die Steuern. Allgemeiner Theil.“ Leipzig, 1895. Hirschfeld. — Auch unter dem Titel: „Zweite Abtheilung: Finanzwissenschaft. II. Band“ des von Kuno Frankenstein herausgegebenen „Hand- und Lehrbuches der Staatswissenschaften in selbständigen Bänden“.

blos auf die Person Schaeffles, sondern auf die gesammte bisherige Finanzwissenschaft. Wir leben in einer Zeit hochentwickelter Geldwirthschaft und sind daher gewöhnt, diejenigen wirthschaftlichen Vorgänge, bei denen das Geld vermittelnd dazwischen tritt, als Geldzahlungen zu betrachten. Das ist auch bei der Steuer der Fall und so denken wir bei dem Worte „Steuer" regelmäßig an einen Staatsbürger, der mit so und so vielen Gulden-, Mark- oder Franc-Stücken in der Tasche ins Steueramt wandert, um dort sein Geld dem Steuereinnehmer einzuhändigen. Ist diese Anschauung einmal eingewurzelt, dann ruft sie von selbst die Frage hervor, warum denn jener Mann die Verpflichtung hat, sein Geld ins Steueramt zu tragen, und wie viele Gulden, Mark, Francs u. s. w. er dort als Steuer erlegen muß. Und die Antwort hierauf lautet, daß der Mann Steuern zahlen muß, weil er mehr oder weniger wohlhabend ist, und daß er so und so viele Gulden, Mark oder Francs zu erlegen hat, weil er vorher einen so vielmal größeren Betrag selbst eingenommen hat. Oder mit anderen Worten: in Folge des Dazwischentretens des Geldes haben wir uns daran gewöhnt, die Steuerzahlung als eine persönliche Angelegenheit der Bürger zu betrachten; der Einzelne hat die Verpflichtung, Steuern (in Geld) zu bezahlen, weil er selbst vorher gewisse größere (Geld-) Einnahmen gehabt hat.

Dieser Gesichtspunkt ist aber meines Erachtens nicht der einzig mögliche. Es ist durchaus nicht nothwendig, die Steuerzahlung als eine persönliche Angelegenheit zu betrachten, d. h. sich den Vorgang so vorzustellen, daß den einzelnen Personen die Verpflichtung auferlegt ist, Steuern zu zahlen, also ihr Geld ins Steueramt zu tragen. Mit dem selben, oder vielleicht mit noch größerem Rechte darf man die Besteuerung als einen sachlichen Vorgang auffassen und die Sache so betrachten, daß der Steuereinnehmer ausgeschickt wird, die Steuer einzuholen. Was fordert und nimmt aber der Steuereinnehmer? Formell allerdings fordert und nimmt er Geld, allein das Geld ist nicht das Essentielle oder Eigentliche. Der Nationalökonom hat bekanntlich die Aufgabe, von dem Dazwischentreten des Geldes abzusehen und die wirthschaftlichen Vorgänge so darzustellen, wie sie sich hinter dem „Geldschleier" in Wirklichkeit abspielen. Formell also erhebt der Staat von seinen Bürgern die Steuer in Geld, weil er mit diesem Gelde seine Soldaten und seine Beamten bezahlt. Allein da die Bediensteten des Staates das Geld, das sie von diesem erhalten, doch nur dazu verwenden, diejenigen Artikel zu kaufen, die sie zum Leben brauchen, so stellt sich der Vorgang der Besteuerung in Wirklichkeit ganz anders dar. Wenn nämlich der Staat vom Hausbesitzer, vom Grundbesitzer, vom Möbeltischler, vom Schuhmacher, vom Schneider u. s. w. Steuern in Geld einhebt und wenn der Bedienstete des Staates für das Geld, das ihm am Ersten des Monates aus der Staatskasse gezahlt wurde, eine Woh-

nung miethet und Lebensmittel, Möbel, Schuhe, Kleider kauft, so besteht das Wesen dieses Vorganges darin, daß der Staat die Artikel dort, wo sie produzirt werden, konfiszirt und den betreffenden Funktionären zuweist. Man braucht vor dieser Art der Auffassung gar nicht zu erschrecken, weil damit durchaus nicht gesagt sein soll, daß der Staat auftritt wie ein Räuber oder Plünderer, der einfach raubt und stiehlt, wo und was er findet; — im Gegentheil: der Staat konfiszirt nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit, indem er überall nur den verhältnißmäßig entfallenden Theil der betreffenden Güter für sich in Anspruch nimmt. Dieser Vorgang der Konfiskation vollzieht sich in vier verschiedenen Formen. Erstens: der Staat besteuert die Güterproduktion, indem er überall, wo Güter produzirt werden, einen aliquoten Theil der neu gewonnenen Produkte vorweg nimmt. Das geschieht in der Grundsteuer, in der Gewerbesteuer und in den Konsumtionsteuern. Zweitens: der Staat begnügt sich jedoch nicht mit der Besteuerung der Güterproduktion, sondern konfiszirt überdies durch die Verkehrssteuern (Erbschaftsteuer und Steuern auf die Vermögensübertragung unter Lebenden) sowie durch die Zölle regelmäßig einen Theil der in den Verkehr gebrachten Güter. Drittens: der Staat beansprucht einen aliquoten Theil der Nutzungen gewisser Gebrauchsgüter. In der Haussteuer nimmt der Staat in jedem Hause gewissermaßen ein paar Zimmer für sich in Anspruch und quartirt dort einen Beamten oder Offizier ein. In der Equipagen-, in der Mobiliensteuer und den sonstigen direkt erhobenen Aufwandsteuern (Luxussteuern) nimmt der Staat gewissermaßen jede Equipage auf ein paar Tage im Jahre für sich in Anspruch und überweist sie für diese Zeit einem hochgestellten Beamten zur Benutzung. Viertens: der Staat fordert endlich einen Theil der persönlichen Dienstleistungen seiner Bürger. Die Steuer, die z. B. einem Arzt auferlegt wird, ist so zu betrachten, als ob der Staat forderte, daß der betreffende Arzt jährlich einen oder ein paar erkrankte Beamten oder Soldaten unentgeltlich zu behandeln habe; die Steuer des Kaminfegers so, als ob der Mann die Verpflichtung hätte, jährlich ein paar Rauchfänge in Staatsgebäuden unentgeltlich zu reinigen u. s. w. Beiläufig bemerkt, tritt dieser Charakter der Steuer in der Geschworenenpflicht mit handgreiflicher Deutlichkeit zu Tage; eben so in den mannichfachen noch heute bestehenden Wegebaufrohnden, in der Beitragspflicht zum Kirchen- oder Schulhausbau und in anderen Leistungen.

Eine derartige Auffassung der Steuern entspricht zunächst — wie ich glaube — besser den Thatsachen als die gangbare Anschauung, daß die Steuer eine persönliche Angelegenheit der Bürger sei oder daß die Steuer nur von den Personen gefordert werde. Einmal ist es ganz unmöglich, die Ertragssteuern (die Grund-, die Haus- und die Gewerbesteuer) als Personalsteuern, d. h. als Steuern aufzufassen, die der Person auferlegt sind. Sie sind vielmehr reine

Objektsteuern; Das zeigt sich namentlich darin, daß die Steuer einfach dem Objekt, dem Landgut, dem Hause oder der Unternehmung vorgeschrieben wird und daß die Steuerbehörde nicht entfernt danach fragt, wem das Objekt gehört. Ob der Eigenthümer des Objektes Schulden hat oder nicht, ob das Objekt einem Inländer oder einem im Auslande lebenden Ausländer (über den der Staat gar keine Macht hat) gehört, ob es sich im Besitz eines Individuums, einer Gesellschaft oder einer juristischen Person befindet, ist vollständig gleichgiltig, das Objekt muß in allen Fällen die gleiche Steuer bezahlen. Ja, noch mehr: das Landgut, das Haus, das Unternehmen muß sogar dann die Steuer bezahlen, wenn es im Prozeß befangen ist, wenn es einem Verstorbenen gehört hat, dessen Erben noch nicht sichergestellt oder ausfindig gemacht sind, wenn es einem Verschollenen gehört und die Frist der Todeserklärung noch nicht abgelaufen ist, also wenn die Person des Eigenthümers noch absolut unbekannt ist. Wie man angesichts solcher Thatsachen behaupten kann, daß die Ertragssteuer eine persönliche Angelegenheit sei, daß sie der Person vorgeschrieben und von dieser gefordert werde, ist mir ganz unverständlich. Eben so wenig können die Verzehrungsteuern und die Verkehrssteuern als eine persönliche Angelegenheit der Bürger aufgefaßt werden. Die Steuern sind eben sachliche Vorgänge, sie sind einfach partielle Vermögenskonfiskationen; und nur die Frage kann aufgeworfen werden, wie sich das durch die Steuer hervorgerufene Defizit im Vermögen des Betroffenen auf die übrigen Bürger vertheilt, in ähnlicher Weise wie etwa der durch ein Elementarereigniß hervorgerufene Schaden auch nicht ausschließlich auf dem Betroffenen liegen bleibt, sondern sich in analoger Weise auf einen größeren oder kleineren Kreis von Bürgern vertheilt.

Die Auffassung der Steuer als eines sachlichen Vorganges, als einer theilweise eintretenden Konfiskation oder Vorwegnahme der Produkte, vermag auch eine Schwierigkeit zu beseitigen, die der bestehenden Steuer-Gesetzgebung und -Verwaltung regelmäßig viel Sorge und Kummer verursacht, nämlich das Bestreben, die Steuerlast auf die Einzelnen möglichst gleichmäßig und nach Maßgabe ihrer Leistungfähigkeit zu vertheilen. Die heutige Gesetzgebung fußt auf dem meines Erachtens ganz unhaltbaren Begriff des Einkommens. Die Vertheilung der Steuerlast nach dem Einkommen erscheint ihr als das Ideal aller Besteuerungskunst und deshalb ist die Gesetzgebung bemüht, das aus einer Quelle fließende „Einkommen“ zu verfolgen, in seine einzelnen Bestandtheile zu zerlegen und jedem einzelnen Empfänger die auf ihn entfallende Steuerquote vorzuschreiben. So wird beispielsweise bei einem in den Händen einer Aktiengesellschaft befindlichen Unternehmen einmal das Werk als solches mit der betreffenden Ertragssteuer (Gewerbesteuer und eventuell überdies mit der Grundsteuer und der Gebäudesteuer) belegt, dann ist man bestrebt, die einzelnen Aktionäre zur Steuertragung heranzuziehen, weiter wird den Bediensteten des

Werkes nach Maßgabe ihrer Bezüge eine eigene Steuer auferlegt, und wenn das Werk mit einer Prioritätenschuld belastet ist, so sollen auch noch die Gläubiger des Unternehmens (die Besitzer der Prioritätobligationen) durch eine besondere Kapital- oder Zinsrentensteuer getroffen werden. Und nicht genug daran: wenn vielleicht unter den Aktionären sich ein Großaktionär befindet, der seinem verheiratheten Sohn aus seiner Aktienrente eine jährliche Apanage von ein paar tausend Mark auswirft, so soll eventuell auch dieser Umstand berücksichtigt und dem Sohne wieder eine besondere Steuer vorgeschrieben werden. Da darf wohl billiger Weise die Frage aufgeworfen werden, ob hierzu der ganze riesige und kostspielige Apparat nothwendig ist. Man halte sich doch an die Thatsachen. Es liegt irgend ein industrielles Unternehmen vor, an dem sich verschiedene Personen theils als Eigenthümer, theils als Gläubiger, theils als Arbeitende betheiligen. Dieses Unternehmen produzirt jährlich ein gewisses Quantum von Gütern, in das sich die genannten betheiligten Personen nach irgend einem verabredeten Modus theilen. Auf der anderen Seite steht der Steuerfiskus, der jährlich einen bestimmten aliquoten Theil der Produkte vorwegnimmt. Nun, so greife der Fiskus zu und konfiszire jährlich einen größeren Theil des Produktes und lasse im Uebrigen die betreffenden Personen unbehelligt; der durch die Steuer hervorgerufene Ausfall wird sich sozusagen schon „von selbst" auf die betreffenden Personen, und zwar in dem selben Verhältnisse vertheilen, in dem der Ertrag des Unternehmens auf sie vertheilt wird. Und fürchtet die Staatsgewalt, daß die Steuer (obwohl gar nicht abzusehen ist, wie und warum die Leute den kleineren Ertrag nach anderen Grundsätzen unter sich vertheilen sollten als den früheren größeren) vorwiegend den schwächeren Theilen, also den Arbeitern, zugeschoben werden könnte, so hat der Staat noch immer genügende Machtmittel in der Hand, um im Wege der Arbeiterschutz-Gesetzgebung die Interessen der Arbeiter zu wahren.

* * *

Der wichtigste Umstand aber, der mir gegen die gangbare Auffassung der Steuer als einer persönlichen Angelegenheit zu sprechen scheint, ist der bereits früher angedeutete, daß nämlich dadurch — wie es auch in der bestehenden Gesetzgebung thatsächlich der Fall ist — die ganze Steuer auf den Begriff des Einkommens aufgebaut wird, während dieser Begriff ein solcher ist, der sich zwar sehr schön und glatt in Worte kleiden und definiren läßt, der aber in der Praxis völlig unbrauchbar ist. Der Laie ist allerdings mit der Definition des Einkommens sehr bald fertig, da er einfach sagt: „Ich habe ein Einkommen von so und so viel hundert oder tausend Gulden oder Mark." Allein es ist doch wohl ganz klar, daß damit der Begriff des Einkommens

noch lange nicht definirt ist. Das Wort „Einkommen" bedeutet „Dasjenige, was hereinkommt", also zunächst „diejenigen Güter, die von außen in meine Wirthschaft hereinkommen". Die goldenen oder silbernen Gulden=, Mark= oder Franc=Stücke sind aber nicht entfernt die einzigen Güter, die von außen in meine Wirthschaft hereinkommen können; denn wenn Jemand mir etwa Lebens=mittel, Kleider, Möbel, Bücher u. s. w., sei es als Geschenk, sei es als Bezahlung meiner ihm geleisteten Dienste, sei es als Zinsen eines ihm gewährten Dar=lehns oder sonst ins Haus bringt, so sind selbstverständlich auch diese Güter von außen in meine Wirthschaft hereingekommen, also für mich ein „Einkommen".

Es bedarf aber ferner keines besonders eingehenden Studiums, um zu erkennen, daß man den Begriff des Einkommens nicht nur auf diejenigen Güter beschränken kann, die von außen in die eigene Wirthschaft hineinkommen, sondern daß man ihn auch auf diejenigen Güter ausdehnen muß, die inner=halb der eigenen Wirthschaft neu entstehen. Das „hereinkommende" Geld, das ja nach der Allerweltsüberzeugung das „Einkommen" par excellence ist, kommt doch (von Zuwendungen abgesehen) nur dann in meine Wirthschaft von außen herein, wenn vorher irgend welche anderen Güter, die innerhalb meiner Wirthschaft neu hergestellt wurden, aus ihr hinausgegangen sind. Wenn also der Grundbesitzer oder der Industrielle, der seine Bodenprodukte oder seine Gewerbeerzeugnisse gegen Geld verkauft, unbestritten ein „Ein=kommen" hat, so hat auch Derjenige ein „Einkommen", der Getreide oder Industrieprodukte in der eigenen Wirthschaft erzeugt, diese Güter aber nicht hinaus verkauft, sondern in der eigenen Wirthschaft unmittelbar verbraucht.

Damit ist aber die Sache nicht abgethan. Definirt man das Einkommen als den Inbegriff derjenigen Güter, die in die eigene Wirthschaft hereinkommen, gleichgiltig, ob sie von außen hereinkommen oder ob sie innerhalb der eigenen Wirthschaft neu entstehen, so darf man nicht vergessen, daß die Güter ver=schiedener Natur sind, daß es materielle oder greifbare und immaterielle oder ungreifbare Güter giebt. So gelangt man mit unerbittlicher Nothwendigkeit schließlich zu dem Resultat, das Einkommen zu definiren als den Inbegriff derjenigen Güter, die in die eigene Wirthschaft hineinkommen, und zwar gleich=giltig, ob sie von außen hereinkommen oder ob sie innerhalb der eigenen Wirth=schaft neu entstehen und ob diese Güter nun materieller oder immaterieller Natur, ob sie greifbar sind oder nicht. Und nun versuche man es, diesen Einkommensbegriff, der so dünnflüssig geworden ist, daß er Einem zwischen den Fingern durchrinnt, zu fassen und finanziell zu verwerthen, also die Besteuerung auf ihn zu bauen.

Die bestehenden Einkommensteuer=Gesetzgebungen wollen thatsächlich diesen Einkommensbegriff der Steuer zu Grunde zu legen, denn sie bestimmen ausdrücklich, daß unter „Einkommen" nicht nur die Geldeinnahmen oder die

sonstigen, von außen in die Wirthschaft tretenden Güter, sondern daß auch die in der eigenen Wirthschaft entstehenden und dem eigenen Gebrauche dienenden Güter zu verstehen seien. Und da diese Gesetze gleichzeitig verfügen, daß beispielsweise auch das Recht, eine Wohnung in einem fremden Hause zu bewohnen, oder daß das Bewohnen einer Wohnung im eigenen Hause als steuerpflichtiges Einkommen anzusehen und zu behandeln ist, so sprechen sie damit aus, daß auch die von außen in die eigene Wirthschaft tretenden oder in der Wirthschaft entstehenden immateriellen Güter (also die verschiedenen persönlichen Dienstleistungen oder die Nutzungen der dauerhaften Güter) ein steuerpflichtiges Einkommen repräsentiren. Unternimmt man es, diesen formell ganz korrekten Gedanken bis zu Ende durchzudenken, so gelangt man mit eiserner Nothwendigkeit zu dem Ergebniß, daß in den betreffenden Staaten ausnahmelos alle wirthschaftlich selbständigen Personen, vom Finanzminister angefangen bis hinunter zum Schmuggler von Profession, als Gewohnheit-Steuerdefraudanten kriminell bestraft werden müßten. Wer etwa die üble Gewohnheit hat, sich täglich zu waschen und zu kämmen, bezieht hieraus ein steuerpflichtiges Einkommen genau in der nämlichen Weise wie der Hauseigenthümer, der sein Haus selbst bewohnt, oder wie der Arzt, der seine eigenen erkrankten Kinder behandelt, oder wie der Bauer, der sein geerntetes Getreide selbst verzehrt. Zu solchen Resultaten gelangt man, wenn man die Steuer als eine persönliche Angelegenheit der Bürger betrachtet. Ob wohl die Franzosen gar so thöricht sind, wenn sie von der Einkommensteuer nichts wissen wollen?

Czernowitz. Professor Dr. Friedrich Kleinwächter.

Die Naturgeschichte des Genies.

Die moderne Wissenschaft begnügt sich nicht damit, die Götter von den prunkenden, von Weihrauch umwölkten Altären herabzuzerren und sie in das Laboratorium der psychologischen Analyse zu bringen, nein, sie holt auch noch die berühmtesten Männer des Geistes von ihren Marmor- oder Bronze-Sockeln herab, um sie auf den Sezirtisch der anatomischen Werkstatt zu legen. Und da werden mit den scharfen, spitzen und grausamen Instrumenten der Psychiatrie die Schädel zersägt, die Eingeweide herausgenommen, die Knochen gemessen und gewogen, — um zu welchem Resultat zu gelangen? Zu der Erkenntniß, daß auch die genialen Menschen eben nur Menschen sind und daß wir uns mit dem Gedanken trösten können, daß auch sie beschämende Schwachheiten an sich haben, Leiden, Gebrechen und Fehler gleich uns Allen. Wußten wir Das denn nicht auch vorher? Und was gewinnt man, wenn man weiß, daß Napoleon epileptisch, Bacon ein Betrüger und Ugo Foscolo ein Dieb war?

Die Biographen der neuen Schule antworten entrüstet, daß den Forschungen der Wissenschaft nichts entgehen darf und daß sie keinen anderen Zweck haben als den, das Wahre zu ergründen; und wenn uns dieses Wahre nicht gefällt, so, verkünden sie laut, trifft die Schuld nicht uns, sondern die Natur, die das Wahre häßlich geschaffen hat.

Aber ist es denn wirklich gewiß und bewiesen, daß das Wahre der einzige Zweck des menschlichen Gedankens sei; ist es denn wirklich wahr, daß sich der Mensch mit der Wahrheit begnügen müsse und nichts Anderes suchen dürfe als die Wahrheit? Ich glaube Das nicht und weiß, daß das Schöne die erste Gottheit der menschlichen Familie ist und daß es vor Jahrtausenden den nackten und menschenfressenden Wilden inspirirt hat, der auf einen Mammuthzahn mit Hilfe eines scharfkantigen Kieselsteines das Bild dieses Thieres eingrub. Und ich weiß, daß es außer dem Schönen auch noch das Gute giebt, das uns die anderen Menschen lieben lehrt und uns mit inniger Genugthuung erfüllt bei dem Gedanken, daß es thatsächlich eine menschliche Familie giebt und daß wir, von Grönland bis zum Senegal, Alle Brüder sind, Brüder im Schmerz und in der Freude.

Ich verwerfe die Wissenschaft nicht — Gott behüte mich davor — aber ich möchte sie als unzertrennliche Schwester der Aesthetik und der Ehrfurcht vor den großen Männern sehen. Wenn wir, nachdem wir den Olymp geplündert und die Asche der Götter nach allen vier Winden zerstreut haben, auch noch die Männer von Genie in das gemeinsame Grab werfen, was wird uns dann noch zu vergöttern und anzubeten übrigbleiben? Plutus und Venus!

Daran dachte ich, als ich neulich ein sehr interessantes Buch las, das in diesen Tagen erschienen ist und das sich mit dem italienischen Dichter Giacomo Leopardi beschäftigt. Dieses Buch könnte Allen zum Vorbild dienen, die mit wissenschaftlicher Schärfe und mit unerbittlicher Genauigkeit die Naturgeschichte der großen Männer schreiben wollten. Wer seine Verehrung für den unsterblichen Dichter der „Ginestra" bewahren will, Der lese nicht dieses Buch und überlasse es den Psychiatern, den Anthropologen, den Psychologen. Der Totengräber und der Anatom sind nothwendig für die Gesellschaft, aber wir müssen nicht Alle Totengräber und Anatomen sein.

Man höre nur, welche wissenschaftliche Definition Leopardis uns Professor Patrizi, der Verfasser des Buches, giebt. Er sagt: „Leopardi war ein wahrer Psychopath aus hereditärer Degeneration, ein Fettsüchtiger, ein Paranoiker, mit Anzeichen einer verhüllten Epilepsie."

Was kümmert uns Das? werden die Leser fragen. Ist etwa deshalb der große Dichter weniger genial, haben uns deshalb seine himmlisch weltschmerzlerischen Lieder weniger Thränen entlockt, ist deshalb unsere Ergriffenheit bei deren Lecture weniger tief, unsere Bewunderung für ihn weniger rein, weil der arme Dichter ein Paranoiker und vielleicht auch ein Epileptiker war? Sind die Rosen vielleicht weniger schön, weil sie auf einem Strauche wachsen, der voll von Dornen, von unsichtbaren Pilzen und zahllosen Raupen ist? Ist die Pfirsich deshalb eine weniger saftige und schmackhafte Frucht, weil der Baum, der sie trug, rhachitisch und von einem Gewimmel ekelhafter Pilze und Insekten bedeckt war?

Der Professor Patrizi ist ein scharfer Beobachter, und obgleich er ein Bischen zu sehr Lombrosianer ist, treibt er seine Behauptungen doch nicht bis zu den äußersten Folgerungen seines Meisters. Selbst da, wo er zu dem Resultat gelangt, daß auch Leopardi ein Epileptiker war, thut er es nur ungern und fast gezwungen. Das ist noch ein Glück, denn seitdem Lombroso und seine Schüler die Erklärung der Epilepsie in unverantwortlicher Weise ausgebreitet und gefälscht haben, könnte man mit Leichtigkeit herausfinden, daß wir Alle mehr oder minder epileptisch sind. Heute ist das berühmte Bündniß von „Genie und Irrsinn" schon sehr im Ansehen gesunken und wird geringschätzig belächelt; ja, ich bin vollkommen überzeugt, daß man mit der selben Logik dazu gelangen könnte, Bücher zu schreiben wie: „Genie und Dyspepsie", „Genie und Hartleibigkeit", „Genie und Gicht" u. s. w. Und weshalb nicht auch: „Pöbel und Irrsinn"? Man würde zahllose gewöhnliche Menschen finden, die von neurasthenischen Familien abstammen und die durch und durch Psychopathen sind, wie man sie sich nicht schöner denken kann!

Die Studie über die Genealogie Leopardis ist ein bedeutsames, ein vollkommenes Werk; und gäbe es viele derartige Bücher über große Männer,

wer weiß, ob wir nicht das Material finden könnten, um die wahre Naturgeschichte des Genies zu schreiben.

In der Familie des großen Recanatesen finden wir die deutlichsten Anzeichen der Entartung, Anzeichen, die von der einfachen Bizzarrerie, vom religiösen Wahn, vom Jähzorn bis zur Hysterie, zur Epilepsie, zum Selbstmord, zum Irrsinn und zum Verbrechen führen, — hie und da unterbrochen von leuchtenden Erscheinungen der Genialität.

Der Irrthum des Professors Patrizi — und in dem selben Irrthum sind alle Schüler Lombrosos befangen — wurzelt darin, daß er glaubt, das Genie Leopardis sei eine Folge seines pathologischen Zustandes. Wäre Leopardi gesünder gewesen, hätte er ein normales Nervensystem gehabt, so wäre er gleichwohl ein genialer Mensch gewesen, aber er wäre kein Pessimist geworden. Er hätte die Liebe und die Freuden des Lebens besungen; er hätte das Schicksal gepriesen, statt es zu verdammen; er hätte Hymnen geschrieben, nicht Elegien. Seine Poesie wäre eben so göttlich geblieben, aber sie wäre nicht weltschmerzlich, sondern klar, heiter und tröstlich gewesen. Die Psychopathie hat also dem Genie das Kleid gegeben, nicht aber die Kraft und noch weniger den Kern. Genau die selben Psychopathien zeigen uns gewöhnliche, sogar ganz gewöhnliche Menschen; aber mit ihnen beschäftigt sich Niemand, und da sie spurlos ins große Meer der Vergessenheit verschwinden, stören sie auch nicht die Statistiken und die Ueberzeugungen der lombrosischen Schule.

Wir kennen noch nicht die geheime Genesis des Genies; es muß seinen Ursprung in einer bestimmten Form und in einer bestimmten Anzahl von Nervenzellen haben und die Histologie des Nervensystemes wird uns diese Geheimnisse gewiß in einer wohl nicht allzu fernen Zeit erschließen. Aber der Versuch, glauben zu machen, daß das Genie ein Bruder des Irrsinnes und der Epilepsie sei, weil diese von einander in ihrer Natur so grundverschiedenen Phänomene einander in gewissen sekundären und zufälligen Eigenschaften ähnlich und häufig Nachbarn sind, ist eben so absurd, wie wenn man behaupten wollte, daß die Wollust und der Schmerz Geschwister sind, weil sie oft in der gleichen Weise zum Ausdruck kommen. Das Genie Leopardis könnte weit eher als durch die erbliche Psychopathie durch außerordentliche Sensibilität und durch besonderre ästhetische Thatkraft erklärt und begründet werden. Darin liegt der Urquell seines dichterischen Genies. Viel und tief empfinden und diesen Schatz von Empfindungen in erhabene, reiche, vielseitige Phantasie umwandeln: darin wurzelt die schöpferische Kraft.

Leopardi fühlte die unscheinbarsten Veränderungen des Thermometers und des Barometers. Die Kälte war für ihn unerträglich. Im Winter schrieb er nicht; sein Genius erblühte mit den ersten lauen Lüften des Lenzes. Er vergötterte das Licht und die Wärme und er ging, sie zu suchen, von

Stadt zu Stadt, stets ruhelos und mißvergnügt, weil er fortwährend die Qualen seiner körperlichen Leiden und die Demüthigungen seiner rhachitischen und unförmigen Gestalt erdulden mußte.

Die Thatkraft seines ästhetischen Gefühles braucht nicht erst bewiesen zu werden. Wer so wie er in gebundener und ungebundener Sprache zu schreiben, wer wie er die italienische Sprache zu handhaben verstand, daß sie zur olympischen Reinheit des antiken Griechenlandes emporgehoben, emporgejubelt und geweint wurde, Der kann nur der höchsten, der erlesensten Aristokratie der ästhetischen Welt angehört haben.

Leopardi gerieth seit seiner frühesten Jugend beim Lesen griechischer Werke in Ekstase und die Klage auf dem Grabe Tassos in Sant' Onofrio ist die erste und einzige Freude, die er in Rom empfand. Sein Bangen angesichts des Schauspieles der Natur und die Ideen, die sich an dieses Schauspiel knüpfen, sprechen besonders beredt aus dem berühmten Briefe an Giordani, einem Brief, der für viele Leser die philosophische Glaubensveränderung Leopardis bedeutet: „Vor einigen Tagen, als ich, ehe ich zu Bette ging, das Fenster meiner Stube öffnete und einen klaren Himmel mit schönem Mondschein sah, eine laue Luft fühlte und fernes Hundegebell vernahm, da erwachte in mir die Vorstellung von gewissen alten Bildern und es schien mir, als fühlte ich eine Regung im Herzen, die mich trieb, laut aufzuschreien, gleich einem Besessenen, Gnade und Barmherzigkeit von der Natur erflehend, deren Stimme ich nach so langer Zeit endlich wieder zu hören glaubte. Und in diesem Augenblicke warf ich einen Blick auf den vergangenen Zustand, zu dem ich sicherlich gleich darauf zurückkehren mußte, wie es auch thatsächlich geschah, und ich erstarrte vor Angst und Entsetzen."

Vor vielen Jahrhunderten sagte Horaz in seinem bündigen Latein: „Wenn Du mich rühren willst, beginne damit, Dich selbst zu rühren." Und ich glaube, daß man den Schriftstellern und Dichtern aller Zeiten mit der selben Wahrheit sagen könnte: „Wenn Du Schönes schaffen willst, beginne damit, das Schöne zu fühlen." Und wenn man mich fragen würde, welche die nothwendigste Eigenschaft sei, um ein großer Schriftsteller oder ein großer Dichter zu werden, dann würde ich ohne Zögern antworten: das ästhetische Gefühl. Und Leopardi besaß dieses ästhetische Gefühl nicht etwa wegen, sondern trotz seiner psychopathischen Morbosität. Die ererbte Neurasthenie und ihre Uebel erklären dagegen sehr wohl den Pessimismus, von dem seine ganze Dichtnng erfüllt, mit dem seine ganze Philosophie gefärbt ist. Sehr richtig behauptet Patrizi, daß die Schwermuth Leopardis keine intellektuelle, sondern eine organische gewesen sei und daß folglich der Ausgangspunkt seiner Lehren mehr in den Nieren als im Hirn lag. Die philosophische Bildung des italienischen Dichters war gering und auch seine eigene Philosophie ist

sicherlich nicht sein höchster Ruhmestitel. Er war Pessimist wie Schopenhauer und Nihilist wie Buddha; aber welcher Abgrund trennt ihn von diesen Männern! Sein Gedanke verliert sich in der Vielfältigkeit der durch ein allgemeines Gesetz anzuordnenden und zu erläuternden Phänomene und nimmt entmuthigt seine Zuflucht zum Fatum, zum Schicksal, zur Natur, zur Nothwendigkeit. Alle großen Probleme, die der wirkliche Philosoph sich zu erklären und in ein symmetrisches System von Ursachen und Wirkungen einzureihen bemüht, bleiben für ihn ungelöst; höchstens widmet er ihrer Unerforschlichkeit einen Seufzer seiner trübsinnigen Seele.

Der Pessimismus Leopardis ist überaus düster und untröstlich, denn er ist nicht — wenn man so sagen darf — gemildert durch die altruistischen Affekte, nicht einmal durch das einfache Mitleid, das immer das elementarste, das unwiderstehlichste, das thierischeste aller wohlwollenden Gefühle bleibt. Statt über das menschliche Elend Thränen zu vergießen, lacht er darüber; und seine Ironie war stets verächtlich und ätzend, im Gegensatz zu der gesetzten, maßvollen und sanften Ironie des milden und edelmüthigen Sokrates, den er selbst doch pries und lobte. Seine Seele öffnete sich nur selten der Freundschaft, der Geselligkeit, und er stand dem Menschenhaß näher als der Menschenliebe. Für ihn gab es nichts Selteneres auf der Welt als einen einigermaßen erträglichen Menschen, und trotzdem er anerkannte, daß die Menschen ihm nie sonderlich Böses gethan hätten, hatte er von ihnen eine furchtbare Meinung: er stellte sich die Welt vor als einen Bund von Bösewichtern gegen die Tugendhaften und gegen das gesellschaftliche Zusammenleben; man kann sagen, er hielt das Leben für einen heftigen, hitzigen Kampf, in dem die Einen den Anderen den Fuß auf den Nacken setzen wollen. Er hielt die Schlechtigkeit für eine nothwendige Erscheinung und er war nahe daran, alle Menschen, die, groß und gerecht geboren, nur schlecht werden, um sich an der allgemeinen Niedertracht zu rächen, als Helden zu feiern.

Leopardi hatte eine große Meinung von sich selbst; seit seiner frühesten Jugend betrachtete er sich als ein großes Genie; er war lüderlich und lüstern in seinem Innersten, ruhelos und „durchdrungen von einer düsteren, hartnäckigen, furchtbaren Schwermuth, die aufreibend und verzehrend auf ihn wirkte und die er selbst als eine Art Wahnsinn bezeichnete“. Er wurde fortwährend vom Verfolgungwahn und von den seltsamsten Halluzinationen gequält; er machte die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht; er ging plötzlich von der animalischen Diät zur vegetabilischen über; er ging bald barhaupt in der Sonne, bald verkroch er sich in einen mit Flaumenfedern gefüllten Sack; dann kleidete er sich wieder auf so verrückte Weise, daß er das Gelächter der Leute herausforderte; oft wurde er von heftigem Jähzorn erfaßt, dann litt er wieder an der unerklärlichsten Zerstreutheit und Geistesabwesenheit. Er

blieb zeitlebens keusch und pries die Liebe zum Weibe als das idealste und immateriellste aller Gefühle, aber nicht etwa, weil er die Liebe als eine göttliche, überirdische Macht betrachtete, sondern weil er physisch zur Liebe unfähig war. Kurz, das ungeschminkte Bild, das uns Patrizi von Leopardi entwirft, zeigt uns eine sehr unerfreuliche Gestalt, die seinen Verehrern wie eine Karikatur erscheinen wird. Wir aber, die wir Optimisten von Geburt und von Erziehung sind, ziehen vor, unser Mitgefühl dem genialen Manne zu schenken, der so furchtbar viel gelitten, der es aber verstanden hat, seinen Schmerz in Kunstwerke zu bannen, die bestehen werden, so lange das menschliche Herz für die erhabensten und lieblichsten Empfindungen schlagen und das Schöne auf Erden herrschen wird und so lange wir das Bedürfniß fühlen werden, aufwärts zu blicken, — über die Niederungen der irdischen Landschaft hinweg.

Florenz. Professor Paolo Mantegazza.

Micherl vorm Feind.

Ein Holzbildel aus den Alpen.

Gucket doch, Leute, dort steigt ein Almbub daher. Tief aus dem Gebirg kommt er hervor, und das Büblein, das müssen wir uns eigens besehen.

Jeder Mensch, sagt man, sei eine Klafter lang, aber mit seiner eigenen Klafter gemessen, und deshalb ist auch unser kleiner Bauernknirps nicht kürzer als das Maß, das er mit beiden ausgestreckten Armen klaftert. Ist soweit keine Schand und keine Ehr; wenn er doppelt so alt sein wird, na, dann wird er auch doppelt so lang sein. Zum Soldatwerden und zum Heirathen ist noch lange Zeit.

Einen schweren grünen Hut hat er auf, eine hohe Butte, und die Krempen stehen ringsum weit hinaus, das ganze Büblein mit einem hinreichenden Hausdach versehend. Im breiten grünen Hutband mit der Messingschnalle steckt ein sakrischer Hahnenschwanz, wie ihn Jäger tragen. Um das Hälslein der rupfene Plaidkragen mit dem kirschrothen Halstuch, das, über den gelbblumigen Brustfleck ineinandergewunden, an den grünen Hosenträger geknüpft ist. Dann das lederne Hösel, schön mausfarbig, beim Thürlein sauber ausgesteppt, so auch ein weißgesteppter Streifen an beiden Seiten hinab über die Oberschenkel; bei den Knien mit je drei Knötlein zugeknöpft, hernach die grünwollenen Strümpfe über die Wädlein, die gar nicht mehr so ohne sind. Die Füße fest in Bundschuhe eingeriemt, schwer genagelt. Die graulodene Jacke mit den grünen Aufschlägen und den Hirschhornknöpfen schnäbelt sich hinten an beiden Seiten putzig

auseinander und aus dem Sack zipft das rothe Schneuztüchel. Vorn, an den Hosenträger geknüpft, hängt ein blaues Bündlein. Birnen oder Knödel, oder so was, werden drinnen sein. Das Bübel hat ein Heil damit, hält alleweil eine Hand drüber, daß das Bündel nicht so arg hin- und herpendeln kann beim Marschiren. Mit der anderen Hand hält der Kleine einen langen Stecken, den er fest aussetzt und in den Erdboden stößt.

Na, und so stiefelt er würdevoll und weitschrittig daher von der Alm, der Micherl, und wenn er nicht so klein wär', so müßte man schier meinen, er wär' ein Großer!

Und wie er jetzt so dahergabelt den Graben heraus und schon in das weite Thal kommt, wo die Stadthäuser anheben, da sieht er auf dem breiten Weg, den man Straße heißt, ein Schock Kinder beieinand stehen: kleine Buben, kleine Dirndlein und lauter so Zeug. Armer Leut Kinder von der Fabrik und so. Etliche davon sind Barfüßler und haben ein zerfetztes Gewand an, Etliche sind nicht gewaschen, nicht gekämmt, recken einand verzerrte Gesichter vor, zausen einand an den Fetzen hin und her; ein Junge packt die Kleine beim Schopf und das Dirndl schreit: „Au, der Muader sag ichs!“ Sofort Alle gegen die Drohende: „Du Klagfist! Du Klagfist! Ein' rothen Kittel kriegst zum Schergerlohn!“

So treiben sie es; und unser Almbub, wie er Das sieht, bleibt er stehen, schaut hin und bleibt noch länger stehen. Im Vergleich zu diesen Gassenkindern schaut das aufgeräumte Bübel im Bauerngewand aus wie ein kleiner Berggraf. Aber seine großen kirschbraunen Augen, die werden jetzt, wie er so hinschaut, alleweil größer. Man kennt sich nicht aus. Gefällt ihm der Straßenschwarm oder bangt er vor ihm? Denn er bleibt stehen und geht nicht weiter.

Und die Gassenjugend, die fetzige, wie sie den Berggrafen sieht, die erschrickt sich auch. Sie wird still und rührt sich nicht Jetzt, so stehen sie da. Etwa zehn Klafter weit auseinander stehen sie, wie wenn sie angenagelt wären. Der Micherl wendet kein Auge von der Gruppe, und in dieser heben die Kinder mählich an, miteinand zu tuscheln und dem Almbübel kommts vor, sie hätten gegen ihn was im Sinn.

Und wie er lange so dagestanden ist, der Berggraf, da denkt er sich: Allweil kann ich doch nicht stehen bleiben, sonst versäum ich den Bader. Seinen Stecken setzt er voran und stiefelt weiter. Die Anderen thun nicht, als wollten sie ausweichen auf dem Weg. Bleibt der Bub noch einmal stehen, lüpft seinen großen Hut ein Bissel und fragt mit schnürlfeinem Stimmlein: „Wie viel ists denn Stund?“

„He he he!“ lachen sie auf, Alle zugleich, wie ein Rudel Ziegen, so meckern sie, die Fetzigen.

Der Bub meint, sie hätten ihn nicht verstanden und fragt noch einmal: „Wie viel ists denn Stund?“

„He he he!“ kreischen sie wieder und ein Dirndlein schreit keck: „Wie viel Stund es ist, fragt er, und 's ist gar keine Uhr auf der Straßen!“

Jetzt lachen sie, daß Alles scheppert.

„Almjodel!“ schimpft plötzlich ein nichtiger Zwerg her, schießt heran und zupft den Micherl beim Jackenflügel. Dieser macht ein paar Hüpfer davon, — und Das ist gefehlt. Wie sie sehen, daß er laufen will, kriegen sie Schneid,

springen ihm nach, über und über auf ihn los, tupfen ihn an, fassen ihn bei der Jacke, am Aermel, zwicken ihn an den Wädlein. Der Bub hat arg zu thun, sein blaues Bündel zu schützen vor den Angreifern. Die fetzigen Kinder lärmen, zupfen und zerren. Mit dem Stecken haut er nicht zu, aber mit den Ellbogen räumt er sich den Weg. Und wie er außerhalb des Kreises steht am Hagenstrauch, bleibt er stehen und lauft nicht davon. Hinter dem Strauch setzt er sich fest und sagt: „Gehts nur her, wanns Enk trauts!" Ganz in Güte sagt ers: „Gehts nur her, wanns Enk trauts!"

Und jetzt trauen sie sich nicht. Die Knaben zeigen ihm ihre Zünglein und schreien: „Almjodel! Almjodel!" Die Dirndlein zeigen ihm die Feigen und schreien: „Almjodel! Almjodel!"

Der Micherl schimpft nicht zurück. Nichts sagt er als wie: „Gehts nur her, wanns Enk trauts!" Die Beine hat er auseinandergespreizt, die Fäuste hat er geknollt, die weißen Zähnlein beißt er aneinand, daß es knirscht und mit seinen Aeuglein sticht er höllisch trotzig gegen den Feind hin. So stehen sie da.

Ein Dirndlein duckt sich, hebt eine Handvoll Sand und säet den Sand gegen den Micherl. Das ist gar nichts gewest. Das zweite Dirndel reißt einen Buschen dürre Grashalme ab und schmeißt ihn gegen den Micherl. Das ist auch nichts gewest.

Ein Knäblein hebt einen Stein und schleudert ihn hin, — dem Micherl fliegt der Hut vom Kopf. Jetzt ist es Ernst! Das blaue Bündel reißt er auf, der Micherl, und die Knödeln, die drinnen sind, feuert er ins feindliche Lager; er trifft die Fetzigen an den Armen, an der Brust, mitten ins Gesicht, daß es klatscht und auseinanderspritzt.

„Autsche!" schreien die Dirndlein, „fui, fui!" kreischen sie und heben an zu spucken, fahren auseinand und heben an zu laufen. Hast sie nicht gesehen? Wie weggeblasen sind sie.

Der Almbub ballt das blaue Tüchel zusammen, reinigt seine Hände an den Ampferblättern, faßt seinen Stecken und stiefelt weiter.

Durch das Stadtl stolzirt er hinein, thut Nachfrag nach dem Bader. Geht nicht lang her, so hat er ihn.

„Na", sagt der Bader zum Micherl, „was ists denn mit Dir? Von woher kommst Du? Wem gehörst Du? Wie heißt Du? Was willst Du?"

Sagt das ausbündige Bübel: „Grüaß Gott! Ich kumm vom Hochreitgraben her, bin dem Kreisbauer sein Bub, heiß Micherl und hätt' gern was für unser graues Roß, — das graue Roß ist krank."

„Was fehlt ihm denn?"

„Das weiß ich nit. Mein Vater sagt, die Kolika thäts sein."

„Wie thuts?"

„Auf der Streu walgts um, die Schinken reckts auf."

„Thuts hitzen?"

„Das weiß ich nit recht."

„Thuts rotzen?"

„Das weiß ich auch nit recht."

„Ists aufblaht?"

„Holter aufblaht ists."

„Hat Dir Dein Vater nichts mitgegeben?"

„Ja, zwei Zwanziger."

„Sonst nichts?"

„Ja, sunst auch noch was."

„Ich muß es sehen. Muß wissen wie es durchgeht. Wo hast es denn?"

Auf diese Frage wird der Micherl im Gesichte krebsroth. Nachher stottert er heraus: das Selbig, er hätts nit mehr. Unterwegen wären ihm schlimme Kinder begegnet, die hätten ihn ausgehetzt und denen hätt er die Roßbirnen ins Gesicht geschmissen.

Jetzt ist der Bader dagestanden mit seiner Wissenschaft. Und lachen hat er auch noch müssen. Eine große Flasche mit Pechöl (Terpentin) hat er ihm mitgegeben, dem Micherl: „Das dem Roß fleißig eingießen, alle Tag drei-, viermal ein Trinkglasel voll, würd nachher schon besser werden. Und sollts nicht besser werden, so müßt er halt wiederkommen. Wenn es die Kolika sollt sein, dann würde die Kreatur eh schon hin sein, bis er heimkömm!

„Und wanns hin is?"

„So trinket die Flasche halt Ihr selber aus. Kosten thut sie zwei Zwanziger."

Der Micherl hat seine Sach redlich gezahlt, nachher ist er wieder fortgegangen. Im Wirthshaus hat er zugesprochen, hat ein halbes Seidel Wein getrunken, eine Semmel dazu gebissen, daß er stark wird und munter mag heimgehen hinauf auf den Berg.

— —

Neugierig?! Was die fetzigen Gassenkinder noch werden getrieben haben, möchtet Ihr wissen? Na, Das kann ich schon berichten.

Die fetzigen Gassenkinder, wie sie der Micherl in die Flucht geschlagen gehabt hat, sind über die Wiese gezodelt und haben sich versteckt in einer Heuhütte. Bei den Bretterfugen haben sie herfürgeguckt, ob er nicht etwa nachkommt und ihnen noch ein paar in die Gesichter schmeißt. Und wie sie alleweil so lugen und gucken und sich nicht herfürgetrauen, da hebt ein kleines Dirndlein an— die Gelbhaarige ists, die Nachtwächterische — das hebt an zu spotten.

„Schamts Enk, schamts Enk!" sagt sie, „sind Euer ein ganzer Schock und laufts davon wie die Hasen! Vor einem einzigen Almbuben! Schamts Enck, schamts Enk!"

„Jesses!" giebt ihr ein Bürschel zurück, „was die zusammredet! Bist nit Du auch gelaufen, Nachtwachter-Liesel!"

Sagt die Gelbhaarig: „Ich bin freilich auch gelaufen, ich bin ein Weibsbild. Ihr aber seids Buben, ein ganzes Schock Buben! Gelaufen seids wie Hasen! Letfeigen seids! Schamts Enk, schamts Enk!"

Sind sie still gewesen drauf und haben sich richtig ein Bisserl „geschamt". Tuschelt Einer dem Kameraden ins Ohr: „Er geht eh wieder z'ruck, wann er heimgeht. Passen wir ihm auf!"

„Gilt schon, passen wir ihm auf!" zischeln sie, reiben ihre Hände, hasten durcheinand und bereden es, wie sie dem Almbuben im Buchenwaldl aufpassen, ihn überrumpeln und windelweich machen wollen.

„Ja, ja," sagt die Nachtwächtersch, die Gelbhaarig, gar aufgebracht über solche Mannerleut, „von hinterwärts anfallen, weils Enk voran nit trauts, Des

Letfeigen! Ein ganzes Schock beisamm und laufen wie die Hasen. Schamts Enk, schamts Enk!"

„Wir werden ihms schon zeigen!" Schreit Einer und macht eine sechseckige Faust. „Der Almjodel wird sichs merken!"

Und hinaus von der Heuhütte, über die Wiese hin wie das wilde Gjaid, die Säck voll Steine angesteckt, Zaunstecken abgerissen und ins Buchenwaldl hinein, wo der Fußsteig durchführt hinauf in den Hochreitgraben.

Wie Das die Gelbhaarig merkt, daß sie sich so wild herrichten, da wird ihr angst und bang um den Almjodel. Wenn sie so thun, nachher ists gefehlt mit ihm! Wär doch schad, so ein saubers Bübel, ein frisches! — Und sie hätt ihm das Gesindel, das verdächtig, noch selber an den Hals gehetzt! Deß ist sie gar verzagt. Heimlich schleicht sie davon, hinaus nach dem Weg gegen die Stadt. Begegnet sie ihm, so steckts ihms.

Richtig, im Hohlweg stiefelt er daher mit seinem feinen Steirergewandel, im Arm eine große Flasche, die er tragt wie ein Kindel, fürsichtig, daß der Stöpsel nicht aufspringt, daß ers nicht etwan ausgießt, sein Pechöl.

Das Dirndl steht ein Wenig bei Seite, saugt am Finger und wagt es nicht, ihn anzureden. Erst wie er vorbei ist, watschelt sie ihm nach und sagt gar weinerlich: „Du, Bua!"

Der dreht sich um.

„Du, Bua", sagt das Dirndel, „bitt Dich um Gotteswilln, geh nit durchs Buchenwaldl! Sie passen Dir auf!"

„Solln nur aufpassen!" sagt der Micherl trotzig.

„Sie gehn Dich an!"

„Solln nur hergehn!"

„Schlagn wolln 's Dich!"

„Solln nur herschlagn!"

„Ich bitt Dich gar schön, geh nit durchs Waldl!"

Der Micherl sagt nichts mehr, stiefelt weiter.

Die Nachtwächterisch reißt ihre Haarfetzen über das Gesicht und beißt hinein, so springgiftig ist sie auf den Buben, daß er ihr nicht folgt. Derweil er trotzig dem Buchenwaldl zugeht, huscht sie durch das Strauchwerk hinten hinauf, daß sie es durch das Dickicht könnt sehen, was jetzt kommen wird. Ein Pfiff im Wald und, hast es nicht gesehen, sind sie schon da. Ein ganzes Rudel von allen Seiten her über den Almbuben. Der aber — nichts vergessen — nimmt seine Flasche beim Kragen und haut sie dem Erstbesten über den Buckel, daß die Scherben fliegen und die schwarz Suppen um und um den Feinden auf die Fetzen und ins Gesicht spritzt.

„Er hat scho wieder was!" zettert Einer und schnuppert und spuckt und schier am Liebsten möchten sie wieder laufen.

„Schmeißen wir ihn z'samm!" schreit einer der Fetzigen, und her über ihn!"

Die Gelbhaarig schaut von Weitem zu. „Die Schandarm kemmen!" schreit sie, hilft aber nichts, die fromme Lug. All über einen Haufen zusamm! Das schwurbelt nur grad so vor lauter Händ und Füß und Fetzen, daß man sich gar nicht auskennt, sie schlagen einand mit Fäusten, puffen mit den Köpfen, kratzen, beißen, schnaufen, treten einand, — und vom Micherl sieht man schier nichts

mehr. Nur sein Hut mit dem Federnschwanz fliegt hin zwischen den Bäumen, und ein Fetzen um den andern, daß man glaubt, sie hätten ihn zerrissen.

Die Nachtwächterisch geht der Graus an, eilends davon lauft sie, hinaus gegen das Stadtl, es lautmaulig zu machen, eh sie ihn noch ganz auffressen, den armen, armen Micherl.

Wie sie noch umschaut, jessas, da trudeln sie daher, die fetzigen Buben. Und wie schauen sie aus! Ueber und über voll schwarz Pechöl. Dem Einen ist die Jacke mitten auseinander gerissen, dem Andern hängt die Hose über die Beine herab. Der hat eine Beul an der Stirn und einen Haarfetzen in der Hand, Der hat ein blaues Aug und zerkratzte Wangen. Und Jener hält mit den Fingern die Nase zu, daß er nicht ausblute unterwegs. So kommen sie daher gewaiselt, die fetzigen Buben.

Wie die Gelbhaarig diesen Aufzug sieht, da schiebt sie sich um und wieder zurück durchs Gesträuch ins Buchenwaldl, zu sehen, was es mit dem Micherl ist. Dem zertretenen Heidekraut, dem losgerauften Moos nach merkt man das Schlachtfeld. Gewandfetzen liegen herum, zerbrochene Zaunstecken, Flaschenscherben und Pechölflecken auf der Erden, aber vom Almjodel nit ein Stückel. Der ganze Micherl ist fort.

„Hesasa! Holzäpfel, auskummen ist er! Fetzenbuben, schamts Enk, schamts Enk!“

So die Gelbhaarig und vor Freuden davon zur Mutter ins Häuslein. —

Jetzt wär ich fertig. Ja richtig, Ihr möchtet noch gern wissen, wie es ist, als der Micherl heimkommt in seinen Hof, ohne Pechöl, was der Vater sagt und wie es dem grauen Roß geht. Dank der Nachfrag: dem grauen Roß gehts gut. Es ist an die Egge gespannt, thut Kornacker eggen und die Kolika ist schon vorbei gewest. Sein Gewandel hat der Micherl schon vorhin sauber abgeputzt gehabt und wie ihn der Vater fragt, woher er die Kratzer hätte im Gesicht, sagt der Bub: „Ah nix, a Weng grauft habn ma.“

— —

Und jetzt, eh wir auseinandergehen, muß ich noch was verrathen. Wenn Ihr hört davon, denkt, ich habs gesagt. Die Gelbhaarig, die Nachtwächterisch, die Liesel, — von dieser Zeit an ist sie jeden Sonntag auf den Kirchplatz gegangen und hat ausgeguckt nach dem Almjodel. Wunderselten ist er vorhanden. Aber so oft er sich zeigt, ist er allemal ein Bissel größer. Die Gelbhaarig schaut auch fleißig zum wachsen, — und auf einmal, man glaubt nicht, wie schnell die Zeit vergeht, sind sie allbeide groß. Und einmal auf dem Tanzboden, wie das Dirndl dem Burschen immer so vor den Augen herumsteht, packt er sie her um die Mitt und: „Drah Dich, Waberl, um und um!“

Zur Zeit ist der Micherl schon angeschriebener Bauer gewest auf dem Heimathhaus und jetzt wars halt zum Heirathen.

Was hab ich denn g'sagt? Hab ichs nit g'sagt? Heut hat er sie herabgeschmissen (öffentlich ausgerufen) von der Kanzel, der Pfarrer: den Micherl und die Gelbhaarig!

Armer Micherl! Vor einem ganzen Rudel Fetzenbuben hast Du Dich erwehrt, — vor diesem Weibsbild hast Dich nicht erwehren mögen!

Graz. Peter Rosegger.

Die Sonette des Speerschüttlers.

Vor einigen Monaten las ich hier den Aufsatz: „Eine Geheimschrift von Bacon-Shakespeare“,*) in dem Professor Preyer den Nachweis führt, daß in dem Einleitungsgedicht, überschrieben: „To the Reader“, in der Folioausgabe der Shakespearedramen von 1623 eine verborgene Schrift enthalten ist, die, mit Hilfe eines den „Rosenkreuzern“ (der Sekte, der auch Bacon angehörte) bekannten Schlüssels entziffert, den folgenden Wortlaut hat: Not this figure Shakespeare but I this booke did write did print wherein as Graver life I Picture Francis Bacon Viscount St. Alban.

Das Verfahren der von Preyer angewandten Entzifferungmethode besteht aus zwei Theilen. Zunächst sucht man durch Anwendung der von Frau Pott in England entdeckten T-Chiffre aus dem betreffenden Titelblatte, Vers oder Prosasatze, hinter dem man einen verborgenen Sinn vermuthet, eine neue Anzahl von Buchstaben zu finden, indem man von einem oder zwei auffallenden T Linien nach jedem anderen T oder t des betreffenden Stückes zieht und die von diesen Linien durchschnittenen Buchstaben zusammenschreibt und zählt. Dieses neugefundene Buchstabenmaterial wird dann mit Hilfe des sogenannten honorificabilitudinitatibus-Schemas neugeordnet. Das Wesentliche dieses Schemas besteht darin, einen Satz oder ein Wort von 27 Buchstaben in der Weise zu gruppiren, daß man die Buchstaben, vom ersten des Satzes angefangen, immer paarweise aneinanderschließt (12 Gruppen von 2, eine Schlußgruppe von 3 Buchstaben) und dann den Satz oder das Wort mit Weglassung der jeweiligen letzten Gruppe so oft übereinanderschreibt, bis die Gruppe 1 allein auftritt. In dieser Weise erhält man Gruppe 1 dreizehnmal, Gruppe 2 zwölfmal, Gruppe 3 elfmal . . . u. s. w., die drittletzte Gruppe dreimal, die vorletzte Gruppe zweimal und die letzte dreibuchstabige Gruppe nur einmal. Die Summe aller Buchstaben des aufgerollten Schemas beträgt dann 183. Benutzt man nun das umgekehrte Verfahren, so kann man durch Gruppiren aus einem Material von 183 Buchstaben ein Wort oder einen Satz von 27 Buchstaben als Grundlinie erhalten.

Als ich einige Zeit später zufällig eines Tages die bodenstedtsche Uebersetzung der Shakespeare-Sonette (zweite Auflage 1866, Berlin bei R. v. Decker) in die Hand nahm, las ich auch das dieser Ausgabe beigegebene Schlußwort und wurde aufmerksam auf die mannichfaltigen verschiedenen Auslegungen, welche die den Sonetten in der Ausgabe von 1609 vorangehende Widmung im Laufe der Zeit gefunden hat. Diese Widmung lautet:

*) S. „Zukunft“ vom 28. September 1895.

To the onlie begetter of
These insving Sonnets
Mr. W. H. all happinesse
And that eternitie
Promised
By
Our ever living poet
Wisheth
The well wishing
Adventurer in
Setting
Forth. T. T.

Deutsch:

„Dem einzigen Veranlasser dieser nachfolgenden Sonette, dem Mr. W. H., wünscht alles Glück und jene ihm von unserem ewig lebenden Dichter verheißene Unsterblichkeit der wohlmeinende Abenteurer, indem er sie herausgiebt. T. T."

Die verschiedenen Sinndeutungen dieser Widmung ließ ich an mir vorüberziehen, ohne jedoch bestimmte kritische Stellung zu ihnen zu nehmen; ich nahm nur davon Kenntniß, daß mit dem „wohlmeinenden Abenteurer", der sein Geld dabei riskirte, die Sonette herauszugeben, zweifellos der Buchhändler Thomas Thorpe und mit dem „Mr. W. H." wahrscheinlich William Herbert, Earl of Pembroke, gemeint sei, der in jener Zeit als Beschützer und Förderer der Poesie eine hervorragende Rolle spielte und von dem man stets annahm, daß er mit Shakespeare befreundet gewesen sei. Sofort aber wurde ich von der im Hinblick auf die T-Chiffre eigenthümliche Unterschrift T. T. gefesselt. Wenn die von Frau Pott aufgestellte Behauptung, daß die von ihr gefundene T-Chiffre sich besonders auf Titelblättern von Druckschriften vom Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts vorfindet, sich als eine geschichtliche Thatsache nachweisen läßt, so liegt die Vermuthung nahe, daß sie gerade hier bei dieser Widmunginschrift sich mit Erfolg anwenden läßt. Dafür sprechen äußere und innere Gründe. Ich lege weniger Werth darauf, daß T der neunzehnte Buchstabe des Alphabetes ist und daß (gewissermaßen als ein Fingerzeig zur Benutzung des T) in dieser Inschrift, die Unterschrift mitgerechnet, neunzehn T enthalten sind, aber die einfache Ueberlegung, daß hier zwei T, die außerdem noch (selbst in unserem modernen Drucke) durch ihre besondere Größe sich vor der übrigen Schrift auszeichnen, abseits und vollständig isolirt dastehen, sagte mir, daß sich ein Liniirungsystem hier sehr bequem und in übersichtlichster Weise würde durchführen lassen, besonders da die T, nach denen hier die Linien zu ziehen sind, sehr gleichmäßig und wohlgeordnet in dem Ganzen vertheilt sind. Als innere Gründe, die es berechtigt erscheinen lassen, die Inschrift auf einen etwa verborgenen Sinn hin-zu prüfen, muß ich die immerhin etwas dunkle und absonderlich gezwungene Form der Widmung, die Unsicherheit unserer Ge-

lehrten in Bezug auf die Person des Mr. W. H. sowie auf manche Stelle in den Sonetten selbst geltend machen.

Ich ließ mir also eine Faksimileausgabe der shakespearischen Sonette kommen, die vor etwa zehn Jahren nach dem im British-Museum aufbewahrten Exemplare der Ausgabe von 1609 in London hergestellt wurde. Von dem ersten Anblick dieser Ausgabe wurde ich aufs Angenehmste überrascht. Ich will als nicht hierhergehörig nur vorübergehend erwähnen, daß die durchgehends auffallende Theilung des Namens Shake-speare in zwei Worte (Speerschüttler) doch für jeden Unbefangenen deutlich auf einen nom de plume deutet; diese Frage ist bereits anderweitig ziemlich eingehend behandelt worden. Was mich aber besonders überraschte, war die höchst auffällige und sonderbare Form der beiden T der Unterschrift unter der betreffenden Widmung. Ich verglich sofort alle T, die als große Anfangsbuchstaben in den nachfolgenden 154 Sonetten ziemlich häufig vorkommen, und fand, daß diese T, wie überhaupt alle Initialbuchstaben, allerdings auffallende Abweichungen von der gewohnten Typenform zeigen, daß aber alle diese Abweichungen aus dem selben Grunde, nämlich einem künstlerischen, zu erklären sind. Der betreffende Holzschneider hat nämlich, gewissermaßen um den zwei Anfangszeilen des Sonettes, die neben der Initiale stehen, auszuweichen und ihnen den gehörigen Platz zu machen, den Initialbuchstaben, anstatt ihn regelrecht zu bilden, an der rechten Seite oftmals abgeplattet oder abgebrochen. Deshalb haben viele T an der rechten Seite keinen regelrechten Abschluß, sondern ihr Querbalken hat die Form einer Keule oder eines Nagels, der seine Kuppe auf der linken Seite hat, während er rechts spitz zuläuft, wobei die rechte Seite dann wesentlich kürzer ausfällt als die linke. Aus dem selben Grunde sind wohl auch andere Initialbuchstaben manchmal recht willkürlich und individuell geformt; so gefiel es z. B. dem Holzschneider, das Anfangs-O der Sonette Nr. 39, 54 und 150 rechts nicht, wie gewöhnlich, rund zu gestalten, sondern in folgender Weise abzuschrägen: O

Von den 150 Sonetten fangen 30 mit T an; von diesen 30 zeigen kaum ein Dutzend einigermaßen die landläufige Form; die übrigen 18 sind mehr oder weniger grob an der rechten Seite abgebrochen oder verlaufen in eine Spitze. Einige charakteristische Beispiele solcher T sind die folgenden:

T T T

Alle diese T haben also die selbe Tendenz, nämlich nach rechts spitz zuzulaufen oder vorzeitig aufzuhören, um nicht im Wege zu sein.

Was aber soll man sagen zu den beiden T, die als Unterschrift der Widmung verwendet wurden? Selbst wenn man annehmen würde, daß die

Holztypen dieser beiden Buchstaben im Laufe des Druckes beschädigt und verdorben wurden, konnten so wunderliche Formen nicht entstehen; denn das linke große T ist so deutlich nach links abgebogen, daß man sieht, der Holzschneider hatte den Auftrag, diesen Buchstaben so zu schneiden; auch das zweite große T ist links abgebrochen, rechts aber sorgfältig ausgearbeitet.

T. T.

Doppelt vergrößert.

Ich begann nun mit der Liniirung selbst, und zwar wählte ich als Ausgangs- und Endpunkte die Schnittpunkte des senkrechten und wagerechten Balkens der verschiedenen T. Der Umstand, daß in einem T von allen Buchstaben des Alphabetes der mathematische Satz von zwei sich schneidenden Linien, welche die Lage eines Punktes bestimmen, am Deutlichsten in die Erscheinung tritt, macht es wahrscheinlich, daß man gerade ihn als Ausgangspunkt eines derartigen Liniensystems gewählt hat. Bei der Arbeit ermuthigt wurde ich, als ich schon bei flüchtigem Liniiren als Gesammtsumme nur wenig mehr als 183 Buchstaben erhielt, die Anzahl des von Preyer veröffentlichten honori . . . . bus-Schemas. In dem Bestreben jedoch, bei der Zählung so genau und sicher wie möglich zu verfahren, wiederholte ich die Liniirung mehrmals nach etwas verschiedenen Gesichtspunkten und gewahrte dabei, daß das Resultat immerhin ziemlichen Schwankungen unterworfen ist. Wenn man die Lage einer Linie nur um ein Weniges verändert, werden sofort Abweichungen in den Buchstabenmengen eintreten. Bei immer wieder erneuten Zählungen bleiben zweierlei Ergebnisse doch mehr oder weniger die selben: die Gesammtanzahl der Buchstaben blieb immer annähernd 183; und als letzte Buchstaben, die nur einmal auftreten, kamen gewöhnlich F. B. und das kleine r in Mr.

Ich glaubte schon, die Lage einer solchen Linie würde sich überhaupt nicht genauer bestimmen lassen, da entdeckte ich durch eine Lupe, daß mehrere Buchstaben kleine, fast übersehbare Auswüchse, kleine Knotenpunkte oder sonstige deutliche Unregelmäßigkeiten aufzuweisen haben, von denen sich mir, je länger ich sie beobachtete, desto mehr die Ueberzeugung aufdrängte, daß sie zum Theil als Richtunganzeiger der zu ziehenden Linien bestimmt sind, wo etwa über die Lage einer von ihnen ein Zweifel bestehen könnte. Ich überzeugte mich nun bei erneuter Untersuchung, daß nicht in allen Fällen die Linien in normaler Weise von einem T-schnittpunkte nach dem anderen zu ziehen sind, sondern daß man in einigen Ausnahmefällen den Winken der eben gekennzeichneten Punkte folgen und die Linie etwas nach links oder rechts verschieben muß. Ich bekam nun bei mehrfacher, gewissenhafter Zählung folgende Buchstabenmengen:

E	N	T	I	W	H	V	L	O	R
26	25	18	14	13	13	12	11	10	10

S	G	P	M	A	D	Y	F	B	r
7	5	4	4	3	3	2	1	1	1

TO. THE. ONLIE. BEGET TER. OF.
THESE. INSVING. SONNETS.
Mr. W. H. ALL. HAPPINESSE.
AND. THAT. ETERNITIE.
PROMISED.

BY.

OVR. EVER-LIVING. POET.

WISHETH.

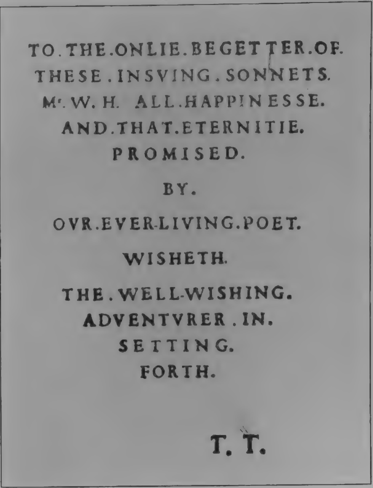
THE. WELL-WISHING.
ADVENTVRER. IN.
SETTING.
FORTH.

T. T.

Ich gebe hier zwei verkleinerte zinkographische Nachbildungen des Faksimiletitelblattes, das mir zur Verfügung stand, mit den von mir darauf gezogenen Linien. Um jedoch Denen, die mein Resultat kontroliren wollen, genaue Anhaltspunkte bieten zu können, gebe ich im Nachfolgenden eine genaue Beschreibung der 34 Linien. Beim Numeriren fange ich selbstverständlich mit dem ersten T der ersten Zeile an und verbinde es mit dem linken T der Unterschrift, das ich T^1 benenne. Linie 2 verbindet T in The mit T^1 u. s. w. Linie 18 T in To mit T^2 der Unterschrift u. s. w.

Linie 1. Durchschneidet: H in These, r in Mr, W in Wisheth, E in Well, zweites T in Setting.

Linie 2. Durchschneidet: S in These, W. bei W. H., D in And, zweites E in Ever, I in Wisheth, erstes L in Well, I in Setting, T in Forth.



TO.THE.ONLIE.BEGETTER.OF.
THESE.INSVING.SONNETS.
M^r.W.H. ALL.HAPPINESSE.
AND.THAT.ETERNITIE.
PROMISED.

BY.

OVR.EVER-LIVING.POET.

WISHETH.

THE.WELL-WISHING.
ADVENTVRER.IN.
SETTING.
FORTH.

T. T.

Linie 3. Durchschneidet: N in Eternitie und G in Setting.

Linie 4. Durchschneidet: erstes I in Eternitie, P in Poet und H in Wishing.

Linie 5. Durchschneidet: T in To, M in M^r, A in And, erstes E in Ever, W in Wisheth, E in Well, N in Adventurer, zweites T in Setting.

Linie 6. Durchschneidet: zweites S in Happinesse, drittes E in Eternitie, O in Poet, zweites I in Wishing, I in In.

Linie 7. Durchschneidet: E in The, R in Promised, S in Wisheth, zweites L in Well, V in Adventurer, I in Setting, H in Forth.

Linie 8. Durchschneidet: L in Onlie, V in Insving, M in Promised, E in Wisheth, W in Wishing, N in Setting, H in Forth.

Linie 9. Durchschneidet: B in Begetter, G in Insving, S in Promised, N in Living, T in Wisheth, S in Wishing, zweites E in Adventurer.

Linie 10. Durchschneidet: drittes E in Begetter, zweites N in Sonnets, erstes E in Happinesse, P in Poet und H Wishing.

Linie 11. Durchschneidet N in Wishing, N in In.

Linie 12. Durchschneidet zweites N in Insving, H in Happinesse, erstes E in Eternitie, zweites I in Living, zweites E in Adventurer.

Linie 13. Durchschneidet D in Adventurer, S in Setting, F und O in Forth.

Linie 14. Durchschneidet O in To, erstes E in These, W bei W. H., N in And, V in Ever, W in Wisheth, erstes L in Well, zweites T in Setting, T in Forth.

Linie 15. Durchschneidet V und R in Our, W in Well, erstes E und N in Adventurer, R in Forth.

Linie 16. Durchschneidet M in Mr, A in And, erstes E in Ever, W in Wisheth, E in Well, T in Forth.

Linie 17. Durchschneidet O in To, erstes E in These, W bei W. H., N in And, V in Ever, W in Wisheth, erstes L in Well, T in Adventurer, zweites T in Setting.

Linie 18. Durchschneidet H in These, N in And, zweites E in Ever, I in Wisheth, zweites L in Well, V und R in Adventurer, N in Setting.

Linie 19. Durchschneidet S in These, P in Promised, R in Ever, erstes H in Wisheth, erstes R in Adventurer, N in Setting.

Linie 20. Durchschneidet N in Happinesse, P in Poet, zweites I in Wishing.

Linie 21. Durchschneidet zweites T in Eternitie, O in Poet, N in Wishing, N in In.

Linie 22. Durchschneidet M in Mr, A in And, V in Ever, W und I in Wisheth, V in Adventurer, N in Setting.

Linie 23. Durchschneidet zweites S in Happinesse, letztes E in Eternitie und G in Wishing.

Linie 24. Durchschneidet E in The, H in W. H., R in Promised, L in Living, H in Wisheth, W in Wishing, N in Setting.

Linie 25. Durchschneidet L in Onlie, V in Insving, zweites L in All, Y in By, V in Living, T in Wisheth, I in Wishing, zweites R in Adventurer, G in Setting.

Linie 26. Durchschneidet zweites N in Insving, H in Happinesse, N in Living, zweites H in Wisheth.

Linie 27. Durchschneidet zweites T in Begetter, O in Poet, N in Wishing und N in In.

Linie 28. Durchschneidet O in Of, T in Sonnets, G in Wishing.

Linie 29. Durchschneidet L in Onlie, V in Insving, zweites L in All, zweites T in That, Y in By, I in Wishing, zweites R in Adventurer.

Linie 30. Durchschneidet D in Adventurer, E in Setting, O und R in Forth.

Linie 31. Durchschneidet erstes E in Ever, E in Well, I in Setting, H in Forth.

Linie 32. Durchschneidet E in The, V und erstes E in Adventurer, T in Forth.

Linie 33. Durchschneidet O in Our, W in Well, N in Adventurer, T in Forth.

Linie 34. Durchschneidet O in Our, erstes E und N in Adventurer, erstes T in Setting.

Um nun die gefundenen Buchstabenmengen nach dem honori . . . bus-Schema zu ordnen, müssen einige Quantitäten zerlegt werden, und zwar werden, wie ich durch längeres Probiren herausbekam, die beiden am Meisten vertretenen Buchstaben E und N in drei Addenden, die beiden folgenden T und I in je zwei, und von den hinter H auftretenden Buchstaben nur V in zwei Addenden zerlegt. Die von mir vorgenommenen Zerlegungen sind:

26 E = 24 + 2 E
25 N = 11 + 8 + 6 N
18 T = 9 + 9 T
14 I = 8 + 6 I
12 V = 7 + 5 V

Mit Zugrundelegung dieser Zerlegung erhält man folgende Lösung:

W. H. E E L. N O R T. T.
I N S V I N G V P M A D E Y Fr B.

Ganz aufgerollt würde sich der gefundene Satz folgendermaßen ausnehmen:

W. H.
W. H. E E
W. H. E E L N
W. H. E E L N O R
W H E E L N O R T T
W H E E L N O R T T I N
W H E E L N O R T T I N S V
W H E E L N O R T T I N S V I N
W H E E L N O R T T I N S V I N G V
W H E E L N O R T T I N S V I N G V P M
W H E E L N O R T T I N S V I N G V P M A D
W H E E L N O R T T I N S V I N G V P M A D E Y
W H E E L N O R T T I N S V I N G V P M A D E Y Fr B.

Das gefundene Resultat erfüllte mich mit Genugthuung, obwohl ich mir einige sprachliche Unebenheiten nicht verhehlen konnte. Zunächst das Y am Schlusse statt I ist eine orthographische, wenn auch nicht mißzuverstehende Willkür. Das Wort made up ist ein gutes englisches Wort und bedeutet „künstlich ordnen", mühevoll zusammensetzen; ungewöhnlich ist nur, daß die Präposition up vor, statt hinter das Zeitwort gesetzt ist. Daß bei der doppelten Verneinung (weder — noch) das neither fehlt, ist nicht ungewöhnlich. Das E. E. L. kann nicht anders erklärt werden als dadurch, daß man es als Abkürzung für Earl elder line gelten läßt, als Zusatz zu W. H., der alsdann als William Herbert nach wie vor gedeutet wird.

Somit haben wir denn die Lösung gefunden: Weder William Herbert, Earl älterer Linie, noch Thomas Thorpe, sondern ich dachte das Nachfolgende mühevoll aus. Francis Bacon.

Die drei Namensabkürzungen W. H., T. T. und F. B. passen sehr gut zu einander.

Möglich, daß man durch eine genaue Kontrole der Linien noch zu einer in Kleinigkeiten abweichenden und eleganteren Lösung kommt. Aber die allgemeine Richtigkeit des von mir Gefundenen läßt sich nicht bezweifeln und so ist das Material, das für die Verfasserschaft des Lordkanzlers spricht, wiederum vermehrt worden; und ich zweifle nicht, daß einst der Tag kommen wird, wo man mit mathematischer Sicherheit wird nachweisen können, daß Francis Bacon der geheimnißvolle Speerschüttler war.

Wilhelm Werckmeister.

Das Handwerk in Deutschland.

Der „Verein für Sozialpolitik", der in Deutschland manche Aufgabe übernimmt, die eigentlich Sache des Staates wäre, hat eine ungemein dankenswerthe Publikation begonnen: „Untersuchungen über die Lage des Handwerks in Deutschland".*) Daß das Handwerk vor der kapitalistischen Großindustrie zurückweicht, sieht Jeder täglich und hört es aus den Klagen der Handwerker und ihrer Anwälte heraus. Aber über die Art, wie dieses Zurückweichen vor sich geht, haben wir bisher nur ganz allgemeine Vorstellungen gehabt. Daß die Nationalökonomie, wie jede Wissenschaft, nur auf induktivem Wege vorgehen könne, ist eine allgemein anerkannte Wahrheit. Indessen verlangt die induktive Methode sorgfältige Spezialuntersuchungen, also eine Menge von Persönlichkeiten, die in der Lage sind, solche Untersuchungen zu machen. Aber während der Staat für derartige Zwecke in anderen, namentlich den naturwissenschaftlichen, Disziplinen ziemliche Aufwendungen macht, behandelt er die Staatswissenschaften sehr stiefmütterlich. Andere Länder, wo, wie z. B. in den Vereinigten Staaten, die Bereitwilligkeit, derartige Aufwendungen zu machen, größer ist, verfügen wieder in Folge ihrer anders gearteten höheren Unterrichtsverhältnisse nicht über die nöthige Anzahl geschulter Kräfte. In der Praxis ist der Zustand so, daß der Nationalökonom oft genöthigt ist, eine beschränkte individuelle Erfahrung zu generalisiren.

Welche Uebel Das hat, sehen wir in unserem Fall, der Frage des Unterganges des Handwerks, ganz deutlich. Die allgemeine Vorstellung knüpft auch hier, wie sonst, an die Entwickelung der Weberei und Spinnerei an. Der Prozeß erscheint ganz einfach. Es werden arbeitsparende Produktionmethoden und Maschinen erfunden und mit deren Hilfe wird der selbe Gebrauchswerth mit einem niedrigeren Tauschwerth hergestellt. Da die Produktionmethoden, vor Allem die Intensifikation der Arbeit durch die Arbeitstheilung, die Kooperation größerer Arbeitermassen erfordern, die Maschinen außerdem noch große Anschaffungskosten verursachen, so sind sie nur dem Großkapital zugänglich. Die Preise kommen bald auf das Niveau, das den Produktionkosten in diesen Großbetrieben entspricht. Eine Zeit lang versucht der alte handwerksmäßige Kleinbetrieb den Kampf auszuhalten, indem er die Preise gleichfalls heruntersetzt und den Ausfall durch immer verlängerte Arbeitzeit und ungenügende Lebenshaltung auszugleichen sucht. Allein da in dem rasenden Fortschritt der Technik der großindustrielle Arbeiter bald das Vielfache der Produktivkraft des Handwerkers entwickelt, so muß der Handwerker den Kampf früh aufgeben; schließlich ist seine Lebenshaltung niedriger als die des Fabrikarbeiters und es bedeutet dann einen Fortschritt für ihn, wenn er seine alte Produktionweise verläßt und als Arbeiter in die Fabrik geht. Daß ganz so paradigmatisch der Verlauf nicht sein würde, war ja wohl von vorn herein anzunehmen. Die Erhebungen in den vier Bänden zeigen jedoch eine derartige Mannichfaltigkeit des Verlaufes, wie sie wohl kaum von Vielen geahnt ist; und was noch interessanter ist, sie zeigen,

---

*) Leipzig, Duncker & Humblot; erschienen sind bis jetzt vier Bände: Preußen I. und II. Band, Sachsen I. Band, und Süddeutschland. Preis 31 Mark.

daß noch heute selbst auf Gebieten, wo schon längst Maschinenverwendung vorhanden ist, der Handwerksbetrieb aus vielfachen Gründen immer noch konkurrenzfähig bleibt; und andererseits zeigen sie, daß eine große Anzahl von Momenten, deren Bedeutung man kaum geahnt hat, ungünstig gegen das Handwerk wirken.

Stets im Vortheil ist der Fabrikbetrieb — der gegenüber dem Handwerk doch immer Großbetrieb ist, falls sich nicht das Handwerk selbst zum Großbetrieb entwickelt — im Einkauf des Rohmateriales. Der Käufer der größeren Partien bezahlt doch billigere Preise, wird besser bedient und kann sich die Waare aussuchen, während der Kleine mit Dem zufrieden sein muß, was ihm übrig gelassen wird. Da der Besitzer des Großbetriebes auch meistens relativ kapitalkräftiger ist, kann er die günstigsten Zeiten für den Einkauf abwarten, so weit das Rohmaterial durch Lagern besser wird, Kapital längere Zeit in ein Rohmateriallager stecken, und er braucht sich nicht durch Kreditnehmen in drückende Abhängigkeit von dem Lieferanten zu begeben, die stets zur Folge hat, daß er schlechter bedient wird als der Baarkäufer, auch wenn keine Zinsen zu zahlen sind.

Welchen Werth diese Vortheile für die Konkurrenzfähigkeit haben, Das richtet sich offenbar nach dem Prozentsatz, den der Werth des Rohmaterials von dem Werth des endgiltigen Produktes ausmacht. Je größer dieser Prozentsatz ist, desto größer ist der Vortheil, den der Große vor dem Kleinen, eventuell also der Fabrikbetrieb vor dem Handwerksbetrieb, hat; je größer dagegen der Prozentsatz der im Betrieb dem Rohmaterial zugesetzten Werthe ist, desto kleiner ist die Bedeutung dieser Momente für die Konkurrenzfähigkeit.

Auch da, wo die Maschine ihren Einzug noch nicht gehalten hat, wo der Großbetrieb also gleichfalls nur handwerksmäßig ist, macht sich der Vorzug des größeren Kapitales in der Weise geltend, daß, während die technische Unterlage ganz unberührt bleibt, sozial etwas ganz Anderes geschaffen wird als der frühere Handwerker. Ein interessantes Beispiel dafür sind die Maurermeister in den größeren und großen Städten. Früher erhielten sie von den Bauherren Vorschüsse, die der geleisteten Arbeit parallel gingen; da das Handwerkszeug nicht sehr kostbar ist, so war hierdurch die Existenz einer Anzahl von Handwerkern gegeben, die sich in nichts von den übrigen Handwerkern unterschieden. Eine Vergrößerung der Betriebe über einen gewissen Punkt hinaus, nämlich so weit, daß der Meister nicht mehr selbst genau Alles kontroliren konnte, war ausgeschlossen, weil sie nur die Regiekosten erhöhte, die Arbeit vertheuerte und keinerlei Vortheile brachte. Heute muß der Maurermeister kreditiren, bis das Haus fertig ist, also für Löhne und Material bedeutende Kapitalauslagen machen. Da er bei der Existenz der bekannten Schwindelunternehmer Gefahr läuft, größere Verluste zu erleiden, so muß er möglichst mehrere Bauten haben, damit er nicht Alles auf eine Karte setzt. Diese Wandlung in den Sitten hat also verursacht, daß aus dem früheren Handwerker ein kapitalistischer Unternehmer, aus dem früheren Kleinbetrieb ein Großbetrieb geworden ist, — aber nicht, weil die Entwickelung der Technik dazu gedrängt hat, sondern nur, weil größere Kapitalauslagen mit Beginn der Produktion erforderlich sind.

Bis zu einem gewissen Grade müßten sich die Nachtheile, die der Handwerker durch den Bezug im Kleinen und auf Borg hat, dadurch ausgleichen lassen, daß Rohstoff-Einkaufgenossenschaften gebildet würden. Indessen sind die

Handwerker im Allgemeinen keine Freunde einer derartigen Einrichtung. Der Mangel an Solidaritätbewußtsein, den wir noch besprechen werden, ist wohl das größte Hinderniß. Einer würde sich immer von dem Anderen benachtheiligt glauben. In vielen Fällen sind die Handwerker auch allgemein den Lieferanten so verschuldet, daß diese im Fall einer solchen Gründung durch Einziehen ihrer Forderungen Alle ruiniren könnten.

Ein viel wichtigeres Gebiet als der Einkauf der Rohmaterialien ist die Produktion. Der fabrikmäßige Großbetrieb unterscheidet sich vom Handwerk durch die Anwendung von Maschinen. Das relative Quantum an Arbeit, das durch Maschinen im Vergleich zur Handarbeit geleistet wird, sowie Zahl und Kostbarkeit der Maschinen sind in den verschiedenen Gewerben verschieden. Es giebt Gewerbe, wo durch eine kleine Zahl nicht theurer Arbeitmaschinen, die von einer kleinen Zahl Arbeiter bedient und durch eine Kleinkraftmaschine bewegt werden, bereits das Maximum der Arbeitproduktivität erreicht wird. Wenn auch die Kleinkraftmaschine immer theurer arbeitet als eine große Dampfmaschine, die mehrere Systeme von derartigen Arbeitmaschinen in Bewegung setzt, so erhöhen sich im letzten Fall doch auch meistens die allgemeinen Unkosten entsprechend, so daß an sich in diesen Gewerben der Kleinbetrieb, der technisch freilich nicht mehr handwerksmäßig ist, sozial aber seinem Inhaber eine dem besseren Handwerker ähnliche Position ermöglicht, konkurrenzfähig sein würde, wenn nicht wieder im Absatz Schwierigkeiten entständen. Die Maschinenproduktion ist das Feld der Produktion der Massenartikel. Die Produktion des Handwerkers ist Kundenproduktion, ist Produktion individueller Artikel. Das hat zur Folge, daß auch in diesen Fällen der Kleinindustrielle nur dann mit Vortheil das betreffende Maschinensystem einrichten kann, wenn er in einer einzigen Spezialität für den Handel arbeitet. Ist er auf Kundenproduktion angewiesen, so erfordert das Einstellen und Umstellen, das verschiedenartige Herrichten für die Maschine mehr Arbeit, als wenn Alles mit der Hand gefertigt ist; dann kann auch in den meisten Fällen die Maschine nicht voll ausgenutzt werden, was dann gleichfalls die Handarbeit unter Umständen billiger macht.

Die Maschine verbilligt nicht nur direkt die Produktion, sondern auch indirekt dadurch, daß sie die Einstellung billiger entlohnter ungelernter Arbeiter, selbst Frauen und Mädchen, ermöglicht, welche die wenigen erforderlichen Handgriffe bald gelernt haben. Da diese ungelernten Arbeiter auf dem Arbeitmarkt ein weit größerer Konkurrenz gegen sich haben und, namentlich die Frauen und Mädchen, auch weniger widerstandsfähig sind, so hat der Betriebsleiter eine viel größere Macht über sie als der Meister über seine Gesellen.

Ein dritter Vortheil des maschinellen Großbetriebes ist der, daß die Umschläge des Kapitales schneller erfolgen und deshalb auf die einzelne Waare ein geringerer Gewinn genommen werden kann, als der langsam produzirende Handwerker berechnen muß. „Geringerer Gewinn bei größerem Umsatz"!

Indessen hat der Großbetrieb auch seine Nachtheile. Zunächst ist klar, daß der Großbetrieb höhere Regieunkosten zu tragen hat als der Handwerksbetrieb. Der Meister ist Unternehmer und Arbeiter in einer Person; er betrachtet seinen Betrieb nicht als „Unternehmung" und kalkulirt nicht, daß er Zinsen, Unternehmergewinn und Arbeitlohn für sich beanspruchen muß, sondern er ist zufrieden,

wenn er eine etwas bessere Lebenshaltung für sich selbst, als sie seine Gesellen haben, herausschlägt: recht häufig verdient er sich diesen Zuschuß durch längere Arbeitzeit. Wo der Handwerker anders rechnet, pflegt er eine Persönlichkeit vorzustellen, die sozial sich bereits über den Handwerker erhebt. Der kapitalistische Unternehmer muß einen Werkführer haben, dessen Lohn etwa der Einnahme des Meisters entspricht, und beansprucht für sich außer der Verzinsung des Betriebskapitales noch den Unternehmergewinn. Der Unterschied für die Preisstellung der Produkte mag da, wo der Großbetrieb eine bedeutende technische Ueberlegenheit über den Kleinbetrieb hat, nicht ins Gewicht fallen; er fällt aber sehr in die Waage bei den Gewerben, wo die Ueberlegenheit geringer ist oder wo sie gar nicht existirt.

Nicht nur die Regiekosten werden erhöht durch die Vergrößerung der Betriebe, auch die Beaufsichtigung der Produktion durch Angestellte ist nicht so intensiv wie die durch den Herrn. Das kann dazu führen, daß, wo die Rohstoffe prozentual einen großen Werthantheil der fertigen Produkte ausmachen und nicht eine besonders beträchtliche Ersparniß an Arbeitkosten durch die Methode der Großbetriebe erzielt werden kann, diese von einem gewissen Punkt an unrentabel wird. Das ist z. B. in der Schweineschlächterei der Fall, die mit Vortheil nur so weit ausgedehnt wird, wie der Besitzer den Betrieb selbst beaufsichtigen und verschwenderisches Umgehen mit dem Material verhüten kann.

Der niedrige Arbeitlohn ist bekanntlich stets ein Hinderungsgrund für die Einführung von Maschinerie und damit für die Ausbreitung zum Großbetrieb, weil sich diese Einführung erst dann lohnt, wenn die Maschinenproduktion billiger kommt, was bei niedrigen Löhnen natürlich später der Fall ist. In vielen Handwerken giebt es nun eine sogenannte tote Zeit, in der die Kundenproduktion ruht. Um nicht müssig zu sein, fertigt der Handwerker in dieser Zeit oft Artikel an, die, wenn er ihre Herstellungskosten nach einem gewöhnlichen Preis berechnen würde, viel theurer kämen als die im Großbetrieb hergestellten, die aber, zu den Großbetriebspreisen verkauft, ihm immer noch mehr Gewinn geben, als wenn er die Zeit ganz müssig hinbringen müßte.

Das dritte Gebiet — neben dem Einkauf der Rohstoffe und dem Produktionprozeß —, wo der Konkurrenzkampf zwischen Groß- und Kleinbetrieb stattfindet, ist der Verkauf der produzirten Waare. Der Großbetrieb produzirt Massenartikel, da seine arbeitsparenden Methoden nur bei diesen sich lohnen. Der Großbetrieb kann also nicht direkt mit den Konsumenten verkehren, er hat ein, auch zwei Zwischenglieder nöthig, ehe seine Produkte in die Konsumtionsphäre kommen; sie müssen erst durch die Hand des Kaufmannes gehen und dieser muß wieder Zinsen, Unternehmergewinn, Unkosten auf den Preis schlagen. Diese Absatzspesen können unter Umständen den großindustriell hergestellten Artikel so vertheuern, daß er nicht billiger kommt, als wenn er handwerksmäßig produzirt wäre. Selbst von einem bereits so sehr der Maschinenproduktion erlegenen Handwerk, wie es die Schusterei ist, wird behauptet, daß bessere Waare vom Meister eben so billig verkauft werden kann wie von dem Geschäft, das mit fabrikmäßig hergestellten Waaren handelt. Gewöhnlich werden die Absatzspesen des Großbetriebes mit 25 bis 30 Prozent vom Werth der Produkte angegeben, einmal, bei einer Herdfabrik, sogar mit 40 Prozent.

Indessen siegt hier der Großbetrieb wieder durch andere Momente. Der Bezug aus dem Geschäft ist für das Publikum bequemer als das Bestellen bei einem Handwerker; dort geht man in einen elegant eingerichteten Laden, sucht unter den fertigen Waaren aus und hat sofort das Gewünschte; hier muß man eine entlegene Wohnung im Hintergebäude aufsuchen, muß auf das Bestellte warten, wobei man durch die bekannte Unzuverlässigkeit der Handwerker manchen Aerger erfährt, und hat immer das Risiko, daß das fertige Produkt nicht ganz den Wünschen entspricht. In kleinen Orten, wo der Zusammenhalt der Bevölkerung fester ist als in den großen Städten, macht sich dieses Moment noch nicht so geltend; allein dieser Zusammenhalt lockert sich ja überall immer mehr. Das hat zur Folge, daß auch da, wo der Handwerker ganz gut bei unmittelbarem Bezug mit der Fabrik konkurriren könnte, die Fabrikwaare doch immer mehr Boden gewinnt.

Aber der Handwerker ist schon lange nicht mehr Kundenproduzent. Schon erwähnt ist, daß in manchen Gewerben mit geringem fixen Kapital die selbe Produktivität bei Kleinbetrieb wie bei Großbetrieb erreicht werden kann. Hier kann ein Handwerksmeister durch ein paar Maschinen das Maximum der Produktivkraft der Arbeit erreichen, und obwohl solche Betriebe technisch ja das Handwerksmäßige verlassen haben, bliebe ihr Besitzer doch sozial in seinem alten Stande. Solche Möglichkeiten schweben wohl gewöhnlich Denjenigen vor, welche glauben, daß durch die Gasmotoren, Luftdruckmaschinen und die Elektrizität dem Handwerk wieder die alte Blüthe verschafft werden könne. Indessen ist dem Manne der größte Vorzug genommen, den das eigentliche Handwerk vor der Großindustrie voraus gehabt hat: die Arbeit für die Kunden. Auch er muß nun für den Markt arbeiten, denn die Hauptsache in seinem Betriebe ist jetzt die Maschine, deren Werth abgeschrieben und deren Betriebskosten eingebracht werden müssen. Es ist nicht mehr möglich, ohne Störung in der toten Zeit Gesellen zu entlassen und nachher neue einzustellen; es muß gleichmäßig gearbeitet werden, also auf Lager. Dazu kommt, daß Maschinenproduktion, weil schematische und Massenproduktion, überhaupt für einen Kundenkreis zu groß ist. Arbeit auf Lager aber erfordert doch ein größeres Kapital, das eben in dem Lager steckt, wenn der Betreffende nicht zu einem Hausindustriellen hinabsinken soll. Der Unternehmergewinn richtet sich aber nach dem investirten Kapital überhaupt, nicht blos nach dem momentan in der Produktion thätigen. Damit wird in den meisten Fällen dieser Mann aus der sozialen Sphäre der Handwerker herausgehoben, in die er, käme es nur auf die Produktion an, ganz gut gepaßt hätte.

Bewirken die Bedingungen des Absatzes in diesem Fall, daß sich der Handwerker nach oben entwickelt, so verursachen sie in einem anderen wiederum die Entwickelung nach unten.

Der Handwerker, der keine oder nicht genug Kundenarbeit hat, ist genöthigt, auf Lager zu arbeiten, also, wie die Großindustrie, schematisch. In früheren Zeiten und bei einfacheren Verhältnissen verkaufte er auch diese Produkte selbst: er bezog die Jahrmärkte mit ihnen. Mit dem Rückgehen solcher Jahrmärkte verminderte sich diese Absatzgelegenheit, und mit der Abnahme der Kundenarbeit, gleichzeitig mit Zunahme der Handwerkerzahl seit Einführung der Gewerbefreiheit verbunden, vergrößerte sich die Zeit, die allein durch Arbeit auf Lager

ausgefüllt werden konnte. Da ein direkter Verkauf dieser Artikel nur ausnahmweise möglich war und da zugleich das geringe Kapital die Aufhäufung zu einem großen Lager nicht gestattete, so mußte auch hier eine Zwischenperson sich einschieben, die den Artikel an den Konsumenten brachte: der Hausirer und der Magazinbesitzer. Die Möglichkeit, an den Magazinbesitzer zu verkaufen, veranlaßt gleichzeitig eine weitere Zunahme des Handwerks; kapitalarme Gesellen konnten sich nun verheirathen, da sie einen sicheren Abnehmer hatten, von dem sie zu bestimmten Zeiten Geld bekamen, wenn auch ihr Verdienst der denkbar niedrigste war; das unter diesen Umständen immer fortfahrende Fallen des Verdienstes zwang zur Spezialisirung, so daß die Leute nur Jeder noch einen einzigen Artikel herstellten, den sie dann natürlich in kürzerer Zeit fertig brachten, als wenn sie als Vollhandwerker thätig waren. Der Kapitalmangel führte dazu, daß sie den Rohstoff von dem Magazinbesitzer erhielten. So bilden sich Hausindustrielle aus den Handwerkern und so entstehen aus den Geschäftsleuten, die ihre Produkte verkaufen, Verleger. Der niedrige Verdienst dieser Leute, die ausgedehnte Arbeit, an der schließlich die ganze Familie mithelfen muß, ermöglicht, daß sich die Einführung der Fabrik mit arbeitsparender Maschinerie länger hinausschiebt. Schließlich hat die Technik aber doch den Punkt erreicht, wo die Fabrik vortheilhaft wird, — und Das bedeutet dann für diese unglücklichsten aller Arbeiter eine Erlösung.

Wohl gemerkt: nicht die Konkurrenz des Großbetriebes ist es, die das Elend dieser Leute verursacht, sondern der Umstand, daß sie für den Markt arbeiten, ohne das dazu nöthige Kapital zu besitzen. Es wäre an sich durchaus denkbar, daß sie sich zu Verkaufsgesellschaften vereinigten; dann würde ihre Noth mit einem Schlage gehoben sein; unmöglich ist Das nur, weil sie gezwungen sind, von der Hand in den Mund zu leben.

Indessen darf man auch nicht denken, daß diese Dinge wesentlich erst neuzeitigen Ursprunges sind. Das frühere Handwerk wird gern mit einem romantischen Schimmer umwoben, der dann leicht die trüben Seiten verhüllt, die es auch damals hatte. Man muß doch nicht vergessen: die Heimarbeiter, die ohne einen Pfennig Vermögen sich selbständig machen und heirathen, waren früher verdammt, ewig Gesellen zu bleiben, und konnten sich nicht verheirathen. Ob Das ein beneidenswertheres Loos war, mag dahingestellt sein. Nur einen Vortheil hatten jene Zeiten voraus: es wurde verhindert, daß sich das Elend generationenweise fortsetzte und schließlich elende und verkrüppelte Menschen schuf; und Das ist freilich ein Vortheil, der nicht hoch genug anzuschlagen ist. Manche Gewerbe gab es überdies, wo eine niedrige Lebenshaltung auch bei den Meistern traditionell war; so bei den Schustern. Vielleicht würde das heutige Elend der Schuster minder hart sein, wenn das Gewerbe schon früher einen höheren Stand eingenommen hätte. Die Kategorie der Heimarbeiter würde sich hier dann vielleicht gar nicht entwickelt haben.

Wir haben also bei der Betrachtung der drei Stadien des Geschäftsganges — Einkauf des Rohmateriales, Produktion, Verkauf der fertigen Produkte — gesehen, daß die Ueberlegenheit der Fabrik durchaus noch nicht so allgemein ist, wie man annimmt, wenn man nur die technischen Vortheile des Großbetriebes ins Auge faßt. Es giebt Gewerbe, wo der Großbetrieb noch

immer im Nachtheil ist. Und wo die Ueberlegenheit der Fabrik besteht, da wird sie oft viel mehr durch die größere Kapitalkraft als durch die bessere Technik und die Maschinenverwendung bedingt.

Es sind aber noch andere Umstände wirksam, außer der Konkurrenz der Großbetriebe, welche die Lage der Handwerker beeinflussen.

Ein sehr großes Gebiet der Thätigkeit geht ihnen dadurch verloren, daß große Unternehmungen für Vornahme von Reparaturen, Anbringung und Aufstellung von irgend welchen Theilen im Betrieb u. s. w. nicht mehr Kunden der Handwerker bleiben, sondern für diese Arbeiten eigene gelernte Arbeiter, frühere Handwerksgesellen, anstellen. Das Selbe ist der Fall, wo handwerksmäßig hergestellte Theilprodukte erfordert sind; auch diese werden möglichst nicht mehr vom Handwerker bezogen, sondern in eigener Regie des Unternehmens hergestellt.

Es ist möglich, daß ein Theil der auf diese Weise in den Fabriken beschäftigten Handwerker unter anderen Umständen selbständig sein würde; da sie aber vermögenslose Leute sind, so ist die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie es nur zu einer kümmerlichen Selbständigkeit gebracht hätten und daß der größte Theil unter ungünstigen Bedingungen als Gesellen bei einem Meister arbeiten würde. Wenn man sich nicht einfach auf den Interessenstandpunkt der Meister stellt, kann man also die Entwickelung nicht gerade bedauern.

Das Handwerk ist der Ausdruck einer Zeit mit ruhigeren Allgemeinverhältnissen, als wir sie heute haben. Daher schaden ihm fast alle Umstände, die den Charakter der modernen Zeit bestimmen. Ein Gebiet z. B., wo die Maschinenfabrikation doch kaum eine Bedeutung hat, wo auch beim Einkauf des Rohmateriales der Großbetrieb durchaus nicht immer im Vortheil ist — gerade die kleinen Kürschner sind die Aufkäufer der heimischen Felle — und beim Verkauf wenigstens nicht in der Kleinstadt, ist die Kürschnerei. Trotzdem erliegt das Handwerk hier und der Handwerker entwickelt sich zum Verkäufer großindustriell hergestellter Waaren, weil er der Mode nicht folgen kann, die sich heute so schnell verändert. Bliebe er bei der Eigenproduktion, so würde er bald ein großes Lager aus der Mode gekommener Artikel aufhäufen.

Der Herkunft aus zurückgebliebenen Verhältnissen entsprechen auch gewisse persönliche Eigenschaften der Handwerksmeister, die diesen zum Verderben gereichen. Gewöhnt an Arbeit und Umsatz nach herkömmlichen Regeln, sind sie mißtrauisch allem Neuen gegenüber, schwerfällig, kurzsichtig; die kaufmännische Bildung, die früher, bei den stabilen Verhältnissen, wo Alles gewohnheitmäßig ging, überflüssig war, jetzt aber, wo immer neue Aufgaben an den Meister gestellt werden, nöthig ist, fehlt fast überall und daher schaden sich die Handwerker unter einander am Meisten durch sinnloses Unterbieten, namentlich bei Submissionen, das einfach auf der Unfähigkeit beruht, die Produktionkosten richtig zu berechnen. Sehr oft ist die Erscheinung auffällig, daß nicht die Großbetriebe die Preise drücken, sondern die Handwerker selbst, namentlich die kleinsten und zu kaufmännischer Kalkulation unfähigsten. Eng damit zusammen hängt die kritiklose Art, wie die Handwerker Kredit zu geben pflegen Würden sie sich an die gesunden Prinzipien der kaufmännisch gebildeten Leiter der Großbetriebe halten, so würden sie nicht nur die häufigen Zahlungverluste vermeiden, sondern es auch verhüten, daß große Theile ihres Kapitales bei säumigen Zahlern fest-

liegen, was vielleicht nicht weniger ruinös ist als die Ausfälle. Eine moderne Eigenschaft, die das alte Handwerk nicht so ausgesprochen kannte, ist endlich der Mangel an Solidaritätbewußtsein, die Ansicht, daß der Handwerksgenosse ein Konkurrent sei, und das Streben, auf seine Kosten in die Höhe zu kommen, wenn auch dabei schließlich die Allgemeinheit, und damit der Betreffende selbst, durch das Drücken der Preise Schaden hat. Auch die Unmöglichkeit, genossenschaftliche Institutionen zu gründen, die theilweise von sehr hohem Werth sein würden, ist zum großen Theil von diesem Mangel an Solidaritätgefühl verschuldet. Erklärlich ist die Stimmung vielleicht durch die fast überall starke Vermehrung der Handwerker gerade durch vermögenslose Leute, die um jeden Preis sich Arbeit schaffen müssen. Aber bequem und nützlich sind diese Eigenschaften nicht.

Im Vorhergehenden wurde versucht, möglichst die hauptsächlichsten der in Frage kommenden Momente aufzuweisen. Erwägt man ihre bunte Menge, bedenkt man dazu den verschiedenen Einfluß der lokalen Verhältnisse, so wird man zu dem Schluß kommen, daß ein allgemeines Urtheil über die Lage der Handwerker in Deutschland überhaupt unmöglich ist.

So weit die Meister auf die Kundenproduktion angewiesen sind, ist ihre relative Lage um so besser, je kleiner der Ort ist, weil hier die persönlichen Beziehungen enger sind. In anderen Fällen aber bietet gerade die größere Stadt wieder bessere Chancen. In der einen Arbeit über das Klempnergewerbe in einer Kleinstadt wird der Rückgang des Handwerks beklagt, der sich durch die Konkurrenz der billiger produzirten Fabrikwaaren vollziehe, mit denen die Handwerker selbst zu handeln gezwungen sind; aus einer größeren Stadt wird wieder berichtet, daß die Klempner in Folge der starken Bauthätigkeit eine reichliche, von jeder Großbetriebskonkurrenz unabhängige Arbeit haben und nicht zu klagen brauchen. Jede Verallgemeinerung führt also zu bedenklichen Resultaten. Als wesentlichstes Ergebniß wird man Folgendes festhalten können. Eine Reihe von Gewerben giebt es, wo eine vortheilhafte Konkurrenz des Großbetriebes ausgeschlossen ist. Das sind vor Allem die Anbringungsgewerbe, d. h. diejenigen Gewerbe, welche großindustriell hergestellte Artikel dem Konsum adaptiren, wie Schlosser die Beschläge und Schlösser, Klempner die Leitungrohre, Dachrinnen u. s. w. anbringen, Tapeziere die Zimmer einrichten. Eine andere Reihe von Gewerben läßt sich an sich eben so vortheilhaft oder vortheilhafter handwerksmäßig betreiben als im handwerksmäßigen oder fabrikmäßigen Großbetrieb. Umstände jedoch, die mit der Technik nichts zu thun haben, bewirken eventuell trotzdem ein Uebergewicht des Großbetriebes. Ein Beispiel hatten wir schon in der Maurerei; wir können auch noch die Kundenschneiderei anführen, die nur dann ein größeres Kapital erfordert, wenn theure Lage des Geschäftslokals und großes Stofflager erforderlich ist. Ueberall da aber, wo die Natur des hergestellten Artikels eine schablonenhafte Massenproduktion gestattet, kämpft das Handwerk von dem Moment an einen erfolglosen Kampf gegen Fabrikarbeit und Heimarbeit, wo die Verkaufsspesen geringer sind als die Differenz der Produktionkosten beider Betriebsarten. Dem Umstand, daß Das in vielen Gewerben noch nicht der Fall ist, daß in anderen Herkommen und Gewohnheit der Konsumenten noch nicht die schablonenhafte Massenproduktion gestatten, wie sie zum Beispiel in den neuen Ländern, den Vereinigten Staaten, Australien u. s. w. bereits viel mehr üblich

ist, verdankt es das Handwerk, daß es in diesen Gewerben noch nicht weiter zurückgegangen ist.

Wo Artikel mit individuellem Charakter hergestellt werden, wird das Handwerk nie ganz verdrängt werden können. Die Konfektiongeschäfte z. B. werden noch weiter zunehmen und noch größeren Absatz gewinnen, für gewisse feinere Bedürfnisse wird aber immer noch die Kunstschneiderei bestehen bleiben. Freilich werden deren Leute nicht mehr im sozialen Sinn Handwerker sein.

Die Resultate der Untersuchungen, die wohl durch die noch ausstehenden Bände nicht wesentlich verändert werden dürften, geben zum ersten Male eine sichere Grundlage ab für die Beurtheilung der Handwerkerforderungen und Dessen, was vom Staat in diesen Dingen wirklich geschehen kann, ohne daß wichtige andere Interessen verletzt werden.

Ein Hauptvorwurf ist, daß die in den Magazinen verkauften, von Heimarbeitern und in Fabriken hergestellten Waaren schlechter seien als die von Handwerkern hergestellten und nur mit Hilfe verwerflicher Manipulationen an den Mann gebracht würden. An sich kann man sich denken, daß das Handwerk, das theurere Arbeit hat, auch besseres Material benutzen wird und solidere Arbeit macht, weil sich die theure Arbeit sonst nicht lohnen würde. Jedoch ist nicht anzunehmen, daß Fabrik- und Heimarbeit nicht auch gleich gute Artikel liefern sollten, wenn Das nur zu den Preisen möglich wäre, die das durch die fortdauernde Preisunterbietung verwöhnte Publikum bezahlen will. In manchen Gewerben kann die Großindustrie noch nicht einmal schlechtes Material verwenden, z. B. in der Schusterei, wo schlechtes Leder die Maschinenbearbeitung nicht aushält. Wie einschneidende, nicht nur Auswüchse treffende Bestimmungen hier Rath schaffen sollen, ohne daß wir überhaupt den Boden der modernen Gesellschaftordnung verlassen, ist unklar. Der Blick muß nicht rückwärts gerichtet werden, sondern vorwärts. So weit die soziale und technische Entwickelung dem Handwerk den Boden wegnimmt, lassen sich keine verständigen Gesetze finden, um das Handwerk zu schützen. Indessen haben wir gesehen, daß die Handwerker sehr oft noch durchaus konkurrenzfähig sein würden, wenn sie sich in die Zeit schickten und dem Großbetrieb da entgegenträten, wo es in ihrer Macht liegt; und daß sie sehr oft, ohne Konkurrenz der Großbetriebe, sich durch eigene Unkenntniß und durch Mangel an Solidarität schaden. Eine Kategorie von Berufsgenossen endlich, die sehr oft gar nicht erwähnt wird, die Heimarbeiter und die zum Heimarbeiter sich entwickelnden Handwerker, könnte gleichfalls auf öffentliche Berücksichtigung Anspruch machen.

Ueberall da, wo der Großbetrieb nur in dem billigen Rohstoffbezug eine Ueberlegenheit hat, können die Handwerker durch Gründung von Rohstoff-Einkaufgenossenschaften ihm die Spitze bieten. Diejenigen, welche zu arm sind, um einer solchen Genossenschaft beizutreten, sind reif für das Verlegerthum. Solche Vereinigungen können doch nicht unmöglich sein; sie haben im Mittelalter bestanden. Dort, wo für den Absatz größere und eleganter eingerichtete Räume, Läden u. s. w. nöthig sind, kann eine Absatzgenossenschaft gleichfalls gute Dienste thun; eben so, wenn auf Gebieten, wo das Handwerk noch konkurrenzfähig ist, über größere Lieferungen kontrahirt wird, die der einzelne Handwerker nicht bewältigen kann. Das Beleihen eingelieferter Waaren, das zu gefährlichen Konsequenzen führen kann,

müßte freilich ausgeschlossen sein. In den Fällen, wo die Nothlage der Handwerker durch kritikloses Unterbieten und falsches Kreditiren verursacht wird, würde eine bessere kaufmännische Vorbildung, ein engeres Zusammenschließen der Fachgenossen, und, so weit Arbeiten für Staat oder Kommune in Frage kommen, eine Veränderung des auch sonst reformbedürftigen Submissionwesens viel nützen. Wenn man sieht, was die Arbeiter durch einfaches Zusammenhalten erreicht haben und erreichen, so sollte man es doch nicht für unmöglich halten, daß auch die Handwerker auf diesem Wege manchen Vortheil erringen könnten. Aber freilich: wenn sie ihn gehen könnten, so würden sie nicht auf Rezepte gewartet haben.

In die Verhältnisse der Hausindustriellen hat der Staat einzugreifen. Die grenzenlose Ausbeutung und Unterdrückung dieser Menschenklasse ist weder irgendwie unvermeidlich und nothwendig gemacht, noch können sich diese Armen selbst helfen. Das wichtigste Erforderniß würde die Ausdehnung der Arbeiterschutzgesetzgebung auf die Hausindustrie sein. Daß die Einführung und Kontrole sehr große Schwierigkeiten macht, ist keine Frage; jedoch muß man wenigstens Wege suchen, sie zu überwinden. Da nur durch übermäßige Arbeit in vielen Fällen eine Konkurrenz der Heimarbeiter gegen die Fabrik möglich ist, so würde die Ausdehnung der Arbeiterschutzgesetzgebung schon in vielen Gewerben die Heimarbeit unmöglich machen und den Uebergang zur fabrikmäßigen Produktion erzwingen. Je schneller mit dieser Art „Handwerk" aufgeräumt wird, desto besser.

Eine derartige Gesetzgebung ist um so nothwendiger, als neue elektrotechnische Erfindungen geeignet sind, der Hausindustrie eine noch völlig ungeahnte Bedeutung zu geben. Ich habe bereits früher an dieser Stelle über die betreffenden Einrichtungen im Centrum der französischen Seidenindustrie berichtet. Neulich brachten Handelsblätter die Nachricht, daß auch in Deutschland, und zwar in Meerane, eine derartige Verwerthung der Elektrizität geplant werde. In einer Notiz, die ich dem Handelsblatt der „Frankfurter Zeitung" vom vierten September entnehme, heißt es wörtlich: „Einerseits will die Stadt selbst mit einer Kraftentnahme von etwa 160 H. P. für ihre neu auszuführende Wasserleitung aus dem Muldenthale sich betheiligen. Andererseits will die ausführende Gesellschaft in Verbindung mit einem meeraner Industriellen darangehen, die zur Zeit dort noch stark entwickelte Hausweberei-Industrie auf Handstühlen in solche mit mechanischen Webstühlen für elektrische Kraft umzuwandeln. Den betheiligten Arbeiterkreisen würden damit Existenzbedingungen geschaffen werden, die, nach Meinung der Urheber des Planes, fast den doppelten Verdienst gegenüber dem jetzigen Arbeitertrage erhoffen lassen. Ganze Stadttheile in Meerane sind noch mit Handwebern bevölkert, die in naher Zukunft statt der Handwebstühle den vollendeten mechanischen Webstuhl und den elektrischen Kraftstrom in der eigenen Behausung sich werden nutzbar machen können. Allem Anscheine nach wird hierbei ein wichtiger Schritt zur praktischen Lösung der Frage gethan, wie die Hausindustrie gegenüber dem konzentrirten Großbetriebe lebensfähig zu erhalten sei." Auf Profit hat es die betreffende, mit zwei Millionen gegründete Gesellschaft natürlich nicht abgesehen; es liegt ihr in unserem sozialpolitischen Zeitalter lediglich daran, daß die Arbeiter ihren Verdienst verdoppeln und behaglicher leben können. Dr. Paul Ernst.

Soziale Verkehrspolitik.

In einer im vorigen Jahr erschienenen Schrift*) ist versucht worden, „die sozialpolitische Wirksamkeit und die daraus hervorgehenden Aufgaben unserer Verkehrsmittel in großen Umrissen darzulegen, ihr theilweise unhaltbares Verhältniß zu einander zu beleuchten und endlich auf die wesentlichen Grundzüge einer Umgestaltung hinzuweisen". Als Endziel wurde „die Vermeidung jeder künstlichen Begünstigung der wirthschaftlich Stärkeren, insbesondere der Großbetriebe in jeder Gestalt, und damit die Förderung und Kräftigung der wirthschaftlich Schwachen, besonders des Kleinbetriebes in seinen verschiedenen Erscheinungsformen" bezeichnet. Dieser Vorschlag ist von Allen mit lebhafter Zustimmung begrüßt worden, die in einer umfassenden Bethätigung des sozialen Gedankens das wirksamste Mittel erkennen, unsere staatliche und gesellschaftliche Entwickelung wieder in gesündere Bahnen zu lenken. Wie begreiflich, hat es aber auch nicht an Stimmen gefehlt, die jenen Vorschlag als eine neue „Schwarmgeisterei", eine Abart des vielberufenen „Professoren-, Pastoren- und Gelehrten-Sozialismus" hingestellt haben. Selbstverständlich kommen diese Stimmen meist aus den Kreisen, die für sich an der Erhaltung der bestehenden Verhältnisse das größte Interesse haben und mit einer Aenderung nur so weit einverstanden sind, wie diese ihren Sonderinteressen dient.

In welchem Umfang der soziale Gedanke, trotz dem heftigen, theilweise erbitterten Widerstande, den er in gewissen Kreisen fand, bei uns in verhältnißmäßig kurzer Zeit an Boden gewonnen hat, wie selbst die höchsten Stellen sich seiner zwingenden Gewalt nicht haben entziehen können, braucht hier nicht näher dargelegt zu werden. Die Kranken-, Unfall-, Alters- und Invaliditätversicherung-Gesetze, die Arbeiterschutzgesetzgebung, die gesammte Steuerreform, die sich in den letzten Jahren vollzogen hat, die diesen gesetzgeberischen Thaten vorausgegangenen sowie die späteren Kundgebungen von höchster Stelle: sie alle sind unanfechtbare Belege dafür. Und auch die größte aller staatlichen Verwaltungen, die der Verkehrsmittel, ist von diesem Geiste nicht unberührt geblieben. Als die Verkehrsmittel der Willkür und Verworrenheit, der sie in Privathänden unterworfen waren, durch ihre Verstaatlichung entzogen wurden, war Das der erste Schritt zur Bethätigung des sozialen Gedankens auf einem Wirthschaftgebiet, das ihm bis dahin mehr oder weniger unzugänglich geblieben war. Was seitdem zu seiner weiteren Verwirklichung geschehen ist, wie er alle Zweige der Verwaltung mehr und mehr durchdringt, wie er in der Fürsorge für Beamte und Arbeiter immer größere Fortschritte macht, wie die Gleichmäßigkeit der Beförderungbedingungen, deren Erleichterung zur Aufsuchung von Arbeitgelegenheit, zur Milderung der Wohnungnoth in großen Städten, für mittellose Kranke und Dergleichen mehr von Jahr zu Jahr erweitert worden ist, kann hier nur angedeutet werden. Grundsätzlich wird Dem gegenüber der Beruf der Verkehrsanstalten, sich in den Dienst des

*) Soziale Verkehrspolitik von Otto de Terra, Eisenbahn-Direktor. (Karl Heymanns Verlag 1895.)

sozialen Gedankens zu stellen, nicht mehr bestritten werden können. Durch die Thatsachen ist dieser Beruf von maßgebender Seite zur Genüge anerkannt. Fraglich kann nur noch sein, ob mit den bisherigen, immerhin anerkennenswerthen Einrichtungen schon Alles geschehen ist, was von einer staatlichen Verwaltung verlangt werden kann, deren höchstes Ziel die Wahrung der allgemeinen Interessen, das Wohl der Gesammtheit, ist. Muß Das verneint werden, und hierüber kann Niemand zweifelhaft sein, der die betreffenden Verhältnisse einigermaßen kennt, so entsteht die weitere Frage, inwiefern eine ausgedehntere Bethätigung des sozialen Geistes in der Verwaltung geboten ist, wenn sie nicht auf das Niveau einer rein gewerblichen, lediglich dem Geschäftsgewinn dienenden Unternehmung herabgedrückt oder als eine Veranstaltung betrachtet werden soll, die einzig dazu bestimmt ist, ohne Rücksicht auf alle sonstigen staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse der Beförderung von Personen und Sachen zu dienen.

Als die Verkehrsmittel verstaatlicht wurden, geschah es in der ausgesprochenen Absicht, sie dem reinen Gewinnstreben zu entziehen, das nur in dem staatlichen Aufsichtrecht, der öffentlichen Meinung und der Einsicht der leitenden Persönlichkeiten eine — nicht immer ausreichende — Schranke fand. Es galt, sie mehr als bisher in den Dienst des Gesammtwohles zu stellen. Bleibt aber das reine Gewinnstreben in seiner Anwendung auf die Verkehrsmittel unter allen Umständen verwerflich, so wäre es auf der anderen Seite höchst einseitig, in ihnen nichts Anderes zu sehen als eine Veranstaltung, deren Aufgabe einzig und allein darin besteht, die Abnehmer ihrer Leistungen möglichst gut und billig zu bedienen. Die Verkehrsmittel und ihre Verwaltung können und dürfen nicht als etwas im Staate für sich Bestehendes angesehen werden, das, ohne Zusammenhang mit dem übrigen Organismus und ohne Rücksicht auf ihn, nur auf Steigerung der eigenen Leistungfähigkeit und darauf Bedacht zu nehmen hat, den Abnehmern (Konsumenten) der eigenen Leistungen möglichst viele Vortheile zu gewähren. Gleich den verschiedenen Gebieten des staatlichen Lebens können auch die einzelnen Zweige der staatlichen Verwaltung nur immer als Theile des großen Ganzen in Betracht kommen. Sie alle haben nur das eine Ziel: die allgemeine Wohlfahrt. Diesem Ziele mit solchen Mitteln und auf solchen Wegen nachzustreben, daß kein Theil den anderen in seiner Thätigkeit behindert oder ihm gar entgegenwirkt, wie es leider immer noch vielfach geschieht: darin besteht eine ihrer hauptsächlichsten Aufgaben. Nur durch harmonisches Zusammenwirken, durch völlige Uebereinstimmung wenigstens in den entscheidenden Grundzügen, kann das gemeinsame Ziel erreicht und bewirkt werden, daß keiner der einzelnen Theile zum Schaden des Ganzen in seiner Entwickelung und Wirksamkeit zurückbleibt.

So lange bei der Verwaltung der Verkehrsmittel das Gewinnstreben im Vordergrunde stand, war es richtig, den Abnehmern ihrer Leistungen um so größere Vergünstigungen zu gewähren, je größer der Umfang und die Menge der von dem selben Abnehmer beanspruchten Leistungen war, um dadurch zu immer stärkerer Inanspruchnahme dieser Leistungen anzureizen. Vom rein wirthschaftlichen Standpunkte aus war dieses Verfahren auch dadurch gerechtfertigt, daß die Selbstkosten der Beförderung in der Regel nicht im gleichen Verhältniß mit dem Umfang und der Menge der Einzelnleistungen steigen, sondern um so niedriger sind, auf je weitere Entfernungen die Beförderung beansprucht wird,

je größere Massen von einem Versender an einen Empfänger zur Beförderung aufgegeben werden. Hauptsächlich Erwägungen dieser Art haben im Güterverkehr zu der theilweise noch heute bestehenden außerordentlichen Bevorzugung des Wagenladungverkehrs gegenüber dem Stückgutverkehr und im Personenverkehr zu den zahllosen Vergünstigungen geführt, die gerade den zahlungsfähigeren Reisenden in Form von Rückfahrkarten, Rundreiseheften und Dergleichen mehr geboten werden. Die nicht wegzuleugnende Thatsache, daß darin eine Begünstigung der wirthschaftlich Stärkeren, eine künstliche Steigerung ihres ohnehin vorhandenen natürlichen Uebergewichtes liegt, sollte für die staatliche Verwaltung hinreichende Veranlassung sein, mit diesem aus der Zeit der privaten Verwaltung der Verkehrsmittel überkommenen Grundsatz endgiltig zu brechen. Er ist schwerlich damit vereinbar, daß neuerdings aus Rücksichten der ausgleichenden Gerechtigkeit die Staatsgewalt unter dem Beifall weiter Kreise bestrebt ist, gerade den wirthschaftlich Schwächeren zu Hilfe zu kommen, sie vor dem Hinabgleiten in das besitzlose und deshalb unzufriedene Proletariat nach Möglichkeit zu bewahren.

Für die staatliche Verwaltung kann das Erwerbsinteresse erst in zweiter Linie stehen. Es wird überall zurücktreten müssen, wo es mit den allgemeinen Verkehrsbedürfnissen oder anderen überwiegenden Interessen der Gesammtheit in Widerspruch geräth. Wenn von diesem Grundsatze zeitweise hier und da abgewichen worden ist, so ist es ohne Zweifel nicht deshalb geschehen, weil er als falsch erkannt worden wäre, sondern nur, weil stärkere Interessen und mächtigere Einflüsse seiner Durchführung entgegenstanden.

Eine Berücksichtigung der wirthschaftlich Schwachen widerstrebt an sich weder dem Erwerbsinteresse der Verkehrsanstalten noch den Verkehrsbedürfnissen der Gesammtheit. Durch ihrer Lage entsprechende Verkehrserleichterungen werden sie leistung- und widerstandsfähiger, sie sind eher im Stande, ihre Selbständigkeit zu behaupten, als wenn ihre geringeren wirthschaftlichen Kräfte durch stärkere Belastung vollends gelähmt werden.

Es braucht dabei noch gar nicht an eine ausgleichende Thätigkeit im Sinne der sozialpolitischen Gesetzgebung gedacht zu werden. Aber gleiches Maß für Alle kann und muß gefordert werden. Es darf nicht mehr wie bisher von Dem, der wenig hat, viel und im Verhältniß mehr genommen werden als von Dem, der ohnehin schon im Ueberfluß sitzt, sondern das umgekehrte Verhältniß muß auch da hergestellt werden, wo es dem — mit gewissen Einschränkungen berechtigten — Gewinnstreben zuwiderläuft. Dafür einzutreten, daß diesem einfachsten Gebote staatlicher Klugheit und Selbsterhaltung mehr als bisher im Verkehrswesen Genüge geschehe, daß das unter staatlichem Einfluß und unter staatlicher Mitwirkung mit so schönem Erfolge begonnene Werk ausgleichender Gerechtigkeit und sozialer Versöhnung nicht in irgend einem Zweige der staatlichen Verwaltung gestört oder wieder vernichtet werde, Das ist der Zweck der erwähnten Schrift und der vorstehenden Zeilen.

Guben. Otto de Terra.

Frauenkampf ums Recht.

Frau Dr. jur. Emilie Kempin hat meinen vor mehreren Monaten im Archiv für die civilistische Praxis erschienenen Aufsatz über das Ehescheidungrecht nach dem zweiten Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuches zum Anlaß genommen, in der „Frauenkampf ums Recht" betitelten Szene*) einen gewissen „Hubricius" auftreten zu lassen. Mit Rücksicht auf die Laien, die jenen „Frauenkampf" gelesen haben und durch die unzutreffende Schilderung meiner Ansichten zu irrigen Vorstellungen verleitet worden sein können, gebe ich nachstehende Aufklärung über meine Stellung zur Scheidungfrage.

Der zweite Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuches geht (wie der erste) von der Anschauung aus, daß die Fälle, in denen sich ein gerechtes Ehescheidungbedürfniß geltend machen könne, sich im Voraus übersehen lassen, und kennt daher nur eine bestimmt begrenzte Anzahl gesetzlicher Scheidungsgründe. Im Gegensatz dazu habe ich stets behauptet, daß es eine absolute Unmöglichkeit sei, die Fälle des gerechten Ehescheidungbedürfnisses im Voraus zu übersehen. Nur, wo der Regel nach ein gerechtes Ehescheidungbedürfniß hervortreten wird, vermag der Gesetzgeber im Voraus zu erkennen; und ich habe mich einverstanden erklärt, insofern der Regel nach die Scheidung nur bei einer schuldhaft zerrütteten Ehe zugelassen wird. Ueber die Fälle des regelmäßigen Ehescheidungbedürfnisses hinaus giebt es aber nach meiner Ansicht auch Fälle anormaler Art, in denen ohne Rücksicht auf das Vorhandensein einer Verschuldung eines Ehetheiles eine ganz besonders geartete Sachlage zur Anerkennung eines gerechten Scheidungbedürfnisses führen kann. Der zweite Entwurf hat bei der Bestimmung der einzelnen Scheidungsgründe vorwiegend die neuere Praxis des gemeinen protestantischen Scheidungrechtes berücksichtigt, wie auch die dem Reichstage zugegangene Denkschrift hervorhebt. In einer Reihe gemeinrechtlicher Territorien giebt es nun aber neben der ordentlichen, auf gewisse Verschuldungen eines Ehetheiles beschränkten, gerichtlichen Ehescheidung als außerordentliches Rechtshilfemittel des protestantischen Scheidungrechtes das sogenannte landesherrliche Scheidungrecht, wonach der Landesherr, unter Berücksichtigung der jeweiligen Sachlage, nach freiem Ermessen Ehen auf petitionirendes Anrufen eines Ehetheiles trennen kann. Mein Vorschlag, den ich zuerst im Jahre 1891 in meinem Buch „Das Recht der Ehescheidung in Deutschland" machte und dann vor einigen Monaten im Archiv für civilistische Praxis wiederholte, forderte die Aufnahme dieses landesherrlichen Scheidungrechtes für das Eherecht des künftigen deutschen Civilgesetzbuches. Das Eherecht soll künftig nach meinem Vorschlag zur Befriedigung des im Voraus erkennbaren regelmäßigen Ehescheidungbedürfnisses bei Verschuldungen eines Ehetheiles, die eine unheilbare Zerrüttung der Ehe bewirken, einen im ordentlichen Rechtswege verfolgbaren Rechtsanspruch auf Ehetrennung gewähren und für außerordentliche Verhältnisse, zur Befriedigung des etwa in anormalen, im Voraus nicht übersehbaren Fällen nach Anerkennung ringenden Ehescheidungbedürfnisses dem Landesherrn eine diskretionäre, im Petitionwege anzurufende Scheidungsgewalt anvertrauen. Mit Bezug auf die Bestimmung des Ent-

---

*) S. „Zukunft" vom 25. Januar 1896.

wurfes, die bei jeder unheilbaren Geisteskrankheit eines Ehetheiles dem Gesunden einen im gewöhnlichen Rechtswege verfolgbaren Rechtsanspruch auf Ehetrennung zugesteht, habe ich behauptet, daß sie einen Rückfall in die überwundene naturrechtliche Vorstellungweise — die in der Ehe ein zur Erreichung bestimmter Zwecke geschlossenes und bei deren auch zufälliger Vereitelung in sich nothwendig zusammenfallendes Vertragsverhältniß sieht — enthalte und auch viel weiter als das wahre Bedürfniß reiche. In der That vermag ich auch heute ein gerechtes Ehescheidungbedürfniß da nicht anzuerkennen, wo von zwei kinderlosen, in vorgerücktem Alter stehenden Eheleuten die Frau unheilbar geisteskrank wird und der Ehemann zur Befriedigung plötzlich erwachter Frühlingsgefühle von Neuem heirathen will. Dagegen habe ich in Anbetracht der Noth des Lebens stets behauptet, daß unter besonderen Umständen allerdings auch ein Fall unheilbarer Geisteskrankheit dem Landesherrn gerechten Anlaß zur Bethätigung seiner diskretionären Scheidungsgewalt darbieten kann.

Ich habe an den Fall erinnert, wo die Ehefrau eines kleinen Landmannes, der zahlreiche kleine Kinder hat und in seiner Wirthschaft nothgedrungen auf die thätige Mitarbeit der Hausfrau rechnen muß, in unheilbare Geisteskrankheit oder auch in schweres, unheilbares Siechthum verfällt. Das Interesse der Erhaltung der ganzen Familie, erklärte ich, macht hier die Gestattung der Wiederverheirathung zur unabweisbaren Nothwendigkeit, zumal wenn im Falle des schweren, unheilbaren Siechthumes auch die Frau noch in die Ehetrennung einwilligt. Diese Ansicht muß ich auch heute noch aufrecht erhalten. Jedenfalls ist es eine Verkehrung des Thatbestandes, wenn gesagt wird: ich wolle die Ehescheidung „des ökonomischen Vortheiles wegen", „damit der Mann nicht ökonomisch zu Grunde geht", zulassen. Wer einmal im praktischen Leben das Elend einer solchen Familie gesehen hat, die bei fehlender Mutterpflege der Verwahrlosung entgegengehende junge Generation, Der wird sich des Verständnisses für meine Ansicht nicht erwehren können Nebenbei sei noch angemerkt, daß es als eine unzuläſſige Abschwächung erscheint, wenn man „Hubricius" von „dauernder körperlicher Krankheit" reden läßt, während ich von „schwerem, unheilbarem Siechthum" spreche.

Als ich vor etwa einem Jahr mein Urtheil über das Scheidungrecht des Entwurfes niederschrieb, war ich in keinem Augenblick der vermessenen Hoffnung, daß meine Empfehlung der Rezeption des landesherrlichen Scheidungrechtes sofort überall als gerechtfertigt anerkannt werden würde. Ich hielt es aber für mein Recht, das als richtig Erkannte ohne Rücksicht auf den recht oft vom Zufall abhängigen Ausgang vorzutragen und ruhig einer wissenschaftlich gehaltenen Widerlegung entgegenzusehen. Was der Rezeption des landesherrlichen Scheidungrechtes für das Eherecht des deutschen Civilgesetzbuches entgegensteht, habe ich mir nicht verhehlt: es ist die weit verbreitete Unbekanntschaft dieses Institutes. Das Wesen des landesherrlichen Scheidungrechtes hat man ja erst in allerletzter Zeit historisch und juristisch zu ergründen unternommen. Hervorheben darf ich aber, daß außer mir noch Andere für die Beibehaltung des landesherrlichen Scheidungrechtes sich erklärt haben: so der bekannte Kirchenrechtslehrer Friedberg; ferner Ricker in den Theologischen Studien und Kritiken; auch auf die Ausführungen des verstorbenen Reichsgerichtsrathes Baehr sei hier nochmals verwiesen.

Königsberg. Dr. Hubrich.

Selbstanzeigen.

Seit manchem Jahr dröhnt die Klage über die Mangelhaftigkeit der Bücherbesprechungen durchs deutsche Land. Die Verleger jammern, die Verfasser ächzen, das Publikum steht rathlos und weiß nicht, was es lesen, was meiden soll; und das Schlimmste ist: alle Drei haben Recht. Waschzettel werden versandt und bereitwillig abgedruckt; aber das Publikum beachtet sie nicht und die feineren Verleger wollen von dem häßlichen Brauch nichts mehr wissen. Fleißige Herren schmieden auch wohl ein paar Notizchen; aber erstens ist ihre Legitimation zum Richterberuf nicht immer unbestritten und zweitens können sie aus dem Bücherstoß natürlich nur wählen, was der Zufall oder eine besondere Empfehlung ihnen in die Hand gespielt hat. So steht es in Deutschland traurig um die Bücherkritik, namentlich um die Beachtung wissenschaftlicher Werke. Deshalb möchte ich ernste Autoren bitten, künftig hier ihre neuen Bücher selbst anzuzeigen. Es ist ja klar, daß der Verfasser nicht sein eigenes Werk loben kann; aber er kann den Inhalt angeben, sein Ziel bezeichnen, sagen, was er gewollt hat, und so dem Publikum die Möglichkeit schaffen, selbst das ihm Behagende aus der Masse zu wählen, und zugleich dem Kritiker den richtigen Maßstab für die Beurtheilung liefern.

M. H.

Jenseits vom Wirklichen.*)

Was dieses Büchlein will und soll, wünscht man von mir zu hören. Da ich der Verfasser bin, müßte ich es ja eigentlich wohl wissen, aber des Menschen Wissen ist Stückwerk und so muß auch ich es bei einer Andeutung bewenden lassen. Jenseits vom Wirklichen liegt ein großes Gebiet, dessen Herrscher die dreifache Krone der Phantasterei, Sophisterei und Verschrobenheit auf seinem Haupte trägt. Auf diesem Gebiet gilt nicht das Prinzip, daß, wenn Zwei das Selbe thun, es nicht das Selbe ist. Hier ist es das Selbe, und ob Mann, ob Frau, ob groß, ob klein: jedes Thun gilt so viel und bedeutet so viel wie das jedes Anderen. Auf diesem Gebiet darf auch der gehörnte Vierfüßler Anspruch auf göttliche Verehrung erheben, denn auch das quod licet Jovi hat seine Geltung verloren und der gesunde Menschenverstand schleppt sich am Narrenseil dahin. Auf diesem Gebiet ertheilt man den Ehrenpreis nicht dem gesunden Geist im gesunden Körper. Ein Ausbruch von Tobsucht hat höheren Werth als die gesammelte Kraft des Geistes und der Schlagfluß ist das sicherste Zeichen blühender Gesundheit. Beweis: die gefeiertesten Erzeugnisse der modernen Kunst und ihre Erzeuger. Dieses Gebiet nicht nach seinem ganzen Umfang zu durchmessen — wer könnte Das! —, wohl aber einige seiner sumpfigsten Gegenden zu beleuchten, war Zweck und Absicht meiner Schrift. Wie ich nun beleuchtet habe, mit welchem Instrument? Ich fürchte, es war — wie unmodern! — nur eine Handlaterne. Aber es kommt ja vielleicht weniger auf die Laterne an als auf die Hand, die sie führt.

Dresden. Dr. Julius Duboc.

---

*) Jenseits vom Wirklichen. Eine Studie aus der Gegenwart. Von Julius Duboc. Dresden 1896. Henklers Verlag.

Das Ruhrkohlen-Syndikat.

In Essen steht ein palastartiges Gebäude; darin residirt unser großer Kohlen-Verkaufs-Verein. Ungefähr dreihundert Angestellte bewältigen die Tagesarbeit dieser ungeheuren Organisation, die von drei Generaldirektoren mit Jahresgehältern bis zu 40000 Mark, fünf Direktoren und sieben Abtheilungdirektoren geleitet wird. Die Abtheilungchefs haben mit den Kohlensorten zu thun, nach einem mir vorliegenden Schema: mit Fettkohlen (61 Bergbaugesellschaften oder Zechen); mit Gas- und Gasflammenkohlen (34 Zechen); mit Esskohlen (15 Zechen); mit Magerkohlen (14 Zechen) und neuerdings auch mit dem Mühlheimer Verkaufsverein. Wie wenig die Zahl der Zechen für den Umfang der Disposition entscheidend ist, geht daraus hervor, daß z. B. die 34 Zechen der Gas- und Flammenkohlen mit einem einzigen Abtheilungdirektor auskommen, während die anderen Sorten mit nur 15 und 14 Zechen zwei Abtheilungen besitzen.

Gerade neuerdings sieht die Börse die Lage des Kohlenmarktes ungünstig an, vielleicht sogar mit Unrecht. Gegenüber solcher Momentpolitik, die zum Theil mit den spekulativen Positionen, zum Theil auch mit ungenügender Beurtheilung einiger Zwischenfälle zusammenhängt, lohnt es sich gewiß, hier einmal einen Blick auf das Ganze zu werfen.

Das Ruhrkohlen-Syndikat, wie es heute dasteht, mit seinen bereits erreichten Zielen und mit seinen weiteren Absichten auf die große Rheinschiffahrt, bedeutet eine Macht, wie sie die moderne europäische Wirthschaftgeschichte kaum jemals gekannt hat. Ich unterdrücke dabei das gern gebrauchte Wörtchen: Ring, weil man gerechter Weise von einem unbilligen Preiszwang noch nicht reden kann, bei der Klugheit der Leiter wohl auch kaum reden wird. Dieser Verein setzt nicht etwa nur die Preise fest, sondern er ist es auch, der sämmtliche Aufträge auf Ruhrkohlen erhält, das Geld dafür empfängt und wieder vertheilt. Jeder Händler und Konsument, der von einer bestimmten Zeche, mit der er Vertrag hat oder deren Sorten er wünscht, Kohlen beziehen will, hat sich nicht nach Harpen oder Karolinenglück u. s. w. zu wenden, sondern nach Essen. Erst der Verkaufsverein besorgt dann den Auftrag weiter, wie er dann auch die Abrechnungen dafür leitet. In diesem Sinne sind auch die betreffenden Formulare gedruckt, deren Kopfleiste ich hier wiedergeben möchte.

.................den 189

An das **Rheinisch-Westfälische Kohlen-Syndikat** zu **Essen**-Ruhr.

Versand-Aufgabe für Zeche.................... Abtheilung:..........

Verfügung auf Vertrag vom ....

Lauf. Nr.	Empfänger			Menge	Sorte	Vereinbarter Preis für die Tonne		Liefertage	Bemerkungen
	Name	Wohnort	Station	t		ℳ	₰		

Wie man sieht, hat das Syndikat dabei durchaus keine Auswahl der Zechen oder sonstiger Lieferungdetails, sondern es will neben der beschließenden Gewalt über Förderungziffer und Preis auch die vollziehende Gewalt sein, d. h. eine unbedingte Kontrole über die Preisbildung üben. So exakt arbeitet diese Maschine, daß selbst die kleinsten Anfragen nach Essen zu richten sind. Verspätet sich etwa eine Kohlensendung, so wäre es doch das Einfachste, daß der Besteller direkt bei seiner Zeche reklamirte; nein: er muß deshalb an das Syndikat schreiben. Selbstverständlich vermerkt man gleich die Nummer der betreffenden Abtheilung; Zahlungen: C., Buchhaltung und Kasse: D., Allgemeine Verwaltung: E. u. s. w.

Welchen Apparat die Verrechnungen erfordern, Das läßt sich ganz von ungefähr an der Hand der Kohlentarife ermessen; diese sind, nach den Stationen, in einem Band von 500 Seiten eng gedruckt. Im Durchschnitt werden von Ruhrkohle aus den verschiedenen Bezirken 12 000 Doppelwaggons täglich verladen. Bei 25 Arbeitstagen macht Das 300 000 Doppelwaggons im Monat. Der Durchschnittspreis, zwischen 115 und 85 Mark, läßt sich, wie mir erste Händler sagen, mit ca. 90 Mark annehmen. Es würden also monatlich in Essen für nicht weniger als 27 Millionen Mark zu verrechnen sein. Hiervon erhebt nun das Syndikat eine Umlage von 10 Prozent, so daß in die eigene Kasse 2 700 000 Mark fließen. Allerdings darf man diese Summe nicht einfach mit der Zahl der Monate, also mit 12, multipliziren, denn kürzlich wurde z. B. gar keine Umlage gemacht, weil die Kasse noch genug hatte. Die 10 Prozent decken die natürlich außerordentlich großen Unkosten, die nicht allein in Essen, sondern auch in allen möglichen Binnen- und Seehäfen für Vertreter auszugeben sind. Ferner werden aus diesen Fonds die Kampfpreise bezahlt, falls es in Holland, Belgien oder in unseren Hansestädten eine ausländische Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen gilt. Mit diesen unter Umständen starken Preisnachlässen haben die liefernden Zechen selbst nichts zu thun; sie erhalten ihren Syndikatssatz von Essen aus.

So ist es gekommen, daß die Direktoren der einzelnen Bergbaugesellschaften kaum mehr selbständige Leiter genannt werden können; ihnen bleibt nur das Technische, während das Kaufmännische gleichsam syndizirt ist. Freilich werden auch den Zechen dadurch beträchtliche Ausgaben abgenommen, die zusammen mit der verbürgten Stetigkeit der Preise eine Umlage von zehn Prozent mindestens ausgleichen. Immerhin läßt sich der anfänglich zu überwindende Widerstand ermessen, wenn man bedenkt, wie heftig die Zechendirektoren selbst, die man doch nicht sämmtlich in Essen anstellen konnte, gegen den Verlust ihrer unabhängigen Geschäftsleitung kämpften.

Allein der Zug nach Macht beschränkt sich schon nicht mehr auf Kohle, er geht ernstlich daran, auch die Rheinschiffahrt, bezw. den Frachtenverkehr, „aus einem Punkte zu kuriren". Bekanntlich werden Kohlen nur in dringenden Fällen per Bahn versandt; die Preise haben hohe Frachten, wie sie Herr Miquel nun einmal liebt, möglichst zu meiden. Indessen hat der Konkurrenzkampf unter den einzelnen Schiffsgesellschaften schon wahrhaft ruinöse Formen angenommen und so will unser Kohlensyndikat einen Generaltarif für den Oberrhein ausarbeiten, die Sätze von Fall zu Fall regeln und jenen Compagnien aus seiner Kasse, in die dann natürlich auch die Einnahmen fließen, eine bestimmte Fracht garantiren. Die Verrechnung der Kohle würde dann also nicht mehr ab Zeche

stattfinden, sondern franko Hafen. Natürlich sind solche Vereinbarungen bisher nur mit den größten Gesellschaften möglich gewesen, die kleineren, wie auch die zahlreichen Besitzer nur eines einzigen Schiffes, sind noch selbständig, — und Das dürfte zunächst starke Zwiespältigkeiten erzeugen; schon heute wird den oberrheinischen Schiffern ein reges Interesse für englische Kohle nachgesagt.

Was nun die an der Börse erwähnten ungünstigen Umstände betrifft, so stehen deren drei im Vordergrunde: ein ungewöhnlich milder Winter, der für Hausbrand- und Gaskohle eine beträchtliche Mindernachfrage veranlaßte; der schlechte Wasserstand, der nur noch den Versand auf dem Oberrhein gestattete; und endlich eine Niederlage des Syndikates in Holland. Diese Schlappe ist so groß, daß die Herren in Essen sogar ihr sonstiges Schweigen aufgaben, um die Schuld von sich abzuwälzen. Der Schuldige scheint der Unterverband in Arnheim zu sein, dem der Alleinverkauf von Ruhrkohle übertragen war und der augenscheinlich ungeschickt verhandelt hat. Denn bevor den dortigen Steingutfabrikanten (um diese drehte sich die Lieferung) das letzte Wort gesagt wurde, hätten die Herren noch einmal be. dem Syndikat anfragen müssen und Das ist, durchaus gegen die Abrede, unterblieben. Trotz Alledem ist die Sache nicht so schlimm, da Holland von je her ein bestrittenes Gebiet war und von Belgien und vor Allem von England stets billige Waare erhielt. Jeder Kenner des Kohlenmarktes wird bei dem steigenden Begehr der Industrie und bei der Macht des großen Syndikates die nächste Zukunft der betreffenden Erwerbsgesellschaften sehr günstig ansehen.

Dieser Syndikatsmacht kann man kaum einen wirthschaftlichen Nutzen absprechen. Der soeben erschienene Handelskammerbericht von Essen sagt hierüber: „In wirthschaftlicher und sozialer Beziehung hat das Syndikat und sein gesicherter Bestand das unbestrittene Ergebniß gehabt, daß in Folge der Beseitigung eines maßlosen Wettbewerbes die Löhne und die Beschäftigung der Bergarbeiter in ruhiger und ständiger Zunahme begriffen sind, auch der früher so häufige planlose Wechsel der Arbeitstätte aufgehört hat." Allerdings gesteht der Bericht auch zu, daß die bedrohliche Zunahme von neuen Schachtanlagen „nicht in letzter Linie durch die Satzungen des Sydikates selbst veranlaßt sind". In diesen neuen Schächten, falls sie die abnehmende Leistungfähigkeit der älteren Gruben stark überschreiten, liegt die Hauptgefahr für die Durchführung des Syndikates, denn bis die ungeheuren Kohlenlager Hollands erschlossen und finanzirt sind, ist das Jahr 1905 längst zu Ende und dann wird wohl jene großartige Macht überhaupt nicht erneut werden. Denn die gesammte Kaufmannschaft, so weit sie zwischen Zeche und Kundschaft steht, haßt das neue Joch und schließlich wird es schwer sein, die Individualität des freien Geschäftes einer noch so vorzüglich funktionirenden Maschine zu beugen.

Vielleicht ersteht aber ein Erbe: der Staat selbst, der hier ein schier unübersehbares Gebiet so vereinfacht und centralisirt antrifft, daß eine Ablösung sicher nicht den zehnten Theil der Schwierigkeiten verursachen würde, wie z. B. die Eisenbahnverstaatlichungen. Die Volkswirthschaft hätte aber vorerst die interessante Aufgabe, sich nicht allein dabei um die angebliche Wohlfahrt der Bergbauarbeiter zu kümmern, sondern auch um die zahllosen selbständigen Gelderwerber, die aus dem Kohlenhandel und Schiffsverkehr allmählich entschwinden. Durch die hohen Tantiemen, Dividenden und Kurse einzelner Kohlengesellschaften wird dieser Nachtheil des Syndikates noch keineswegs ausgeglichen. Pluto.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 14. März 1896.

Eine verlorene Handschrift.

Um einem innig gefühlten Bedürfniß abzuhelfen, haben patriotische Männer beschlossen, nach allzu langer Pause endlich einmal wieder ein Fest zu feiern. Die Gelegenheit ist günstig: am einundzwanzigsten März wird ein Vierteljahrhundert seit dem Tage verstrichen sein, der den Deutschen Reichstag zum ersten Male versammelt sah. Dankbar wird dann ein gerührtes Volk sich der kostbaren Güter erinnern, die ihm die herrlichste unter den mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteten Institutionen gnädig beschert hat, und von Insterburg bis nach Mörchingen wird Jubel herrschen und eitel Wonne, weil der Reichstag, das zärtlich verhätschelte Lieblingskind der Nation, seinen Geburtstag begeht. In den Städten freilich wird die Illumination leider vielleicht nicht ganz so glänzend ausfallen, wie man sie wünschen möchte: lastend liegt der agrarische Alb auf Handel und Wandel, die Margarine, den Zucker und die fast noch süßere und sicher noch sündenlos weißere Börse bedroht ruchloser Egoismus und das freie Spiel der Kräfte wird von der kläffenden Meute der wüsten Interessenjäger gehemmt, die für die entwickelten Formen des Verkehrs kein warmes Herz, für das liebliche Bild lustig fortwuchernder Parasiten kein Auge und für die sittliche Bedeutung einer Getreideschwänze kein Verständniß haben. Darf man es dem Kaufmann und dem Industriellen, die heute von allen Parteien und von der gesammten Presse verlassen sind und das Heil nur noch von dem durch das Schöpfergebot der Volkswirthe Bamberger, Frentzel und Schrader aus dem dürren Boden gestampften Bund der Handelsleute erwarten, darf man es ins-

besondere den Bewohnern Berlins, der Aschenbrödelstadt, die elendiglich darben muß, verdenken, daß sie Häuser und Fenster nicht für einen Reichstag schmücken wollen, auf den von den Plätzen aus, die einem Heinrich Rickert, einem Theodor Barth oder Robert Zelle gebührten, die bürgerfeindlichen Bauernrottenführer Marschall-Bieberstein, Hammerstein-Loxten und Boetticher-Berg wohlig lächelnd herniederschauen? Selbst das Proletariat mag dem Reichstag, der ihm doch des Klebens hehre Freuden gewährte und in dessen Seniorenkonvent ehrsam der fette Genosse Singer sitzt, keine Kerze opfern. Draußen aber, auf dem platten Lande, das die Ueberfülle der ihm gespendeten Gaben kaum mehr tragen kann, werden bunt flammende Sterne, elektrische Fahnen und Feuerräder den Ruhm des Reichstages den linden Lenzlüften künden und von Festtänzen werden ringsum die blanken Tennen erbeben. Sollten die Abgeordneten da, die in den Wahlen geweihten Vertreter des Volkes, den Ehrentag mit einer gewöhnlichen Wald- und Wiesen-Sitzung schmählich verthun? Nein: die Sache wollte ein Fest. Und weil manchen Mannes Gaumen dankbar noch daran dachte, wie zur Beleuchtungprobe des Wallotbräues sechshundert Flaschen Schaumwein, zweitausend Havannacigarren, zehn Hektoliter Löwenbier und andere schöne und schmackhafte Vorlagen eingegangen waren, wurde ein Bankett beschlossen. Vielleicht fanden sich wieder freundliche Wohlthäter, vielleicht strömte noch einmal die Milch der Greise und perlender Sekt ins Parlamentsparadies. Der einleuchtende und volksthümliche Gedanke hatte nur einen Haken: zum Bankett gehören Toaste; und allerlei merkwürdige Leute behaupteten steif und fest, wenn getoastet werde, dürfe der frühere Kollege im Sachsenwalde nicht leer ausgehen. Warum eigentlich? Die Legende, die dem guten Reichstag den bösen Bismarck zum Vater gab, ist längst widerlegt, — scharf und schlagend schon durch die Thatsache, daß zwischen dem vermeintlichen Erzeuger und dem mannbaren Kind irgend eine Aehnlichkeit nicht zu entdecken ist. Der Mann im Kürassierkoller hat, die Spatzen pfeifen es von den Dächern, nur die Ernte eingeheimst, die vorher Held Bamberger von Kirchheimbolanden, Virchow der Abrüster und Miquel der Tyrannentöter bereitet hatten, er hat durch ein Rothes Meer ins Gelobte Land der deutschen Einheit geführt und sein Plan wäre kläglich zusammengebrochen, wenn Moltke und Roon ihn nicht mit starken Streichen herausgehauen hätten. Aber schließlich: Moltke und Roon sind nun einmal tot, Bamberger, Virchow und Miquel werden anwesend sein, — da

konnte man, ohne sich allzu viel zu vergeben, auch einen Bismarcktoast wohl gütig gestatten. Die tüchtigsten Tribunen nickten treuherzig und meinten: tolerari potest; denn die Lockung des Bankettes war stärker als alle Bedenken. Mit dem heiklen Trinkspruch wurde nun ein zuverlässiger Mann betraut: Herr Albert Erdmann Karl Gerhart von Levetzow, Major, Landesdirektor und Reichstagspräsident a. D. Was er sagen wird? Ein putziger Mann, der in Lokuspreisen Spezialist ist und von den Kollegen fürderhin deshalb der genius loci genannt werden sollte, hat an verschwiegener Stätte, wo er nach alter Gewohnheit vor ernsten Entschlüssen Inspirationen sucht und reinigende Begeisterung schöpft, das Konzept der Festrede gefunden, und da man von Menelik, Crispi und Donna Lina, von Friedmann und seinen Annen sogar allgemach genug gehört hat, mag das werthvolle Dokument, mag die Weisheit Levetzows schon heute dem lauschenden Volk hier verkündet werden.

* * *

Meine Herren!

Gestatten Sie mir zunächst ein paar persönliche Worte. Mancher von Ihnen wird es vielleicht auffällig finden, daß gerade mir der Auftrag geworden ist, hier des Fürsten Bismarck zu gedenken. Ich gehöre dem Präsidium des Reichstages nicht mehr an, ich habe während der ersten Legislaturperiode nicht die Ehre gehabt, in Ihrem Hohen Hause zu sitzen, und ich darf mich eines besonderen Freundschaftverhältnisses zu dem allergetreuesten Diener unseres großen Kaisers nicht rühmen. Ja — ich spreche es, freimüthig, wie ich immer bin, offen aus — man hat es gewagt, mich zu schmähen, weil ich das Angedenken des früheren Kanzlers nicht eifrig genug gepflegt haben soll. Wäre dieser schnöde Vorwurf berechtigt, dann, meine Herren, würden Sie mich nicht an dieser Stelle sehen. Aber er ist beispiellos ungerecht und ein trauriges Zeichen der heute immer weitere Kreise ergreifenden sittlichen Verkommenheit. (Applauspause.) Es ist wahr: ich habe, in meiner Eigenschaft als Ihr Präsident, der Entlassung des ersten Kanzlers mit keiner Silbe gedacht, ich habe das Kapitel der Reichstagsgeschichte, das mit diesem immerhin denkwürdigen Tage schloß, vorübergehen lassen, ohne ein Wort des Dankes oder der Erinnerung daran zu knüpfen, und ich bin deshalb von gewissenlosen Menschen gehöhnt und gelästert worden. Es ist ferner wahr: ich habe, als wir von dem

alten, lieben Hause in der Leipzigerstraße schieden und ich Ihnen die Ereignisse ins Gedächtniß zurückzurufen hatte, die während eines bewegten Vierteljahrhunderts dort an uns vorübergezogen waren, abermals mit keinem Laut von dem Manne gesprochen, den wohlwollende und darum verzeihliche Uebertreibung den Schöpfer des Reiches und des Reichstages nennt, und wieder ist mir Hohn und Schmähung nicht erspart geblieben. Warum aber, so frage ich Sie, habe ich gethan, wie ich that? Warum mußte ich so und konnte nicht anders handeln?

In Ihren Augen, meine Herren, lese ich die Antwort. Sie Alle erinnern sich noch jener schmerzlichen Zeit, die mit hartem Stoß unsere nationale Entwickelung vorwärts trieb, und ich darf mich darum bei meinem Rückblick kurz fassen. Nicht unbedingt möchte ich mich zu dem — ich darf wohl sagen: geflügelten — Wort des allverehrten, nun leider nur als Gast noch unter uns weilenden Kollegen Bamberger bekennen, nach dem es ein erstes Glück war, daß wir einen Bismarck fanden, und ein zweites Glück, daß uns ein Kaiser erstand, der rechtzeitig uns von diesem Bismarck wieder befreite. Das Wort ist mir allzu kühn, und wenn ich als Landwehrmajor auch ein forsches Draufgehen liebe, so bin ich als preußischer Beamter der alten Schule doch ein Freund schöner Mäßigung und zurückhaltender Vornehmheit. Das aber muß selbst in dieser festlichen Stunde rückhaltlos ausgesprochen sein: die Entlassung des Fürsten Bismarck war eine unabwendbare Nothwendigkeit geworden und sie wirkte, als sie endlich erfolgte, wie eine Befreiung von lange ehrfürchtig getragenem, nachgerade aber unerträglichem Druck. (Applauspause.) Man hat gesagt, ich hätte, als Repräsentant der Volksvertretung, damals bei Seiner Majestät eine Audienz erbitten und an den Stufen des erhabenen Thrones ehrerbietigst eine Darstellung der Folgen niederlegen sollen, die der in der neuen deutschen Geschichte wichtigste Schritt haben könne, vielleicht haben müsse. Mein Gewissen aber, meine Herren, verbot mir ein solches Unterfangen, für das übrigens auch in dem festen konstitutionellen Gefüge unseres Staates kein Raum gelassen ist. Ich sah ein, daß eine von Gott gewollte historische Nothwendigkeit vorlag, und ich schickte mich, meinem Gott und meinem König ergeben, getrost in die Zeit. Es gelang nichts mehr. Die Versöhnung des vierten Standes mußte erreicht, die Freundschaft der römischen Kirche und des Welfenhauses mußte gewonnen werden, — und dazu gehörte ein neuer Geist und ein neuer Mann. Jeder, auch

der Stärkste, hat der Anfechtung sterblicher Menschen seinen Zoll zu zahlen und ich selbst habe — ich komme darauf noch zurück — nicht gezaudert, als die Zeit mir erfüllet schien, von meinen Aemtern zu scheiden. Und ich hätte den großen Moment, der, wie alles Große, empfindlich in unsere Geschicke eingriff, durch ein aufreizendes Wort noch schmerzlicher machen sollen? Ich hätte, gegen meine Ueberzeugung, aussprechen sollen, daß es dem Deutschen Reich gezieme, um einen Verlust Trauer zu tragen? Urtheilen Sie selbst, meine Herren!

Und ich darf sagen: ich stand mit meiner Auffassung der Dinge selbst im engeren Kreise meiner Parteigenossen durchaus nicht allein. Sehr weit, beinahe überwiegend, war unter ihnen die Anschauung verbreitet, daß uns ein neuer Tag heraufstieg, eine neue Sonne, die an hellem Glanz die alte bald überstrahlen würde. Ich möchte diese Feierstunde nicht mit Scherzen entweihen, aber ich darf vielleicht leise daran erinnern, wie gerade von meinen Freunden damals versucht wurde, durch lohende Scheiterhaufen den Beleuchtungeffekt noch zu steigern. Wir Alle waren von der Bedeutung des Augenblickes tief bewegt, aber im Innersten auch froher Hoffnungen voll. Nicht als ob wir persönliche oder fraktionelle Vortheile erwartet hätten, — Das war immer, Das ist und bleibe stets fern von uns; aber wir hofften auf eine im besten Sinn konservative Aera, die das Land so lange entbehrt hatte, und unser Hoffen schien der Erfüllung nahe, als zwischen Christen und Atheisten die reinliche Scheidung vollzogen wurde. Gewiß sind nicht alle Blüthenträume aus diesen schönen Tagen gereift. Aber ist die Versöhnung des vierten Standes etwa nicht erreicht, die Freundschaft der römischen Kirche und des Welfenhauses nicht gewonnen worden? Haben wir mit der Annahme der Handelsverträge nicht, wie der staatsmännische Kollege Lieber richtig voraussagte, ein zweites, ein friedlicheres Sedan erlebt und steht das Deutsche Reich nicht herrlicher heute als jemals zuvor da, inmitten starker Verbündeten, mit wachsendem Einfluß, einer Welt gebietend, in der die slavische Macht unaufhaltsam weiter zurückgedrängt wird und die sich dem erneuten deutschen Imperium in Achtung und bald sicher auch in herzlicher Liebe neigt? Ich will nicht behaupten, daß ich vor sechs Jahren diese großartige Entwickelung schon in vollem Umfange ahnte — auch ich, meine Herren, bin nur ein sterblicher Mensch mit schwachem Gesicht —, aber ich fühlte über meinem bescheidenen Haupt das Rauschen einer glorreichen Zukunft und war fest entschlossen, mich ihrer würdig

zu zeigen. Und ich darf es laut, zum Ruhm dieses Hohen Hauses, hier sagen: kaum Einen gab es in unserer Versammlung, der anders dachte. Niemand erhob sich, um dem Scheidenden einen Gruß nachzurufen, Niemand war so vermessen, von uns beim Anbruch des neuen Lichtes eine Trauerstimmung zu fordern. So lange ich die Ehre hatte, Ihr Präsident zu sein, habe ich es stets als meine höchste Pflicht betrachtet, Ihren Empfindungen Ausdruck zu geben. Habe ich diese Pflicht, so frage ich Sie, frevelnd versäumt, als ich nach dem zwanzigsten März des Jahres 1890 schwieg, da Ihr Gefühl doch nicht nach Worten verlangte?

Ihre freudige Zustimmung zeigt mir, daß Sie mein Verhalten billigen, und tröstet mich über vergangene und noch zu erwartende Angriffe hinweg. Nein, meine Herren, weder beim Abschied vom alten Kanzler noch beim Lebewohl vom alten Hause war es angebracht, den Namen zu nennen, der nicht überall, Sie wissen es so gut wie ich, damals in bestem Ansehen stand. Ein Beamter hat die ihm auferlegte Pflicht zu erfüllen und, wenn seine Dienste nicht mehr beansprucht werden, schweigend im Ruhestand Erholung zu suchen. Ich möchte das unerquickliche Thema nicht weiter behandeln und will nur sagen, daß auch ein Reichskanzler ein Beamter ist, daß er, als der höchste Beamte, das leuchtendste Beispiel zu geben hat und daß wir dieses Beispiel eine Weile mit tiefem Bedauern vermissen mußten. Im Kreise meiner Freunde — ich verweise Sie auf die Kreuzzeitung aus den Jahren 1890 bis 1893 — war darüber denn auch nur eine Stimme zu hören und es kostete uns keine Mühe, ein paar Fanatiker zum Schweigen zu bringen. Später trübte sich leider nach der Ansicht mancher konservativen Männer der helle Tag: die neue Regirung, die auch sie in froher Begeisterung begrüßt hatten, erfüllte nicht alle gehegten Wünsche — wer vermöchte Das? — und es kam die Stunde, wo ein Beschluß der Fraktion unseren wegen seiner Liebenswürdigkeit und Herzensgüte mit Recht hochgeschätzten Kollegen, den Freiherrn von Manteuffel, zwang, dem leitenden Staatsmanne ein Mißtrauen anzudeuten, das seiner arglosen Seele sonst völlig fremd ist. Damals, meine verehrten Herren, war ich ein Wilder, — nicht sehr wild zwar, wie es meinen sanften Sitten entspricht, jedenfalls aber nicht Mitglied der konservativen Fraktion. Ich verbarg meine ernsten Bedenken nicht, aber die wohlmeinende Warnung wurde überhört und ich konnte, als Ihr Präsident, nur dafür sorgen, daß von einer autoritativen Stelle aus eine etwa vorhandene Sehnsucht nach

dem alten Kurs niemals laut werden durfte. Sie haben mich wiedergewählt und mir dadurch deutlich bewiesen, daß ich von Ihrem Vertrauen getragen war und im Einverständniß mit der Mehrheit die Geschäfte des Hohen Hauses nach Menschenkraft eifrig gefördert hatte.

In heiterster Herzensfreudigkeit darf ich sagen, daß inzwischen die Zeiten andere geworden sind. Wer möchte, ohne verlacht zu werden, heute noch verkünden, daß der erste Reichskanzler nicht in allen Stücken mit der Politik zufrieden ist, deren Segnungen uns beglücken, daß er nicht mit fröhlichem Wohlgefallen auf das Werk seiner Schüler und Nachfolger sieht, auf die neugeschaffene Herrlichkeit, die er selbst in Träumen wahrlich nicht zu hoffen wagte? Sie wissen, wie es dahin kam, und ich will diesen zarten Punkt nicht berühren. Aber ich habe aus der veränderten Lage, Das darf ich erwähnen, sofort die entsprechenden Schlüsse gezogen. Jetzt, erst jetzt war es Zeit, mit feierlichem Gruß und in ergriffenem Dankgefühl dem Manne zu nahen, der sich endlich auf sein besseres Selbst wieder besonnen hatte. Und jetzt war es auch nöthig, sich entrüstet gegen die Leute zu wenden, die noch ferner so handeln wollten, wie wir fünf Jahre, mit bangem Schmerz, hatten handeln müssen. Man hat Ihnen erzählt, ich hätte das Amt des Präsidenten niedergelegt, weil ich alt geworden bin und weil Gesicht und Gehör den Dienst zu versagen beginnen. Das ist eine — bewußte oder unbewußte — Entstellung der Wahrheit. Brauche ich den Herren, die heute hier mit uns versammelt sind, ausdrücklich zu sagen, daß man ein guter, ja ein ausgezeichneter Reichstagspräsident sein kann, auch wenn man stocktaub ist, von Ihren Verhandlungen kein Sterbenswort hört und am nächsten Tage erst, also in gelassener Sammlung, ungeberdige Herren zur Ordnung ruft? Nein, ich bin von meinem hohen Sitze herabgestiegen, weil die Mehrheit der Volksvertretung dem Fürsten Bismarck den Geburtstagsgruß versagte. Ich bin nach Friedrichsruh gefahren und habe den Einsiedler als den getreuesten Diener unseres großen Kaisers in hoch gestimmter Rede begrüßt. Denn ich habe mir, nach reiflicher Ueberlegung, gesagt, daß der in neue Gnaden aufgenommene und in die dem pensionirten Beamten gewiesenen Wege reuig zurückkehrende Mann diesen Festgruß wirklich verdient hat. (Applauspause.) Auch für diese Zustimmung kann ich Ihnen nur herzlich danken.

Und deshalb, meine Herren, weil ich zwischen dem Bismarck von früher und dem von heute zu unterscheiden vermag, bin ich der

Ehre gewürdigt worden, jetzt hier zu Ihnen sprechen zu dürfen. Ich mag das Geständniß nicht feig zurückhalten, daß gerade für diesen Toast andere Kandidaten vorgeschlagen waren, — Männer, die, wie die Herren Grafen von Mirbach und Limburg, wie Herr von Kardorff, dem ersten Kanzler näher standen und stehen als ich. Aber diese vortrefflichen Herren werden es mir nicht verübeln, wenn ich bemerke, daß sie ihrem Verkehr vielleicht nicht immer die richtigen Grenzen zu setzen verstanden haben. Ich schone ihre von mir respektirten Gefühle; sie selbst werden jetzt wohl empfinden, daß es besser gewesen wäre, ein allzu inniges Verhältniß zu einem in Ungnade gefallenen Staatsdiener zu meiden, und sie haben am eigenen Leibe, wie ich mit menschlichem Bedauern feststellen muß, die Folgen ihrer Unvorsichtigkeit zu spüren gehabt. Sie wären für die heikelste Aufgabe dieses festlichen Tages nicht ganz geeignet gewesen und hätten am Ende gar Töne angeschlagen, die wir in dieser Stunde lieber nicht hören wollen. Nach gründlicher Berathung ist die Mehrzahl meiner Freunde zu dem Entschluß gelangt, mir diese Aufgabe zu übertragen. Sie sind dabei von der mich ehrenden und fast beschämenden Anschauung ausgegangen, daß ich während der nun verstrichenen sechs Jahre ihren Gefühlen den allzeit korrektesten und sichersten Ausdruck gegeben habe. Dieses Bewußtsein erhebt mich in einem schweren und an ernster Verantwortung reichen Augenblick und es mag mir die Fähigkeit verleihen, auch Ihr Gesammtempfinden, meine Herren, mannhaft und muthig, nach kerndeutscher Art, hier auszudrücken.

Fünfundzwanzig Jahre sind heute vergangen, seit unseres höchstseligen Kaisers Majestät dem Ihnen Allen bekannten Grafen von Bismarck-Schönhausen die Fürstenwürde verlieh. Damit wurde nach Gebühr die treue Arbeit eines Dieners belohnt, der stets ein gehorsames und willfähriges Werkzeug gewesen und dem es beschieden war, im kaiserlichen Dienst manchen schönen Erfolg zu finden. Sechs Jahre waren gestern verstrichen, seit dieser selbe Mann mit dem Herzogstitel und dem Rang eines Feldmarschalls aus dem Dienst entlassen wurde. Auch Das war eine Belohnung und ich möchte behaupten, daß ein alternder Staatsdiener eine schönere sich gar nicht wünschen kann. Als ich diesen Toast übernahm, da, meine Herren, habe ich mir gleich gesagt, daß es sich geziemt, die beiden denkwürdigen Daten zu verbinden und aus der Verbindung eine für unsere deutsche Zukunft förderliche Lehre zu ziehen. Lassen Sie uns heute, am Geburtstag unseres geliebten Hohen Hauses,

in ungetrübter Dankbarkeit der Geschichte dieses Märztages gedenken, die uns deutlich bewiesen hat, daß es zu Zeiten zwar ein Glück sein kann, mit einem großen Manne gemeinschaftlich arbeiten zu dürfen, daß es aber auch ohne große Männer — und mitunter sogar noch besser — geht. (Lachpause.) Lassen Sie uns an diesem historischen Tage, der uns den Fürsten Bismarck gegeben und den Herzog von Lauenburg genommen hat, weise erwägen, daß es nicht die Sache des beschränkten Unterthanenverstandes und einer wahrhaft konservativen Gesinnung ist, den Schleier zu lüften, der die politischen Nothwendigkeiten verhüllt und den eine höhere Hand rechtzeitig stets beseitigen wird. Stimmen Sie mit Herz und Mund in den Ruf ein, der dem ersten Kanzler im Deutschen Reich ein langes, beschauliches, gottergebenes und geruhsames Leben wünscht, zugleich aber auch in den anderen Wunsch: es mögen unserem theuren Vaterlande immer treue Diener beschieden sein, die folgsam nach dem Befehl zu kommen und in schweigendem Gehorsam pünktlich auf die Minute zu verschwinden wissen. Einem Manne, der, bis auf kleine, jetzt längst bereute Verfehlungen, ein langes Leben hindurch ein solcher Beamter war, gilt mein Trinkspruch und in diesem Sinne, meine Herren, fordere ich Sie auf, Ihre Gläser zu erheben und mit mir zu rufen: Seine Durchlaucht der Fürst von Bismarck, Herzog von Lauenburg, er lebe hoch und noch einmal hoch und abermals hoch!

* * *

Ein putziger Mann hat, wie schon berichtet wurde, diese verlorene Handschrift an verschwiegener Stätte gefunden und so wurde sie vorzeitig ans Licht gebracht. Fast möchte man die Entdeckung bedauern, denn nun wird die Rede vielleicht anders lauten, als sie ursprünglich lauten sollte, und es ist durchaus nicht sicher, daß sie auch dann noch den Beifall gewinnt, auf den ihr die erste Fassung berechtigten Anspruch gab.

Italien und Abessinien.

Schwer verständlich ist in unseren Tagen das Beharren unentwegter Vorkämpfer eines ewigen Friedens. Als ob die unaufhörlich gesteigerten Rüstungen des waffenstarrenden Europa noch nicht genügten, um das Mißverhältniß zwischen diesem platonischen Wunsch und der Wirklichkeit der Dinge aufzudecken: wer vermöchte sich den Ereignissen dieser letzten Monate zu entziehen, die stärker als je die alte Lehre neu einprägten, daß der Krieg eine fatalistische Nothwendigkeit in der Menschheitgeschichte ist und daß das grauenvolle Wort: homo homini lupus noch heute gilt. Bertha von Suttner mochte wohl rufen: Die Waffen nieder! — ach, ihr Ruf blieb der bloße Titel eines Romans und die Wirklichkeit reihte ein blutiges Trauerspiel an das andere. Der kubanische Aufstand, Jamesons Zug nach Transvaal, die armenischen Gräuel und der abessinische Krieg sind hier und dort herausschlagende Flammen, die das unausgelöschte innere Feuer menschlicher Grausamkeit und Kampfbegier verrathen und für die Zukunft ein noch weiter fressendes, noch verhängnißvolleres Auflohen befürchten lassen. Wir rühmen uns der Civilisation, aber anstatt Bildung zu bethätigen, begnügen wir uns mit der theoretischen Forderung. Unsere Thaten richten uns: wir sind Barbaren; nur wie die Kleidertracht gewechselt hat, haben wir in einigen Aeußerlichkeiten des Handelns den alten geistigen Aufputz neuen Moden weichen lassen. Friede, Unabhängigkeit, Solidarität sind zwar die Merkmale, die das scheidende Jahrhundert an die Stelle der revolutionären Devise: liberté, égalité, fraternité gesetzt hat, aber statt des Friedens herrscht der Krieg, statt der Unabhängigkeit die Unterdrückung des schwächeren Volkes durch das stärkere, statt der Solidarität der erbarmunglose Kampf ums Dasein. Wir zerarbeiten uns in einem Widerstreit von Willen und Vorstellung; unsere Gedanken, vielleicht auch nur unsere Träume, sind gut, — unsere Triebe und die von ihnen ausgelösten Handlungen sind böse oder doch kaum bedingt gut zu nennen.

Dieser Widerstreit tritt aber beinahe nirgends soziologisch greifbarer hervor als in dem an Schwierigkeiten und Opfern so fruchtbaren Bereich der Kolonialpolitik, zumal der italienischen. Verdanken wir nicht unser junges Volksthum einem Kriege für die Unabhängigkeit? Und trotzdem versuchen wir nun in Afrika die selbe Usurpation, die vor vierzig Jahren Oesterreich auf italienischem Boden sich anmaßte? So haben Etliche zur italienischen Regirung gesprochen und die Folgerichtigkeit solcher Vorhalte ist nicht zu leugnen. Immerhin ist man die Antwort nicht schuldig geblieben. Man könne die damaligen Verhältnisse nicht mit den jetzigen vergleichen, eben so wenig ein civilisirtes Volk, wie das italienische, mit der barbarischen Bevölkerung des Gebirgslandes Habesch. Wir hatten die Fähigkeit und das Recht, uns selbst

zu regiren, die Oesterreicher hatten keinerlei Beruf, uns zu unterdrücken. Dagegen muthen wir den Abessiniern keine Einbuße zu, sie können durch uns nichts verlieren, sondern nur gewinnen, unsere Invasion bringt ihnen das unschätzbare Gut der Civilisation. Wie verhält es sich mit Alledem? Lassen wir zunächst bei Seite, daß weder die Absichten, die uns nach Abessinien geführt haben und dort festhielten, noch die angewandten Mittel dem heiligen Endzweck einer civilisatorischen Aufgabe entsprachen. Dafür hätten wir vielleicht den Missionären das Feld überlassen, die in Güte überzeugen und bekehren, während wir morden, um zu überzeugen und zu bekehren. In Wahrheit sind wir unseres Vortheiles wegen nach Afrika gegangen; wir hofften, daß das koloniale Abenteuer sich rentiren würde, und heute — nach etwas über zehn Jahren — sehen wir ein, daß da nichts zu holen ist als Blutvergießen, lastende Schulden und schmerzliches Leid. Ich bin weder so harmlos noch so unaufrichtig, zu behaupten, die Unabhängigkeit eines fremden Volkes sei immer und ausnahmelos heilig. Dann gewiß nicht, wenn diese Unabhängigkeit dazu führt, die Sklaverei zu erhalten, und wenn die Angehörigen eines solchen Volkes ungefähr leben wie geborene Verbrecher. Ich gebe vielmehr gern zu, daß die civilisirten Nationen — analog dem elterlichen Erziehung- und Züchtigungrecht gegenüber den Kindern — das Recht haben, die Barbarei, wo sie anzutreffen ist, aufzustören und zu bekämpfen. Hierzu giebt es aber nur ein wirksames Mittel: die gewaltsame Niederwerfung, zwar ein Uebel, so lange der Kampf währt, doch segensreich für die Zukunft, — die nothwendige Peripetie alles menschlichen Fortschrittes. Aber ich behaupte mit aller Energie, daß diese schwierige und opferheischende Aufgabe der Civilisatoren nur Denen zukommt, die den ungeheuren Aufwendungen einer Kolonialpolitik im großen Stil gewachsen, durch Erfahrungen gewitzigt und mit der Fähigkeit begabt sind, das einmal Begonnene bis zum glücklichen Ende zu führen. Wie dächte man über einen Armen, den Ernährer einer bedürftigen Familie, der sein geringes Gut austheilte in Werken der öffentlichen Wohlthätigkeit? Wer sollte ein solches Verfahren nicht für ungereimt halten, da es doch die Pflicht dieses Mannes wäre, für sich und die Seinen zu sorgen, die Bethätigung eines weitergehenden Altruismus aber Denen zu überlassen, die außer dem Nothwendigen auch mehr oder weniger Ueberfluß besitzen? So meinen wir Italiener, daß es besser den großen Landbesitzern und den Fürsten der Industrie anstände, Pläne zu ersinnen und auszuführen, wie die jetzt wüsten Strecken des agro romano, die zur Zeit der alten Römer mit prachtvollen Villen und Gärten geschmückt waren, wieder urbar und bewohnbar zu machen seien, als dem besitzlosen Arbeiter und dem steuerzahlenden Volk. Uebertragen wir diese elementaren Grundsätze der Wirthschaft- und Morallehre auf die Kolonialpolitik, so folgt, daß nur die reifen, die mächtigen und reichen Nationen berufen sind, den

Ueberschuß ihrer Spannkraft auf neue, der Kultur noch nicht erschlossene Kontinente abzuleiten, nicht aber die Völker, die, materiellen oder persönlichen Gründen gehorchend, sich für verschwimmende Ideale zu opfern versuchen.

Ich möchte nicht mißverstanden sein: ich leugne nicht, daß jeder vom Ideal getragene Kampf für die Civilisation in letzter Linie auch Dem zu Statten kommt, der ihn geführt hat; aber ich kann gewisse Unternehmungen nur billigen, wenn sie auf der Grundlage zuverlässiger wirthschaftlicher Stärke und geschulter Erfahrung beruhen; fehlt Eins von Beiden, so ist alle Anstrengung vergeblich oder die Einbußen sind größer als der Gewinn. Unbedingt verwerfe ich die jesuitische Art, mit der man sowohl das Für wie das Wider der Kolonialpolitik alltäglich diskutiren hört, und eine Sophistik, die Sentimentalitäten an die Stelle von Vernunftgründen setzt; ich halte den verstiegenen Schwatz über Meneliks Patriotismus, der darthun soll, wie unsere Kriegführung die Grundsätze der Unabhängigkeit verletze, für genau so werthlos wie die Forderung, in Afrika zu bleiben, um das Prestige der Civilisation gegen einen königlichen Sklavenhändler zu vertheidigen. Kämpfen wir mit offenem Visier und laßt uns den Muth unserer Ueberzeugungen haben, mögen sie nun Irrthum und Wahn sein oder richtige Voraussicht und nützliche Berechnung. Gesagt werden muß: wir wünschten wohl, Afrika zu verlassen, ja, wir wünschten, niemals dorthin gegangen zu sein, weil wir jetzt Gefahr laufen an Leib und Gut; aber wir können uns nicht entschließen, den Rückzug anzutreten, der Italien moralisch und wirthschaftlich zu schädigen droht. Die Schlußfolgerungen trennen sich, aber alles Denken strebt nach dem selben Ziel: der gegenwärtigen und zukünftigen Wohlfahrt des Vaterlandes. Die allgemeinen Vortheile, die unsere Entschließung gewähren oder versagen wird, müssen hiergegen zurücktreten, wenn sie nicht als bloßer Dunst die Köpfe umnebeln sollen.

Nach Alledem — da Italien also weder die brutale Rolle eines Gewalthabers im radetzkyschen Geiste noch die närrische Rolle eines ideologischen Don Quixote in Abessinien spielt oder zu spielen gedenkt — resumirt sich die Frage positiv — und man möchte fast sagen: spießbürgerlich — dahin, ob es vortheilhafter ist, zu bleiben oder dem Rothen Meere den Rücken zu wenden. Eigentlich habe ich darauf bereits geantwortet, als ich vorhin sagte, daß sich nur die reifen, mächtigen und reichen Nationen den Luxus der Kolonialpolitik gestatten können. Ich bin aber in der Lage, diese Antwort zu erweitern und zu verstärken durch den bloßen Hinweis auf all die ungethane Arbeit, die unseres Volkes im eigenen Lande harrt und die uns verbietet, nach fremden Gegenden zu spähen, um da zu kolonisiren, wo in Folge des Klimas und der Bodenbeschaffenheit für uns doch wenig zu holen ist. Wäre es nicht lohnender, Sardinien wieder zu Dem zu machen, was es im Alterthum war: zur Kornkammer Italiens, während das Land jetzt von einer spärlichen,

verarmten Bevölkerung bewohnt, verödet und durch ein Räuberwesen zerrüttet ist, das im Lichte dieses Jahrhunderts Thaten des finsteren Mittelalters erneuerte? Ich sprach schon vom agro romano, jener Wüstenei der Kampagna im Umfange sämmtlicher lombardischen Provinzen, — einer offenen Wunde und einem Schandfleck am Körper Italiens. Oder man denke daran, was unserer Hauptstadt fehlt: die Industrien, die sie so schmerzlich vermißt, die Kapitalien, die sie herbeisehnt und vergeblich sucht. Aber, wird eingewandt, Das war vorher gut und zu erwägen, ehe man nach Erythraca ging; jetzt, da unsere Ehre auf dem Spiel steht, ist es nicht mehr beweiskräftig. Auch der Mann von Ehre aber kann in die Lage kommen, ein gesprochenes Wort zu bereuen; er wünscht, es wäre ungesagt geblieben, aber es ist heraus und mit einer Thätlichkeit vergolten worden, — was bleibt ihm übrig, als sich zu schlagen? Die Ehre, sagt man, verlangt es. Meinetwegen. Ich füge mich dem Vergleich, da im Ehrenpunkt die Nationen empfindlich zu sein scheinen wie die Individuen: schlagen wir uns, versuchen wir zu siegen, — aber dann enden wir ein Unternehmen, das bereits Millionen verzehrt hat und schließlich Milliarden verschlingen wird. Dagegen heißt es wieder, und besonders unter Italienern, ein solches Zurückweichen schädige unser moralisches und materielles Prestige vor der Welt. Zugegeben. Aber das afrikanische Abenteuer ist dahin gelangt, daß, bleiben wir nun oder gehen wir, Italien keinen Anlaß zur Freude hat. Bedeutet das Eine unseren materiellen Ruin, so das Andere den Spott unserer Feinde und — gleich schmerzlich — das mitleidige Bedauern unserer Freunde. Aber wie im privaten Leben des Einzelnen das beste Mittel, einen Fehltritt wieder gut zu machen, ist, ihn in anständiger Weise zu bekennen, so ist es im politischen Leben der Völker der Muth, die verhängnißvollen Folgen eines irrthümlichen Unterfangens durch eine offene Preisgabe abzuschneiden. Um so mehr, als koloniale Abenteuer für das junge, neuen Zukunftzielen entgegenstrebende Italien überhaupt etwas Anderes bedeuten als für andere Völker, sowohl unter dem Gesichtspunkt der Machtstellung und des Nationalstolzes als auch des Hauptzweckes. Lassen wir neidlos den Engländern die nützliche und stolze Mission, ihr Banner bis in die fernsten Länder zu tragen, liegt in ihren Händen doch nun einmal der Welthandel, der fort und fort neue Märkte schafft und neue Absatzgebiete erschließt. Englands Ruhm beruht auf seinen Reichthümern, seine Kraft auf deren erfolgreicher Ausnutzung. Italien ist zu anderen Dingen ausersehen; um groß zu bleiben, wie es durch die Jahrhunderte war, taugt ihm nicht die Ausdehnung seiner politischen Macht über Millionen von Beherrschten; sein Einfluß soll mehr moralischer und intellektueller als materieller Art sein. Wir rühmen uns, die weltliche Macht des Papstthumes für alle Zeit beseitigt zu haben, wohlan: nehmen wir uns ein Beispiel an eben diesem entthronten Papstthum. Ohne

Heer und ohne Land ist der Inhaber des Apostolischen Sitzes noch heute und noch für lange ganz allein eine der größten Mächte der Welt. Auch ohne Erweiterung seines Machtbereiches, auch ohne Kolonien vermag Italien sich höchsten Ansehens und Einflusses unter den Staaten Europas zu erfreuen. Nicht der Mann des besseren Revolvers, sondern der Mann des besseren Intellektes ist der Stärkere; so ist — in der sozialen Bedeutung des Ausdruckes — die stärkere Nation auch nicht die etwa, die mehr Bewaffnete stellt oder mehr Menschen beherrscht, sondern die, welche sich des größten Reichthumes an künstlerischen und wissenschaftlichen Intelligenzen rühmen kann. Der Ruhm unserer Vergangenheit war, daß wir die Finsterniß der Barbarei und jegliche Art von Unterjochung mit dem Licht der Civilisation verscheuchten; dieser Vergangenheit mögen wir uns dadurch würdig zeigen, daß wir die kranken und nothleidenden Theile des Volksganzen heilen und aus ihrem Elend erheben und daß wir nicht ablassen von der Reinigung der politischen Lebensluft, die uns nur zu sehr in jenen wüsten Kämpfen verdorben wurde, die all unser Sein lange genug einem trügerischen Schein opferten. So — und nur so — können wir den Rang behaupten, den uns das Geschick bestimmt hat.

Wie eine alte aristokratische Familie, die, verwirrt durch plötzliche Glücksumstände, in übergroßen Ausgaben ihr Erbgut bereits angegriffen und beinahe verschleudert hätte, sich der Gefahr bewußt wird, sich besinnt und in der Zurückgezogenheit arbeitet, bis es nach Jahren gelungen ist, den Ruin aufzuhalten und den früheren Glanz und Wohlstand wieder herzustellen, — so möge Italien in den afrikanischen Ereignissen den Wink sehen, seinen Kurs zu ändern und auf lange hinaus alle Expansiongelüste zu vertagen, die ihm heute als schmerzhafter Albdruck den Athem rauben. Unsere Ehre duldet es, denn der afrikanische Krieg hat, trotz mancher Niederlage, unserem Gewissen den Trost und der Welt den Beweis gegeben, daß der Ruhm der italienischen Tapferkeit auch heute noch nicht zum leeren Schall geworden ist.

Rom. Scipio Sighele.

Diese ernsten Gedanken hat Herr Sighele unmittelbar vor der Schlacht bei Adua niedergeschrieben, die Italien die schwerste Niederlage in diesem unheilvollen Feldzuge brachte. Die Betrachtung der Folgen, die dieses Ereigniß für den italienischen Staat und vielleicht für die Gruppirung der europäischen Mächte haben kann, mag einer ruhigeren Stunde vorbehalten bleiben. Einstweilen hat es Herrn Crispi vom Platze geweht und alle verständigen Freunde des jungen Königreiches werden wünschen, daß mit dem Megalomanen auch die Abenteuerlust verschwinden und einer gründlichen Wirthschaftreform die Bahn frei machen möge.

Menschenzüchtung.

Das Stigma beweist den Einfluß der Phantasie auf den Körper, und zwar — insofern, als dabei ein Muster kopirt wird — auf den organischen Bildungtrieb dieses Körpers. Das Versehen beweist Das noch deutlicher, weil hier der Einfluß nach jener Sphäre geleitet wird, wo dieser organische Bildungtrieb in besonderer Aktivität ist, nämlich auf den Fötus im Mutterleib. Stigma und Versehen sind wesentlich gleiche Vorgänge mit bloßem Ortsunterschied. Bei Beiden erstreckt sich der Einfluß bis in die sogenannten unbewußten Lebensprozesse. In der Naturwissenschaft begegnen wir meistens einem Leugnen dieser Thatsachen, in der Philosophie vermissen wir die richtige Erklärung. So sagt z. B. der Philosoph Liebmann: „Das Kind einer mir bekannten Frau wurde mit einem seltsamen Male geboren. Es hatte auf seiner linken Hand einen großen, eigenthümlich geformten Flecken in braunrother Farbe. Woher Das? Weil die Mutter im ersten Monat der Schwangerschaft sich die linke Hand mit kochendem Wasser verbrannt hatte. Das Händchen des Kindes zeigte just dieses Brandmal der Mutter in verjüngtem Maßstab. Nun frage ich: wie erklärt Dergleichen der Mechaniker? der Physiker? der Chemiker? Antwort: tiefes Stillschweigen. Welcher seltsame Storchschnabel hat hier nachgezeichnet? Antwort: kein mechanischer, sondern die ‚Formgemeinschaft zwischen Mutter und Kind'." [1]) Aber mit dieser „Formgemeinschaft" ist eben auch nichts erklärt. Eine Erklärung muß die wirkende Kraft aufzeigen, also naturwissenschaftlich sein. Die in der Phantasie der Mutter dominirende Vorstellung kann immer nur als die entfernte Ursache, als die causa movens, aber nicht als die eigentliche mechanische Ursache des Versehens angesehen werden. Wir brauchen eine Kraft, die organisirt, und einen Stoff als Träger dieser Kraft, die aber auch fähig sein muß, das Vehikel psychischer Zustände zu sein. Eine solche Kraft ist das Od, und nur das Od. Im Falle Liebmanns überträgt es eine Schmerzempfindung auf den Fötus; und Das ist selbst bei fehlender Nervenleitung möglich, weil Mutter und Fötus in einem magnetischen, odischen Rapport stehen. Superville hat einen noch viel drastischeren Fall berichtet: er fand in einer eben geschlachteten Sau sieben Ferkel, die alle am Nacken das blutige Zeichen des Messers trugen. [2]) Der magnetische Rapport bedarf keiner Nervenleitung, daher ist er sogar zwischen getrennten Individuen möglich und überträgt Empfindungen. Kerners Somnambule klagte über Brennen, als er seine Hand über das Licht hielt. [3]) Der Physiologe Burdach sagt, daß der Fötus an den Vorstellungen der Mutter theilnimmt, wie die Somnambule an denen des Magnetiseurs,

---

[1]) Liebmann: Analysis der Wirklichkeit. 224. — [2]) Berliner Klinik (1892). 62. — [3]) Kerner: Geschichte zweier Somnambulen. 132.

und in prägnanter Kürze fügt er bei, daß, was in der Vorstellung besteht, sich realisiren kann, daß die ganze Lebensthätigkeit des Embryo eine organisirende ist, daß daher die Vorstellungen der Mutter die Bildungweise des Fötus beeinflußen können.[1])

Den Physiologen ist es bekannt, daß, wenn Mütter und Ammen nach heftigem Zorn ein Kind stillen, dieses in Krämpfe fallen oder wohl gar sterben kann,[2]) sowie daß der Biß eines Thieres um so gefährlicher ist, je mehr es gereizt war. Im ersten Falle ist der odische Rapport vermittelt durch die Nahrung der Muttermilch, im zweiten durch den Speichel; in beiden Fällen ist das Od Träger psychischer Zustände. Mehr ist aber auch nicht nöthig, um das Versehen zu erklären.

In unseren Tagen fehlt schon jeder Grund, das Versehen zu leugnen, weil die endlich einmal anerkannte hypnotische Suggestion uns auch jenen Vorgang begreiflich erscheinen läßt. Auch die Suggestion nämlich ist eine vermöge ihrer Isolirtheit dominirende Vorstellung in der Phantasie des Patienten. Sie ruft nicht nur Vorstellungen hervor, sondern geradezu sensorielle Eindrücke, und sie realisirt organisch den Inhalt der Suggestion. Man hat sie schon benützt, um das Stigma experimentell zu erzeugen, und man wird sie noch benützen, um das Versehen künstlich hervorzurufen; denn die causa movens des Versehens ist entweder eine Objektsuggestion oder eine Autosuggestion; was aber diese leisten können, Das muß selbstverständlich auch die fremde Verbalsuggestion leisten können. Ob Versuche dieser Art schon gemacht wurden, weiß ich nicht; doch ist mir der schon annähernde Fall bekannt, daß sich eine Mutter an einem unschuldigen Leibestheile mit der Autosuggestion berührte, daß ihr Kind an der entsprechenden Stelle einen Flecken haben sollte, der später an dem Kinde in der That sichtbar war. Wenn die Stigmatisirung des eigenen Leibes, natürlich und künstlich, möglich ist, so muß die des Fötus um so leichter eintreten, weil sich auf ihn die organisirende Thätigkeit zuspitzt.

Es ist auch aus praktischen Gründen dringend geboten, daß wir uns endlich einmal darüber klar werden, ob das Versehen möglich ist; denn wenn wir die Frage bejahen, so ergeben sich praktische Folgerungen von großer Wichtigkeit. Vielleicht ist sich die Menschheit in keiner Kulturperiode über die Wichtigkeit des pädagogischen Problemes so klar gewesen wie heute. Aber freilich beweist gerade die Vielheit der Bücher über diese Frage, daß wir zu festen Prinzipien in der Erziehunglehre noch immer nicht gekommen sind. Der wichtigste Theil des sozialen Problemes liegt eben darin, daß die heutige Jugenderziehung unter dem Einfluß schwer zu beseitigender äußerer Verhältnisse außerordentlich geschädigt wird; denn darüber sind sich höchstens die Sozialisten

---

[1]) Burdach: Physiologie. II. 122. — [2]) Carus: Psyche. 352.

selber noch unklar, daß die einseitige Verbesserung der äußeren Lebensverhältnisse nichts nützt und daß sie von wirklichem Nutzen für das Individuum nur dann ist, wenn die Verbesserung seiner inneren Substanz gleichen Schritt hält. Eine einseitige Verbesserung der äußeren Lebenslage ist sogar von Nachtheil, wenigstens für den Ungebildeten und Unmoralischen.

Warum wollen wir denn unsere Kinder gut erziehen? Doch nicht etwa nur, um sie für den Kampf ums Dasein möglichst geschickt zu machen? Diese Amerikanisirung europäischer Verhältnisse bleibt uns hoffentlich erspart. In erster Linie wollen wir sie gut erziehen, um sie zu veredeln, und wir Occultisten wollen Das um so mehr, weil wir die Unsterblichkeit des Menschen einsehen, weil also für uns der Accent auf dem Individuum und dessen jenseitigen Verhältnissen liegt, nicht etwa blos auf der Gattung und deren irdischer Zukunft. Damit wächst die Wichtigkeit des pädagogischen Problemes riesengroß. Das Interesse der Gattung geht zudem Hand in Hand mit dem transszendentalen Interesse der Individuen. In einer veredelten Menschheit werden jene Schattenseiten, die an den sozialistischen Klagen berechtigt sind, von selbst wegfallen, und um so leichter, als der bloße Fortschritt der Naturwissenschaften ohnehin die Verbesserung der äußeren Lebensverhältnisse mit sich bringen wird.

Unsere Kinder leiblich und geistig gesund zu machen: Das ist das Problem der Pädagogik. Die Aufgabe ist besonders unter unseren heutigen, vielfach verkehrten Verhältnissen sehr schwer. Die Pädagogik könnte aber entlastet, die Veredelung der Individuen wie der Gattung könnte gefördert werden, sobald wir das Vorurtheil aufgeben, daß die Erziehung erst einzugreifen hat, wenn das Individuum fertig ins Dasein tritt. Vermöge jener Naturgesetze, deren eines sich im Versehen offenbart, kann die Erziehung schon vorgeburtlich beginnen und ist dann sogar viel einschneidender als nach der Geburt.

Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß unsere Generation von diesem Problem noch kaum eine Ahnung hat. Wir züchten zwar Schweine, Hunde, Tauben, Pferde, alle möglichen Hausthiere; daß aber auch der Mensch gezüchtet werden und die Veredelung der Rasse auf diesem Wege erreicht werden kann, daran denken wir nicht. Schon Campanella hat darüber gespottet*). Dieser Züchtung wird sogar entgegengewirkt, freilich weniger durch die Thorheit der Menschen als schon durch den politischen Zustand der Menschheit, der die staatliche Zersplitterung in sich enthält. Diese hat zunächst naturgemäß das ungeheure Anwachsen des Militarismus mit sich gebracht, der schon in Friedenszeiten die Kultur in der empfindlichsten Weise schädigt, die erheblich gefördert würde, wenn der Aufwand dafür sich für Erziehung und Unterricht, für die Pflege der Kunst und die Verminderung der sozialen

*) Campanella: Civitas Solis. —

Noth verwenden ließe. Man könnte statistische Tabellen darüber anlegen, daß Armuth und Verbrechen mit der Höhe der Militärbudgets gleichen Schritt halten, daß also deren unverhältnißmäßiges Anwachsen der physischen und moralischen Degeneration der Rasse in die Hände arbeitet. Leider ist es dem einzelnen Staat nicht möglich, diesen Prozeß rückläufig zu machen, und eine internationale Regelung der Sache stößt auf große Schwierigkeiten, wiewohl allgemein eingesehen wird, daß sie nothwendig geschehen muß. Man sieht auch allgemein ein, daß die Kriege, deren Opfer mit der Entwickelung der Waffentechnik immer zahlreicher werden, einer indirekten Auslese der für die Fortpflanzung minder Tauglichen gleichkommen, daß sie also immer kulturfeindlicher werden. Man sieht eben so ein, daß bei der beständigen Steigerung des sozialen Kampfes ums Dasein die Wahl bei der Ehe immer mehr nach Rücksichten des Geldes, der Protektion, der sozialen Stellung getroffen wird, daß dagegen Heirathen aus Liebe immer seltener werden, wodurch die Naturzüchtung aufgehoben wird. Durch unsere allgemeinen Verhältnisse wird also die Menschheit für ihr Verderben gezüchtet und unter solchen Umständen könnte selbst eine noch so ausgezeichnete Pädagogik das Verderben nicht aufhalten, sondern sie könnte höchstens eine Generation von besserem Verständniß ins Lebens setzen, die dann ihr besseres Verständniß zunächst dazu anwendet, jene Krebsschäden zu beseitigen.

In der That, wenn wir auch nur aufhören würden, durch Kriege und Heirathen ohne Liebe der Naturzüchtung entgegenzuarbeiten, so müßte daraus allein schon sich eine physische Veredelung der Rasse ergeben. Daß aber dafür noch Weiteres geschehen kann, ja daß diese Veredelung auch auf die geistige und moralische Sphäre ausgedehnt werden kann, und zwar durch vorgeburtliche Erziehung, Das lehrt das Versehen und die Erblichkeit solcher psychischer Eigenschaften, die in der Periode der Schwangerschaft gepflegt werden.

Die klarsten Fälle des Versehens bleiben immer die, wo durch einmalige Objektsuggestion eine physische Veränderung des Fötus herbeigeführt wird. Darum wurde schon im Alterthum den Schwangeren Vorsicht angerathen und man warnte sie, sich Eindrücken auszusetzen, die ein Versehen nach sich ziehen könnten. In einer chinesischen Schrift über die Geburthilfe heißt es: „Nur hüte sich die schwangere Frau, eine Zuschauerin zu sein, wenn große oder kleine Hausthiere, Federvieh, Fische u. s. w. geschlachtet werden.“*) Man hat aber im Alterthum auch die Kehrseite der Medaille gesehen und hat aus dem Versehen die logische Folgerung gezogen, daß nach den gleichen Gesetzen unter veränderten Bedingungen auch schöne Formen hervorgebracht werden können. Oppian sagt, daß die spartanischen Frauen formvollendete Kinder

*) Abhandlung über die Geburthilfe. Uebersetzt von Martius. 64.

gebären, weil in ihren Schlafzimmern Statuen des Apollo, Hyakinthus, Narcissus und der Dioskuren aufgestellt waren.[1]) Der mißgestaltete Tyrann von Cypern wurde Vater von sehr schönen Kindern dadurch, daß er seiner Frau befahl, schöne Bilder zu betrachten, und ein Ehepaar von abschreckender Häßlichkeit erhielt einen überaus schönen Knaben, der sprechend einem im Schlafzimmer hängenden Bilde des Adonis ähnlich sah.[2]) Es ist erst wenige Monate her, daß mir ein Arzt erzählte, eine sehr häßliche Jüdin habe dennoch sehr schöne Kinder, weil ihr Schlafzimmer mit schönen Bildern ausstaffirt sei.

In der Gesetzessammlung Midrasch kommt ein Mohr, der eine Schwarze geheiratet hatte, aber ein weißes Kind erhielt, zum Richter und es entspinnt sich folgendes Gespräch: „Ich zweifle, daß dieses mein Kind ist.“ „Hast Du Statuen in Deinem Hause?“ „Ja.“ „Eine weiße oder schwarze?“ „Eine weiße.“ „Daher wurde Dir dieser Sohn.“ Es fehlt nicht an Beispielen von Frauen, die sich durch Versehen dem Verdacht der Untreue aussetzten. Perrinna, die Gattin des Hydaspes, gebar nach zehnjähriger kinderloser Ehe eine weiße Tochter Charikleia. Ueberzeugt, daß man sie des Ehebruches anklagen würde, setzte sie das Kind aus. Später aber sagte sie zu Charikleia: „Als Du bei der Geburt weiß warst, welche Farbe der Natur des Aethiopers widerspricht, erkannte ich selbst die Ursache: in den Armen meines Gatten hatte ich das Bild der unbekleideten Andromeda angesehen, wie Perseus sie vom Felsen herunterführt, und dadurch hat mein Kind diese Farbe erhalten.“ Perrinna erwirkte auch die Anerkennung ihrer Tochter, und als das Bild der Andromeda neben Charikleia gestellt wurde, da ertönte der Beifall des Volkes und Hydaspes war von Erstaunen gefesselt.[3]) Mathias Polus, ein Rechtsgelehrter, vertheidigte eine des Ehebruches angeklagte Frau, die einen Mohren zur Welt gebracht hatte, indem er nachwies, daß in ihrem Schlafzimmer das Bild eines Mohren war, worauf sie freigesprochen wurde.[4]) Bei Jean Paul nimmt diese Einsicht eine spaßhafte Wendung, wenn Dr. Katzenberger, der ein Kabinet von Mißgeburten hat, seiner Frau Stücke davon vors Gesicht hält, damit sie zur Bereicherung seiner Sammlung sich daran versehe. Bei Lessing aber ist die Sache ganz ernsthaft in Erwägung gezogen und die Kallipädie als eine Aufgabe hingestellt, der der Staat seine Fürsorge widmen sollte. Er sagt: „Die bildenden Künste insbesondere, außer dem unfehlbaren Einfluß, den sie auf den Charakter der Nation haben, sind einer Wirkung fähig, welche die nähere Aufsicht des Staates erheischt. Erzeugten schöne Menschen schöne Bildsäulen, so wirkte Dieses wiederum auf jene zurück und der Staat hatte schönen Bildsäulen schöne Menschen zu verdanken. Bei uns scheint sich die zarte Einbildungskraft der

---

[1]) Oppian: κυνεγετικῶν. — [2]) Galenus: de Theriaca. c. 11. — [3]) Heliodor: Aethiopische Geschichten. IV. 8. X. 14. — [4]) Synopsis critica. 204.

Mütter nur in Ungeheuern zu äußern".[1]) In der That weiß man bei uns zwar, daß eine Frau zum Nachtheil des Fötus sich versehen kann; daß aber darin sich ein Gesetz offenbart, das auch in umgekehrter, günstiger Weise verwerthet werden könnte, daran denkt man nicht.

Freilich ist dieser Macht der Frauenphantasie insofern eine Grenze gesetzt, als sie einen bereits bei der Zeugung gegebenen Faktor vorfindet, der die Beschaffenheit des Kindes schon vorher bestimmt und der nicht in beliebiger Weise abgeändert werden kann, weder durch einmalige Objektsuggestion bei der Konzeption noch durch wiederholte in der Fötusperiode. Gleichwohl ist der Einfluß der Phantasie noch sehr groß und man wußte es schon im Alterthum, daß er sowohl bei der Konzeption als in der Schwangerschaft sich geltend machen kann. Aristoteles wirft die Frage auf, warum die Jungen der Thiere den Eltern viel mehr gleichen als die menschlichen Kinder ihren Eltern. Er meint, daß die Thiere bei der Zeugung nur an diese selbst denken, die Menschen dagegen auf vielfache Weise bewegt werden,[2]) eine Ansicht, die auch Plinius[3]) theilt. Sorian sagt, daß Frauen, die bei der Konzeption Affen ansehen, affenähnliche Kinder erhalten.[4]) In der Pferdezucht hat man von je her die Methode angewendet, den Stuten während des Beschälens schöne Pferde vor Augen zu stellen.[5])

Wichtiger als der Moment der Zeugung ist die darauffolgende Fötusperiode; und die Rolle der Mutter ist für die vorgeburtliche Erziehung um so größer, als ihr neun Monate Zeit gegeben sind, während welcher sie durch intensive einmalige oder durch öfter wiederholte schwächere Eindrücke auf den Fötus einwirken kann. Ich weiß nicht mehr, welcher Reiseschriftsteller es ist, der die Häufigkeit der Kröpfe im Pinzgau darauf zurückführt, daß dort die Madonnabilder in den Kirchen mit Kröpfen dargestellt sind. Eben so führt Trusen die breiten, abgeplatteten, stumpfen Gesichter der weiblichen Bevölkerung Oberschlesiens auf die Einwirkung der schwarzen Muttergottes in Czenstochau zurück, deren Bild in jeder Hütte den Hausaltar ziert.[6]) Es fehlt also nicht an der Einsicht, daß man auch durch dauernde Eindrücke, wenn auch schwächerer Art, ein Versehen herbeiführen kann, und nur die Kehrseite will man nicht sehen, daß nach gleichen Gesetzen auch günstige Einflüsse möglich sind, die zur physischen Veredelung der Menschenrasse benützt werden können.

Es ist die häufige Klage der Pädagogen, daß die Kinder physische, moralische und geistige Anlagen schon mit auf die Welt bringen, die für die

---

[1]) Lessing: Laookoon. — [2]) Aristoteles: Problem. X. 10. — [3]) Plinius: hist. nat. VII. 12. — [4]) Soriani Ephesii περὶ γυναικαίων πάθων c. 10. — [5]) Sanders: Die Pferdezucht. 63. — [6]) Sitten: Gebräuche und Krankheiten der alten Hebräer. 102.

Ausgestaltung ihrer Schicksale von größerer Bedeutung sind als alle später hinzukommenden Erziehungversuche. Fragt man nach dem Ursprung dieser mitgebrachten Anlagen, so spricht die Naturwissenschaft von Vererbung und Atavismus. Aber gerade wenn wir diese analysiren, finden wir darin einen Faktor, der wesentlich der gleiche ist mit dem der vorgeburtlichen Erziehung in der Fötusperiode. Der Atavismus besteht darin, daß Merkmale verstorbener Ahnen oft mit Ueberspringung mehrerer Generationen in späteren Gliedern der Reihe wieder aufleben. Am Besten kann man sich davon in Ahnengalerien überzeugen. Ich selbst z. B. habe einen Bruder, der in seiner Jugend mit dem Bilde eines Vorfahren aus dem Jahre 1562 eine frappante Aehnlichkeit zeigte, die sich seither allerdings verwischt hat; ferner eine Schwester, bei der die Aehnlichkeit mit einer Dame vom Jahre 1591 noch immer zu finden ist. Eben so erinnere ich mich, daß, als mein Vater siebenzig Jahre alt war, ich sehr häufig, wenn er mir gegenüber auf dem Sopha saß, Vergleiche anstellte zwischen ihm und dem über diesem Sopha hängenden Bilde eines Vorfahren aus dem Jahre 1532, wobei mir die große Aehnlichkeit immer wieder auffiel. Daß nun mit dieser physischen Aehnlichkeit auch eine der Charaktere und Geister sich vererbt, wenngleich mit Mischungen der Zwischenglieder, läßt sich aus Gründen der Physiognomik vermuthen und wird bestätigt durch die Vererbung von Seite der direkten Eltern, die bekanntlich nicht nur physisch, sondern auch psychisch ist. Daß nun diese physischen und psychischen Niederschläge dem Bildungmaterial materiell chemisch anhaften sollten, ist nicht denkbar. Der Zeugungstoff kann nur dynamisch wirken, und zwar muß hier eine Dynamide thätig sein, die nicht nur der Träger der organisirenden Lebenskraft ist, wodurch die physische Aehnlichkeit besorgt wird, sondern auch der Träger psychischer Zustände, was die Vererbung von Charakter und Geist möglich macht.

Wir kennen nur eine einzige Dynamide von so merkwürdiger Eigenschaft: das Od, den animalischen Magnetismus. Das Od ist psychisch modifizirbar, die magnetische Kraft des Menschen ist eine psychomagnetische, deren Intensität und Färbung von der Psyche bestimmt wird. Wie innig aber diese psychische Färbung dem Od anhaftet, Das zeigt sich eben in der Vererbung und auffälliger noch im Atavismus. Ganz das Gleiche zeigt sich nun aber beim Versehen, wo auch das Od den psychischen Eindruck in sich aufnimmt und organisch realisirt. Die Fötusperiode ist also die natürliche und wesentlich gleiche Fortsetzung derjenigen Vorgänge, die durch die ganze Ahnenreihe spielen.

Aber ein wichtiger Unterschied besteht: was wir atavistisch oder elterlich ererbt haben, alle Racceneigenthümlichkeiten, ist ein- für allemal gegeben. Insofern ist der Mensch die Wirkung einer Ursache, die wir nicht in unserer Gewalt haben. In der Fötusperiode aber läßt sich Verschiedenes wieder gut oder auch wieder schlecht machen, — und insofern ist der Mensch die Wirkung

einer Ursache, die wir in unserer Gewalt haben. Diesen Umstand also gilt es auszunützen als vorgeburtliche Erziehung durch odische Dynamik, also durch den selben Faktor, der uns das Räthsel der Vererbung löst. Es gilt, für die nachgeburtliche Erziehung den Boden zu bereiten und diese so zu entlasten.

Die vorgeburtliche Erziehung des Fötus hat zwei Seiten. Die negative besteht darin, daß wir alle Mütter in der kritischen Periode vor unangenehmen Einflüssen bewahren, die auf den Leib, den Geist und den Charakter des Kindes ungünstig wirken könnten. Die positive Aufgabe besteht darin, daß wir die Mütter möglichst beständig solchen Eindrücken aussetzen, durch deren Häufigkeit ein günstiger Niederschlag auf den Fötus erzielt wird. Es muß also dafür gesorgt werden, daß sich die Mütter im schlimmen Sinne niemals versehen, weder durch plötzliche noch dauernde Eindrücke, daß sie sich dagegen im guten Sinne beständig versehen.

Davon geschieht aber nichts. Für jede Pflanze, die wir dem Erdboden anvertrauen, sorgen wir noch weiter; bezüglich der dem mütterlichen Schoße anvertrauten Menschenpflanze aber überlassen wir Alles der Natur. In einer Sache, an der der Staat und die Gesellschaft im eminenten Sinne interessirt sind, also auch die Gesetzgebung es sein sollte, wird Alles den Familien überlassen. In diesen Familien aber ist nicht einmal das Bewußtsein des Problemes vorhanden, geschweige denn die Einsicht, wie es am Besten zu lösen wäre. Daß Säuglinge auf Gemüthsaffektionen der Mutter reagiren, Das allenfalls weiß man, nicht aber, daß der Fötus davon noch viel intensiver betroffen werden kann.

Unsere Mütter ahnen nicht, daß ihre Rolle als Erzieherinnen schon in der Schwangerschaft beginnt. Diese Periode ist nothgedrungen mehr oder minder eine der Muße, aber es geschieht nichts, um diese Muße zur vorgeburtlichen Erziehung nach wissenschaftlichen Prinzipien zu verwenden. Es giebt genug Frauen mit angeborenem Talent zur Musik, Malerei, Poesie, Schriftstellerei, die klagen, daß die Sorgen um Haushalt und Kinder ihnen immer mehr die Zeit zu idealen Beschäftigungen kürzen. Sie hätten es aber in der Hand, in jener Periode aufgenöthigter Muße ihre Anlagen zu pflegen und im Kinde in gesteigerter Reife aufleben zu lassen. Gerade jene Künste, die sich an die Phantasie und das Gefühl wenden, eignen sich besonders zur Vererbung auf den Fötus. Daher haben wir Künstlerfamilien, wie z. B. die Bachs. Die ganze Kunstgeschichte beweist, daß gerade die werthvollste Anlage des Menschengeistes, die Phantasie, besonders zur Vererbung neigt, ohne die kein Künstler, kein großer Forscher, kein Philosoph denkbar ist. Manche Mutter könnte so ihrem Kinde ein Kapital mit auf die Welt geben, wodurch ihm sein Fortkommen in idealer und veredelnder Beschäftigung viel besser garantirt wäre als selbst bei sorgfältigster Erziehung durch den Lebensberuf,

der meistens ganz willkürlich ergriffen wird, weil sich keine bestimmte ausgesprochene Anlage zeigt. Die Mutter Mozarts beschäftigte sich in den ersten Jahren ihrer Ehe leidenschaftlich mit Musik und gebar Wolfgang. Später gab sie diese Beschäftigung auf, — und ihr zweiter Sohn war ohne jegliches Talent für Musik.[1] Gounod sagt in seiner Autobiographie: „Meine Mutter, die auch meine Amme war, hat mir sicherlich eben so viel Musik zu trinken gegeben wie Milch. Sie hat mich nie gesäugt, ohne zu singen."[2] Eine Mutter hatte sich in der kritischen Periode mit besonderem Eifer mit einer gewissen Rechnungart befaßt. Sie gebar einen Knaben, der darin ein so außerordentliches Talent zeigte, daß ein Professor erklärte, die weitere Erziehung übernehmen und den Unterricht in der Mathematik selbst leiten zu wollen. Das Experiment mißlang aber vollständig; der Knabe hatte nur Talent für die ererbte Rechnungart.[3] Dieser Fall beweist, daß intellektuelle Anlagen bis zur Einseitigkeit zugespitzt vererbt werden können, die Richtigkeit des Prinzipes ist daher um so mehr bewiesen. Die Pädagogik der Zukunft wird in dieser Hinsicht eben so bestimmte Anleitungen geben, wie die jetzige Pädagogik es für die nachgeburtliche Erziehung thut, und wie diese, wird auch jene Ueberarbeitung und Einseitigkeit zu vermeiden gebieten.

Es ist nicht nur die Frau von ausübenden Talenten, die es in der Hand hat, diese zur Vererbung zu bringen; jede, die auch nur rezeptive Talente besitzt, kann sich darin von ihren Kindern übertreffen lassen und so ihren bescheidenen Theil zur Veredelung der Rasse, zum Fortschritt der Menschheit, beitragen. Schopenhauer sagt, daß die Kinder den Intellekt der Mutter erben. Bezüglich der Zeugung ist dieser Satz vermuthlich falsch; aber richtig ist er bezüglich der Fötusperiode; die Mutter hat neun Monate Zeit und vor dem Vater voraus, ihre intellektuelle Beschaffenheit zu vererben. Was thun aber unsere Frauen? Zuerst kommt die Hochzeitreise mit Eisenbahngehetz, Hotelleben und ermüdenden Laufereien nach Merkwürdigkeiten, die ein ungeordnetes Chaos von Vorstellungen hinterlassen. Dann will man nach Hause. Die vornehme Dame setzt dort ihre gesellschaftlichen Vergnügungen und das verdummende Salonleben auch in der Gravidität noch fort, und muß sie schließlich entsagen, so greift sie zwar nach Büchern, aber es ist in der Regel nur der literarische Paprika, mit dem Frankreich und unsere „Moderne" uns überschwemmt und den sie auch noch aus den großen Krankheitherden, Leihbibliotheken genannt, bezieht. So vergiftet sie den Geist ihres Kindes, noch bevor es das Licht geschaut hat. Die Frau aus dem Volke gar greift nach der Schandliteratur der Kolportageromane, die gewissenlose Verleger

---

[1] Frarière: Éducation antérieure. 73. — [2] Revue de Paris. Juni 1895. 457. — [3] Frarière. 24.

im Volk verbreiten, ohne daß die Behörde einschreitet. Welche Kinder lassen sich von einer Mutter erwarten, die um einen elenden Lohn in einer Fabrik Tag für Tag einer geisttötenden maschinellen Beschäftigung sich hingiebt! Nehmen wir dazu noch Kummer und Sorgen, die um so größere Gesellschaftkreise ergreifen, je intensiver der Kampf ums Dasein wird, und die ganze Graviditätperiode ausfüllen, so ist es wahrlich nicht zu verwundern, daß, wo solche Faktoren Generationen hindurch wirksam sind, wie z. B. in manchen Distrikten Irlands, die Rasse immer mehr verkommt. Welche Kinder lassen sich erwarten von Müttern, die neun Monate lang ihren Zustand als ein Unglück ansehen, das ihre Noth noch vermehren wird! So muß auch aller Klassenhaß im Verlaufe der Generationen sich immer steigern, weil er durch die Mütter in der Fötusperiode immer neue Nahrung erhält.

Die nachgeburtliche Erziehung wird darauf begründet, daß Gewohnheiten zur zweiten Natur werden. Eben so ist aber auch die erste, auf die Welt mitgebrachte Natur auf vorgeburtliche Gewohnheiten zurückzuführen und alle Rasse auf biologische Gewohnheiten. Aber nicht blos die Thätigkeiten, sondern auch die Unterlassungen der Mütter üben ihren Einfluß auf den Fötus aus. Bei uns erstrecken sich diese Unterlassungen fast auf Alles, was dem Kinde frommen könnte, die Thätigkeiten sind meistens verkehrt und oft beginnt die Thorheit schon bei der Heirath, so weit es sich um das Physische des Kindes handelt. Wir wissen, daß im Großen und Ganzen die Schönheit der menschlichen Form im Verlaufe zahlloser Generationen sich gehoben hat, was wir der geschlechtlichen Zuchtwahl verdanken. Wenn alle Männer nur mehr in blaue Augen sich verlieben würden, so würde es bald nur mehr blaue Augen geben; wenn alle Männer nur mehr schöne Frauen nehmen würden und die häßlichen kinderlos blieben, so würde es bald nur mehr schöne Frauen geben. Insofern verdankt das weibliche Geschlecht seine Schönheit dem männlichen, das sich Jahrtausende hindurch von seinem Instinkt leiten, von der Schönheit der Form sich begeistern ließ. Dieser Vortheil muß aber wieder verloren gehen, je mehr die Frauenwahl von anderen Rücksichten bestimmt wird, wie es in unserer Kultur schon vielfach der Fall ist.

In Hinsicht der physischen Veredelung hat die Menschheit einen Höhepunkt im alten Griechenland erreicht, dessen Bildwerke noch immer als unerreichte Muster dastehen. Diese vollendete Kunstform konnte nur dort erreicht werden, wo sie auch von der Natur erreicht war. Dazu kam freilich auch das mühelose Leben in einem herrlichen Klima, das die schönen Menschenformen noch mehr zur Ausstellung kommen läßt. Der in seine Pelze gehüllte Eskimo, dessen ganzes Dasein von Noth und Beschwerlichkeiten erfüllt ist, kann es nie zu einer schönen Rasse bringen.

Wenn wir die Thiere betrachten, so können wir bei ihnen den Nutzen

der vorgeburtlichen Erziehung sogar in psychischer Hinsicht erkennen. Ihr Instinktleben ist viel entwickelter als beim Menschen; und ein Grund davon ist es gewiß, daß bei ihnen die vorgeburtliche Erziehung in beständiger Gleichheit gehalten ist, während sie beim Menschen nach allen Richtungen auseinander gezerrt wird. Die psychische vorgeburtliche Erziehung wird bei Pferden und Hunden viel rationeller angewendet als beim Menschen. Wiewohl wir im Großen und Ganzen Darwinianer sind, unterlassen wir doch beim Menschen, was wir beim Thiere thun. Die Jäger von Profession wissen, daß das beste Mittel, gute Jagdhunde zu erhalten, darin besteht, die trächtigen Hündinnen in beständiger Jagdthätigkeit zu halten und täglich ihren Instinkt zu üben, ohne sie übermäßig zu ermüden. Die Araber sind von zärtlicher Sorgfalt für ihre trächtigen Stuten, um gute und schöne Füllen zu erhalten. Stuten, die in der Reitschule dressirt werden, bringen Füllen, denen die Geschicklichkeit zur Dressur angeboren ist. Je mehr die trächtigen Hündinnen dressirt werden, ins Wasser zu gehen, desto mehr zeigen ihre Jungen die Neigung dazu. Man kennt es auch als das beste Mittel, sanfte Katzen und Hunde zu bekommen, die Mütter in der Schwangerschaft nicht zum Zorn zu reizen. Der Prior des Bernhardhospizes schenkte einem Herrn zwei junge Bernhardiner, die mit aller Sorgfalt erzogen wurden. Der Prior hatte gerathen, die Hunde nicht an die Kette zu legen, wenn es aber doch nothwendig werden sollte, dann die von ihnen kommenden Jungen nicht zu behalten. Die Jungen des ersten Wurfes waren sanft wie Lämmer. Als man aber dann die Alten doch an die Kette legte, waren sie beständig betrübt und, da sie von der Dorfjugend gereizt wurden, zornig. Die Jungen des zweiten Wurfes waren dann auch so bissige Thiere, daß man sie töten mußte.[1])

Die intellektuelle vorgeburtliche Erziehung der Thiere ist aber nicht auf die Instinktrichtung beschränkt. Ein Tabakhändler in Mailand hatte eine Pudelhündin, mit der er sich sehr viel abgab; er richtete sie zu Gängen ab, zum Bäcker, der Wäscherin u. s. w. Ein Junges dieser Hündin zeigte die selben Fähigkeiten in außergewöhnlichem Grade. Die vorgeburtliche Erziehung kann sogar Instinkte überwinden. Unsere Enten brüten vielleicht darum selten, weil die Enteneier den Hühnern zum Ausbrüten gegeben werden, und in Gegenden, wo die Hühner künstlich ausgebrütet werden, wie in Egypten und in London, und wo sie auch nicht den alten Hennen überlassen sind, verlieren sie mit der Zeit den Trieb, zu brüten.[2])

Denken wir uns die vorgeburtliche Erziehung des Menschen Generationen hindurch nach wissenschaftlichen Grundsätzen geleitet, so müßten sich die günstigen Einflüsse mit der Zeit zu ganz bedeutenden Resultaten verdichten, in physischer,

---

[1]) Frarière 108. — [2]) Frarière 97.

moralischer und intellektueller Hinsicht. Es könnte so ein idealer Typus der Menschenspezies erzielt werden. Die vorhandenen Nationaltypen lassen sich sicherlich großentheils auf diesen vorgeburtlichen Faktor zurückführen. Die Volkscharaktere erklären sich nicht blos aus äußeren Einflüssen, wie Klima, Nahrung, Umgebung. Das geht schon daraus hervor, daß sie sich innerhalb der gleichen Verhältnisse nicht immer befestigen, sondern im Verlaufe der Jahrhunderte sich verändern. Was hat der heutige Spanier noch vom Spanier aus dem Zeitalter der Entdeckungen? Die Mauren, die in Spanien eine so hohe Kulturstufe erreichten, sind, nach Afrika vertrieben, in die alte Barbarei zurückgesunken. In Spanien war eben auch das maurische Frauenleben nicht mehr so sehr in der Abgeschlossenheit des Harems gehalten und mehrere maurische Herrscher nahmen spanische Mädchen zu Frauen. Frarière betont mit Recht die Unmöglichkeit, arabische Stämme je den europäischen Völkern zu assimiliren, so lange die arabischen Frauen in keine Berührung mit den Fremden kommen.*) Bei diesem Klausursystem fällt eben der wichtigste Faktor hinweg: die vorgeburtliche Erziehung, ohne welche der Assimilirungprozeß nicht eintreten kann, weil die Eindrücke des europäischen Lebens auf die Männer beschränkt bleiben.

Die vorgeburtliche Erziehung greift viel tiefer ein, als Eltern, Lehrer, Staat und Kirche in der nachgeburtlichen Erziehung es vermöchten; sie berührt direkt das Wohl der Gesellschaft und der Völker. Bei uns aber wird noch nicht einmal eingesehen, daß sie zunächst das Wohl der eigenen Familie berührt. In zahlreichen Ehen zieht mit den Kindern die Noth ins Haus: der Mann aber, der dann beginnt, seine Frau roh zu behandeln, weiß nichts davon, daß er sich selbst seine Strafe erzeugt durch Kinder, deren Charakter durch die bitteren Empfindungen bestimmt wird, die er bei seiner Frau erweckt. Dagegen wird er sich selbst belohnen durch seine Kinder, wenn er von seiner Frau Alles fern hält, was ihr Sorge, Betrübniß und Bitterkeit erwecken könnte. Junge Ehemänner sollten die Neigungen und Talente ihrer Frauen studiren, den schlimmen keinen Anlaß geben, sich zu äußern, die guten aber in der kritischen Periode pflegen, weil so die Wirkungen der vorgeburtlichen Erziehung sich gleichsinnig vereinigen würde mit der in der Zeugung geschehenden Vererbung.

Bis zu einem gewissen Grade liegt es daher in unserer eigenen Macht, Kinder von schönen Formen, edlem Charakter und hervorragenden Talenten zu erhalten, und die nachgeburtliche Erziehung hätte dann leichtes Spiel. Wir aber überlassen Alles der Natur, dem Zufall, dem Unverstand, und weder die Gesetzgebung noch die sozialen Verhältnisse lassen den Frauen in der kritischen Periode Schutz angedeihen. Wir arbeiten auf die Degeneration der Menschheit hin. Eine

*) Frarière 191.

Verkehrtheit ist es, die Thatsachen der Vererbung und des Versehens zu kennen und doch die logischen Folgerungen daraus, noch dazu im Zeitalter Darwins, nur für die Thierzüchtung zu ziehen. Eine Verkehrtheit ist es, in der günstigsten Erziehungperiode Alles blind gehen zu lassen und in der ungünstigsten das Versäumte wieder hereinbringen zu wollen.

Im Naturzustand ziehen sich die Völker noch leidlich aus der Affaire, weil die Hauptsache eben von der Natur besorgt wird. In unseren sozialen Verhältnissen aber zeigt sich die nachgeburtliche Pädagogik den komplizirten Verhältnissen immer weniger gewachsen, die Gleichgiltigkeit für unser Problem müßte also nothwendig den allmählichen Niedergang der Rasse herbeiführen. Wie weit wir in diesen Prozeß schon hineingerathen sind, läßt sich nicht allgemein ausdrücken, weil darin nicht blos die verschiedenen Völker, sondern schon die verschiedenen Volksschichten ungleiche Resultate aufweisen. Da sich nun das von Schopenhauer empfohlene Radikalmittel, alle Schurken zu kastriren und alle dummen Gänse ins Kloster zu sperren, nicht wohl anwenden läßt, so kann der weiteren Degeneration nur dadurch abgeholfen werden, daß wir in umgekehrter Richtung die Regeneration herbeiführen. Das Hauptmittel dazu ist die vorgeburtliche Erziehung.

Die Frauenfrage wird heute nach allen Richtungen erwogen und setzt ungezählte Federn in Bewegung. Es ist mir aber nichts davon bekannt, daß deren wichtigster Theil in Erwägung gezogen würde: das Problem der Menschenzüchtung. Die Frau ist mit dem Manne in ein Konkurrenzverhältniß getreten und nun wird hin und her gestritten, wie weit sie dazu befähigt sei. Diese Frage ist weniger wichtig, als man meint; denn von Natur aus sind die Geschlechter unbestreitbar nicht zum Wettstreit bestimmt, sondern zur Ergänzung; das Konkurrenzverhältniß tritt überhaupt nur in ungesunden sozialen Perioden ein und ist auf deren Dauer beschränkt. Es muß also das Ergänzungverhältniß sich wieder geltend machen, aber verbessert durch die Einsicht, daß die Rolle der Frau in Ansehung der künftigen Generation ungleich wichtiger, ihr Beruf ungleich erhabener ist als der des Mannes. Wenn diese Einsicht nicht zum Durchbruch kommt, dann wird unsere Ungerechtigkeit gegen die Frauen nicht nur diese schädigen, sondern auch unsere Kinder, das Familienleben, den Staat und die Gesellschaft.

Wenn es der Menschheit je beschieden sein sollte, wieder einmal ein perikleisches Zeitalter zu erreichen, so müssen dazu allerdings verschiedene Faktoren zusammenwirken, aber zum beträchtlichen Theile werden wir es der vorgeburtlichen Erziehung verdanken, die im alten Griechenland unbewußt angewendet wurde, während wir das natürliche Muster bewußt kopiren und feststehende Grundsätze dafür aufstellen werden.

München. Dr. Karl du Prel.

Herrenrechte.

Julius Duboc fällt in dem Aufsatz „Die äußerste Linke der Frauenbewegung"*) ein abfälliges Urtheil über die modernen Frauenbestrebungen. Ich möchte Einiges darauf erwidern. Aufsätze wie der von Duboc können der Frauenwelt nur willkommen sein. Sie nützen ihr mehr als die lauen Konzessionen, die gemäßigte Gegner der Frauenbewegung neuerdings zu machen pflegen. Jenes Reichstagsmitglied des Centrums, das die orthodoxesten Folgerungen aus der Umsturzvorlage zog, hat mehr zu ihrem Sturz beigetragen als die kühnsten sozialistischen Argumente.

Drei Punkte sind es, ziemlich unwesentliche, scheint mir, die Julius Duboc mit den Pfeilen seines Spottes zu treffen sich bemüht.

Gleich im Anfang macht er sich lustig über die Frauenversammlungen, die, gleich den Parlamenten, als Rechte und Linke mit einander streiten.

Ist Duboc ein Denker? Das heißt, er brauchte gar kein Denker zu sein, um bemerkt zu haben, daß bei jeder sozialen oder politischen Bewegung eine Rechte und eine Linke sich bildet, — nicht als ein unvermeidliches Uebel, sondern als ein nothwendiger Faktor, ein Perpendikel, das in dem Uhrwerk der Kultur ein Vorgehen oder Nachgehen verhütet. Die Rechte im Parlament, ohne die Linke gedacht, würde einer chinesischen Mauer gleichen, undurchlässig für jede soziale Neugestaltung. Der Druck der Linken bringt sie sacht und allmählich zum Weichen. Der Linken gegenüber verhütet die Rechte, unter Umständen, daß Früchte vom Baum der Kultur gepflückt werden, ehe sie reif sind. Wenn also eine Frauenbewegung überhaupt zu existiren sich erlauben darf, so ist nichts einfacher und natürlicher, als daß alle Meinungschattirungen eines rechten und linken Flügels in ihr zu Tage treten.

Aber Herr Duboc lacht.

Vor Helene Lange, der Vertreterin der Rechten, legt er seinen neckischen Ausfällen Zügel an. Ob Helene Lange, mit ihren Gymnasialkursen, sich nicht als Stürmerin und Drängerin verdächtig machen würde, wenn die radikalen Draufgängerinnen der Linken ihrem edlen Maße nicht zur Folie dienten? In der heutigen Frauenbewegung vertritt die Rechte die praktische Seite, das augenblicklich Erreichbare. Die Linke zeigt die Ziele der Bewegung in der Zukunft.

Das zweite Schadenfeuer, das Duboc mit den Wasserstrahlen (ich meine das Wasser nicht böse!) seines Witzes löschen will, ist das eheliche Verhältniß, wie es sich aus der von den Frauen gewollten Neuschöpfung entwickeln würde. Er sagt: „Wenn von Zweien, die sich zusammengethan haben, Keiner der Stärkere (im Sinne des Gebieters) sein soll, so weiß ich nicht, wo im Fall von Meinungverschiedenheiten die Entscheidung herkommen soll. Eine Ehe läßt sich doch nicht sofort bei einer auftauchenden Meinungverschiedenheit auflösen, folglich muß es einen Modus geben, die Entscheidung herbeizuführen . . . . . In der Ehe bildet bis jetzt, prinzipiell und gesetzmäßig, das ‚Manns Hand baben' die Majorität. Thatsächlich dreht sich das Verhältniß auch gelegentlich einmal um, wenn, um im Volksmunde zu reden, die Frau die Hosen anhat. Welcher dritte Fall aber,

*) S. „Zukunft" vom 15. Februar 1896.

wenn diese beiden Fälle ausgeschlossen sind, noch denkbar wäre, um eine Entscheidung herbeizuführen, entzieht sich der Berechnung ..." Ja, wie soll Das werden?

Ich meine, es wird sich nach der Neuschöpfung zu Gunsten der ehelichen Harmonie ändern.

Wie ist es jetzt? Sehr gelehrte und sehr arbeitsame Herren, wie Julius Duboc, pflegen selten Zeit und Lust zu haben, sich um das Eheleben ihrer Mitmenschen zu kümmern. Sie würden sonst wissen, daß nicht gelegentlich einmal, wie Duboc meint, die Frau die Hosen anhat, sondern daß sie mindestens in der Hälfte der Ehen — um in seiner Ausdrucksweise zu bleiben — den Pantoffel schwingt. Sie schwingt ihn in allen Fällen, wo sie die Energischere oder die Schlauere oder die Feinere oder auch nur die Praktischere ist. Herr Duboc frage nur seine Frau, falls er verheirathet ist. Aber er wird sie gewiß nicht fragen.

Daß in sehr vielen Fällen die Männer nicht merken, daß sie beherrscht werden, ändert an der Thatsache nichts, wenn es auch für das Glück vieler Ehen von unschätzbarem Werth ist.

Warum nun wird die von den Frauen erstrebte geistige und ökonomische Selbständigkeit günstig auf die Lösung von Meinungverschiedenheiten in der Ehe wirken?

Mag der Mann immerhin annehmen, daß die geistige Superiorität ihm angeboren sei: zugeben wird er, daß Kenntnisse, Stellung, Amt (Sohm besteht wohl nicht ganz mit Unrecht auf den Kausalnexus von Weihe und Kraft!), Weltverkehr u. s. w. angethan sind, seine geistige Höhe wesentlich zu steigern. Wird nun auch die Frau dieser Vorzüge theilhaftig und ihm dadurch einigermaßen ebenbürtig, so werden die Meinungverschiedenheiten zwischen ihnen eher zu einer Klärung als zu unlösbaren Konflikten führen. Zweitens: die ökonomisch selbstständig gewordene Frau ist der Nöthigung, um der Versorgung willen den erstbesten Mann zu heirathen, überhoben. Sie wird also, in den weitaus meisten Fällen, den Gefährten wählen, der im Grundton seines Wesens, in Denkart und Gesinnung, mit ihr übereinstimmt, — was eine weitere Einschränkung schroffer und die Ehe zersetzender Meinungverschiedenheiten zur Folge haben dürfte.

Da es bei Ebenbürtigen kein Gebieten und kein Gehorchen mehr giebt, bliebe immer noch das — nach Duboc — unlösbare Räthsel, wer in dem dritten Falle (die dritten Fälle bilden wohl auch jetzt die Mehrzahl), wo weder Mann noch Frau Herrenrechte übt, die Entscheidung herbeiführen soll. Eine lebenslängliche Gemeinschaft zweier Menschen ist in der That ohne Meinungverschiedenheiten undenkbar (falls dem einen Theil nicht die Rolle des nickenden chinesischen Pagoden aufgezwungen wird) und auch wohl kaum wünschenswerth. Ein gemüthlicher Pastor, dessen Intelligenz sicher nicht im Entferntesten an den Scharfsinn Dubocs heranreicht, löste dieses Räthsel gelegentlich der Trauung meines Dienstmädchens sehr einfach. „Vertragt Euch!" sagte er zu dem Brautpaar. „Wir können nicht Alle ejal sein. Eins muß sich in das Andere schicken."

Ja, gegenseitiges Nachgeben und vor Allem Liebe und Güte, nicht Befehle, überbrücken die Gegensätze. Die gewaltthätige Unterdrückung ihrer Aeußerungen aber erzeugt Feindseligkeit, hinterlistigen, tückischen Kampf, erzeugt die innere Auflösung der Ehe, die doch nicht weniger verhängnißvoll ist als die äußere.

Man darf vielleicht annehmen, daß der in der Frauenfrage so orthodoxe Duboc

gottesgläubig ist. Von Mannes wegen soll der Gatte in der Ehe entscheiden; aber auch von Gottes wegen? Müßte nicht, um der Heiligkeit der Ehe willen, die vorzugsweise von unseren Gegnern so begeistert proklamirt wird, der bessere, edlere, sittlichere Theil den Ausschlag geben? Ist Das immer der Mann? Kommt es wirklich nur darauf an, daß der Mann herrsche, gleichviel, ob sie ein Tugendspiegel ist und er in der Sünde Maienblüthe steht? Oder meint Duboc: Gott wird richten, der Mann aber kann nichts Anderes thun als — natürlich bildlich — feste dreinhauen? Ich war an einem Sylvesterabend zugegen, als so ein Herrenrechtler (er braute noch am Punsch) seine Frau, die mit dem Glockenschlage Zwölf „Prosit Neujahr!" rief, zur Ruhe wies mit den Worten: „Ich habe hier zu bestimmen, wann Mitternacht ist!"

Sind die auf diesem Standpunkte Stehenden nicht letzte Ritter des Faustrechtes? Nicht Ritter von der traurigen Gestalt? Traurig, nicht sowohl, weil sie an alte Ideale, an überlebte Zustände sich anklammern, als weil sie neuen Idealen höhnend sich entgegenstemmen.

Duboc erwähnt den trefflichen Schriftsteller Gasparin, der die Zeit ausmale, wo der Mann dazu verdammt sein werde, den Kochlöffel zu führen und die Kinder zu wiegen. Spaß muß sein!

Ein anderer, sonst auch trefflicher Herr vertraute mir einmal, daß er sich nie mit einer Aerztin verheirathen würde, aus Angst, sie könnte eines Tages seinen Gänsebraten mit einem Skalpell tranchiren. Ich rieth ihm, Vegetarier zu werden. Spaß muß sein!

Uebrigens könnten sich ja die Männer à la Duboc vor der schrecklichen Eventualität, nicht in allen ehelichen Streitigkeiten der ausschlaggebende Theil zu sein, dadurch schützen, daß sie nur von der Frauenfrage unbeleckte und von Duboc gebilligte Jungfrauen ehelichen. Ich fürchte nur, angesichts der erwerbenden Frau — besonders, wenn sie sehr viel erwirbt — werden sie dem Kochlöffel und ihren Prinzipien die Treue brechen und massenhaft ins Lager der Emanzipirten abschwenken.

Am Schluß meint Duboc, es dürfte sich nicht empfehlen — obwohl er begreift, daß die Frauenbewegung von den Männern en bagatelle behandelt wird —, die Dinge gar so leicht zu nehmen. „. . . Kinder spielen ja wohl auch mit Feuerwaffen und Das kann sehr harmlos verlaufen, — nur dürfen die Waffen nicht geladen sein, sonst können sie sich und Anderen Schaden thun."

Sich? ach nein! Aber den Anderen, Das heißt: den Epigonen des Faustrechtes? Vielleicht! Wenn auch nur dadurch, daß ihnen die Bewegung ärgerlich ist. Vielleicht auch durch die Konkurrenz, die ihnen die Frauen hier und da machen werden. Aber wo steht geschrieben, daß die Frau immer fasten soll, während der Mann an der besetzten Tafel sitzt? Wer von uns kennt nicht irgend ein Geschwisterpaar, von dem der Bruder eben so ungewöhnlich unbegabt wie die Schwester ungewöhnlich begabt ist? Er aber erwirbt vielleicht Millionen (Dummheit kein Hinderniß!) oder er nimmt im Staat eine ragende, einflußreiche Stellung ein (Dummheit kein Hinderniß!), während sie, hungrig nach Existenz, als „Tante" oder kärglich besoldete Lehrerin bei Seite steht.

Das gefällt vielleicht den Brüdern. Aber den Schwestern gefällt es nicht. Auch die Schwestern wollen Millionen erwerben können, so lange die Millionen noch nicht abgeschafft sind. Auch sie wollen Geheimräthe und — ja, auch (alle

Dubocs der Welt lachen!) Minister werden und ich möchte einen Eid leisten, die meisten Frauen wären außer Stande, eine Rede von so kindlicher, so verschollener Einfalt zu halten, wie sie jüngst über eine Frage der Frauenbildung ungenirt und öffentlich von den Lippen eines Ministers (keines preußischen!) geflossen ist.

Duboc sieht voraus, daß die Frau der Zukunft dem Manne gegenüber das „ôte-toi, que je m'y mette!" ins Werk setzen werde. Ja, Das wird sie, Das soll sie, in all den Fällen, wo er durch unlauteren Wettbewerb — indem er sein Geschlecht ins Treffen führt — ihr den Sieg streitig macht. Verwunderlich, daß gerade Duboc dieses „ôte-toi, que je m'y mette!" von der Frau fürchtet, da doch, nach seinem Dafürhalten, der Mann der geistig Stärkere ist. Aus Galanterie wird er sich doch nicht verdrängen lassen, um so weniger, da ja bekanntlich die Emanzipationlustigen mit Unschönheit und Aeltlichkeit von Gott gezeichnet sein sollen. Müßte er nicht schadenfroh die Frau gewähren lassen, damit sie sich, wie der Skorpion, in ihren eigenen Stachel sticht und, durch ein klägliches Fiasko ihre Unfähigkeit beweisend, dem Nimbus des Mannes zu frischem Glanze verhilft?

Unsere Herrenrechtler pflegen in der Hauptsache die Minderwerthigkeit der Frau auf ihre Natur zurückzuführen. Die Natur des Weibes! Und die Natur des Mannes? Ist der Mann von heute etwa ein natürliches Produkt der Schöpfung? Nicht eben so wie die Frau ein durch bestimmte soziale Bedingungen historisch Gewordenes? Hätte z. B. Schopenhauer, wie Stuart Mill, eine edle und intelligente Frau geheirathet, anstatt sich einen Harem zu halten, er wäre sicher in seinen Urtheilen über die Frau zu ganz anderen Resultaten gelangt. Von ursprünglicher Natur kann etwa bei dem Wilden die Rede sein, der, wenn er Hunger hat, seine Mitmenschen auffrißt und der das Weib vergewaltigt, wenn ihn die Lust dazu anwandelt. Gott schütze uns vor der ursprünglichen Natur!

Ich brauche Niemand zu fragen, was in der Frauenbewegung das Richtige ist. Ich weiß es. Der, dem ein Dachziegel auf den Kopf fällt, weiß, daß das Dach schadhaft ist. Er braucht es nicht erst untersuchen zu lassen. Wenn man mich um des Umstandes willen, daß ich mit weiblicher Körperbildung zur Welt kam, des Rechtes beraubte, meine Individualität zu entwickeln, wenn man der nach Wissen und Erkennen Verlangenden den — von Duboc wirklich überschätzten — Kochlöffel in die ungeschickte Hand drückte, so jagte man damit eine Menschenseele, die geschaffen war, herrlich und nutzbringend zu leben, in ein wüstes Phantasieland wilder und unfruchtbarer Träumereien, aus dem sie erst erwachte, als dieses Leben zur Neige ging.

Wer so des Weibthumes ganzen Jammer in der eigenen Brust gefühlt hat, Der ermißt an dem Schmerz der nie vernarbenden Wunden die tötliche Ungerechtigkeit der bisherigen Weltordnung.

Der Narben lacht, wer Wunden nie gefühlt. Darum eben lacht Herr Duboc.

Uebrigens muß ich ihm das Zugeständniß machen, daß es keine quantité négligeable unter den Frauen ist, die seine Gesinnung theilt. Ich war selbst kürzlich sehr erstaunt, als in einem Kreise von Damen — sehr gebildeten — die meisten die Minderwerthigkeit ihres Geschlechtes bejahten, scheinbar mit einiger Berechtigung, denn diese Damen waren untergeordnet, — aber nicht nur vielen Männern, sondern auch vielen Frauen.

Und wollt Ihr wissen, wie von Kindheit an das Superioritätbewußtsein im männlichen und das Inferioritätgefühl im weiblichen Geschlechte genährt und großgezogen wird? Ich weiß ein Beispiel, ich weiß ein Lied aus dem Büchelchen „Kinderwelt", das ich unlängst in den Händen meiner kleinen Enkelin fand:

Jungen und Mädchen.

Müller, Müller, mahl' er!
Die Jungen kosten 'nen Thaler,
Die Mädchen kosten 'nen Taubendreck,
Die schuppt man mit den Beinen weg.

Müller, Müller, mahl' er!
Die Mädchen kriegen 'nen Thaler,
Die Jungen kriegen 'n Reiterpferd
Das ist wohl tausend Thaler werth.

Herr Duboc lacht. Ich nicht.

Hedwig Dohm.

Grober Unfug.

Da der Begriff des „groben Unfuges" immer schwankender geworden war — fast so schwankend, wie die Gestalten, in denen der naive Volksglaube die gewöhnlichen Verüber dieses Deliktes zu sehen pflegt —, so hatten sich die verbündeten Regirungen bereit gefunden, eine Konferenz zur unumstößlichen Feststellung jenes Begriffes einzuberufen. Juristen aller Zweige, Richter, Staats- und Rechtsanwälte, Verwaltungbeamte und Professoren, waren geladen, um dem vielgestaltigen Proteus unter den Uebertretungen von allen Seiten zu Leibe zu gehen und seine wahre Natur zu ergründen.

Der Vorsitzende eröffnete die Verhandlungen mit der feierlichen Verlesung des § 360 Nr. 11 Str.-G.-B.:

„Mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft wird bestraft, wer ungebührlicher Weise ruhestörenden Lärm erregt oder wer groben Unfug verübt."

Die Versammelten hörten diesen Satz stehend an und der Vorsitzende schloß daran die kurze Erklärung, daß es Aufgabe der Versammlung sei, den in diesen Worten verborgenen Sinn der Strafbestimmung herauszufinden; denn daß der Gesetzgeber einen Sinn hineingelegt habe, müsse bis zum Beweise des Gegentheiles nach bekannten Rechtsregeln vermuthet werden. Das Wort verlangte zuerst Professor Langfaden; er führte in eingehender Darlegung aus, daß die Idee des groben Unfuges in nuce bereits in den römischen Rechtsquellen gegeben sei. Wenn dort als Unrecht (injuria) bezeichnet werde: „omne, quod

contra jus fit", so müsse man analog als Unfug „omne, quod contra ‚Fug' fit" charakterisiren. „Fug" in diesem Sinne sei aber jedes der entwickelten Rechts- und Gesellschaftordnung entsprechende, bezw. durch sie geschaffene Gefüge, möge nun ein solches sich als der kunstvolle Bau einer Staatsverfassung oder als die ordnungmäßige Zusammensetzung der Theile einer einfachen Straßenlaterne darstellen. Alles, was gewaltthätig bezw. zerstörend in ein derartiges Gefüge eingreife, sei Unfug; der „Unfügling" — falls man diese sprachliche Neubildung gestatten wolle — gefährde die Fortdauer eines Organismus, bewirke also gewissermaßen einen Umsturz des Bestehenden — hier wurde der Regirung-Kommissar aufmerksam —, er sei ein Anarchist im Kleinen, gegen den ein Ausnahmegesetz wohl am Platze sei — „Hört, hört!" vom Regirungtische —, und als solches müsse auch § 360 Nr. 11 trotz allen Bedenken gegen seine Fassung nachdrücklich gehandhabt werden, sei aber freilich als Ausnahmebestimmung nach der bekannten Pandekten-Regel eng auszulegen (exceptio stricte interpretanda).

Professor Rumpler, der zweite Redner, fand die Ausführungen seines Kollegen zu romanistisch angehaucht; als Germanist müsse er gerade den groben Unfug, als etwas Urdeutsches, für sich in Anspruch nehmen. Zum richtigen Verständniß des Deliktes sei auf die ältesten deutschen Rechtsbücher, die sogenannten leges Barbarorum, zurückzugehen, wo sich Fälle erörtert fänden, die an Gröblichkeit nichts zu wünschen übrig ließen; so bestimme z. B. die Lex Angliorum et Werinorum, hoc est Thuringorum in dem berühmten Kapitel „de anagrip" —

Hier unterbrach der Vorsitzende und gab zu bedenken, ob sich die Erörterung nicht in allzu entlegene Gebiete verliere, worauf Professor Rumpler auf das Wort verzichtete und geräuschvoll den Saal verließ. An seiner Stelle betrat Privatdozent Dr. Besserer (Nationalökonom) nun die Rednerbühne; er suchte das wesentlichste Moment des groben Unfuges in der muthwilligen Zerstörung von Werthen, die freilich nicht nur materieller, sondern auch idealer Natur, wie Gesundheit, Rechtsbewußtsein, Sicherheitgefühl, ästhetisches Wohlbehagen u. s. w., sein könnten. Der Schade, den der Nationalwohlstand in materieller Beziehung durch dieses Delikt erleide, könne auf rund 0,0375 Prozent jährlich angegeben werden, habe sich aber in den Jahren 1885 bis 1895 um fast 0,0012 Prozent gesteigert, was sehr zu denken gebe. Wie hoch sich der Verlust an idealen Gütern nach jährlichen Prozenten belaufe, darüber seien die statistischen Erhebungen noch nicht abgeschlossen. Er schlage vor, dem § 360 Nr. 11 dadurch eine bestimmtere Fassung zu geben, daß man hinter den Worten: „Unfug verübt" den Zusatz einschalte: „durch welchen muthwillig Werthe zerstört oder verringert werden".

Eine Erwiderung erfolgte auf diesen Antrag von keiner Seite. Hingegen vertrat Reichsgerichtsrath Oberwasser die Meinung, daß man die Feststellung des fraglichen Begriffes am Besten der Rechtsprechung des Reichsgerichtes überlasse, die schon manche Lücken des Gesetzes dauerhaft ausgefüllt und sich namentlich im Ausbau der Lehren vom Wahn-Delikt (Versuch am untauglichen Objekt) und Eventualdolus so glänzend bewährt habe. Von anderer Seite wurde der gesetzgeberische Beruf des Reichsgerichtes — am Lebhaftesten von einigen Oberlandesgerichtsräthen — in ernsthaften Zweifel gezogen; jeder Senat schaffe sich sein eigenes Recht, selbst Hilfssenate treten als Gesetzgeber auf; einen „Hilfsgesetzgeber" könne man aber nicht in gleicher Weise, wie etwa das Institut der

Hilfsgerichtsvollzieher, als berechtigt anerkennen, ein Reichsgerichtsrath sei kein rechtsumbildender praetor urbanus — Zwischenruf des Professors Langfaden: „praetor peregrinus"! — und die Unterrichter nicht seine Liktoren, die mit Beil und Ruthenbündel seine Sprüche dem Volke fühlbar zu machen hätten.

Die Diskussion drohte sich in diesem Punkt etwas zuzuspitzen, weshalb der Vorsitzende dem (bisher unbetheiligt gebliebenen) Amtsgerichtsrath Dickhuth das Wort ertheilte. Dieser wußte aus einer langjährigen Praxis nur anzuführen, daß seine Schöffen Alles für groben Unfug erklärten, was ihnen persönlich schon einmal unbequem geworden sei, dagegen die Bestrafung für Sachen, „die schließlich Jedem mal unterlaufen könnten", in konstanter Rechtsprechung ablehnten. Diese Definition wurde als unwissenschaftlich verworfen.

Höchst nachdrücklich sprach hierauf Polizeipräsident von Scharfenstein. Er betonte, daß das hauptsächliche Gebiet des groben Unfuges in den Ausschreitungen der Presse zu finden sei. Er wolle hier nicht untersuchen, inwieweit der Begriff der Preßfreiheit vielleicht schon an sich mit dem des groben Unfuges innerlich verwandt sei; Thatsache sei jedenfalls, daß die Art, wie sich die meisten Blätter, mit Ausnahme weniger gesinnungtüchtiger, — Zwischenruf: „Hammerstein!" — dieser Preßfreiheit bedienten, einen Unterschied vom groben Unfug nicht mehr erkennen lasse. Er stehe nicht an, in den sogenannten „Vertretern der Presse" die Vertreter jeglichen Unfuges öffentlich zu denunziren; diese feilen Lohnschreiber seien eigentlich nichts Besseres als Zuhälter — Aufhorchen des Regirung-Kommissars, Widerspruch links — ja, Zuhälter der durch sie prostituirten öffentlichen Meinung, von der sie lebten. Eine Aufhebung der Preßfreiheit, verbunden mit der Unterdrückung von gut vier Fünfteln der gelesensten Zeitungen, würde das Vorkommen des groben Unfuges auf so wenige und verhältnißmäßig harmlose Fälle beschränken, daß eine Revision des § 360 Nr. 11 Str.-G.-B. sich von selbst erübrige.

Oberstaatsanwalt Zwickmühl trat den Ausführungen dieses Vorredners im Wesentlichen bei und wollte nur ergänzend bemerken, daß der durch eine Zeitung verübte Unfug — je nach der Tonart des Blattes — auch wohl ein feiner und in diesem Falle, der bei den sozialistischen Blättern zum Glück völlig ausgeschlossen sei, doppelt gefährlich sein könne; ein Zusatz im Unfugparagraphen müsse diese Eventualität treffen. Im Uebrigen stelle er aber die Nothwendigkeit einer bestimmteren Fassung des Paragraphen in Abrede; dieser sei gerade in seiner gegenwärtigen Unbestimmtheit von ganz besonderem Werth, weil er der Staatsanwaltschaft das Einschreiten in vielen Fällen ermögliche, die in den eng umgrenzten Rahmen der sonstigen Strafparagraphen trotz dringendem praktischen Bedürfniß und einer in dankenswerther Weise entgegenkommenden Judikatur noch immer nicht recht hineinzupressen seien. Dem gegenüber sichere § 360 Nr. 11 dem öffentlichen Ankläger das nöthige freie Arbitrium zur zweckgemäßen Ausdehnung der Strafverfolgung; auch gebe er ihm eine Reserve-Position, auf die beim Zerflattern der schönsten Thatbestandsmerkmale und Erschwerungmomente im Nothfall immer noch zurückgegangen werden könne, eine ultima ratio accusatorum; sei ja doch selbst aus dem kreisenden Berg mancher mehrtägigen Schwurgerichtsverhandlung schließlich das Mäuschen eines groben Unfuges herausgesprungen. Wie den Regirungen geheime Fonds zur Verfügung ständen, über deren Verwendung eine strikte Rechenschaft nicht gelegt würde, so bilde der Unfugpara-

graph für den Staatsanwalt eine Art von unkontrolirbarem Welfenfonds — Unruhe am Regirungtische —, aus dem Geld- und Haft-Strafen nach Bedürfniß und ohne allzu peinliche Motivirung vertheilt werden könnten. Er stimme deshalb für Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Wortlautes der Strafbestimmung, wofern nicht eine noch weitere und unbestimmtere Fassung zu erreichen sei.

Zur Bekämpfung dieser Auffassung erhob sich sofort der vielgenannte Vertheidiger Rechtsanwalt Dr. jur. Löwenmaul. In schwungvoller Rede schilderte er die Verwüstung, die der unselige Unfugparagraph im Rechtsbewußtsein des Volkes angerichtet habe; wie ein Albdruck laste der Schrecken der Nr. 11 des § 360 auf dem Lande und breite gleich einem ungeheuren Nachtvogel seine schwarzen Schwingen über alle freiheitlichen Bestrebungen aus; auf das Dringendste bitte er darum die Herren Geschworenen — die Herren Kommissiongenossen, wolle er sagen —, endlich diese Eule an das Scheunenthor einer festen Begriffsdefinition anzunageln und dem Unhold, der sich als Unfugparagraph „ungebührlichster Weise“ breit mache, ein enges Nessushemd überzuwerfen. Denn in der gegenwärtigen Gestalt erscheine ihm der Paragraph gleichsam als ein großes Fangnetz, in dessen Maschen sich der harmlose Gründling so gut wie der gefräßige Hecht rettunglos verstricke, um vom Herrn Staatsanwalt bis auf die Gräten verspeist zu werden. (Heiterkeit). Jeder Scherz, jede Kritik, jede berechtigte Aeußerung des Unwillens könne als grober Unfug bestraft werden, — und wer sich Dem gegenüber noch schuldlos fühle, Der werfe den ersten Stein . . .

Bei diesen Worten des Redners klirrte neben ihm die Fensterscheibe und ein faustgroßer Stein flog mitten auf sein Pult und zertrümmerte das Wasserglas, aus dem er sich im Laufe seiner feurigen Rede — bei Schwurgerichtsverhandlungen trank er in solchen Fällen Sekt — mehrfach erfrischt hatte. Ob der draußen stehende Werfer wirklich zu jenen Ausnahmemenschen zu gehören glaubte, die sich gegen § 360 Nr. 11 immun fühlen durften, ist unaufgeklärt geblieben; vermuthlich stand er noch in dem glücklichen Alter, in dem man zur bedingten Verurtheilung qualifizirt ist und neben der erforderlichen Einsicht in die Strafbarkeit seiner Handlungweise — § 56 des Strafgesetzbuches — noch kein hohes Maß anderweiter Einsicht aufzuweisen hat. Jedenfalls brachte er einen gewaltigen Eindruck hervor: Dr. Löwenmaul schrak sichtlich zusammen und protestirte dann mit Donnerstimme gegen jede Vergewaltigung der Versammlung, während die übrigen Mitglieder sich an die Fenster drängten und Professor Langfaden Etwas von der symbolischen Bedeutung des „jactus lapilli“ im römischen Eigenthumsrecht murmelte.

Als sich die allgemeine Aufregung gelegt hatte, konstatirte der Vorsitzende, indem er auf den Stein wies, lächelnd unter ungetheilter Zustimmung, daß der grobe Unfug der Kommission nunmehr leibhaftig seine Aufwartung gemacht habe; er knüpfte daran die Hoffnung, man werde angesichts dieses werthvollen Objektes in der nächsten Sitzung den Gegenstand der Berathungen leichter im Auge behalten und zu der erstrebten Feststellung des viel umstrittenen Begriffes gelangen. Nach einer Schlußbemerkung des Dr. Löwenmaul, daß er in diesem Falle das verhängnißvolle Wurfgeschoß für den Stein der Weisen erklären würde, hob der Präsident Stein und Sitzung zugleich auf.

Otto Reinhold.

Berliner Kunstleben.

Ein englisches Kunstblatt, dem das Leben sauer wurde und dessen intelligente Redaktion sich den Kopf mit allen möglichen Versuchen zerbrach, die das Unternehmen auf einen grünen Zweig bringen könnten, kam neulich auch auf den merkwürdigen Einfall, das kalte Publikum durch Kunstberichte aus Berlin zu reizen. Die bereits ein Bischen kopflose Redaktion hatte die Idee, mich zum Werkzeug ihrer Pläne auszuersehen. Da ich den englischen Kollegen kurz vorher um londoner Kunstberichte für ein deutsches Blatt gebeten hatte, lag nach dem bewußten Prinzip der admiration mutuelle nichts näher, als daß mich der Londoner zu seinem berliner Vertrauensmann erkor. Die Sache war vollkommen logisch. Trotzdem vermochte ich im ersten Augenblick nicht die leise Spur von Unbehagen zu unterdrücken, die die Unklarheit des Bewußtseins über den Spaß oder den Ernst einer Situation mit sich bringt. Der Brief war in der Form ganz korrekt. Mein londoner Bekannter bediente sich genau der selben Ausdrücke, die ich in meiner Aufforderung an ihn verwendet hatte; das spezifische moderne berliner Kunstleben sollte es sein, ich hatte um das spezifisch londoner gebeten, möglichst individuell, möglichst positiv, Thatsachen! Was er wollte, ging mir nun schon ein, ich sagte also zu, die Sache würde sich schon machen und wurde bis dahin ad acta gelegt.

Da bekam ich nach ein paar Monaten, die mir Gelegenheit gaben, die Ansichten meines londoner Bekannten über die Bedeutung der Praeraphaeliten, über die englischen Tapeten und Bücher schätzen zu lernen, einen Brandbrief von seiner Hand. Wenn ich noch vor der über ihm schwebenden Katastrophe in sein Blatt hinein wolle, möchte ich mich beeilen. Und ich möchte doch please an seine getreuen Berichte denken, und daß nur die bestimmte Aussicht, von mir in gleicher Weise bedient zu werden, ihn zur Verzichtleistung auf jedes Honorar bewogen habe.

Dieser Nachsatz wirkte auf mich bestimmend. Am Abend des selben Tages entstand die Ueberschrift meines für London bestimmten Artikels: Das moderne berliner Kunstleben. Und darauf begann ich, nachzudenken. Das mußte ja programmatisch werden. Man schüttelt so Etwas nicht aus dem Aermel; ich mußte es natürlich ganz anders machen als alle Anderen, mein Londoner sollte befriedigt werden; schließlich hielt ich es aber doch für gerathener, mir die Anderen erst einmal näher anzusehen, nur um nicht etwa zufällig auf das Selbe zu kommen.

Ich vertiefte mich in die Schätze meines Pultes. Beruf und Neigung sammelten da so ziemlich alle wesentlichen Kunstschriften der Welt in sauber geordneten Bündeln auf. Ich sah ein paar Register durch, die ersten vergeblichen Bemühungen schärften meinen Eifer, ich kam in die Hitze. Mit steigender Hast vergrub ich mich in dieses Meer von Papier, in diese Herbarien der göttlichen Tollheit, deren getrocknete Geister ihr Wesen mit mir anfingen. Ich ging nach Ländern vor, durchflog erst die englischen, dann die französischen Revuen, dann die Schweden, Norweger, endlich die Belgier. Stunden vergingen, immer noch saß ich in der unbequemen Lage, mit der Stirn an der Kante der aufgesperrten

Pultklappe, mit beiden Händen in dem unförmlichen Kasten herumwühlend. Eine Broschüre nach der anderen flog heraus, um meinen Sessel thürmte sich der Haufen der Journale auf, die ich bereits vergeblich durchgesehen hatte. Als der Morgen graute, war ich bei Portugal; auch „Il Arte“ brachte keine berliner Kunstberichte. Alle möglichen Städte, die lächerlichsten, nur nicht Berlin. Die Sache wurde pathologisch, ich war von diesem fortwährenden Suchen, von dem Schwirren der Druckzeilen, dem Sprachgewirr, halb um den Verstand gekommen, eine verrückte Angst kam über mich: war etwa Berlin nur eine fixe Idee, diese sechs lächerlichen Buchstaben, die ich nirgends fand, existirten sie überhaupt, barg sich dahinter ein Sinn, eine Realität, etwas Sichtbares? In diesem nicht unbedenklichen Moment drang von Weitem gedämpfte Musik an mein Ohr; ich lauschte mit Behagen, es kam näher: ein gesunder, kräftiger Marsch. Zum ersten Male begrüßte ich mit Wonne diese famosen Paukenschläge, die mir jeden Morgen den ersten Schlummer störten. Sie zogen wie gewöhnlich an meinem Fenster vorbei, die Knöpfe blinkten, die blanken Kommißstiefel donnerten auf das Pflaster, ich machte unwillkürlich die Bewegung mit, mein Hirn kam wieder in den richtigen Takt. Nein, es war keine Einbildung: Berlin war da, diese braven Jungen würden, sobald es nur gewünscht würde, einen sehr wesentlichen Protest gegen meine papierene Deduktion erheben und alle handgreiflichen Beweise für ihre Existenz liefern.

Nur ein modernes berliner Kunstleben gab es, wie mir noch immer schien, nicht. Die Sache war wirklich pathologisch. Gerade so gut hätte ich an der Existenz eines Menschen zweifeln können, der zufällig keinen Hut oder keine Jacke anhatte. Und beruhigt legte ich mich ins Bett.

Als ich am nächsten Nachmittag beim Frühstück saß, brachte die Katerstimmung nach diesem Papierrausch einen jener Ergüsse in Tinte zu Wege, die zu den traurigsten Konsequenzen führen könnten, wenn sie nicht niedergeschrieben würden. Es war die Begründung, warum es keine moderne berliner Kunst gab; ja, es war haarsträubend, aber es mußte einmal ausgesprochen werden. Man war ein bedauerlicher Anachoret, ein Ausgesetzter unter Barbaren, kümmerlich, wie das Eichhörnchen, suchte man sich das Bischen geistige Nahrung. Nichtsdestoweniger konnte ich mich nicht der Einsicht verschließen, daß dieses Opus nicht gerade den Wünschen meines londoner Bekannten entsprach, der, wie ich, das Gewicht auf das Positive gelegt hatte. Er hätte das Geschreibsel vielleicht abgedruckt, als ein typisches Dokumentchen; ich verhehlte mir aber nicht, daß es gegen den guten Geschmack verstieß, einen solchen Gefühlsausbruch in die fremde Welt hinauszuschicken. Mit der Freude, die mir die Entdeckung jeder legitimen Empfindung bereitet, konstatirte ich in mir einen nicht unbedeutenden Grad von Nationalbewußtsein, das nicht so sehr dem seelischen Bedürfniß wie dem logischen entsprang, die Berechtigung einer Sache nachzuweisen, deren Existenz, wie ich mich überzeugt hatte, nicht zu leugnen war. Berlin war, darüber konnten nicht die geringsten Zweifel bestehen, — es war keine Kunststadt, aber dafür war es etwas Anderes, worüber wir später zu reden haben würden. Litt ich etwa unter diesem Mangel? Hätte ich wohl moralische Veranlassung gehabt, jeden Frühling nach Paris und London zu segeln, wenn ich Das, was ich dort zu suchen vorgab, hier gefunden hätte? Und wie hatte ich mich jedesmal amusirt

und welche vollkommene Muße hatte ich hier dann immer gefunden, mich von den auswärtigen Amusements zu erholen! Kunststadt war Berlin nicht. In der Zeit der Arbeitstheilung konnte nicht jede Stadt die Kunst als Eigenart betreiben. Hier gab es andere Spezialitäten. Ich kam mir vor wie ein Berliner, der darauf brennt, seinem Besuch die Wunder seiner Vaterstadt zu zeigen. Mir selbst wollte ich sie zeigen, diesem idiotischen Berichterstatter neuesten Datums in mir, der lebte, ohne zu sehen, und der sich eingebildet hatte, vom Sehen zu leben. Ich warf mich in die Kleider, heißhungrig, wie sich der junge Student auf die Straße stürzt, auf der er seine erste Dulcinea finden will, wie der Abenteurer das Pflaster betritt, auf dem er seine Million zu erjagen entschlossen ist; eine romantische Sehnsucht kam über mich, Zwiesprache zu halten mit diesem Häuserkoloß, seine Seele zu ergründen; ich sollte vielleicht heute eine Entdeckung machen, die die Bedeutung, die dieser Tag für die londoner Zeitschrift hatte, noch vergrößerte. Mir ward merkwürdig, als ich den Asphalt unter mir hatte, diesen göttlichen Asphalt, den Zola so glänzend zu symbolisiren versteht. Es war mir noch nie in den Sinn gekommen, in Berlin spaziren zu gehen. Richtig, man ging hier nicht spaziren. Aber Das sprach für die Stadt, hier arbeitete man eben; dafür war man hier sicher, nicht durch die gemeingefährlichen Laster seiner Bekannten kompromittirt zu werden, die drüben der Müssiggang selbst in den besten Kreisen zeitigt. Ich beschäftigte mich eingehend mit der berliner Straßenreinigung, von der das Ausland Etwas lernen könnte, ich genoß sie mit Bewußtsein, obwohl der regnerische Tag die richtige Schätzung beeinträchtigte. Auch die Verdienste Berlins um die moderne Beleuchtung prägten sich mir ein; diese aus dem Boden geschossene Industrie, die sich um das neue Gaslicht gruppirte, hatte etwas Imponirendes; hier sah man Streben und Fortschritt, das Licht war gut, man konnte sich schwer etwas Besseres vorstellen, — obwohl es durchaus nicht ausgeschlossen war, daß morgen ein genialer Berliner eine noch größere relative Lichtstärke schuf.

Ja! wenn es nur Etwas zu beleuchten gegeben hätte! Diese schlaue Deduktion, von den Fehlern der Anderen auf die Vorzüge Berlins zu schließen, war faul. Wie der dünne Regen sickerte Tropfen für Tropfen eine unverrückbare Depression in meine Seele und löschte das Strohfeuer, langsam, aber totensicher.

Man rennt nicht ungestraft durch Berlin, wenn man es nicht dringend nöthig hat. Ich sah diese protzigen Bierhäuser, diese falschen Fassaden, diese traurigen Läden mit dem traurigen Kram. Drei Mark=Artikel! Und traf man mal eine bessere Etalage, so waren Menschen darin, die wieder nur für den Bazar paßten. Mir war das Alles noch nie aufgefallen. Nie war mir in den Sinn gekommen, vor einem Kleidergeschäft stehen zu bleiben oder gar hineinzugehen; an so Etwas denkt man gar nicht. Das wurde Alles im Frühling besorgt, wenn man draußen war. Ich kontrolirte die Damentoiletten; es standen in diesen blendend hellen Riesenfenstern Straßenkostüme, mit denen man in Paris etwa die komischen Alten in einem Vaudeville passend bekleiden konnte. Und daneben plötzlich ein wirklich importirtes Modell, verrückt chic, für irgend eine sehr individuelle Pariserin zu einer eben so individuellen Gelegenheit gemacht; da sollte man sich jetzt eine Geheimräthin bei einer offiziellen Abendschlacht hineindenken. Man hatte sonst darüber gelacht, kaum Das noch, wie man kaum über die

noch komischeren Zusammenstellungen der Kleidungstücke bei überseeischen Völkern, die mit Europäern zusammenkommen, lachen wird, wenn man unter ihnen lebt. Das gabs nun mal hier nicht, darüber durfte man sich nicht mehr wundern.

Ja, aber was gabs denn hier überhaupt, das sich dem Auge bot und das man sehen wollte? Warum lebte Einer, der nicht an die Scholle gebunden war, eigentlich hier? Was hielt ihn? Der Schreck, der Einem bei jeder Entdeckung in die Glieder fährt, befiel mich. Ich unterdrückte ihn — Unsinn! „Unsinn!“ sagte ich bei jedem neuen Choc, zu jeder dieser mißrathenen Straßendamen, die Beziehungen zu mir wünschten, zu jedem dieser kaufmännisch gebildeten Dandys, der mir auf die Füße trat. Man darf sich nicht durch subjektive Empfindungen beeinflussen lassen. Ich nahm mir verschiedene Gebiete meiner Betrachtung vor, kontrolirte mit der Gelassenheit eines Automaten die Qualität der mir begegnenden ersten hundert Equipagen oder sah eine halbe Stunde lang allen Leuten auf die Füße, um mir über ihr Schuhwerk ein maßgebliches Urtheil zu bilden, — ungefähr der untrüglichste Maßstab für die Qualität des Menschen. Unter den hundert Equipagen fand ich ein anständiges Halbverdeck, in dem ein Botschafter saß, und einen guten Selbstkutschirer; der gehörte einem Kunstreiter. Unter etwa 250 Schuhen, die nicht gewichst wurden — man wird begreifen, daß ich nur Schuhwerk in Betracht zog, das nicht dieser Brutalität ausgesetzt war — fand ich etwa 170 zum ersten Mal benutzte und fertig gekaufte, 65 Kellnerschuhe und etwa 10 wirkliche Individualitäten, von denen wieder etwa zwei ohne Koketterie entworfen waren und trotz längerer Abnutzung Façon behielten.

An Detailstudien verhinderte mich mein ewiges Pech in Berlin: ich verlief mich wie gewöhnlich und mußte meine Aufmerksamkeit darauf konzentriren, nicht immer wieder in die selbe Straße einzubiegen. Ich hatte immer den Eindruck, die selben Häuser, die selben Menschen zu sehen. In Berlin findet sich ein Mensch, der nur eine Spur von Gedächtniß für Straßenbezeichnungen hat, schon am ersten Tage kinderleicht zurecht, es giebt nichts Geordneteres als das Straßennetz des berliner Verkehrscentrums, es giebt überhaupt nichts Geordneteres auf der Welt als Berlin. Aber der Mensch, dem nicht sein Bedürfniß den Sinn dieser Ordnung erschließt, der weder in den großen Schenken noch in den noch größeren öffentlichen Gebäuden zu thun hat, Dem fehlt außer dem Auswendiglernen jedes Mittel, Berlin in sich aufzunehmen. Der Unglückliche, der in den Straßen Berlins plötzlich den Sinn für Schriftzeichen verlöre und daher die Schilder an den Häusern nicht mehr entziffern könnte, wäre genöthigt, sich an einen Schutzmann zu wenden, um zu erfahren, auf welchem Theil der Erde er sich befindet. Da wird er es ja mit jeder Deutlichkeit erfahren. Aber diese Eigenthümlichkeit behält Berlin nur dem Ausland gegenüber; andere deutsche Städte haben die selbe Art von Modernisirung acceptirt, Halle, Köln, Leipzig und andere Provinzstädte wachsen in die selbe Großstädtigkeit hinein, der Deutsche unterscheidet sie nur noch nach den Dialekten. Es ist etwas Merkwürdiges um so eine moderne berliner Straße. Alles und gar nichts. Alles, was man sieht, fordert zum Vergleich heraus mit Dingen, die man irgendwo anders gesehen hat. Alles erinnert ans Ausland, aber skizzenhaft, dunkel, so wie man an einen guten, alten Lackkasten erinnert wird, wenn man eine Imitation in Pappe vor sich hat. Man ärgert sich oder man lacht, das Lachen überwiegt schließlich. Ich weiß nicht, —

wenn man so einen modernen Berliner in einer berliner Bar auf seinem Holzschemel am Buffet sitzen sieht, einen englischen Hut auf dem Kopf und sein American Drink in der Hand, oder wenn man in einem berliner Tingeltangel einen Cancan betrachtet, wenn ein moderner Berliner dichtet, malt, wenn er heirathet, ja selbst wenn er begraben wird —: ich weiß nicht, es hat immer etwas Komisches. Entweder ist es zu frech oder zu wenig frech. Liegt es am Schnitt der Hose oder am Stoff, jedenfalls: Etwas ist nicht in Ordnung. Karikatur, was die Leute hier „die Moderne“ nennen, und die Bourgeois haben Recht, wenn sie darüber schimpfen; Karikatur dieser ganze berliner Kosmopolitismus.

Ich sehnte mich nach Menschen und ging in das Café, das ich jährlich zwei-, dreimal zu besuchen pflege, um mich von der Stabilität eines dort tagenden Stammtisches zu überzeugen. Moderne Berliner geben dort jahraus, jahrein ihre jeweilig neuesten Ideen zum Besten. Der Geheimrath hielt wie gewöhnlich gerade eine Rede. Man wird sich in London schwerlich einen modernen berliner Geheimrath vorstellen können. Ihn könnte man etwa mit einer gewissen Beschränkung als eine Spezialität bezeichnen, die Deutschland vor anderen Ländern älteren Datums voraushat. Wie man sich als Kind den König immer mit der Krone und dem schönen Mantel denkt, so stellt man sich den Geheimrath stets mit einer Glatze, weißen Haaren, einer dicken Brille und mit einer ungeheuer ernsten Miene vor. Es giebt aber seit dem neuen Regime Geheimräthe unter vierzig Jahren, die fröhlich lachen, harmlose Witze machen und ganz gewöhnlich aussehen. Etwas Besonderes sind zweifellos die Kunstgeheimräthe, die Generäle für die freien Künste, weil sie sich in Opposition gegen die Regirungen befinden. Die Regirung hielt es im Allgemeinen mit Knaus, Achenbach, Werner u. s. w., weil sie Das schon seit dreißig Jahren thut und durchaus keinen Grund hat, anders zu verfahren; die Geheimräthe unterstützen Liebermann, Klinger und noch viel jüngere Leute. Sie sind durch ihre offiziellen Stellungen gezwungen, den Ankauf eines Liebermann mit der Hinnahme von vier Werners zu bezahlen, sie würden ganz bestimmt, wenn sie zu kommandiren hätten, nur Liebermanns und Klingers u. s. w. in ihre Museen hängen; daß sie nicht in der Lage sind, darf man ihnen nicht vorwerfen. Es hat etwas Rührendes, diese knifflische Opposition, die dem reaktionären Element Zoll für Zoll mühsälig abkämpft; aber das Herz muß Einem weich werden, wenn man sieht, wie auch die alten, echten Geheimräthe, die mit der Brille, an modernen Bildern herumriechen, ihre jüngeren Kollegen zweifelnd anblicken und dann mit einstimmen in das Lob und das Bild warm empfunden und höchst individuell nennen. Was aber der Geheimrath mal hat, Das giebt er nicht wieder los: hat er sich mal in diese Moderne hineingesehen, die sich ihm in ein paar Namen darbietet, so ist er ihr Eigen und geht mit ihr durch Dick und Dünn, selbst gegen die Regirung, — so weit es seine offizielle Stellung gestattet. Man darf nicht zu viel Experimente mit ihm machen und nicht verlangen, daß, wenn er eine Richtung glücklich hat, er auch noch eine andere bekommen soll; ein Geheimrath ist kein Portier und so ein Verlangen führt zur Anarchie, zur Rathlosigkeit Und nimmt man sich so einen wackeren alten Herrn bei Seite und fragt ihn eindringlich, ob ihm denn wirklich solche modernen Malereien Spaß machen, so sagt er würdig: „Die Kunst ist eben nicht zum Vergnügen da, junger Freund, Das habe ich früher auch geglaubt, sie soll

nicht unsere Sinne kitzeln, sondern sie soll Das —, Das — und vor Allem Das! Wir haben lange genug nach dem Ausland geblickt, es ist Zeit, daß wir uns auf uns selbst besinnen, unsere reifen Kräfte ausnützen, zeigen, was wir können: nicht wahr, Herr Doktor: Nationale Kunst!" „Jawohl, Herr Geheimrath."

Ich hatte alles Das schon sehr oft in der letzten Zeit gehört, ohne mir viel dabei zu denken. Wenn ich mich entschloß, diese Tafelrunde aufzusuchen, war gewöhnlich mein Stumpfsinn so groß, daß mich nur nach dem akustischen Reiz verlangte, den mir in solcher Verfassung das berliner Idiom bereitet.

Heute drangen Vorstellungen bei diesen Lauten in mein ungewöhnlich lebhaftes Bewußtsein und mit der Angst meiner neuesten Pflichten fing ich an, zu reflektiren. Wovon sprach denn der Mann eigentlich? Ich vermochte weder das Fremde zu erkennen, das man hinausthun müsse, noch das Eigene, das des Schutzes bedurfte. Richtig, es gab berliner Magazine, die mit englischen Möbeln handelten, mit den Sächelchen, die man sich in London nachgerade übergesehen hatte. Also gut, Das würde auf Wunsch des Geheimrathes aufhören; es war weder dagegen noch dafür Etwas zu sagen. Oder wollte man etwa in dem Einfall eines spekulativen Kaufmannes eine Kulturströmung erblicken?

„Die englische Invasion!" sagte der Geheimrath triumphirend. Es war das Neueste auf diesem Gebiet. Ich saß da, wie immer, wenn mich der Wunsch nach Erfrischung hierher getrieben hatte, — ich verstand kein Wort mehr. Aber ich mußte dahinterkommen, mußte mir klar werden, es gab vielleicht doch Etwas, womit ich meinen londoner Freund entschädigen konnte. Vielleicht gelang es mir in der Einsamkeit. In einer kleinen Kneipe in der Nähe speiste ich einsam zu Mittag. Ein unglaublich amusantes Loch in einer Sackgasse mitten im Verkehrscentrum; ein pariser Bekannter hatte mich zuerst darauf aufmerksam gemacht. Ein Ueberbleibsel aus den vierziger Jahren, himmlisch altmodisch, von der Grobheit des Wirthes bis zu der Unverdaulichkeit der Speisen, die er Einem auf den blanken Tisch setzte. Außer zwei alten Generälen, denen verschiedene Glieder fehlten, traf man hier Niemanden. Ich arbeitete hier zuweilen, wenn ich einen stillen Winkel brauchte. An den Wänden hingen Stiche des einzigen Künstlers, den Berlin jemals hervorgebracht hat, — Menzels.

Richtig, über Menzel könnte ich schreiben. Aber es gab schon einige Bücher über ihn. Ohne seine sprichwörtliche Grobheit — eben so national und groß wie seine Kunst — hätte man ihm vielleicht ein paar neue persönliche Daten entlocken können. Aber auch damit war meinem Londoner nicht gedient. Menzel war so wenig der Ausdruck für moderne berliner Kunst, wie diese Kneipe Berlin war. Dieser Menzel hat individuell geschaffen, er bleibt. Warum hat er kein Barbizon gefunden? Woher kommt es, daß er mit dieser fabelhaft breiten Sphäre, mit dieser scharf geprägten Persönlichkeit keine nennenswerthe Schule hinterläßt?

Er hing da an der Wand als Selbstportrait aus den vierziger Jahren, alle möglichen reizenden anderen Geschichten um ihn herum aus der selben Zeit, der Zeit, auf die man heute mit Verachtung zurückblickt. Dieses elende Berlin damals mit seinem kleinen Vorort Potsdam hatte die Fähigkeit, den ersten deutschen Künstler hervorzubringen. Es leben auch andere Künstler in Berlin, aber als Chambregarnisten; der Zufall hat sie hergeweht, die besseren würden natürlicher jenseits des Rheines wohnen, wo ihre Wiege stand, sie sind

fremd hier und werden es immer bleiben. Aber auch der Berliner Menzel ist den modernen Berlinern fremd; es ist in Häusern, die auf Geschmack halten, Mode geworden, sich eine Zeichnung von Menzel einzurahmen, eine Mode, die zugleich mit dem japanischen Zimmerschmuck aufgekommen ist, vermuthlich deshalb, weil der einzige Menzelhändler zugleich der einzige berliner Importeur japanischer Antiquitäten ist. Der Mangel wesentlicher Beziehungen zwischen Berlin und der Kunst in Berlin resultirt also nicht aus nationalen Eigenschaften der Künstler, wohl aber aus der Entwickelung, die Berlin, Preußen und damit Deutschland genommen hat. Viele Generationen haben sich an dem Boden genährt, der nun einmal so und nicht anders gegeben ist. Ganz Europa ist alt, einzelne Länder, deren Blüthe einst der Kultur die Wege gewiesen hat, das Land des Velasquez und seine Mutter, Italien, sind tot, das Bischen Unkraut, das hier und da die Ruinen bewuchert, ist nicht mehr Leben zu nennen. Es ist ein Unsinn, daß ein Land alte Kultur gehabt haben muß, um moderne Kunst hervorzubringen. Das Gegentheil ist wahr. Welches Land ist so durch und durch ästhetisch wie das städtische Skandinavien, wo der Eckensteher sich mit Strindberg und Ibsen beschäftigt und ungefähr jeder zweite gebildete Mensch Gedichte macht, oder gar Amerika, das einen Baustil schafft und ein Kunstgewerbe zur Welt bringt, vor dem sich Europa verstecken kann. Kultur ist Zersetzung und die Kunst ist eine Sumpfblume; in Belgien, diesem liederlichsten aller Länder, blüht sie empor; in Japan ist sie gewesen. Nur junge Länder voll strotzender Kraft können solche Fäulnißprozesse ertragen, die sich dem beschaulichen Auge des Professors als Kulturperioden darstellen. Wenigen Ländern blüht zweimal dieser gefährliche Lenz, der ihnen die besten Säfte kostet. Deutschland ist viel zu alt, um sich nochmal mit Leidenschaft zu verlieben. Die Zeit liegt weit zurück und sie wurde nicht so ausgenutzt, wie es ohne die ewigen Nahrungsorgen hätte geschehen können, wie es Japan verstanden hat und wie es Frankreich versteht, das erst relativ spät und wohl vorbereitet in seine Blüthezeit kam und das vielleicht als einziges Land das glückliche Temperament des ewigen Frühlings besitzt.

Die preußische Entwickelung Deutschlands war von materiellen Fragen bestimmt. Kluge Regenten haben mit großem Scharfblick erkannt, was dem Lande noththat und die Entwickelung hat sich streng Dem gemäß vollzogen. Man hat erreicht, was man wollte, — und es ist das einzig Richtige, es gab für Deutschland keinen anderen Weg, zu Ruhe und Frieden zu kommen. Aber Thorheit ist es, sich den negativen Konsequenzen dieser richtigen Wahl nachträglich zu verschließen und zu glauben, daß der selbe Organismus, der diesen gewaltigen Militarismus geschaffen hat, nun auch im Stande ist, eine lebendige Kunst hervorzubringen. Deutschlands künstlerische Rolle kann vorläufig nur passiv sein; und trotzdem könnte ihm deshalb eine größere Bedeutung zufallen, als es sie heute als scheinbare Auchproduzentin besitzt. Dank seiner centralen Lage könnte Deutschland die Kultur den anderen Ländern eben so auch nehmen, wie es einmal die eigene den anderen mitgetheilt hat. Es ist nie Mangel an Produzenten in der Kunst, ernsthafte Konsumenten giebt es aber überhaupt kaum. Deutschland könnte sich mit der Reproduktion begnügen. Jenseits des Kanals hat man gezeigt, daß die Reproduktion den Werth des Uebernommenen verdoppeln kann, dort hat man sich beinahe eine neue Kunst zurechtgebastelt und sicherlich ein neues Gewerbe.

Wenn man bei uns, wo nun einmal reproduzirt werden muß, wenigstens darauf hielte, daß das Tüchtige genommen wird und auf tüchtige Art. Aber anstatt auf starke Stile zurückzugreifen, die noch Nutzwerthe bieten, wurde jene Mischmasch-renaissance volksthümlich, die schon verdorbenes Epigonenthum war, als sie vor so und so vielen hunderten Jahren entstand. Und die Art? Bei uns wird bei der Reproduktion das Uebernommene nicht verdoppelt, sondern verdöpplert. So ein berliner Handwerker braucht nur irgend ein Modell in die Finger zu bekommen, — gleich wird ein Monstrum daraus. Ich sehe schon die hübschen Cheppendales bei Wertheim für hundert Mark die Garnitur, Sofa und zwei Sessel. Das nennt man dann englische Invasion. Käme es je wirklich zu einer fremdländischen Invasion, so könnten mir nicht die Berliner und ihre Individualität, die sie nicht haben, leid thun, sondern die armen Eroberer.

Es liegt an dem Mangel an Ueberfluß, sagen die Einen. Aber das moderne Berlin ist wohlhabend und, was das Wesentliche ist, man hat das Geld sehr schnell verdient und ist daher mit Vergnügen bereit, es eben so schnell wieder auszugeben. Nur mit dieser unerschrockenen Tendenz, unter allen Umständen möglichst viel Geld loszuwerden, lassen sich die hervorragendsten Errungenschaften des modernen Berlins erklären. Auf dem Geldsack sitzt hier nur der Eingeborene, wenn er einen hat; und der Eingeborene ist im Aussterben begriffen und an der vehementen Entwickelung der Stadt so gut wie unbetheiligt. Und die Mode triumphirt hier wie nirgendwo anders. Man zahlt nicht nur für schlechte Kiesels, sondern auch für gute Drucke von Klinger die ansehnlichsten Preise und Böcklin hat hier seine Haussen wie Whistler in England und Frankreich. Es liegt an dem Mangel an Tradition, sagen die Anderen und dabei hoffen sie im Stillen, es würde besser werden, und gehen dabei von der rührenden Vorstellung aus, daß man nur zu warten braucht, bis es später wird, um eine Tradition zu bekommen. Ich möchte behaupten, daß das Berlin der vierziger Jahre einer kunstbildenden Tradition näher war als das heutige; und da man als guter Patriot nicht wünschen darf, daß diese kümmerlichen Zeiten wiederkehren, bleibt für die Erfüllung jener Hoffnungen nur das fromme Wunder einer reinen Empfängniß übrig, an das man glauben muß, ohne zu zweifeln.

Es giebt in Preußen eine sehr kräftige Tradition, — den Militarismus. Es ist eine imposante Tradition und ihr verdankt das neue Deutschland seine Existenz. Sie entspricht nicht nur den politischen und sozialen Bedürfnissen des Landes, in ihr drückt sich zugleich die Individualität des Volkes mit seinen wesentlichen Neigungen und Intelligenzen aus. Es ist die geborene Tradition für Preußen und übrigens entbehren ihre Bethätigungen bei gutem Wetter nicht des dekorativen Reizes. Man sollte nur mit dem sehr berechtigten Stolz auf die Errungenschaften dieser Tradition endlich einmal die Einsicht verbinden, daß neben ihr keine andere Platz findet, — finden darf, kann man sagen.

Richtig, Das könnte ich dem londoner Unmenschen schreiben.

Julius Meier-Graefe.

Börse und Banken.

Im Grunde sind es nicht die Bankbilanzen, nicht die Beschlüsse der Börsengesetzkommission, nicht die Niederlagen der Italiener, die Spekulation und Publikum bei uns zur Zurückhaltung stimmen. Die großen Mittler, die gewöhnt sind, zu umfassenden Käufen zu animiren, und die, ohne Bankier und Kommissionär zu sein, dennoch einen merkwürdigen Kredit für ihre Empfehlungen fanden, stellen die Sachlage ganz anders dar. Nach ihren bekümmerten Aussagen fehlt jetzt einfach eine sehr große Zahl von Geschäftslustigen, wie sie vor Dezember noch zu jeder Zeit zum Eingreifen bereit waren; es giebt auch Pessimisten, denen die Furcht aufsteigt, daß die so abhanden Gekommenen Jahre gebrauchen werden, um wieder völlig erholt zu sein. Diesen Mißmuthigen stieg zunächst bei den glänzenden Bankbilanzen der Neid auf und sie machten aus ihrem Temperament heraus Meinung gegen unsere großen Institute. Dann kamen aber auch die Mittelfirmen mit ihrem nicht zu unterschätzenden Einfluß; sie sahen die Banken schon mit ungeheuren Ziffern gleichsam auf sich zurücken, wie eine furchtbare Armada. Niemand spielt gern den Lazarus, dem vom Tisch des reichen Mannes einige Brosamen zufallen, — Dies könnte aber auf absehbare Zeit das Verhältniß der Privatbankhäuser zu den Banken werden, wenn der Gang der Dinge weiter eingehalten wird und wenn die Reichstagskommission Recht behält.

Man bedenke nur, daß die Dresdener Bank nahezu einen Bruttogewinn wie die Reichsbank gemacht hat. Nehmen wir unsere fünf ersten Banken, so hatten diese am 31. Dezember v. J. an Tratten auf sich laufen für 305 Millionen Mark und an gedeckten Debitoren hatten sie — ausgenommen die noch nicht zu übersehende Diskontogesellschaft — für 297 Millionen Mark ausstehen. In ruhigen Zeiten geht Das ja noch; aber es soll nur einmal eine geschäftliche oder politische Krisis ausbrechen, dann würde die Bedeckung der Debitoren arg und schnell zusammenschmelzen, während die Kreditoren natürlich ihre Guthaben sofort herauszögen. Diese Vereinigung aller möglichen Bankthätigkeiten — des Depositenwesens, des Kommissiongeschäftes, der Finanzirungen —, Alles noch dazu im größten Stil, ist keineswegs neu, nur daß schließlich kein Halten mehr war. Der Crédit Lyonnais z. B. versuchte sich bis zum Bontoux-Krach in der gleichen gefährlichen Vielseitigkeit; dann kam aber der Schaden und die Herren wurden klug. Heute hat dieses ohne Vergleich erste französische Institut ein Aktienkapital von 200 Millionen Frcs., aber nahezu eben so viel in der Kasse; sein Wechselportefeuille ist größer als das der Bank von Frankreich und alle vierzehn Tage sind die Daten von allen Filialen so übersichtlich eingetroffen, daß das Verhältniß von den leicht greifbaren Mitteln zu den Verbindlichkeiten festgestellt werden kann, und es wird mir dabei ein so glänzender Prozentsatz genannt, daß ich Anstand nehme, ihn mitzutheilen. Macht aber der Crédit Lyonnais alle die verschiedenen Geschäfte unserer deutschen Banken? Durchaus nicht. Er wird z. B. industriellen Unternehmungen fernbleiben und sich nur bei der Uebernahme von fonds publics betheiligen. Dafür kann er aber seine Wechsel jeder Zeit zur Bank von Frank-

reich bringen, und denken wir uns etwa einen jähen Wechsel der Dinge, wie nach der Schlacht bei Wörth, wo die Bank von Frankreich sofort ihre Baarzahlungen einstellt, — nun, so würde der Crédit Lyonnais eben Banknoten erhalten, die er wiederum im ganzen Lande anbringen kann. Nicht einmal sein erdumspannendes Filialsystem giebt zu Befürchtungen Anlaß, denn man hat gesehen, wie er die new-yorker Filiale schon wenige Jahre nach ihrer Begründung wieder aufgab. Ich glaube sogar, daß es mit einzelnen russischen Zweiganstalten ähnlich gehen wird, ohne Rücksicht auf Politik und Allianzen.

Es mag etwas gewagt scheinen, nach dem einstigen Zusammenbruch des Comptoir d'Escompte gerade französische Banken als Muster anzuführen; immerhin haben wir es hier doch mit der Thatsache zu thun, daß die Statuten des Crédit Lyonnais die praktischen Zwecke des Institutes begrenzen. Wenn man Deutschland nicht für reich genug hält, um ohne große Universalbanken einen Weltmarkt bilden zu können, so mag Das plausibel klingen, aber die Gefahr für unsere Banken selbst schwillt dabei immer mehr an. Es ist gar nicht zu sagen, wie da zum Rückzuge geblasen werden kann, denn unsere leitenden Männer streben gewiß nicht aus Leidenschaft eine Kapitalsvermehrung ihrer Gesellschaften an. So haben die Geschäftsinhaber der Diskontogesellschaft im vorigen Jahr bei 115 Millionen Kapital 1 892 981 Mark erhalten, während im Jahre 1889 bei nur 75 Millionen Kapital ihr 20 prozentiger Antheil 2 212 979 Mark betrug. Die Banken stecken eben in den weittragenden Geschäften und holen sich das Kapital dazu erst später nach. Das Wörtchen Angst kennen sie nicht, denn bis jetzt sind sie aus allen schlechten Jahren noch mit blauem Auge davongekommen. Wer hätte auch jemals gedacht, daß das Hansemann-Institut die Affairen Popp und Venezuela so glücklich überkleistern würde? Wer konnte glauben, daß der Deutschen Bank Mannesmann und Northern-Pacific oder der Darmstädter Bank ihre portugiesischen Emissionen so rasch vergessen werden könnten? Die Darmstädter Bank scheint übrigens nach ihrer Bilanz die solideste unserer großen Kapitalsassoziationen zu sein; und wenn ihr in der doch nahenden Verstaatlichung der Hessischen Ludwigsbahn ein alter fetter Kunde, sogar ein starker Diskonteur, entzogen werden dürfte, so wird sie in der süddeutschen Gesellschaft für Kleinbahnen nach und nach eine höchst wichtige Konto-Korrent-Verbindung erhalten.

Noch zwei beachtenswerthe Umstände. Wir besitzen erste Institute, die trotz ihren ungemessenen Mitteln Geld verhältnißmäßig ziemlich theuer bezahlen; und ferner sind ihre großen Finanzgeschäfte nur dadurch möglich, daß sie alte Bankhäuser hinter sich haben, die mit 40 Prozent und mehr zu betheiligen sind. In dieser Thatsache, daß eine schmale Reihe von Welthäusern sich möglichst nicht herausstellen mag, sondern eine spanische Wand in Aktienform vorschiebt, liegt zum Theil der Schlüssel zu der heutigen Gewaltstellung unserer Banken. Und die meisten Spannungen zwischen Bankdirektoren und Financiers entstehen aus einer oft zu geringen Betheiligung Es ist möglich, daß von den letzten Bankabschlüssen ein neues Verhältniß der Börse zu unseren ersten Banken ausgeht, denn es dämmert doch die Erkenntniß auf, daß bei diesen Brennpunkten des deutschen Geld- und Unternehmerwesens des Guten zu viel gethan wurde; wir finden weder in Frankreich noch in England ein Beispiel für diese Erscheinung.

Die Geschäftslust unserer Banken ist es auch, von der die Geldnoth der

türkischen Regirung das Beste hoffen darf. Ueber nichts pflegen die Nachrichten widersprechender zu lauten als über Anleiheverhandlungen; auch jetzt war die Nachricht falsch, daß die Konferenzen in Wien definitiv abgebrochen seien. In Wirklichkeit ist nur durch die Haltung der Kreditanstalt ein Stillstand eingetreten. Die Pforte kann nämlich noch zwei Sicherheiten geben: die Zölle, natürlich die nur, die noch nicht verpfändet sind, und die sogenannte Hammelsteuer. Den Geldgebern würde Das genügen, aber nur unter der Voraussetzung, daß die Dette Publique die Einkassirung übernehmen will. Hier entstand jene Schwierigkeit, welche die Kreditanstalt als Vertreterin des österreichischen Syndikates heraufbeschwor; man hofft aber noch, deren Bedenken zu überwinden. Während ich diese Zeilen schreibe, tritt eine neue Kombination hervor. Die Pforte, heißt es, werde bald Geld bekommen, da sie die Bahnen zurückkaufen und daraufhin Obligationen ausgeben wolle. Das Ablösungrecht hat sie bekanntlich, aber die Operation selbst ist keine Sache, die von heute auf morgen durchzuführen ist.

Eine weit wichtigere Anleihe, die italienische, liegt noch in undurchdringlichem Nebel. Ich glaube aber, daß die Regirung sich mit ihren Schatzbonds, dem dortigen Lieblingsmittel der Finanzminister, nicht mehr lange helfen kann. Bekanntlich stehen seit der Säkularisirung der Kirchengüter sehr große Fonds, wie der der Pensionen, der frommen Werke u. s. w., unter staatlicher Verwaltung. Die Regirung hat sich nun bis jetzt dadurch geholfen, daß sie — wie man flüstert — in jene Kassen eingriff, die Rente herausnahm und Schatzbonds dafür hineinlegte. Mit den anderen noch laufenden Schatzbonds läßt sich vielleicht die schwebende Schuld auf 800 Millionen Lire taxiren. Da ist die Grenze von selbst gegeben, denn bei uns in Deutschland sind bei den Reichen keine solchen Bonds anzubringen, nicht wegen der Sicherheit, sondern wegen des sechs pro Mille betragenden Stempels. Wenn heute unsere Regirung diesen Stempel für italienische Vorschüsse aufheben könnte, so wäre viel gewonnen; aber es giebt Erleichterungen, die Beschämungen gleichen, — und diese wäre eine davon; für eine Anleihe stehen aber Italiener noch zu hoch, und wenn es auch zu shylockmäßig gesagt ist, daß die Rente 70 Prozent notiren müsse, um eine Anleihe von einer Milliarde gelingen zu lassen, so ist doch ein Kurs von circa 80 Prozent wiederum zu theuer. Die vielen Kapitalisten, die bei uns rechnen können, haben angesichts der schrecklichen militärischen Niederlage ihren Besitz zwar nicht um ein Stück verringert, aber sie haben auch nicht zugekauft. Das hätten sie gern gethan, wären nicht Bedenken über die innere Lage des Landes dazwischengetreten. Wegen der Zinszahlung braucht man freilich keine Sorge zu haben. Selbst nur ein weiterer Steuerabzug wäre undenkbar, ohne daß Italien damit sein Ansehen als Großmacht verlöre. Trotz Alledem könnte für Italien ein unangenehmer Zwischenfall eintreten, falls heute der Papst seine rückständige, bisher bekanntlich nie in Anspruch genommene Civilliste fordern würde. Mit den aufgelaufenen Zinsen würde Das über 300 Millionen ausmachen; aber die Kapitalisten mögen ganz ruhig sein, denn der Stolz geht im Vatikan doch wohl über eine etwa vorhandene Schadenfreude.

Pluto.

Theaternotizen.

Die französischen Theaterkritiker, die pünktlich an jedem Montag ihr Feuilleton liefern, machen sichs leicht: sie erzählen den Inhalt der Stücke, die sie während der Woche gesehen haben, knüpfen an jedes ein paar nette Bemerkungen, citiren besonders hübsche Stellen und vertheilen dann an die Schauspieler milde Censuren. Keine allgemeinen Betrachtungen, keine höhere Einheit der Idee, die etwa die zersplitterten Eindrücke zusammenzufassen sucht, kaum ein Bemühen, das bretterne dem wirklichen Leben zu vergleichen. Allerliebste Sachen und Sächelchen entstehen so, die Sainte-Beuve zwar nicht als ernste Kritik anerkennen würde und über die Brunetière sich lange genug geärgert hat, denen der Literaturbummler aber manche feine Freude verdankt und die mit dem gräßlichen Zeug, das bei uns fast immer als Theaterkritik ausgeboten wird, nicht in einem Athem zu nennen sind. Mir kommt das Genre ein Bischen winzig vor, — wahrscheinlich, weil ich nicht annähernd so Reizendes darin zu leisten vermöchte wie Lemaître und Sarcey; mir scheint, ein Theaterkritiker sollte mehr geben als Inhalt mit Sauce, er sollte . . Aber Alles, was man soll — oder gar sollte —, ist furchtbar langweilig. Und dieses weiche oder windige, fast immer aber feuchte Märzwetter, das sich benebelnd um die Schläfen legt und die karge Möglichkeit klaren Denkens völlig vernichtet, ist nicht angethan, zu Betrachtungen über Das, was man soll oder sollte, zu locken. Schnell also ein paar Theaternotizen, wie der Wind sie gerade aus dem Gedächtniß weht. Viel Gescheites wird nicht herauskommen, denn die tückische Grippe lähmt jedes sonst etwa vorhandene kritische Vermögen; aber sind die Notizen über Goluchowski, den edlen Polen, der für des Deutschen Reiches Macht und Herrlichkeit plötzlich so begeistert sein soll, am Ende interessanter?

Das Deutsche Theater wird von einem Direktor beherrscht, der früher ein Kritiker war. Dieser Mann — Brahm heißt die Kapazität — pflegte alle lebenden und beinahe schon toten Theaterdirektoren in den Abgrund zu fluchen, wenn sie sich unterstanden, ein Stück von dem fleißig dichtenden Herrn Hugo Lubliner aufzuführen. Er hatte nun einmal die Antipathie: Lubliner war für ihn der Pudel, der aus Schauspielhäusern den Künstler vertrieb, bei dem bloßen Namen Lubliner schon verließ ihn die schöne Mäßigung des strebsamen Schererschülers. Jetzt hat er, um endlich wieder ein Publikum zu sehen, ein Stück des Herrn Lubliner auf seine Bretter gebracht. Sie nahten, die Himmlischen alle, die mit dem tüchtigen Dichter verwandt, verschwägert oder auch nur befreundet sind, und die kümmerlich blassen Kleiderbewahrerinnen machten große Augen, denn das Haus war an einem wirklichen Wochentage und ohne die mit Recht so beliebten Preisermäßigungen für sogenannte Vereine ganz voll und man sah schweren Sammet und knisternde Seide, matte Protzenperlen und frech umherfunkelnde Baissebrillanten. Man konnte sich in Bethulien glauben, ehe Holofernes heranzog und der Hunger zu wüthen begann. Daniel Schlenther aber, der immer ein Bischen verkaterte Prophet dieser Weihestätte, barg im Gehege der Zähne den Ruf, der zur Steinigung des Busenfreundes aufstacheln konnte, der brave Brahm ging frei aus und wird, trotz allen Lublinern der Welt, auch ferner mit künstlich aus den Haarwickeln der Kuppeltante Vossin gefertigten Papierguirlanden umwunden werden, — als ein Held seiner Zeit und ein wackerer Mann ohne Vorurtheil.

Ein freundlicheres Bild aus dem selben Kunsttempel: „Liebelei“, ein Schauspiel, das Herr Arthur Schnitzler gedichtet hat. Ein hübsches, künstlerisch ziemlich sauberes Stück, zu dem der Weg über die feine Vordertreppe der literarischen Erinnerungen — Aufgang nur für Herrschaften — führt. Der junge Herr Fritz Lobheimer hat ein schwefelgelbes Verhältniß zu der Frau eines guten Bekannten und sucht und findet bei der unschuldigen Stine Weiring Erholung; der Mann der gefälligen Frau schießt ihn nieder und das Mädchen erliegt dem jäh hereinbrechenden Gedanken, daß es im Leben des fürs Leben Geliebten nichts war als eine flüchtige Liebelei. Das wiener Fritzchen ist, all in seiner sentimentalen Nichtigkeit, gut gesehen und Stine, der die holde Klugheit der Frau Sorma, dieser nie genug gepriesenen Retterin schwächlicher Brettermenschheit, über Klippen hinweghalf, darf an dem festeren Knochenbau der fontanischen Schwester bescheiden emporblinzeln. Ein anderes Paar, das leider nach allzu berühmten Mustern gebildet wurde, muß für die Kontrastwirkungen sorgen. Herr Schnitzler ist noch jung, aber sein Denken scheint zum Theil doch in der fröhlich seligen vorluegerischen Zeit zu wurzeln, wo man in Wien nach bourgeoiser Moral lebte und leben ließ, den Krach von gestern schon heute vergessen hatte und an den Krach von morgen nicht dachte. Er hat viel Talent — so sagt man ja wohl? —, eine stille, oft sichere Beobachtung, eine leichte Hand und den Sinn für die Tragikomik aller modernen Salonleidenschaften. Ob er auch eine Weltanschauung hat? In seinen hübschen Büchern, die manchmal bis an die Oberfläche der Tiefe führen, ist sie nicht leicht zu finden. Sein angenehm aus vertrauten Bildern zusammengesetztes Stück, das den Durchschnitt beträchtlich überragt, ist kein soziales Drama im guten Sinn des prostituirten Wortes, denn es zeigt uns nicht verwandte Menschen und Menschengruppen, die in einer Luft wuchsen und wachsen mußten. Aber es ist reinlich und liebenswürdig und weckt die Erinnerung an Prévost d'Exiles und Musset und manchen anderen Großen im Reiche der Dichtung, dem Herr Schnitzler rüstig, aber in freier Selbständigkeit und nicht als geschminktes enfant du siècle nachstreben sollte. Jules Lemaître könnte den Inhalt der Liebelei reizend erzählen; er könnte, wenn er in Wien wohnte, das Stück auch geschrieben haben, denn es ist fein, sehr sauber polirt und die müde Skepsis ist in ihm mächtiger als die schaffende Kraft.

Was giebt es sonst noch? Herr von Wildenbruch hat uns und besonders sich selbst mit zwei Albernheiten geschädigt, die man nicht für möglich hielte, wenn sie nicht gedruckt worden wären. Frau Hedwig Niemann traf das Verhängniß, einer von diesen Fratzen einen Körper schaffen zu müssen. Berlin bleibt Berlin: geputzte Hetären beherrschen die Bühne und die beste, stärkste und fraulichste deutsche Schauspielerin muß unthätig feiern oder an Erbärmlichkeiten ihr Können verzetteln. Wer Hedwig Niemann als Goethes Marianne, als Hebbels Klara, als Frou-Frou, ja, sogar als Lorle erlebt hat, wird wissen, wie kläglich unsere Spielerei, trotz der berühmten Modernität, heruntergekommen ist. Der Theaterkritiker sollte . . . Aber von Alledem, was er sollte, soll, so war das Versprechen, in grippiger Laune heute hier nichts verrathen werden.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 21. März 1896.

Struwwelpeters.

Vor ein paar Jahren wurde in Berlin häufig ein Theaterstück aufgeführt, das den Titel trug: „Stanley in Afrika." Es war in seiner besonderen Gattung kein übles Stück und hätte Seiner Durchlaucht dem guten Onkel Polonius sicherlich sehr gefallen. Hübsche Urwälder mit weichen Rasenbänken, bunte Ballets mit nett ausgezogenen Mädchen, fleischfarbige, braune und schwarze Tricots, zum Aktschluß, wenn alte Bekannte unverhofft einander am Aequator begegneten oder der Kongo entdeckt wurde, elektrisch beleuchtete Gruppenbilder: es war wirklich sehr schön. Und inmitten der geschminkten, mit Achselhärchen lockenden Herrlichkeit bewegte sich Stanley selbst, ein Kindergemüth und ein Held, uneigennützig, tapfer und treu, ein Bischen hitzig zwar und von jäh aufzuckendem Zorn, aber jeder Zoll doch ein edler angelsächsischer Recke unterm Tropenhelm und in hellgelben Ledergamaschen. Ihn liebte, wenn die Erinnerung nicht trügt, eine dunkle Jungfrau, die unsäglich tugendhaft war und deshalb von der Frau Direktorin selbst gespielt werden mußte. Auch sonst gab es noch allerlei wackere Leute, ernste und lustige, weiße und schwarze, und Bösewichte kamen wohl überhaupt nur vor, weil in einem rechten Melodrama der Verräther doch niemals fehlen darf. Dieses Stück, das nicht so amusant, aber auch nicht so keck und so unsittlich war wie das in Paris aufgeführte Dahomeykriegsspiel, hat auf die berlinische — und da die Bildung aus den hauptstädtischen Quellen der Intelligenz geschöpft wird, auch auf die deutsche — Volksseele ungemein fördernd und belehrend gewirkt; es hat für die Erkenntniß des

dunklen Erdtheiles gethan, was vorher die Operettengeschichte der armen Fatinitza für die Beurtheilung Rußlands geleistet hatte. Nur der russische Unteroffizier, der, wonnig schmatzend, Talglichte und Stiefelwichse verzehrt, spielt in der politischen Weltanschauung deutscher Leitartikelleser eine eben so wichtige Rolle wie der schwarze Rekrut, der breitmäulig salutirt, wenn die Hymne an die keusche Queen und den Herrscher im Siegerkranze erklingt; und von den langbärtigen und langweiligen Lustspielafrikareisenden hat, höchstens mit Ausnahme des Grafen Trast, keiner an Volksthümlichkeit den braven Stanley erreicht. Aber der Kaffeegraf erzählte nur, nicht gerade sehr anschaulich, von freiem Tropenleben und Stanley führte gleich mitten hinein ins dunkelste Afrika. Jetzt endlich also wußte der gute Deutsche, der lange nur ein fabelhaftes Kamerun und ein noch fabelhafteres Angra Pequena aus Possencouplets gekannt hatte, wie es eigentlich in Afrika aussieht, und er mußte sich, froh überrascht, bekennen, daß die Sache in Wirklichkeit gar nicht so schlimm war, wie Bamberger und Richter sie stets dargestellt hatten. Unter Palmen und Bananen lebte sichs ganz behaglich, die Hitze war allerdings recht unangenehm, aber am Ende nicht ärger als in der charlottenburger Flora, wo Flanellanzüge und Bastsandalen doch auffallen, Mücken und anderes Ungeziefer giebt es bei uns zur Sommerszeit auch und die Schwarzen, — Du lieber Gott, sehr civilisirt sind die armen Kerle ja noch nicht, aber grundehrlich, gutmüthig und, wenn man liebevoll nur auf ihre Eigenart einging, in rührender Dankbarkeit dem weißen Wohlthäter zugethan. Solche Weisheit hat der braungebrannte Theaterstanley die Bürger des jüngsten Kolonialreiches gelehrt.

Ihm folgte der General von Caprivi. Der sah Afrika mehr mit den Augen des Frontoffiziers an: schlechtes Manövergelände, viel Sonne — gräßlich, da Stunden lang mit eingestemmtem Arm im Sattel zu sitzen — und wenig Aussicht auf gute Quartiere mit erträglichem Mittagstisch. Auch ängstigten ihn die Aktenstöße im Auswärtigen Amt, seiner Neigung, Alles telegraphisch zu erledigen, weil es dabei auf den Diplomatenstil nicht so sehr ankommt und die feinen Nuancen eher fehlen können, waren hier Schranken gesetzt, und da er sich mit Geographiestudien wohl niemals abgegeben hatte, sprach er frisch, frei und froh das große Wort aus: „Schlimmeres könnte uns gar nicht begegnen, als wenn uns Einer ganz Afrika schenkte." Damit war Voltaires unkluges Wort von den quelques arpents de neige du Canada,

das die Franzosen heute noch an einen kurzsichtigen König erinnert, weit überboten, und wenn die Gefahr auch nicht allzu groß war, irgend Jemand könnte uns Egypten, das Kapland nebst dem Randgebiet, Marocco, Algier und den Kongostaat schenken, so mußte man sich nach diesem Wort doch beeilen, so viel Afrika wie möglich um jeden Preis loszuwerden und die Männer geschwind zu entfernen, die bei diesem vortheilhaften Geschäft etwa lästig werden konnten. Wissmann, den die Eingeborenen aleili ten aschara, so schlau wie Zwölf, genannt hatten und der ringsum als der große weiße Mann gefürchtet gewesen war, mußte weichen, die Wachposten in Bagamoyo durften ihm nicht mehr Honneur machen und in Dar-es-Salâm zog mit fünfzehn Zahlmeistern, einem Intendanten und vielen Bureaulampen der freundliche Freiherr von Soden ein, der vorher, als ein guter Hausvater, in dem hübschen Garten des Gouvernementgebäudes von Kamerun ohne Rock und Weste die Erde bearbeitet hatte. Es kam der böse Sansibarvertrag und die beinahe noch bösere Vereinbarung über Damaraland; die Expeditionen ins Hinterland von Kamerun wurden eingestellt und der sonderbar schwärmende Kanzler sagte sechs Tage nach dem Tode des tapferen Freiherrn von Gravenreuth zufrieden beim Reichstags-Schauri: „Wir haben an Dem, was wir bekommen haben, reichlich genug.“ Man muß zu seiner Ehre annehmen, daß er von dem Wesen und dem Zweck einer Kolonialpolitik keine Ahnung hatte, daß sie seinem nüchternen, schwunglosen, in militärbureaukratischen Vorstellungen auferzogenen Geist wie müssige Spielerei erschien und er sich deshalb Alles, was nach Kolonialschwärmerei schmeckte, weit vom Halse hielt. Das Unheil, das er als widerwilliger Kolonialpolitiker dem Deutschen Reich ringsum gestiftet hat und das neulich erst im Transvaallärm einen Nachhall fand, wird in Menschenaltern kaum wieder gut zu machen sein, — und auch dann nur, wenn vorher mit der Coulissenansicht afrikanischer Verhältnisse rasch und gründlich aufgeräumt wird.

Danach sieht es nun einstweilen nicht aus. Das Afrika-Palaver, das der Reichstag während dreier Märztage veranstaltet hat, weckt längst entschlummerte Spukerinnerungen an ferne Dämmerstunden, wo die Märchentante in der Kinderstube Schreckgeschichten vom schlimmen Knaben Struwwelpeter erzählte. Peter hieß diesmal Peters und die dankbare Tantenrolle hatte Herr Bebel übernommen. Er trug einen fürchterlichen Schauerroman, ungefähr im Stil von Onkel Toms Hütte, vor, der nächstens sicher in Zehnpfennigheften mit packenden Kapitelüberschriften

erscheinen wird: wie Herr Dr. Karl Peters eine schwarze Schöne, die er in brünstiger Gier zur Lagergenossin erkoren hatte, in den Armen seines nicht minder schwarzen Dieners traf und das sündige Paar, nur weil es der Lasterliebe gefröhnt hatte, am eigens für ähnliche Fälle errichteten Galgen aufknüpfen ließ. Bewiesen ist von Alledem nichts und der angebliche Thatbestand wird von Peters mit nachdrücklichster Entschiedenheit bestritten. Aber im Reichstag sitzen sehr tugendhafte Männer, die „Stanley in Afrika“ gesehen und Caprivi Africanus erlebt haben und nicht dulden wollen, daß es in unseren Kolonien weniger sittsam zugehen darf als im lieben Vaterlande. Einen Mann, der so schamlos ist, sich eine Geliebte zu halten, brandmarken sie mit tiefster Verachtung und gellenden Flüchen und den schwarzen Brüdern zeigen sie ihr warmes, ihr weiches und echt christliches Herz. Zunächst ist man versucht, über die Skandalszenen zu lachen, die sich da abgespielt haben; aber die Sache ist doch recht verhängnißvoll ernst, so ernst, daß Einem bald die Spottlust vergeht. Der Reichstag feiert heute ein Jubiläum; die Reichstagsabgeordneten, die sogar, die am dritten Peterstage endlich zur Vernunft kamen, können sich rühmen, daß sie das Ansehen des Deutschen Reiches auf der ganzen bewohnten Erde mehr, als irgend ein boshafter Feind es vermöchte, geschädigt und der jungen deutschen Kolonialpolitik für Jahre hinaus unübersehbare Schwierigkeiten aufgethürmt haben.

Herr Bebel darf, wenn ihm Das vorgehalten wird, mit Recht antworten: Was liegt mir daran? Er ist der Einzige, den in der empörten Schaar ein berechtigter Vorwurf nicht treffen kann. Er hält die jetzt geltende Rechtsordnung in ehrlichem Fanatikerglauben für unvollkommen und ungerecht, er ist von der Möglichkeit überzeugt, die Gesellschaft auf bessere, für die Masse der Besitzlosen vortheilhaftere Grundlagen bauen zu können, und er braucht kein Mittel zu scheuen, das diesen wünschenswerthen Zustand herbeizuführen vermag. Deshalb quält er, wenn über den Militäretat verhandelt wird, den Kriegsminister mit Beschwerden aus allen Winkeln, deshalb bringt er beim Kolonialetat die merkwürdigsten Räubergeschichten vor: allmählich, denkt er, wirkt es wohl doch und verstärkt den Eindruck, daß diese Gesellschaft, die da einen organischen Fehler und dort einen Schmutzfleck hat, auf die Länge nicht aufrecht zu erhalten ist. Er glaubt gewiß immer, was er sagt — darin beruht seine Kraft —, und wenn man ihm beweist, daß er sich mitunter geirrt hat, wird er erwidern: Das ist nun einmal nicht anders;

ich habe ein großes Ziel und kann mich um kleine Empfindlichkeiten verzärtelter Gemüther nicht kümmern. Ganz genau so geht es aber auch anderen Leuten mit anderen Zielen, ganz genau so verhält es sich insbesondere mit der Kolonialpolitik. Die Communarden, die Herr Bebel wie Heilige feiert, haben wehrlose Greise und Kinder nicht geschont und beim großen Kladderadatsch werden schließlich doch auch mindestens ein paar Kapitalisten ins Gras beißen müssen. Ist nun allein das Ziel des Herrn Bebel so herrlich, daß es solche Opfer rechtfertigen kann? Sind die Versuche, dem deutschen Volk Raum und seiner Produktion Absatz zu schaffen, so unbeträchtlich, daß man sie in den Abgrund donnern muß, weil sie ohne Brutalitäten und Blutvergießen nicht durchzuführen sind und weil das Rezept noch nicht erfunden ist, Eierkuchen zu backen, ohne vorher Eier zu zerschlagen? Herr August Bebel muß einen felsenfesten Glauben an sein Ideal haben, da er sich nicht entblödet, das eigene Volk beständig der Verachtung des Auslandes zu überliefern; aber er sollte, statt Hintertreppengeschichten von schwarzen Frauenzimmern und mißhandelten Doggen zu erzählen, sich auf den Kampf gegen ein ihm verhaßtes System beschränken und, als logisch geschulter Marxist, begreifen, daß auch andere Leute ihren Glauben an Ideale haben und daß, wer den Zweck will, auch die Mittel wollen muß, die zum Zweck führen können.

Aber Herr Bebel wird für gute Rathschläge jetzt ganz und gar nicht gestimmt sein, denn er hat einen außerordentlichen Erfolg eingeheimst, der ihm sogar über die schwere Niederlage vom letzten Parteitage hinweghelfen kann. Seiner Beredsamkeit ist es gelungen, das sogenannte Hohe Haus in einen Taumel hineinzureißen, daß man sich in den Konvent versetzt wähnen konnte: wilde Brandrufe durchschrillten die Luft, der Reichstag konstituirte sich zum Gerichtshof, sprach einem abwesenden Reichsbeamten Ehre, Menschenwürde und Sittlichkeit ab und schlotternde Regirungvertreter stammelten rathlos Entschuldigungen. Ein annähernd ähnliches Schauspiel ist in Deutschland bisher nicht gesehen, nicht für möglich gehalten worden; daß es jetzt möglich wurde, haben schlaue Regisseure, längst schon als treffliche Minirer bekannte Männer, bewirkt, die vorsichtig im Hintergrunde blieben, mit denen Herr Bebel aber, wenn sie einst aus dem Dunkel hervorgezerrt werden, den Ruhm des Dreitagewerkes zu theilen haben wird. Im hellen Rampenlicht erschienen nur die Herren Kayser und Schönstedt, der Kolonialdirektor und der preußische Justizminister; diese Herren sind keine Politiker, halten sich wohl auch selbst nicht dafür

und haben deshalb auf milde Beurtheilung Anspruch. Herr Kayser hielt sich für berechtigt, den Reichskommissar Peters vollkommen preiszugeben, und Herr Schönstedt sprach über die gegen den jungen Herrn Wehlan erhobenen Beschuldigungen Ansichten aus, die gewöhnlich, um dem Gerichtshof freie Bahn zu lassen, während eines schwebenden Verfahrens von Justizministern schon in des Busens Tiefe bewahrt werden. Das Hohe Haus war von Alledem höchst befriedigt, es freute sich an den Schmähungen der potsdamer Disziplinarrichter und fühlte sich stolz im Besitz der höchsten Richtergewalt, die keine Präsidialmahnung und kein Minister von der fest zupackenden Energie des Herrn Bronsart von Schellendorff ihm bestritt. Noch sehr viel größer aber wird die Freude in England und überall sein, wo man dem Deutschen Reich nicht gerade das Allerbeste wünscht; denn der Eindruck ist künftig nicht mehr zu verwischen, daß alle Parteien des Reichstages einen der bedeutendsten Vertreter der deutschen Kolonialpolitik wie einen ehrlosen Wicht verurtheilt haben, und die Patrioten im Wallotbräu, die ihre Jubiläen so sonderbar feiern, können schon jetzt tausendfach lesen, daß Deutschlands Beamte in fernen Ländern nach dem Urtheil der eigenen Volksgenossen Bestien und Schurken sind.

Ob Herr Peters schuldig oder unschuldig ist, wird die eingeleitete Untersuchung lehren. Er soll gefährliche Fehler haben und hat sich viele Feinde gemacht; das Schicksal aber, das ihm jetzt bereitet worden ist, zwölf Jahre nach dem kühnen Zug, der uns das deutsche Schutzgebiet in Ostafrika erwarb, hat er ganz sicher nicht verdient. Seiner Zähigkeit, seiner von keinem Hinderniß je gehemmten Thatkraft dankt Deutschland den größten Kolonialbesitz; er war der glänzendste, allerdings nicht immer der nützlichste Vertreter der kriegerischen Kolonialromantik, er hat während der letzten Jahre manches verständige Wort über die wirthschaftliche Entwickelung der Kolonien gesagt und geschrieben, und wenn er sich Wissmann auch wohl nicht vergleichen darf, so durften wir uns doch freuen, daß wir in blutigen Kämpfen zwei solche Kerle hatten. Einem Manne, der für sein Vaterland erfolgreich die beste Jugendkraft eingesetzt und hundertfach das Leben gewagt hat, sollte man unter allen Umständen die Schmähung ersparen: wenn er gefehlt hat, muß er die Strafe leiden, aber man füge zur Strafe nicht noch den Schimpf und bedenke rechtzeitig, daß ein Mann, der Bestien zähmt und unter der Tücke des Tropenklimas täglich um sein Leben ringt, andere Nerven, andere Sinne und andere

Leidenschaften haben muß als ein korrekter, neurasthenischer Aktenschreiber. Insgeheim wird Das auch gern zugegeben, öffentlich aber muß man fein sittsam thun und, um von den Sozialdemokraten sich nicht übertreffen zu lassen, die Lasterhaftigkeit der Kolonialpaschas zeternd verdammen. Die deutschen Beamten, so wird verkündet, sollen ein leuchtendes Beispiel geben und vor allen Dingen einen christlichen Wandel führen; die deutsche Regirung soll im dunklen Erdtheil das Christenthum verbreiten, den Islam bekämpfen und die schwarzen Brüder gerecht und liebevoll stets behandeln. Aber die Lehre Christi ist einer welkenden Kultur offenbart worden, sie war das geistige Serum, das der Judenheit die mammonistische Krankheit austreiben sollte, und sie taugt nicht für wildes, kindisch boshaftes Gaunergesindel; wenn da der Islam, der den klimatischen und individuellen Lebensbedingungen vielleicht besser angepaßt ist, als Vorfrucht dienen kann, wird der göttliche Stifter der Christengemeinschaft daran sicher kein Aergerniß nehmen. Und wenn verlangt wird, daß die Kolonisatoren die schwarzen Brüder nach deutschen Rechtsgrundsätzen behandeln, dann ist wohl die Frage erlaubt, welches Recht und welches Gesetzbuch denn die Europäer ermächtigt, in fremde Welttheile einzubrechen, fremdes Land mit Waffengewalt in Besitz zu nehmen und die Eingeborenen zum Sklavendienst zu erniedern. Kolonialpolitiker, die sich fortwährend auf Recht und Gesetz berufen, sind höchst wunderbare Erscheinungen; nach Recht und Gesetz haben wir in Afrika gar nichts zu suchen, — nicht mehr als Herr Jameson in Johannesburg. Die Kolonisation, deren Wesen Roscher darin erkannte, daß ein altes Volk ein junges Land in Besitz nimmt, führt den Urstand der Natur wieder herbei, wo das Schwert die Entscheidung schafft, wo der Streit herrscht und die Stärke siegt. Solche Urstände bieten dem christlichen Altruismus einen schlechten Boden, auf dem allenfalls nur ein wucherndes Heuchelgeranke fortkommen kann. Wenn die frische Farbe unserer Kolonialentschließungen von Gewissensbedenken angekränkelt, wenn künftig drüben nach dem Reichsstrafrecht und dem Bürgerlichen Gesetzbuch regirt werden soll, dann ist jeder Pfennig verloren, den wir noch an unseren afrikanischen Besitz vergeuden, und wir thäten bei solcher Anschauung klug, eilig die Liquidation zu beenden, die der General von Caprivi so herrlich begann.

Ganz so wie in dem früher beliebten Theaterstück sieht Afrika nämlich doch nicht aus und kein Kolonistenvolk ist, seit Heinrich der Seefahrer von Portugal die weißen Karawellen nach Senegambien sandte,

den kindlichen Wahnvorstellungen verfallen, die in dem Schauermärchen vom schlimmen Struwwelpeters jetzt ihren Ausdruck fanden. Die schwarzen Brüder sind blutgierige und raubsüchtige Hallunken, die einstweilen nur durch die Furcht zu bändigen sind, und die schwarzen Schwestern, deren Schamhaftigkeit jetzt so schmählich verletzt sein soll, werden von ehrenwerthen Vätern und Gatten an allen Zelten für blankes Geld ausgeboten. Sitte und Sittlichkeit wandeln sich mit der Kultur; und ehe man über eine vermeintliche Schandthat vom Kilima-Ndjaro den Stab bricht, sollte man lesen, was Johnstone über die Hochzeitnachtbräuche berichtet, die in derselben schönen Gegend üblich waren und sind. Junge Männer, die in Fieberlöchern hausen, wo jede nächste Stunde sie mit dem Tode bedroht und die drückende Schwüle die darbenden Sinne erhitzt, führen wahrhaftig kein Paschaleben; wenn sie gegen das Gebot strenger Sittsamkeit sündigen und so dem Fürsten Radziwill und Herrn Lieber ein Aergerniß geben — dem polnischen Adel und der katholischen Kirche war die Keuschheit und die Achtung des Menschenlebens bekanntlich immer das höchste Gebot —, dann soll man sie nachsichtig beurtheilen, denn wir selbst haben sie in die Versuchung geschickt. Mit albernen Heucheleien und Tugendphrasen läßt sich heute, wo die wichtigsten Weltvertheilungen bevorstehen, keine Kolonialpoliktik treiben; die Engländer und die Franzosen, von deren Kulturthaten an fernen Küsten nie ein Laut übers Wasser dringt, lachen uns aus, wenn wir unsere Kolonisatoren an strengen mönchischen Mustern messen und ihnen, nach sorgfältiger Auswahl und Vorbereitung, nicht volles, blindes Vertrauen schenken. Im Kriege gegen wüste Barbarenrotten gilt nicht die milde Lehre von Nazareth, nicht das Repetitorenrecht des Herrn Kayser, und nicht mit europäischen Maßstäben und Vorurtheilen können wir an die bunte, mit Blut und Koth gedüngte Tropenwelt herantreten. Wir können uns ja mit der Sittsamkeit im Vaterlande begnügen; freilich dürfen wir auch da nicht allzu vorwitzig hinter die Coulissen schnüffeln, sonst könnten wir am Ende erfahren, daß die Bühne, die der geschminkte Held Stanley siegreich beschritt, von einem Depotdieb gepachtet war, der den Herrn Direktor schalten und spielen ließ und im Ankleidezimmer inzwischen die Frau Direktorin liebend umfing.

Papin.*)

Es giebt viele Plätze für die Auserwählten im Reiche Gottes und noch mehr Rangstufen giebt es in der Wissenschaft für die Männer, deren Namen auf die Nachwelt übergehen. Der Rang hängt ab von der Größe der Probleme, die man löste oder zu lösen versuchte, ferner von der geistigen oder erfinderischen Kraft ihrer Entdecker und endlich auch von dem praktischen Werth, der nicht immer im richtigen Verhältniß zur Schwierigkeit der Probleme stehen muß. Das Urtheil, das sich jeder einzelne Fachmann oder Laie über Entdeckungen bildet, spielt gleichfalls eine Rolle bei der Vertheilung des Ansehens. Zu Lebzeiten der Leute und sogar später noch ist dieses Urtheil vielfach abhängig von der Kunst, womit sie ihren Ruhm zu pflegen, ihr eigenes Verdienst durch Totschweigen oder systematische Verkleinerung der Verdienste ihrer Vorgänger oder Zeitgenossen zu vergrößern verstanden haben, — von Schlichen also, die andere Gelehrte, wie Papin, nicht kennen. Der Ruhm hängt außerdem stets von jener legendarischen Verherrlichung ab, wie sie die Griechen ihren großen Landsleuten zu Theil werden ließen, und er wird schließlich auch von jener erst modernen Rivalität der wissenschaftlichen Schulen und der Nationalitäten beeinflußt, die alle Ehre des Fortschrittes in der Civilisation für sich allein in Anspruch nehmen möchten. Das sind also vielfache Faktoren; und sie alle wollen in Betracht gezogen werden, namentlich, wenn es sich um die Schätzung eines Genius zweiter Ordnung, wie Papins, handelt.

Man muß anerkennen, daß der Ruf Papins, der während des letzten Jahrhunderts etwas verblaßte, in dem unsrigen in neuem Glanz erstrahlte. Eingehende Untersuchungen haben vollständig seine Bedeutung für die Erfindungen erwiesen, aus denen die Dampfmaschine unserer Zeit und speziell die Anwendung dieser Maschine zum Betriebe von Schiffen hervorgegangen sind. Der Enthusiasmus über diese großen Entdeckungen, die in ungeahnter Weise den Ertrag der menschlichen Arbeit vervielfältigt, alle Industrien und den Handel zu Wasser und zu Lande umgestaltet haben, ist noch nicht erloschen: er hat die wißbegierigen Geister dazu getrieben, den Entwickelungphasen nachzugehen, in deren Verlauf die technische und angewandte Wissenschaft sie verwirklichen konnte. Arago und Andere haben vor sechzig Jahren die Ge-

---

*) Herr Professor Berthelot, dem die wissenschaftliche Welt bahnbrechende Forschungen über die Synthese organischer Körper und über das Wesen der Explosivstoffe verdankt und der sich als Minister der auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs hoffentlich mehr mit friedlicher Synthese als mit praktischer Verwerthung von Explosivstoffen beschäftigen wird, hat in dankenswerther Liebenswürdigkeit diese Studie, wie schon früher seine Untersuchungen über den Ursprung der chemischen Industrie (Band 6, S. 7 u. 62), der „Zukunft“ zur Verfügung gestellt.

schichte der Dampfmaschine geschrieben. Die Rolle, die Papin als ursprünglicher Förderer Dessen spielte, was man damals die Feuerspritze nannte, wird in der Encyklopädie Diderots und d'Alemberts zwar erwähnt, aber die Feuerspritze war damals noch nicht die moderne Dampfmaschine geworden.

Das Interesse, das wir heutzutage, bei der Allgemeinheit ihrer Anwendung, der Dampfmaschine und Allem zuwenden, was in irgend welcher Beziehung zu ihr steht, ist sicherlich viel größer als das vor hundert Jahren der Feuerspritze entgegengebrachte; aber vielleicht wird sich in Zukunft dieses Interesse verringern, und zwar an dem Tage, wo die Dampfmaschine — die doch im Allgemeinen noch ein ziemlich unvollkommenes Mittel zur Umwandlung der Energie der natürlichen Agentien ist — einem anderen Apparate Platz machen wird, der mehr zu ihrer Nutzbarmachung geeignet und mit den neuen Theorien der Thermodynamik mehr im Einklang ist. Die Uebertragung der natürlichen Kräfte durch die Elektrizität hat den König Dampf bereits in mehr als einer Hinsicht entthront; trotzdem ist es unbestreitbar, daß er noch den Gang der Eisenbahnen, der Schiffe und der meisten Industrien souverain beherrscht. Bis jetzt bleibt der Dank, den wir den Gelehrten und den Ingenieuren schulden, die durch allmähliche Fortentwickelung ihrer Beobachtungen und Erfahrungen die Dampfmaschine geschaffen haben, in seiner ganzen Ausdehnung gerechtfertigt. Papin hat bei dieser Schöpfung eine hervorragende Rolle gespielt. Salomon de Caus und Papin haben auf den Grundgedanken, nämlich auf die Anwendung der Spannkraft des Dampfes zum Heben des Wassers (1615) und besonders auf den Bau einer mit einem Kolben versehenen heizbaren Maschine hingewiesen, bei der die elastische Kraft des Dampfes mit der Fähigkeit dieses Dampfes, sich im Kalten zu verdichten, kombinirt ist, wodurch ein leerer Raum entsteht, der den atmosphärischen Druck mitwirken läßt. Diese Maschine nun wird in einer lateinischen Denkschrift beschrieben, die Papin in den Acta eruditorum, Lipsiae 1690, veröffentlichte. Er hat die Anwendung seiner Maschine bei allen möglichen Arbeitleistungen vorausgesehen und vorausbezeichnet und er hat mit Hilfe dieser Maschine das erste bekannte Dampfschiff geschaffen, das von der Schiffergilde der Weser im September 1707 zerstört wurde. Wie ungeheuer auch immer die nach den Veröffentlichungen Salomons de Caus und Papins zuerst von Savery und Anderen, besonders aber von dem gewaltigen Genie Watts sowie von den Ingenieuren des neunzehnten Jahrhunderts gemachten Fortschritte waren: es hat dennoch jeder wissenschaftliche Geschichtschreiber die Ansprüche der ersten Erfinder anzuerkennen, namentlich dann, wenn ihr Leben, wie das Papins, unter der Aufregung von immer erneuten und immer enttäuschten Hoffnungen verfloß und in der Verlassenheit, im Dunkel und im Elend endete.

Meine Untersuchungen über die alte Wissenschaft, über ihre Uebertragung

auf das Mittelalter, über die Erfindung der Explosivstoffe und über die im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert angewandten Werkzeuge der Mechanik und der Geschützkunst führten mich dazu, dieses Studium wieder aufzunehmen. Aber die äußere Veranlassung zu diesem Artikel war eine „Das Leben und die Werke Denis Papins" betitelte Schrift, die im Jahre 1869 von La Saussaye begonnen und neuerdings von einem Infanterieoffizier de Belenet fortgesetzt wurde. Vier Bände sind bereits erschienen, vier weitere werden uns versprochen. Einem so verdienstvollen Unternehmen gegenüber glaube ich nur meine Pflicht zu erfüllen, wenn ich den Lesern der „Zukunft" die Ergebnisse meines Studiums über die neue Veröffentlichung mittheile. Ich werde zunächst ein Bild von den vielfachen Erfindungen Papins geben, um seinen Gesammtcharakter, so wie er war und von seinen Zeitgenossen verstanden werden mußte, zu kennzeichnen. Dann werde ich kurz über seine Biographie berichten, um schließlich der Reihe nach die Ideen und Arbeiten zu verfolgen, die ihn auf die Erfindung der Dampfmaschine brachten.

Obwohl Papin kein Genie ersten Ranges war, wie Galilei, Newton, Lavoisier, auch nicht einmal von der Bedeutung eines Cavendish, Ampère oder Laplace, so verdient sein Name dennoch der Nachwelt überliefert zu werden, sowohl mit Rücksicht auf seinen persönlichen Werth als auch auf die Zeit wo er seine Arbeiten ausführte. Das siebenzehnte Jahrhundert ist eine von den kritischen Epochen in der modernen Menschheitgeschichte: es bezeichnet den Moment, wo die Wissenschaften auf die allgemeinen Gesetze der Physik und Mechanik zu achten beginnen, wo sie über die Laboratorien hinauszukommen versuchen, um jene Gesetze praktisch auf den verschiedenen Industriegebieten zu verwirklichen. So wird gewissermaßen das Vorspiel zu der ungeheuren Entwickelung der angewandten wissenschaftlichen Theorien aufgeführt, deren Zeugen wir heute sind, und zu der täglich sich mehrenden Macht und Wohlfahrt, die für die europäischen Völker sich daraus ergeben. Es ist interessant, die Anfänge zu studiren. In dieser Hinsicht sind die Erfahrungen und Hoffnungen Papins, das Urtheil, das seine Zeitgenossen über ihn fällen, und endlich auch seine persönlichen Beziehungen zu einigen der bedeutendsten unter ihnen, wie zu Boyle, Huygens und Leibniz, sehr beachtenswerth.

Die Charakteristik Papins ist zunächst nicht die eines reinen Gelehrten: er hat in der Physik und in der Mathematik kein allgemeines Prinzip entdeckt, ja, sein Gedankengang ist sogar nicht immer ein richtiger und er hat mit Leibniz über die Frage der lebendigen Kräfte eine Kontroverse gehabt, wobei er nicht immer genügend die Inferiorität des eigenen Geistes im Vergleich zu dem seines Gegners erkannt hat. Papin ist ein halb wissenschaftlicher, halb gewerbsmäßiger Erfinder, fruchtbar an Vorschlägen aller Art, von denen die einen neu und geistreich, die anderen mittelmäßig und banal sind und von denen manche sogar ins Gebiet der Chimäre gehören.

Um das experimentelle Talent Papins in das richtige Licht zu stellen und seinen positiven Werth zu zeigen, möchte ich zunächst von einer seiner ersten Erfindungen reden, der des Digestors oder selbstschließenden Topfes, der auch seinen Namen bis auf die heutige Zeit, wo er noch in Gebrauch ist, beibehalten hat. Das ist der Apparat, den er am Vollkommensten ausgeführt hat; seinen Ursprung verdankt dieser Topf einer Idee von Boyle, einem von Papins Lehrern. Aber erst Papin hat ihm seine Form und seinen eigentlichen Charakter gegeben. Die Veröffentlichung seiner Beschreibung erfolgte zunächst in England im Jahre 1681. Der Digestor Papins hat sowohl in praktischer wie in wissenschaftlicher Hinsicht eine wichtige historische Rolle gespielt. In praktischer Hinsicht wurde er gemäß den Ideen des Erfinders, nämlich um Lebensmittel zu kochen und die Gelatine aus den Knochen zu extrahiren, die in den Hospitälern als Nahrung diente, während des achtzehnten Jahrhunderts und während der ersten Hälfte des neunzehnten angewandt. Man hatte sogar auf seine Anwendung eine ganze chemisch-physiologische Verdauungtheorie begründet. Nach einem so langen Gebrauch auf Kosten des Magens der Bedürftigen und Kranken erfuhr der Apparat einen seltsamen Schicksalswechsel: man ließ sich vor einem halben Jahrhundert plötzlich einfallen, die nährenden Eigenschaften der Gelatine zu bestreiten. Die Beobachtungen Magendies u. A. führten zu negativen Schlüssen und der Digestor kam außer Gebrauch. Man hat ihn dafür zu anderen Zwecken verwandt: zur Fabrikation von Fleischextrakten, die bei weit niedrigeren Temperaturen hergestellt wurden und deren je nach den Fabrikationbedingungen bald wirksame, bald illusorische Verwendung ebenfalls sehr viele Streitigkeiten hervorgerufen hat. Der papinische Topf gerieth nicht in Vergessenheit. Er ist der erste industrielle Typus für die Apparate, bei denen man mit Dampf unter einem höheren Druck als dem der atmosphärischen Luft operirt. Papin hatte ihn mit einer charakteristischen Schutzvorrichtung versehen, die bei allen unseren Dampfmaschinen beibehalten wurde: mit dem Sicherheitventil, das dazu dient, den inneren Druck zu regeln, so daß Explosionen verhütet werden. Wiederholen wir des Erfinders eigene Worte: „Um die Stärke des Druckes kennen zu lernen, bringt man an dem Deckel ein eisernes Stäbchen an, das mit einem an einem Ringe beweglichen Gewichte beschwert ist und auf einem mit Papier bedeckten Ventil liegt, das wiederum durch eine schmale Oeffnung mit dem Dampfmantel in Verbindung steht." Er berechnet hierauf nach der Länge des Hebelarmes den auf die Oberfläche des Mantels ausgeübten Druck. Da der höchste Druck in seinem Apparat ungefähr neun Atmosphären beträgt, so würde er etwa einer Temperatur von 175° entsprechen, einer Temperatur also, bei der die animalischen Stoffe sich zersetzen und allen Nährwerthes beraubt werden. Aber thatsächlich funktionirte der Apparat Papins mit etwa

vier Atmosphären. Das war immer noch zu viel; bei dem häuslichen Gebrauch darf man zwei oder drei Atmosphären nicht überschreiten, und wenn Papin Fleisch oder Tauben kochte, so blieb er sicherlich innerhalb dieser Grenzen. Man bleibt sogar darunter bei der Bereitung von Fleischkonserven. Der Selbstschließer wurde, mehr oder weniger modifizirt, in der Industrie beibehalten und er wird täglich noch in den physiologischen Laboratorien angewandt als ein sehr bequemes Mittel, um in einem geschlossenen Gefäß eine Temperatur von 120—130° zu entwickeln, die die Mikroben tötet und die Rolle des Sterilisators spielt. Darin besteht, glaube ich, heute in der Industrie wie in der Wissenschaft seine hauptsächliche Bedeutung.

Der große Eifer Papins wandte sich dann auf die Anwendung des luftleeren Raumes, dessen Erzeugung er von Anfang an in den Laboratorien von Huygens und Boyle studirt hatte. Er trachtete danach, eine allgemeine motorische Kraft daraus zu gewinnen, d. h. er wollte die Gewalt und die Arbeitleistung des atmosphärischen Druckes nutzbar machen. Ich werde darauf später, wenn ich die Dampfmaschine von der historischen Seite betrachte, zurückkommen. Jetzt will ich versuchen, dadurch eine Idee von Papins geistiger Beweglichkeit zu geben, daß ich der Reihe nach auf seine Erfindungen hinweise. Also er bringt nacheinander Maschinen in Vorschlag zum Auspumpen des Wassers in den Bergwerken, zur Hebung des Wassers aus den Flüssen und zu seiner Leitung in Behälter, die zur Bewässerung der Gärten dienen sollen. Das sind sehr beliebte Probleme im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert, zu einer Zeit, wo jeder Fürst Paläste erbaute und wo Ludwig XIV. Versailles, den größten und prächtigsten, wo nicht gar den vollkommensten von allen, schuf. Papin versucht auch, die motorische Kraft des leeren Raumes anzuwenden, um Gefährte zu Wasser und zu Lande in Bewegung zu setzen, ferner um Granaten auf 90 Schritte weit zu schleudern. Er stellt sich eine lange Tube vor, die der Bestimmung dienen soll, auf große Entfernungen hin die motorische Kraft des leeren Raumes zu tragen: etwas Aehnliches ungefähr, wie wir es heute zur Beförderung von Briefen in pneumatischen Röhren zur Anwendung bringen. Leider waren die Röhren und ihre Verbindungen damals noch zu unvollkommen, um auf große Entfernung hin einen luftleeren Raum enthalten zu können, was das ganze Experiment scheitern ließ. Man weiß, wie heutzutage die Elektrizität das Problem in einer Ausdehnung und Vollkommenheit gelöst hat, die an die Träume der Magie erinnern. Aber von der Elektrodynamik hatte man im Jahre 1680 ja noch keine Idee.

Neben diesen allgemeinen Absichten und neben den Projekten zu Apparaten beschäftigt sich der immer in Gährung befindliche Geist Papins noch mit einer ganzen Reihe anderer Dinge, welche die Neugier der deutschen

Fürsten und Edelleute, in deren Bereich er wohnte, reizen sollten. Indessen glückte es mit diesen immer neuen Projekten und Plänen, die gleich Seifenblasen unaufhörlich aufsteigen, schimmern und an der Oberfläche zerplatzen, dem Erfinder nicht, sich das Vertrauen seiner Gönner in dem Maße zu erwerben, daß sie ihm die nöthigen Mittel zur Ausführung seiner Pläne hergaben. Er beklagt sich nicht ohne Bitterkeit darüber, gelegentlich des Baues von Maschinen, die das Wasser der Fulda in ein Reservoir leiten sollten, um die Gärten des Landgrafen von Hessen in Kassel zu bewässern. Später hadert er, wie alle Erfinder, mit seinen wirklichen oder vermeintlichen Feinden: „Ich habe Grund, zu glauben, daß meine Feinde noch Oberwasser haben", schrieb er im Jahre 1707.

Eine seiner unglückseligsten Ideen — neben anderen, die ich hier übergehe — war die Herstellung einer Dampfkanone zum Schleudern von Projektilen; die Kanone explodirte, zerstörte sein Atelier, brachte mehrere Menschen ums Leben und ließ ihn bei seinem Gönner, dem Landgrafen von Hessen, der beinahe mit bei der Katastrophe umgekommen wäre, völlig in Ungnade fallen. Anstatt mit Eifer der vollständigen Ausführung irgend einer Idee obzuliegen, wie er es zum Beispiel bei dem Digestor gethan hatte, sprang Papin immer von einer zur anderen über, so daß er, da keines seiner Projekte zur Ausführung kam, alles Vertrauen einbüßte. Oft waren seine Ideen nicht einmal originell, da sie in gleicher Weise auch von anderen zeitgenössischen Erfindern hin und her erwogen wurden. Mehrere Probleme, die sie damals gelöst zu haben vermeinten, sind bis auf unsere Zeit gekommen und bilden heutzutage die Ursache zu immer neuen Patentanmeldungen, an die sich noch die selben Hoffnungen, die selbe fieberhafte Thätigkeit der Erfinder und die selben Enttäuschungen knüpfen. In London versuchte Papin 1707, wie so viele Andere, seine Entdeckungen durch eine Aktiengesellschaft auszubeuten, aber er fand nicht das nothwendige Vertrauen am Platze.

Ich habe über Papins immer erneute Erfinderpläne berichten müssen, um den Charakter des Mannes und den Ursprung seines Unglückes verständlich zu machen; trotzdem muß man sich hüten, ihn etwa als einen Charlatan zu betrachten, als einen Narren seiner Phantasie. Die großen Geister von damals, wie Huygens und Leibniz, haben mehr als einmal auf die persönliche Tüchtigkeit und das Verdienst Papins hingewiesen. Leibniz besonders, der ihn in Paris kennen gelernt hatte, als er selbst noch, gleich ihm, im Beginn seiner Laufbahn stand, ermuthigte ihn unaufhörlich und versuchte sogar, ihn auf Vervollkommnungen aufmerksam zu machen, wie man aus seinen Briefen ersehen kann. Leibnizens Verdienst war um so höher anzuschlagen, als der reizbare, ungeduldige und selbst in seinen Irrthümern eigensinnige Papin ihm manchmal Veranlassung giebt, sich über seinen Ton

und seine Bitterkeit zu beklagen. Aber Leibniz war eine zu erhabene Natur, um sich nicht über solche Unebenheiten des Charakters hinwegzusetzen; er bewahrte Papin treu seine Freundschaft bis zuletzt. Aber bei dieser Hochfluth von Ideen und Projekten, die unaufhörlich erneuert wurden, konnte Leibniz natürlich weder den Landgrafen von Hessen noch die Königliche Gesellschaft für die Ausführung der wahrhaft genialen Pläne Papins, wie zum Beispiel für sein durch Dampf bewegliches Schiff, interessiren. Die damalige Zeit war eben noch nicht reif und die Wissenschaft und die Kunst noch nicht auf genügender Höhe, um den Versuch einer Erfindung, die mehr als ein Jahrhundert zu ihrer Ausführung brauchte, zu gutem Ende zu führen. So hat, trotz seinem Genie und seinem praktischen Talent, Papin ein ruheloses, aufgeregtes Leben geführt, das immerwährend von Feindseligkeiten, die er durch seine Prätensionen und sonstigen Charaktereigenthümlichkeiten heraufbeschwor, getrübt wurde; er war ein bedauernswerthes Opfer seiner eigenen Unklugheit.

Nun ist es an der Zeit, kurz ein Bild von jener Odyssee zu entwerfen, die ein so trauriges Ende nehmen sollte, noch bevor es Papin gelang, die Grundgedanken, dir ihn bei seinen wichtigsten Erfindungen leiteten, auseinanderzusetzen. Er war am 22. April 1647 zu Blois geboren und einer Protestantenfamilie angehörig; er hörte, siebenzehnjährig, die Vorlesungen in der medizinischen Fakultät der Universität Angers. Im Jahre 1669 erhielt er seine Bestallung als Arzt. Man weiß nicht, ob er diesen Beruf jemals ausgeübt hat; aber zwei Jahre später, 1671, berief ihn Huygens, den er in Angers kennen gelernt hatte, nach Paris, damit er ihn bei den Versuchen, die er im Louvre in den Räumen der Bibliothek des Königs anstellte, unterstütze. Papin konnte sich unter seiner klugen Leitung ganz nach Belieben der Physik und der Mechanik widmen. Die neuen Anschauungen über den luftleeren Raum, die man den Entdeckungen Torricellis und den Versuchen Pascals verdankte, eben so wie die erst kürzlich von Otto von Guericke erfundenen Maschinen zur Erzeugung des luftleeren Raumes beschäftigten damals alle Geister, besonders Huygens. Bei ihm erwarb Papin sich die theoretischen und praktischen Kenntnisse, die ihm später bei seinen Erfindungen zu Statten kamen. Bei dieser Gelegenheit kam er auch mit Leibniz in Berührung, der als Hauslehrer des Sohnes des Barons von Bornebourg in Paris (1672 bis 1676) lebte, und er schloß mit ihm eine Freundschaft, die Leibniz durch immerwährende Gefälligkeiten bethätigte. Nachdem er 1674 eine erste Denkschrift über den luftleeren Raum veröffentlicht hatte, giebt Papin seine Stellung in Paris auf und geht nach England, um dort sein Glück zu versuchen. Vielleicht hinderte ihn damals in Frankreich seine Eigenschaft als Protestant daran, höhere Würden zu erlangen. Doch spielt er auf Derartiges niemals an. Als er nach England ging, empfahl ihn Huygens dorthin.

Boyle nahm ihn als Gehilfen und Mitarbeiter in sein Laboratorium (1676 bis 1679). Er sorgte dafür, daß Papin im Jahre 1680 zum Beamten der Königlichen Gesellschaft, zu deren Begründern Boyle gehörte, ernannt wurde. Im Jahre 1681 erfand Papin den Digestor, sein vollkommenstes Werk. Aber nach sechsjährigem Aufenthalt läßt Papin, anstatt in London die wissenschaftliche Laufbahn zu beschreiten, die sich ihm bereits unter günstigen Auspizien eröffnet hatte, sich dazu verleiten, auf neue Abenteuer auszugehen. Sarotti, der Bevollmächtigte des venetianischen Senates am englischen Hofe, wollte bei seiner Rückkehr ins Vaterland dort eine sogenannte Akademie gründen, d. h. eine Vereinigung von Gelehrten und Künstlern, die von ihm patronisirt und besoldet wurden. Papin nahm dieses trügerische Anerbieten an; er gab, um Sarotti zu folgen, seinen Titel als Mitglied der Königlichen Gesellschaft, der an den Wohnsitz gebunden war, auf. Nach der Landung in Antwerpen stattete er im Jahre 1682 Paris einen kurzen Besuch, den letzten seines Lebens, ab und ging von dort auf zwei Jahre, die ihm sehr wenig nutzbringend waren, nach Venedig.

Als Sarotti im Jahre 1684 von dem Senat nach England gesandt wurde, ging seine Akademie ein und Papin kam nach London zurück, wo die Königliche Gesellschaft ihm seinen Titel als Mitglied und als „Kurator bei den Versuchen der Gesellschaft" zurückgab. Sie erwirkte ihm ein vierteljährliches Gehalt von 190 tourischen Pfunden, — zwar eine bescheidene Besoldung, aber sie reichte doch zu jener Zeit hin, um einen Gelehrten, der mit Muße seinen Studien obliegen wollte, auskömmlich zu ernähren; ohne Zweifel wäre mit der Zeit und dem zunehmenden Rufe Papins dieses Honorar noch erhöht worden. Papin setzte hier seine praktischen Erfindungen, von denen die meisten sich auf die Anwendung des leeren Raumes gründeten, fort. Aber keine von diesen Erfindungen scheint, als er London verließ, um, durch neue Hoffnungen verlockt, nach Deutschland zu gehen, verwerthet worden zu sein.

Die damaligen Gelehrten wanderten, wie die Geschichte der Akademie der Wissenschaften zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten lehrt, von Staat zu Staat: von Frankreich nach England, nach Deutschland und wieder zurück. Sie waren durch keine Bande der Nationalität gefesselt, die heute solche Veränderungen, wenn auch nicht unmöglich, so doch wenigstens immer seltener macht. Diese Veränderungen sind besonders selten geworden, seitdem Italien und Deutschland sich als große Nationen konstituirten; jetzt ist es viel leichter, im eigenen Lande Karriere zu machen als in anderen, wo ein Fremder auf die Schwierigkeiten der Examina und der Beförderung stößt. In Folge der Aufhebung des Ediktes von Nantes verließen die bedrückten Protestanten in Menge Frankreich und trugen ihren Gewerbefleiß nach allen Gegenden. Der Landgraf von Hessen, eben so wie der Kurfürst von Brandenburg und die

anderen protestantischen Fürsten, suchten die Geächteten an sich zu ziehen und sicherten ihnen eine gute Aufnahme nebst mannichfachen Privilegien zu. Ein Theil der Familie Papins wanderte von Blois nach Marburg aus. Der Landgraf, der sich für wissenschaftliche Erfindungen interessirte, wollte Papin in seinen Staat berufen. Er bot ihm die Professur der Mathematik an der Universität Marburg mit einem Einkommen von 150 Florins an, was ungefähr 1600 bis 1700 tourische Pfund ausmachte, etwa das Doppelte also von der Subvention, die Papin in England erhalten hatte; ferner wurde ihm ein nicht näher bestimmtes Nebeneinkommen in Aussicht gestellt. Das war für diese Zeit ein bedeutendes Gehalt; es betrug ungefähr so viel wie das der Lehrer an den höheren Unterrichtsanstalten im heutigen Frankreich.

Papin befand sich also im Alter von vierzig Jahren in einer schönen Position und war in der Lage, seine Versuche fortzusetzen. Seine Professur umfaßte auch die Naturwissenschaften. Leider mußte er vier Vorlesungen wöchentlich halten, — eine schwere Aufgabe für Den, der vorher niemals unterrichtet hat. Außerdem beschäftigten sich die Studenten zu jener Zeit besonders mit Theologie, Jurisprudenz und Medizin, weil es die einzigen Unterrichtsgegenstände waren, die zu einem Broterwerb führen konnten. Die übrigen Wissenschaften konnten, da sie nichts einbrachten, Niemanden reizen, daher fehlte es Papin bald an Schülern. Nun entstanden Streitigkeiten mit dem akademischen Senat von Marburg, weil das Gedeihen der Universität und die Nebeneinkünfte der Professoren von der Zahl der Schüler abhängig gemacht wurden. Die durch die Einführung des Neuangekommenen in die akademische Körperschaft erregte Eifersucht war zweifellos dabei mit im Spiel. Doch darf man in diesem Punkte nicht übertreiben, denn die deutschen Universitäten waren an die Berufung ausländischer Professoren gewöhnt. Der Landgraf schenkte den hervorragenden Forschern und Geistern seine Sympathie und ließ sich gern den Ruhmestitel eines „gekrönten Meisters“ gefallen. Alle kleinen deutschen Fürsten wetteiferten miteinander in der Pflege von Kunst und Wissenschaft, wobei sie dem großen Beispiele Ludwigs des Vierzehnten folgten und sich an eine Tradition hielten, die sogar bis ins sechzehnte Jahrhundert und auf die Renaissance zurückging. Also berief Karl von Hessen Papin schließlich (1695) nach Kassel, seiner Hauptstadt, mit dem Titel eines besoldeten Rathes und Arztes und bezahlte ihn aus der eigenen Schatulle, beließ ihm außerdem seinen marburger Professorengehalt, trotz dem Widerspruch des akademischen Senates, der klagte, daß er wegen der ungenügenden Nebeneinkünfte keinen Ersatz finden könne. Da Papin seine Lehrthätigkeit aufgab, wurde er vollständig abhängig von der persönlichen Gunst des Fürsten, was, wie er eines Tages erfahren sollte, eine immerhin heikle Lage war.

Im Jahre 1690 hatte sich Papin mit seiner Cousine verheirathet, die zwei

Jahre zuvor Wittwe geworden war und mit ihrer Mutter und Tochter zusammenlebte. So nahm er neue Familienverpflichtungen auf sich. Man weiß nicht, ob er Kinder hatte: dieser immer mit seinen Ideen beschäftigte Mann spricht niemals von den Menschen, die ihm nahestehen.

Ein Jahr zuvor hatte die Akademie der Wissenschaften zu Paris die Wahl Papins bestätigt, der von dem Abbé Galois zum korrespondirenden Mitglied in Vorschlag gebracht worden war; die Korrespondenten von damals waren den einzelnen Akademikern zugetheilt und hatten nicht, wie heute, einen unpersönlichen Titel; aber die Approbation der Körperschaft war nothwendig. Man sieht, daß Papin es zu einer ansehnlichen Stellung in der wissenschaftlichen Welt seiner Zeit gebracht hatte. Er erhielt sie sich zwanzig Jahre hindurch und publizirte unaufhörlich neue Projekte und neue Vorschläge zur Schaffung der motorischen Kraft; alle seine Pläne gründeten sich auf die Anwendung des luftleeren Raumes und auf die Spannkraft des Dampfes. Im Jahre 1688 ist es eine Maschine zur Herstellung des leeren Raumes durch Schießpulver, im Jahre 1690 ist es eine andere Maschine, wo der leere Raum durch Verdichtung von Wasserdampf erzeugt wird. Das ist bereits die Dampfmaschine; und er giebt ihren Gebrauch an: zum Auspumpen der Minen, zur Hebung des Wassers und zum Betriebe von Wagen und Schiffen. Bei Alledem handelte es sich immer um Projekte und Modelle im Kleinen; die Ausführung im Großen würde neue Studien erfordert und Schwierigkeiten geboten haben, die Papin kaum zu ahnen schien. So drückt er seine Verwunderung darüber aus, daß der Fürst anderen Apparaten vor den seinigen den Vorzug giebt, Apparaten, die zweifellos viel praktischer waren, um das Wasser der Fulda bis zu den Thürmen des Schlosses hinaufzuleiten und die Gärten damit zu bewässern. Eine Pumpmaschine, die im Auftrage des Landgrafen unter Leitung Papins erbaut worden war, wurde unglücklicher Weise bei einem Eisgange der Fulda mit fortgeführt. Das Projekt zu seiner Schleuderpumpe, die Granaten auf 90 Schritte werfen sollte, bot er der Reihe nach dem Landgrafen, Holland, Hannover, England an; es wurde aber von aller Welt, als von den Fortschritten der Geschützkunst bereits überflügelt, zurückgewiesen. Man möchte fast glauben, die Abenteuer eines Erfinders unserer Zeit zu lesen. Inzwischen kam Papin dem Landgrafen mit immer neuen Projekten, bat ihn um die nothwendigen Mittel zur Ausführung und beklagte sich über seine Kollegen, die ihn um das Aufsehen beneideten, das seine Versuche machten, und die unzufrieden damit waren, daß Papin seinen Theil an der gemeinsamen Arbeit auf ihre Schultern abwälzte. Negant Mathesim esse de pane lucrando, schrieb er an Leibniz. Er mußte sogar die Vermittelung des Fürsten bei den unliebsamen Streitigkeiten in Anspruch nehmen, die im Schoße der protestanti-

schen Gemeinde entstanden waren und die seine Exkommunikation durch die Religiongenossen zur Folge gehabt hatten. Der Landgraf, ohne sich um den Streit näher zu bekümmern, machte den Zänkereien durch einen kategorischen Machtspruch ein Ende. Doch Karl der Erste, der von den Staatsinteressen und von den Angelegenheiten des Krieges, der unter Ludwig dem Vierzehnten in Europa beständig währte und alle verfügbaren Hilfsgelder absorbirte, sehr in Anspruch genommen war, lieh schließlich den fortwährenden Beschwerden und Plänen Papins, die so selten zu einem gedeihlichen Ende führten, nur noch zerstreut sein Ohr. Er war außerdem nach einem Ausspruch Leibnizens schwankend in seinen Entschließungen. „Die Fürsten haben so vielerlei Beschäftigungen, daß sie nicht an die Wissenschaften denken können", schrieb Papin. Die versprochenen Einkünfte waren, wie er sagt, „wegen des Krieges schwer zu erhalten". Seit 1690 bat er Huygens, ihm eine Stellung in Holland zu verschaffen. Inzwischen verfolgte er seine Erfindungen weiter, als sich die Katastrophe jener mit Wasser gefüllten Kanone ereignete, die einen Theil seiner Ateliers zerstörte und mehrere Personen tötlich verwundete. La Saussaye und die Biographen Papins erblicken darin ein schwarzes Komplott seiner Feinde. Aber ich kann mir nicht helfen: ein solcher Versuch würde selbst heutzutage noch gefährlich sein, wo man doch weit besser im Stande ist, die Spannung des Dampfes zu regeln; man würde ein derartiges Experiment sicherlich nicht im Inneren eines Gebäudes anstellen und man würde Vorsichtmaßregeln ergreifen, deren Nothwendigkeit Papin nicht einmal zu ahnen schien. Wie Dem auch sei: dieses Ereigniß wurde ihm verhängnißvoll. Die Neider seiner Gunst beim Fürsten thaten so, als sähen sie in Papin „einen Abenteurer, der ohne Erfahrungen und aus purer Spekulation hundert verschiedene Dinge auf einmal unternähme, auf die Gefahr hin, sein eigenes Leben und das des Fürsten aufs Spiel zu setzen".

Als Papin, ohne Zweifel gegen seinen Willen, die Stellung aufgab, die er in Kassel innehatte, bat er um die Erlaubniß, sich nach England zurückziehen zu dürfen, und sie wurde ihm bewilligt, ohne daß eine Entschädigung von ihm verlangt wurde (1707). Er war jetzt sechzig Jahre alt und begann eine neue Laufbahn, ohne so weit gefördert zu sein wie damals, als Boyle im Jahre 1680 für seine Ernennung zum Kurator bei den Versuchen der Königlichen Gesellschaft gesorgt hatte. Immer noch von Enthusiasmus und Hoffnungen erfüllt, wollte er der Königin von England die Maschine zu seinem Dampfschiff verkaufen, ähnlich wie hundert Jahre später Fulton die seinige Napoleon anbot; man weiß, wie weit die praktische Verwirklichung noch im Felde war. Aber Papin glaubte sich seiner Sache ganz sicher. Er führte die Modell-Schaluppe bei sich, die durch Dampf betrieben werden sollte, und wollte zuerst auf der Fulda damit fahren; seine Absicht war, mit seiner

Maschine den Fluß ein Stück hinabzufahren, um sie dann an Bord des Schiffes zu bringen, das übers Meer ging. Hier tritt die Unklugheit des genialen Mannes deutlich zu Tage. Als man an die Mündung der Fulda kam und über die Weser setzen wollte, verließ man das Gebiet des Landgrafen von Hessen, dessen Schutz ihn deckte, und kam in das des Kurfürsten von Hannover. Dort war die Schiffahrt auf der Weser das Monopol der Schiffergilde, die sehr eifersüchtig das Privilegium hütete, von dem sie lebte. Papin brauchte also eine besondere Erlaubniß, um seine Fahrt fortsetzen zu können. Er erbat sie in der That; aber trotz den Empfehlungen Leibnizens weigerten sich die Behörden des Kurfürsten von Hannover energisch; nicht günstiger nahm die Schiffergilde das Gesuch auf. Anstatt nun seine Verhandlungen weiter fortzusetzen oder mit seiner Maschine im Nothfall etwas früher, nämlich an den Ufern der Fulda selbst, abzusteigen, glaubte der ungeduldige und sich bereits in allen möglichen Hoffnungen wiegende Papin, trotzdem sein Unternehmen ausführen und dem Privilegium der Schiffer trotzen zu können. Er bestieg also mit seiner Familie und einigen Schiffern sein „ruder-segelloses" Fahrzeug, unter Bedingungen, die sehr geeignet waren, die Eifersucht und die Furcht der Besitzer des Monopoles zu erregen. Was nun weiter geschah, wissen wir bis ins kleinste Detail, denn das Protokoll, das in der Amtei zu Münden aufgenommen wurde, ist bewahrt und veröffentlicht worden. Kaum ist Papin auf hannoverschem Gebiete abgestiegen, als die Schiffer sich seines Schiffes bemächtigen und erklären, es sei Eigenthum der Gilde geworden. Trotz einem ohnmächtigen Versuch des Amtmannes, Papin zu schützen, giebt der Bürgermeister den Befehl zur Beschlagnahme des Schiffes; diese wird unter den Klagen der Familie Papins ausgeführt. Man zertrümmert Schaluppe und Maschine und verkauft sofort an Ort und Stelle die Materialien an den Meistbietenden. Der vierte Theil des Ertrages wurde gemäß einem Brauche der Zeit dem Kurfürsten von Hannover ausgehändigt. „Der wackere Fremde", sagt der Amtmann, der ihn nicht hatte retten können, „entfernte sich ohne irgend welche Beschwerden." Dieses Abenteuer ist, wie groß auch immer Papins Unbesonnenheit gewesen sein mag, sicherlich eines der traurigsten in dem Märtyrerdasein der Erfinder; aber in Folge einer merkwürdigen Laune der Geschichte ist es der schlagendste Beweis dafür geworden, daß Papin wirklich der erste Erfinder des Dampfschiffes war und daß er ein solches im Jahre 1707 erbaut hat.

Sein Unglück war damit noch nicht beendet. Bei der Ankunft in London fand er weder Boyle noch seine alten Freunde mehr vor; der Tod hatte ihm seine Gönner entrissen. Man verschaffte ihm zwar seine frühere Thätigkeit als Kurator bei den Versuchen der Königlichen Gesellschaft wieder, aber ohne festes Gehalt und nur gegen unregelmäßig gezahlte Vergütigung.

Ein Brief Papins, der vom sechzehnten Mai 1707 datirt und an Doktor Sloane, den Sekretär der Gesellschaft, gerichtet ist, spricht die bescheidene Bitte um zehn Pfund Sterling aus. Das Brot des Exils ist bitter, sagte Dante. In einem vom 31. Dezember 1711 datirten Briefe bittet Papin flehentlich wiederum die Gesellschaft, „deren Güte er nicht genug loben könne" und für die er arbeitete, „doch zu bedenken, daß er seit nahezu sieben Monaten, wo er mit der größten Sorgfalt und so gut wie möglich seine Versuche angestellt habe, ohne ein Geldstück in der Tasche gelebt und sich fast jegliche Nahrung und alle anderen, für das Leben unerläßlichen Dinge versagt habe." Er fügt noch hinzu: „Da er nicht im Stande sei, den Delegirten der Gesellschaft gegenüber seine Pflicht zu erfüllen, so habe er sich veranlaßt gesehen, sich in einer unbekannten Wohnung zu verbergen." Seine Familie scheint um diese Zeit vergebens Existenzmittel anderwärts, vielleicht in Kassel, wo er Verwandte hatte, gesucht zu haben; denn es ist nicht mehr die Rede von ihr in dem Bericht über sein Unglück.

Inzwischen ging er beharrlich seinen Projekten nach und bat, unterstützt durch ein Empfehlungschreiben Leibnizens, 1708 die Königliche Gesellschaft um ihre pekuniäre Unterstützung, damit er die Erfindung seines heizbaren Schiffes ausführen könnte. Newton war damals Präsident; die Erfindung wurde ihm unterbreitet. Aber die gewaltigsten Genies sind selten zugleich auch die mitleidigsten Naturen gegenüber den Leiden Anderer und wenig geneigt, sie zu ermuthigen. Newton machte den Vorschlag, ohne Ueberstürzung die Erfindung Papins zu prüfen, nicht allzu kostspielige Versuche damit anzustellen und über diese Versuche dann zu berichten; Das war sehr gescheit von ihm, aber es vermochte den Unglücklichen nicht aufzurichten. Sind solche Versuche überhaupt angestellt worden? Keine Spur davon in den Archiven und Schriftstücken der Zeit.

Aller Hilfsmittel beraubt und gezwungen, seine Maschinen in den Winkel seines armsäligen Kamins zu stellen, scheint Papin im Jahre 1712 London verlassen, sich nach Holland und dann nach Deutschland gewandt zu haben. Im Jahre 1714 befand er sich nach einem Brief, worin ihn Leibniz nochmals einem Freunde empfiehlt, in Kassel. Leibniz sagt darin: „daß Papin Verdienste habe, die sicherlich nicht gering anzuschlagen seien". Das ist die letzte Spur, die wir von Papin haben; er geht in der Vergessenheit unter. Sein letzter Zufluchtort ist unbekannt, eben so wie das Datum seines Todes. In einem zweiten Artikel will ich von der Entschädigung sprechen, die ihm nach seinem Tode das Geschick zu Theil werden ließ: von der Erfindung der Dampfmaschine, die seinen Namen verewigt hat.

Paris. M. Berthelot.

Umwälzungen im Detailhandel.

Der Detailhändler hat unter den Vertretern der sogenannten freien Berufsstände nicht viele Freunde. Die traditionelle Verachtung des Handelsgewinnes hat sich im Lauf der Zeiten zwar etwas abgeschwächt, aber auch heute noch wird Mancher die von Roscher citirten Worte Ciceros unterschreiben: qui mercantur a mercatoribus, quod statim vendant, nihil proficiunt, nisi admodum mentiantur.

„Das Endziel der Genossenschaften ist die Bekämpfung des Egoismus im Handel," schreibt ein keineswegs ideal veranlagter Vertreter der Genossenschaften; es hat aber wirklich den Anschein, als ob nicht der Egoismus, sondern der Handel zum Zielpunkt eines allseitigen Ansturmes genommen und als ob namentlich der überaus friedfertige Shopkeeper heute plötzlich von allen Seiten in seinem Besitzstande auf das Gefährlichste bedroht werde. Wie gesagt, Freunde hat der Detaillist von je her nicht viele gehabt, erst neuerdings, wo er in seiner bedrängten Position nach Hilfe ausschaut, bieten sich ihm politische Parteien als Gönner an; diese Gönnerschaft ist aber nichts weniger als uneigennützig. Der Detaillist wird gut thun, anzunehmen, daß er vorläufig sich selbst der beste Freund ist. Die geistreichen Vergleiche der Staatsgesellschaft mit dem menschlichen Organismus haben in mehrfacher Beziehung zu falschen Nutzanwendungen verleitet. Das Zusammenleben der Menschen kann für unsere Begriffe nicht unter dem Gesichtspunkte des Vergänglichen betrachtet werden. Der Verfall des Handwerkes und der Hausindustrie und die erschwerten Existenzbedingungen des Kleinhandels sind nicht etwa pathologische Vorgänge, sondern vorübergehende Entwickelungerscheinungen. Wir handeln unpraktisch, wenn wir gegen die in dieser Bewegung thätigen Urkräfte zu lange anzukämpfen versuchen, weil wir durch unseren Widerstand den entscheidenden Stoß doch nur auf eine etwas spätere, aber auch entsprechend weniger widerstandsfähige Generation ablenken. Wir haben in Deutschland eine von Grund aus sentimental-romantische Klasse von Menschen, die sich für das Handwerk begeistert und den Handwerker dabei zu Grunde gehen läßt. Retten wir die Individuen und bergen sie unter neuem Dach, dann mag das mürbe gewordene alte Bauwerk getrost zusammenbrechen!

So schlecht, wie es einige übereifrige Vorkämpfer des Kleinhandels darstellen, ist die Lage der Detaillisten heute thatsächlich noch nicht; so gut ist sie aber auch nicht mehr, wie es das kaufende Publikum heute noch gemeinhin annimmt. Die Verhältnisse liegen in dieser Beziehung in den einzelnen Kleinhandelszweigen sehr verschieden. Eine Versammlung von Handelskammern hat jüngst in Osnabrück beschlossen, genaue Bilder aus den verschiedenen Detailbranchen aufzunehmen. Man kann schon heute mit einiger Bestimmtheit voraussagen, daß gerade die beiden Hauptgruppen, der Kolonialwaren- und der Manufakturwaarenhandel, eine recht starke Depression aufweisen werden. Es ist ein einfacher Irrthum, wenn das große Publikum heute noch glaubt, es sei ein müheloses und lohnendes Geschäft, Kaufmann zu sein; die Leute, die den Verhältnissen näher stehen, könnten mehr erzählen. Es hat einmal Einer bittere Klage darüber geführt, daß alle

Welt sich den Kopf des armen Handwerkers zerbreche und für den von allen Seiten bedrängten und eingeengten Kleinkaufmann nur ein Lächeln der Schadenfreude habe, obwohl sich doch mindestens eben so viele reiche Innungmeister in einer Stadt zusammenbringen ließen, wie es dort gut situirte Detaillisten gäbe. Solche Klage wird kein Gehör finden. Es wird immer ein grundsätzlicher Unterschied bleiben, daß die Arbeit des Handwerkers mit den Händen greifbar und daß die Verschuldung des Kaufmannes nicht greifbar ist, weil sie durch das Waarenlager nicht hindurch zu schimmern vermag. Alle Bemühungen, für die erschwerte Lage des Detaillisten im Lande Stimmung zu machen, sind vergeblich. Insbesondere der im modernen Staate so mächtige Beamtenkörper wird sich nie zu einer Sympathie für einen Stand bewegen lassen, dem er als Konsument das allerentschiedenste Mißtrauen entgegenbringt. Freilich würde es auch keiner Staatsmacht gelingen, dem Handwerk die von den Fabriken besorgte Arbeit und dem Detaillisten die von den Versandgeschäften und Konsumvereinen übernommene Kundschaft zurückzugewinnen. Es wäre geradezu ein Wunder, wenn inmitten einer sich aus der Tiefe heraus umgestaltenden Welt gerade die letzten Ausläufer des Waarenumlaufes, wenn der Detailhandel von dem gesammten Entwickelungprozeß nicht oder nur oberflächlich berührt worden wäre. Etwas wie ein Wunder ist es allerdings, daß Tausende von Detaillisten, die doch bereits mit ihrer ganzen Existenz in einer neuen Zeit ringen und kämpfen müssen, noch nicht an die veränderten Lebensbedingungen des Kleinhandels glauben wollen, daß noch Abertausende von ihnen den Glauben haben, der Staat (worunter Jeder sich etwas Anderes denkt) werde die erschütterten Existenzbedingungen des Kleingewerbes um seiner selbst willen wieder aufrichten: „der Staat darf ja doch sein Rückgrat, den Mittelstand, nicht zusammenbrechen lassen!“

Der seßhafte Detailhandel hat sich aus dem sinkenden Handwerk, aus dem Niederschlage des fahrenden Handels und aus der aufsteigenden Manufaktur selbständig herausgebildet. In den Hokenbuden, den Krautbänken und Krambuden des Mittelalters liegen die Anfänge des seitdem so breit entwickelten Kleinhandels. Er ist es gewesen, der mit seinen zahllosen, emsigen Arbeitern erst den Boden bereitete, auf dem Fabrikation und Großhandel machtvoll emporblühen konnten. Er war es, der die Massenerzeugnisse rasch und sicher und lange Zeit geräuschlos in die feinsten Kanäle des Verbrauches überzuleiten verstand. Schritt für Schritt ist er seinem rastlosen, bahnbrechenden Vorläufer, dem altehrwürdigen Pedlar, auf dem Wege der Kultur gefolgt, an den Kreuzunglinien der fahrenden Leute hat er seine anfänglich so winzigen Kramläden aufgeschlagen, von denen sich alsbald wie von eben so vielen Quellbecken befruchtende Rinnsale in den ganzen Umkreis ergossen. Der Detaillist ist von je her ein Pionier der Kultur gewesen, der die Bedürfnisse der Menschen geweckt und in erster Reihe dazu beigetragen hat, daß die auf geordneten Abfluß angewiesenen Fabrikationstätten und Waarenspeicher sich in rascher Entwickelung rings im Lande aufbauen konnten. Will man sich die unentbehrlichen Funktionen des Detailhandels für den gesammten Waarenumlauf einmal richtig vorstellen, so denke man ihn sich nur fort, — auch nicht einen Tag könnte Produktion und Konsumtion diesen unermüdlichen Vermittler entbehren. Und dennoch liegen bestimmte Anzeichen dafür vor, daß Produktion und Konsumtion eifrig bemüht sind, dieses für sie

bisher so unentbehrliche Bindeglied nach und nach auszuschalten. Das ist eine Erscheinung, die sich auf alle Zweige des Handels, nicht nur auf den Kleinhandel, bezieht und die in sämmtlichen Kulturstaaten zu beobachten ist. Der Handel hat seine Mission, Produktion und Konsumtion zu entwickeln, indem er Produzenten und Konsumenten einander näher brachte, so kräftig und erfolgreich durchgeführt, daß er, der als Diener für Beide gedacht war, schließlich ihr Herr geworden ist.

Es ist nun charakteristisch für unsere Zeit, daß sich heute eine genau entgegengesetzte Bewegung vollzieht: die Vermittlung geräth wieder in Abhängigkeit. Es scheint fast, als ob sie nur so lange berufen war, eine absolute Machtstellung auszuüben, bis sie ihre Bestimmung erfüllt, d. h. bewirkt hatte, daß die Bedürfnisse der Menschen ungeheuer entwickelt waren und bis die Produktion durch Arbeitstheilung spezialisirt war. Nachdem durch alle die Bänder eines geistigen und physischen Verkehrs Gütererzeugung und Güterverbrauch in unmittelbare Beziehungen zu einander gebracht worden sind, besteht auf beiden Seiten das Verlangen, die scheinbar überflüssig gewordenen Bindeglieder abzustoßen oder wenigstens erheblich zu verkürzen. Der Fabrikant sucht durch Geschäftsanzeigen, Musterbücher und Preisverzeichnisse den Konsumenten schon vielfach direkt auf, er schickt ihm Auswahlsendungen ins Haus und läßt wohl auch durch eigene Reisende die Aufträge der Privatkundschaft entgegennehmen, ja er betreibt geradezu selbst Detailhandel, indem er an größeren Plätzen eigene Verkaufsstellen für seine — auch wohl durch Zukauf ergänzten — Waaren errichtet oder aber geeignete Mittelspersonen mit dem Verkauf seiner Fabrikate beauftragt. Er sucht sogar in besonderen Fällen bereits die Privatkundschaft auf, nicht etwa aus Liebhaberei, sondern aus Noth, weil er in seinen Waaren ersticken müßte, wenn er sich nicht gewaltsam auf eigene Faust Luft machen würde. Er muß seine Maschinen laufen, seine Hämmer stampfen lassen, um jeden Preis, und wenn er sich damit bis zum Zusammenbruch erschöpfen sollte, nur um seine Maschinen nicht rosten, sein investirtes Kapital sich nicht durch Unthätigkeit selbst verzehren zu sehen. „Absatz“ ist für ihn das Wort, das ihn bis zur Nervosität in Bewegung hält. Findet er bei dem Großhändler nicht mehr genügenden Absatz, so sucht er den Detailhändler auf, und wenn ihm auch dieser nicht mehr genügt, tritt er mit dem Verbraucher direkt in Verbindung. Diese Abwärtsbewegung wird auf der ganzen Linie befolgt. Wie der Fabrikant den Zwischenhändler, so umgeht dieser den Detailhändler; und der Detailhändler, der am eigenen Ort keinen ausreichenden Absatz hat, grast nach unten und neben sich das Terrain der benachbarten Dörfer durch Detailreisende ab und überspringt nach oben wieder den Vermittler, den Zwischenhändler, indem er sich direkt an den Fabrikanten wendet. Zwischen diese Skala schieben sich Unternehmungformen, von denen man nicht recht weiß, in welche Kategorie bekannter Begriffe man sie einordnen soll. Daß das Kapital mit seinem Alles umwälzenden Wogenschwall vor dem wurmstichigen Bretterzaun Halt machen würde, der im Handel noch den Großbetrieb und Kleinbetrieb trennt, war im Ernste nicht anzunehmen, nachdem die Großmagazine und Waarenhäuser schon Jahrzehnte hindurch in den europäischen Hauptstädten wie mächtige Saugapparate gearbeitet hatten. Zola hat den Aufsaugungprozeß dieser modernen Ungethüme drastisch genug dargestellt. Das Detailgeschäft hat sich dieser übermäßigen Konkurrenz dadurch zu entziehen ver-

sucht, daß es sich mehr spezialisirte; doch das Großkapital ist ihm mit seiner ganzen Unerbittlichkeit gefolgt und preßt es auch bereits aus diesem kaum gewonnenen Ruhewinkel gewaltsam heraus. Seitdem einmal der Einbruch erfolgt ist, wälzt sich das Kapital, das in der Fabrikation bis zum Ueberlaufen angesammelt steht, an zahlreichen brüchigen Stellen in den Detailhandel hinein. Die Hauptstädte bilden nur noch die Basis, von der aus Waarenhäuser und Versandgeschäfte systematisch das ganze Land überziehen. Durch die geschickte Verbindung von Fabrikation und Handel besitzen diese Unternehmungen sowohl vor der Fabrikation wie vor dem Großhandel bereits einen erheblichen Vorsprung; den kleinen Detaillisten erdrücken sie geradezu, wenn er nicht in irgend einer Form Anlehnung findet. Er hat diese gesucht und hat sie in einzelnen Fällen auch thatsächlich gefunden, indem er sich mit Seinesgleichen zu Einkaufsgenossenschaften zusammenschloß oder aber Rückhalt beim Großkapital selbst suchte. In dieser Beziehung hatte er die Wahl, ob er sich mehr mit der Fabrikation oder aber mit dem Zwischenhandel verbinden wollte.

Auch im Zwischenhandel, bei dem wir hier einige Augenblicke verweilen müssen, sind im Laufe der Zeit bemerkenswerthe Verschiebungen eingetreten. Seine Machtstellung gründete sich auf eine monopolartige Bezugs-, Absatz- und Waarenkenntniß; diese Monopole hat er schon längst nicht mehr behaupten können. Der Schleier, den er trotzdem noch über seine Geschäftsvorgänge zu breiten versucht, ist zu durchsichtig, als daß nicht Lieferant und Abnehmer einander finden sollten. Mit saurer Miene muß er sich bereits vom Abnehmer die Qualität, vom Lieferanten den Preis seiner Waare vorschreiben lassen, weil die Macht sich thatsächlich nicht mehr in seinen Händen befindet. Seine wichtigste Funktion, die Aufspeicherung der Waare für den allmählichen Verbrauch, verflüchtigt sich zusehends und damit schwächt sich auch seine ehedem maßgebende Bedeutung als vermittelnder Regulator zwischen Produktion und Detailhandel entsprechend ab. Eine Ausnahmestellung nimmt hierin nur noch der Handel mit dem Auslande ein; und auch hier sind schon recht tiefgehende Veränderungen bemerkbar. Es wäre früher undenkbar gewesen, daß der Vermittler zur Einsendung seiner Einkaufsfaktura verpflichtet und mit einem festen Provisionsatze abgespeist wäre, wie es heute eine gewöhnliche Erscheinung ist. Der Exporteur wird dadurch zum Makler herabgedrückt, ohne, wie dieser, die entsprechende Unabhängigkeit und Unverantwortlichkeit gegenüber beiden Parteien zu besitzen.

Nur da, wo die Fühlung zwischen Produktion und Konsumtion noch eine schwache oder unregelmäßige ist, hat sich die Vermittlung stark und regelmäßig erhalten können. Es ist überaus interessant zu beobachten, wie der von oben und unten eingeengte Zwischenhandel sich in seiner Position zu erhalten bemüht. Er hat zunächst versucht, die von ihm gebrauchte Stapelwaare in eigenen oder unter seiner Betheiligung arbeitenden Fabriken herzustellen, das Risiko für Mode- und Saisonartikel hat er dagegen wohlweislich seinen Lieferanten überlassen. Ungleich größere Chancen hat er auf der anderen Seite gefunden, in der Interessenkoalition mit seinen Abnehmern, den Detaillisten. Einige spekulative Vertreter des Zwischenhandels, die die ihnen von beiden Seiten drohende Gefahr der Umgehung sahen und insbesondere in den Einkaufsgenossenschaften der Detaillisten mit ihren direkten Beziehungen zum Fabrikanten und Importeur das drohende Gespenst

einer Ausschaltung des selbständigen Zwischenhandels erkannten, paßten sich der neuen Bewegung geschickt an. Sie stellten sich den Verbänden oder auch losen Gruppen von Detaillisten, die über viele Städte verstreut waren, als Centraleinkaufsstellen zur Verfügung, limitirten ihnen bestimmte Kredite und übernahmen gegen eine geringe Einkaufsprovision die Gesammtversorgung der Theilnehmer. Sie parirten hierdurch den ihnen drohenden Schlag und lenkten ihn gleichzeitig mit verstärkter Wucht auf ihre Konkurrenz ab. Die betheiligten Detaillisten, von denen meist nicht zwei an einem Orte wohnen, haben durch diese Koalition ebenfalls vor ihren Konkurrenten den beträchtlichen Vortheil des billigen Einkaufs gewonnen. Da sie thatsächlich bei den üblichen Zuschlägen billiger verkaufen können als die Konkurrenz, drücken sie freilich entsprechend auf die für die Subsistenz der überfüllten Branchen nothwendigen Preiszuschläge und beschleunigen die Krisis, in der sich der Kleinhandel bereits zum großen Theil befindet.

Dem Detailhandel kann der Vorwurf nicht erspart werden, daß er die in seinen Existenzbedingungen eingetretenen Verschiebungen zu lange unbeachtet gelassen hat. Der Detaillist der guten alten Zeit hatte im Allgemeinen ein sicheres und reichliches Brot. Sein Absatzgebiet war zwar begrenzt, dafür aber auch durch eine Art kommunaler Schutzzollpolitik, wie sie z. B. in den Gilden- und Markordnungen niedergelegt ist, gegen den zu häufigen Einbruch unbequemer Mitbewerber geschützt. Mehr noch als diese behördlichen Schutzmaßregeln haben dem seßhaften Kleinkaufmann die schlechten Verkehrsmittel und die noch schlechteren und unsicheren Verkehrswege genützt. Wie ungleich schwieriger war es aber auch damals, Kaufmann zu sein! Wie umständlich war es, auch nur die richtigen Bezugsquellen und den vortheilhaftesten Transport herauszufinden. Der schwerfällige Zahlungausgleich, die ungleichmäßigen individuellen Wünsche, die unentwickelten Krediteinrichtungen die verschiedenen und obendrein noch schwankenden Münz-, Maß- und Gewichtssysteme, die mannichfachen und zum Theil recht seltsamen Handelsgebräuche, die ein geordnetes Handelsrecht ersetzen mußten, die unkontrolirbaren Fälschungen und Uebervortheilungen, — es war kein Wunder, wenn der Lehrling damals zu so langer Lehrzeit verpflichtet war.

Heute wird selbst der kleinste Detaillist von dem Fabrikanten und Großkaufmann hinter dem eigenen Ladentische aufgesucht. Vollständig mittellosen Personen wird wohl noch gar ein gut assortirtes Lager eingerichtet, die nothwendigsten Elemente des Rechnens und Schreibens giebt dem Anfänger die Volksschule, Buchführung und Comptoirlehre, und was sonst noch zum theoretischen Kaufmann gehört, lehrt die Fortbildungschule. Der Lehrling zahlt zumeist nicht mehr, sondern erhält gar noch eine Gratifikation dafür, daß er in wenigen Jahren seinem Lehrherrn ablernen darf, wie er ihm später am Nachdrücklichsten Konkurrenz machen kann. Das einheitliche Dezimalsystem, der wohlfeile, rasche und unbedingt zuverlässige Versand, der das Halten großer Lager überflüssig macht, die Erleichterung, besonders geeignete Verkaufsstellen an verkehrsreichen Straßen miethen zu können, die ungeheuer in die Breite entwickelten Bedürfnisse der gesammten Bevölkerung, die Leichtigkeit, durch übertreibende Reklame, vorübergehende Preisunterbietungen und durch allerlei kleine, aber bewährte Kniffe in das Geschäft zu kommen: alle diese Errungenschaften einer neuen Zeit haben dem Detailhandel Vieles von seiner Mühwaltung und — leugnen wir es nicht — damit auch Vieles von Dem

genommen, was ihm bis dahin die Berechtigung zu hohen Preisaufschlägen gegeben hatte. Eben weil es heute so leicht ist, Kaufmann im vulgärsten Sinne des Wortes zu sein, d. h. Waaren einzukaufen und mit einem Aufschlage zu detailliren, haben sich in den Stand zahllose unvorgebildete, völlig mittellose, träge, ja sogar zweifelhafte Elemente hineingedrängt, die der Stand vergeblich von sich abzuschütteln versucht. Als mit der Einführung der Gewerbefreiheit die breiten Schleusen für Jedermann aufgethan waren, strömte es von allen Seiten gerade in denjenigen Nahrungzweig hinein, der die geringste körperliche Anstrengung erforderte und doch die verhältnißmäßig größten Aussichten für ein sorgenfreies Leben bot. Der erfahrene, aber bis dahin unstete Hausirer machte sich in den kleinen Landstädten seßhaft, an seine Stelle traten schwächere Elemente, die aus dem ihnen verbleibenden winzigen Absatzgebiete nur noch durch Aufdringlichkeit eine schmale Rente herauswirthschaften konnten. In den mittleren und größeren Städten schossen neue Geschäfte wie die Pilze auf, eines das andere in Reklame überstürzend, in Preis und Quantität unterbietend. Arbeiter, Wittwen, beschäftigunglose Handwerker, Hausknechte, — Alles, was nur ein Bischen Unternehmungsgeist hatte, that einen Laden auf, und wenn solch ein Kramladen oder solch eine Vorkosthandlung auch nicht viel einbrachte, — sie ermöglichten doch für alle Fälle, daß die Arbeiterfrau ihrem Manne eine wohlfeile Wohnung und ein gutes Zubrot bieten konnte. Wanderlager, Schwindelauktionen, Abzahlungsgeschäfte, Restehandlungen: eine Unternehmung jagte die andere und jede warf Geld ab, weil das verbrauchende Publikum mit den gesteigerten Bedürfnissen sich nicht gleichzeitig rasch genug die entsprechende Waarenkenntniß und Urtheilsfähigkeit angeeignet hatte. Der solide Detailhandel sah sich von den Konkursmassen- und Liquidationausverkäufen, den auf die Leichtgläubigkeit unerfahrener Käufer spekulirenden Marktschreiereien und Geschäftskniffen willenlos fortgerissen, und wenn er nicht mitausverkaufte und mitlärmte, blieb ihm der Laden leer.

Die Verhältnisse im Detailhandel sind heute zum großen Theil schon durch die Ueberfüllung der einzelnen Branchen überreizt. Der auf den einzelnen Verkäufer entfallende Kundenkreis ist im Durchschnitt zu klein, als daß bei einem den heutigen Verhältnissen entsprechenden Aufschlage für den Geschäftsinhaber eine ausreichende Rente herauskommen würde; der allein sich darbietende Ausweg, durch einen höheren Aufschlag dieses Minus auszugleichen, hat auf Seiten der Konsumenten eine in ihrer Wirkung geradezu vernichtende Bewegung gegen den Kleinhandel hervorgerufen. Es ist nicht Leroy-Beaulieu allein, der den Detailhandel selbst dafür verantwortlich macht, wenn der Konsument jetzt seine Vermittlung durch eigene Einrichtungen überflüssig mache: „der Detailhandel habe sich über das gerechte Maß hinaus vermehrt, er arbeite mit zu hohen Spesen und lasse es zu einem großen Theile an der nöthigen Solidität fehlen". Auch ein namhafter österreichischer Volkswirth fällt das Urtheil, daß die Detaillisten in ihren Mitteln zu wenig wählerisch und zu sehr darauf bedacht seien, ihre Waare an den Mann zu bringen. Diese Vorwürfe treffen heute absolut nicht den alten soliden Kaufmann, wohl aber die große Ueberzahl aller der Existenzen, die den Titel Kaufmann zu Unrecht führen.

Das Bestreben, sich den Vermittlergewinn des Detaillisten in die eigene Tasche hinein zu sparen und sich daneben noch gegen mögliche Uebervortheilungen

zu schützen, ist in weiten Kreisen der Verbraucher deutlich zu bemerken. Weil es heute so leicht gemacht ist, seine Waare direkt zu beziehen, empfinden die Konsumenten die dem Detaillisten gezahlten Zuschläge nur wie ein überflüssiges Opfer, — und diese Empfindung ist der Ausgangspunkt der Konsumvereine. Man zählt heute in Deutschland nicht weniger als 1412 Konsumvereine mit Mitgliederzahlen, die bis zu 34000, und Jahresumsätzen, die bis zu 8½ Millionen Mark in den einzelnen Vereinen betragen. Die Konsumvereine sind heute zweifellos eine wirthschaftliche Macht, obwohl sie kaum mehr als 6 Prozent der Bevölkerung in Deutschland umfassen. Es liegt in dieser Konsumvereinsbewegung ein von Grund aus sozialistischer Zug, der z. B. in Belgien und den Vereinigten Staaten auch äußerlich insofern hervortritt, als die dortigen Konsumvereine fast ausschließlich überhaupt Einrichtungen der Arbeiterparteien sind. Das Suchen nach wirthschaftlicher Gerechtigkeit ohne Rücksicht auf das historisch Ueberkommene, die Koalition der Interessen gegenüber vermeintlicher Uebervortheilung: diese beiden Haupttriebkräfte des Sozialismus finden wir nahezu in ihrer ganzen Konsequenz in der Konsumvereinsbewegung wieder. Der Konsument will mehr als bisher den ihm zustehenden Antheil an der Verbilligung der Waaren haben. Und dennoch messe ich den Konsumvereinen nur eine vorübergehende Bedeutung bei, weil ich es für einen auf die Dauer unnatürlichen Zustand halte, daß die so unentbehrliche Funktion der Waarenvertheilung gleichsam nebenamtlich von den Verbrauchern selbst, wenn auch durch eigene Organe, besorgt werden könne. Wer die verheerende Wirkung beobachtet hat, welche die Konsumvereine da, wo sie in ein neues Gebiet einfallen, auf die gesammten ansässigen Detaillisten, besonders der Kolonialwaarenbranche, ausüben, kann darüber nicht im Zweifel sein, daß auf dieser Seite für den Detaillisten die größte und vorläufig noch gar nicht abzuwehrende Gefahr liegt.

Es ist eine thatsächliche Unrichtigkeit und tadelnswerthe Ungerechtigkeit, den Detaillisten als den theureren und unreelleren dem Konsumverein als dem billigeren und reelleren Theil gegenüberzustellen; in Wirklichkeit liegen die Verhältnisse vielfach auch umgekehrt. Aber Das läßt sich nicht in Abrede stellen, daß ein gut geleiteter Konsumverein an sich erheblich billiger zu arbeiten und zu verkaufen vermag als der Detaillist, der auf die Einbringung eines Ueberschusses ohnehin schon angewiesen ist. In dieser Thatsache liegt für den Detailhandel die ganze Schwierigkeit, aber auch die Möglichkeit einer für ihn erreichbaren Lösung. Es läßt sich freilich nicht beweisen, aber eben so wenig widerlegen, wenn ich den Glauben ausspreche, daß gerade die Konsumvereine die wichtige Aufgabe zu lösen gehabt haben, den Detailhandel, der in sich selbst nicht mehr die ausreichende Kraft zu innerer Umgestaltung besaß, durch äußeren Druck gewaltsam aus einem fast lethargischen Zustande aufzurütteln, für die Erfüllung neuer an ihn gestellter Forderungen. Ist diese Aufgabe erfüllt, so wird sich der größere Theil der Konsumvereine von selbst auflösen, die übrig bleibenden aber werden sich in reine Erwerbsgesellschaften umwandeln. Wenn Dr. Krüger, der Genossenschaftanwalt, recht unterrichtet ist, so hat in Norwegen die Entwickelung bereits einen ähnlichen Gang genommen. Auch bei uns macht sich neben allen nach auswärts gerichteten Bestrebungen unter den Detaillisten doch auch eine innere Bewegung bemerkbar. Die auf gemeinsamen und daher billigeren Einkauf ge-

richteten Versuche in einigen Branchen, ein sich kräftiger entwickelndes Gemeingefühl für die Standesehre gegenüber zweifelhaften Elementen und unreellen Machenschaften, die auf eine bessere Ausbildung und geringere Ausnutzung des Nachwuchses gerichtete Fürsorge, die entschiedene Verurtheilung langer Kredite und schwankender Ladenpreise, die Aneignung des den Konsumvereinen so wesentlich Vorschub leistenden Systems des Rabatts und der Umsatzprämie, die Errichtung von Kontrolstationen für die Untersuchung zweifelhafter Waaren: das Alles sind merkliche Zeichen einer von innen heraus arbeitenden schöpferischen Kraft. Wenn der Käufer in den Detailgeschäften eben so gute und eben so preiswerthe Waare zu finden weiß, wenn er dort eben so reell und eben so wenig aufdringlich bedient wird und wenn er schließlich auf seinen Jahresumsatz den selben Nutzen erhält wie in den bestgeleiteten Konsumvereinen, so entfällt für ihn jede Veranlassung, diese Vereine überhaupt noch in Anspruch zu nehmen. Hier liegt der springende Punkt für die Lösung des Problemes. Im gleichen Maße, wie sich der Detailhandel wieder innerlich kräftigt, muß auch der Konsumverein an äußerer Anziehungskraft einbüßen.

Allerdings darf der Staat dem Detailhandel die Krisis nicht noch selbst erschweren; die Konsumenten, die mit offenbarer und begreiflicher Schadenfreude die Veränderung der Machtverhältnisse verfolgen und dem Detailhändler die lange gefühlte Abhängigkeit reichlich vergelten, wollen gründlich abrechnen und ihren Forderungen hat der Staat mitunter schon etwas zu einseitig Rechnung getragen. Es ist ungerecht, die Konsumvereine von allen Pflichten und Lasten zu befreien, die der Detailhändler zu tragen hat; es ist grausam, das Uebergewicht der organisirten Erwerbsgesellschaften noch zu erhöhen, während unzählige ehrenwerthe Leute mit ihren Familien in dieser schweren Krisis stehen; und es ist politisch unklug, durch solche Begünstigung die Schaar der Detailhändler gegen die Regirung zu verstimmen, der nun die Schuld an der ganzen Schwierigkeit der Lage aufgebürdet wird, trotzdem sie diese Lage nicht geschaffen hat und nicht zu ändern vermag.

Es ist wahrscheinlich, daß wir erst im Beginn der Krisis stehen. Gewiß ist, daß zahlreiche schwache Glieder des Detailhandels der Entwickelung zum Opfer fallen werden, doch nur um eben so vielen neuen und vielleicht noch schwächeren Existenzen Platz zu machen, die durch den gleißnerischen und für gar Manche verlockenden Schein des angeblich so leichten Handelsgewinnes angezogen werden. Auf die Dauer aber werden nur die Starken die selbständigen Funktionen des Detailhandels fortführen können, — und auch diese nur so weit, wie sie ihre Zeit und die in dieser veränderten Zeit liegenden Aufgabe erkannt haben. Diese neue Zeit fordert, daß der Detailhändler dem Konsumenten alles Das und noch mehr zu bieten vermag, was dieser ohne große Schwierigkeit für sich direkt von dem Fabrikanten und den großen Waarenhäusern zu beschaffen in der Lage ist. Für die Erfüllung dieser Aufgabe werden die Detailhändler ihre Ansprüche an sich selbst zu steigern und, durch entsprechende Vereinigung ihrer Kräfte, unter Anlehnung an das Kapital, ihre Position aufs Neue zu festigen haben.

Braunschweig. Dr. Richard Stegemann,
Syndikus der Handelskammer.

Von Mellage zu Brausewetter.

Aus dem Prozeß Mellage unseligen Angedenkens ist ein Wort in meiner Erinnerung haften geblieben, das mir seitdem immer in den Ohren klingt, so oft es wieder einmal gilt, unberechtigten Eingriffen der Laien in das ärztliche Gebiet entgegenzutreten, — ich meine den Ausspruch, mit dem Bruder Heinrich die Bitten seiner unglücklichen Pfleglinge um ärztliche Hilfe zurückwies: „Wir sind klüger als die Döktersch". Die hier zu Tage tretende Auflehnung des Laienthumes gegen die ärztliche Wissenschaft und ihre praktischen Vertreter macht sich von je her besonders und in verhängnißvollem Maße auf dem Gebiete der Psychiatrie breit. Man sollte annehmen, daß in dieser subtilsten aller medizinischen Spezialwissenschaften, in der selbst der erfahrene Arzt mit seinem Urtheil zaudert, sich die Laien einer besonderen Zurückhaltung befleißigen würden. Allein das gerade Gegentheil ist der Fall. Das haben uns die sich an den Prozeß Mellage schließenden Erörterungen gezeigt. Unter Zustimmung des Publikums ist im Parlament wie in der Presse von vielen Seiten der Grundsatz proklamirt worden, daß eine zeitgemäße Reform der Irrenpflege auf der Mitwirkung der Laien basiren müsse, daß auch diese befähigt und berechtigt seien, über geistige Gesundheit oder Krankheit zu entscheiden, ja vielleicht berechtigter als die Aerzte Haben wir Irrenärzte bei unseren entgegengesetzten Anschauungen uns so der Zustimmung der Majorität schon lange nicht mehr zu erfreuen, so konnten wir uns bisher wenigstens mit der Autorität decken. Wir konnten uns damit begnügen, daß die Regirung unseren Ansichten zugestimmt, daß sie in der inzwischen ins Leben gerufenen Reform die Befugnisse der Laien sogar eingeschränkt hatte zu Gunsten der Irrenärzte, da sie nicht ärztlich geleitete Anstalten verbot, wir konnten vor Allem auch auf die Rolle hinweisen, die die psychiatrischen Sachverständigen vor Gericht zu spielen berufen sind. So lange der Richter den Sachverständigen die ihnen nach unserer Ansicht gebührende Stellung einräumte, war manches Andere von nebensächlicher Bedeutung.

Es scheint uns indessen vorbehalten, auch auf diesem Gebiete noch traurige Erfahrungen machen zu müssen. Darauf deuten Erscheinungen hin, die im Anschluß an die Erkrankung des bekannten Landgerichtsdirektors Brausewetter zu Tage getreten sind. Schon die amtliche Erklärung der Justizverwaltung im Reichsanzeiger mußte befremden. Nicht die Behauptung, daß Brausewetter bis zum Schluß seiner amtlichen Thätigkeit geistig völlig ungestört war, giebt an sich zu Bedenken Anlaß — die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Ansicht läßt sich angesichts des Fehlens jedes offiziellen Materials kaum mit Sicherheit beurtheilen —, sondern daß diese Behauptung einzig und allein durch das Urtheil von Berufskollegen des Verstorbenen, also von Laien, gestützt wird. Wenn die Regirung der Beunruhigung des Publikums und der weit verbreiteten Annahme, daß Brausewetter noch in geistiger Umnachtung sein Amt ausgeübt habe, entgegentreten wollte, so gab es nach meiner Ansicht nur einen Weg: den des ärztlichen Gutachtens. Dann war ein er-

fahrener Irrenarzt, etwa der psychiatrische Dezernent im Kultusministerium, die richtige Instanz. Daß dieser den Kranken nicht gesehen hat, schließt eine Begutachtung keineswegs aus; der Psychiater muß sich oft genug aus den Akten sein Urtheil bilden, bei den Obergutachten des Medizinalkollegiums ist Das sogar die Regel. Anhaltspunkte für die Beurtheilung des sachverständigen Arztes waren auch hier wohl in genügender Zahl zu beschaffen. Es hätten z. B. die nächsten Angehörigen zu Aussagen, der behandelnde Arzt zur Mittheilung seiner Wahrnehmungen veranlaßt werden können, auch der Zustand, in dem sich Brausewetter bei seiner Aufnahme in die Anstalt befand, hätte einen gewissen Rückschluß auf den vorhergehenden Zeitraum erlaubt; in diesem Zusammenhange wäre dann auch das Zeugniß der Berufskollegen zu seinem Recht gekommen. Statt Dessen hat die Regirung geglaubt, in einem so heiklen und schwer zu beurtheilenden Falle der Mitwirkung eines ärztlichen Sachverständigen gänzlich entrathen und sich allein auf diagnostische Feststellungen und Ansichten von Laien stützen zu können.

Das hier eingeschlagene Verfahren wird aber weit überboten durch eine Entscheidung des Reichsgerichtes vom achtzehnten Februar, die von jedem Irrenarzt nur mit Kopfschütteln gelesen werden kann. Der Sachverhalt ist kurz folgender: Zwei Schriftsteller waren am siebenten Dezember 1895 von einer unter dem Vorsitz Brausewetters tagenden Strafkammer wegen Preßvergehens verurtheilt worden. Sie hatten Revision eingelegt und diese, nachdem die Geisteskrankheit des vorsitzenden Richters bekannt geworden war, nachträglich noch durch die Behauptung zu stützen gesucht, die Krankheit habe schon am Tage der Verhandlung bestanden. Das Reichsgericht hat sich nun auf eine Erörterung der Frage, wie weit die Erkrankung Brausewetters zurückzudatiren sei, gar nicht eingelassen, — mit der Begründung, „daß die jetzt geltend gemachte Thatsache, daß der Vorsitzende des Instanzgerichtes geisteskrank gewesen sei, von den Angeklagten und ihrem Vertheidiger bereits während der Verhandlung, bei der sie zugegen waren, hätte wahrgenommen werden können und müssen, falls sie wirklich bestanden haben sollte". Das ist eine überraschende Verkündung.

Der materielle Inhalt des Prozesses ist mir fremd; auch die Frage, ob Brausewetter am Tage der Verhandlung noch im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte gewesen ist, steht hier nicht zur Diskussion. Hierüber kann man sich wohl, in Analogie mit ähnlichen Fällen, eine Wahrscheinlichkeitmeinung bilden; eine bestimmte Ansicht aber aufzustellen, halte ich nicht für angängig, bevor auf dem Wege, den ich vorhin angab, mehr Klarheit geschaffen ist. Auch ob das Reichsgericht formell im Rechte war, die Erörterung der ganzen Frage a limine abzulehnen, bin ich zu beurtheilen nicht befugt; die Motivirung jedoch, mit der Dies geschehen ist, läßt auch eine ärztliche Kritik zu, ja bedarf dringend einer solchen. Denn hier ist die Anschauung, gegen die wir Irrenärzte schon seit Jahren ankämpfen, daß in der Beurtheilung einer strittigen Geistesstörung die Auffassung eines Laien zutreffend und ausreichend sei, direkt auf die Spitze getrieben. Die Einwände und Beweismittel gegen diesen verhängnißvollen Irrthum sind schon häufig vorgetragen worden und ich würde das oft Gesagte nicht wiederholen, wenn es sich hier nicht um eine Aeußerung des obersten richterlichen Forums handelte, dessen Entscheidungen für die niederen Gerichte maßgebend zu sein haben. Da halte ich es für die Pflicht jedes Irrenarztes, Protest einzulegen.

Denn wohin soll es führen, wenn der Grundsatz des Reichsgerichtes sich im Gerichts- und Verwaltungverfahren einbürgert? Wozu dann in Strafprozessen noch eine sachverständige Begutachtung des Geisteszustandes des Angeklagten, wenn dazu auch die Richter befähigt sind, — denn was in den Augen der Reichsgerichtsräthe den Angeklagten und ihrem Vertheidiger recht ist, ist doch gewiß den Richtern billig? Wozu noch fernerhin im Entmündigungverfahren die Mitwirkung eines psychiatrisch geschulten Arztes, wenn Laien das Selbe leisten können? Wozu bedarf es zur Aufnahme in eine Privatirrenanstalt des Zeugnisses eines Physikus oder des Leiters einer öffentlicher Irrenanstalt, wenn diese Sachverständigen nicht eben Das voraus haben, daß sie die Geisteskrankheit auch da erkennen, wo der Laie nichts „wahrnimmt“.

Freilich, wenn der Kranke tobt und Alles kurz und klein schlägt, wenn er sich für den Kaiser von China oder den Apostel Paulus ausgiebt, dann wird auch der Laie merken, wie es steht. Das ist jedoch die weitaus geringere Zahl der Fälle; gewöhnlich sieht das Bild ganz anders aus. Zunächst machen es uns die Kranken keineswegs immer so bequem, daß sie uns ihre Wahnideen auf dem Präsentirbrett entgegenbringen, sie tragen, wie Westphal sagte, ihr Herz nicht in der Hand, es bedarf vielmehr oft einer Kunst der Fragestellung, die nur in der Schule der Erfahrung erworben wird. So kann z. B. im Entmündigungtermin der Richter zuweilen trotz einer halbstündigen Unterredung mit dem Kranken nichts Abnormes entdecken, während der Sachverständige durch wenige Fragen im Stande ist, ein ausgebildetes Wahnsystem zu demonstriren. Aber auch wenn die Kranken offenherziger sind, scheitert an der richtigen Beurtheilung ihrer Aeußerungen und Handlungen oft genug die Laienweisheit. Wo sie nur Eigenthümlichkeiten oder etwa eine Veränderung des Charakters zugiebt, erkennt der Sachverständige die krankhafte Basis; und umgekehrt: wo die Umgebung „Verrücktheit“ wittert, sieht er eine noch in der Breite des Gesunden liegende Bizarrerie. Der Geist der Psychiatrie ist eben nicht so leicht zu fassen, wie die Laien sich einbilden, — vielfach auf den Spruch einiger ärztlichen Pseudoautoritäten hin, deren Weisheit eben nur auf Einbildung beruht.

Ist somit der Grundsatz, daß auch Laien eine Geisteskrankheit wahrnehmen müssen, unhaltbar, so widerspricht er unter den speziellen Verhältnissen des Falles Brausewetter ganz besonders jeder wissenschaftlichen Erfahrung. Ich weiß nicht, ob es gerichtsnotorisch geworden ist, jedenfalls ist es in den berliner ärztlichen Kreisen offenes Geheimniß, daß Brausewetter an progressiver Paralyse (Gehirnerweichung) gelitten hat. Diese Krankheit hat einen eigenen, von vielen anderen Psychosen abweichenden Verlauf. Sie entwickelt sich schleichend und allmählich und beginnt gewöhnlich mit einem Prodromalstadium, das Wochen und Monate dauert und Symptome höchst unbestimmter Art aufweist. Es macht sich nämlich zunächst weniger eine Abnahme des Urtheilsvermögens, also der Intelligenz im engeren Sinne, geltend als eine Veränderung des Charakters, der Sitten und Neigungen. Der vorher Sanftmüthige wird reizbar und heftig, der Lebhafte apathisch und gleichgiltig, der Ernste sorglos und leichtlebig u. s. w. Diese Erscheinungen können natürlich nur solchen Personen bemerkbar werden, die den Kranken auch vorher genau kannten, besonders Denen, die beständig um ihn sind und ihn auch in Augenblicken zu sehen Gelegenheit haben, in denen er, wie man

zu sagen pflegt, sich gehen läßt. Aber da die geschilderte Veränderung nicht von einem Tag auf den anderen eintritt, sondern sich langsam und unmerklich entwickelt, so wird sie auch von der nächsten Umgebung des Kranken nicht richtig gewürdigt. Man hört dann oft klagen, das betreffende Familienglied sei anders geworden als früher, es sei zerstreut, abgespannt, nervös; daß aber bereits eine schwere geistige Störung vorliegt, entgeht fast immer auch den nächsten Angehörigen. Diese Verkennung der progressiven Paralyse selbst in der Familie erstreckt sich gewöhnlich noch weit über den Anfang hinaus bis in ein Stadium, wo der sachverständige Arzt schon beim ersten Anblick des Kranken, oder sobald dieser den Mund aufthut, im Stande ist, die tötliche Krankheit zu erkennen. Es kommen für den Arzt nämlich eine Reihe körperlicher Merkmale zur Kennzeichnung der Erkrankung hinzu, Veränderungen — z. B. in den Pupillen, den Gesichtszügen, den Muskelbewegungen der Extremitäten, in der Sprache u. s. w. —, die nur ein durch Erfahrung geschultes Auge und Ohr zu erfassen und von anderen ähnlichen Symptomen zu unterscheiden vermag.

Gelingt so die Erkenntniß, daß eine Geisteskrankheit besteht, schon den nächsten Angehörigen nicht, so natürlich noch viel weniger solchen Laien, die den Kranken vorher nicht kannten oder die ihn nur selten oder nur vorübergehend zu sehen Gelegenheit haben, vor Allem auch Denen nicht, die nur in Ausübung seines Berufes mit ihm verkehren. Denn es ist eine falsche Anschauung, daß im Berufe sich die geistige Störung am Ehesten dokumentiren müsse; gewöhnlich ist das Gegentheil der Fall, wie gerade das Anfangsstadium der Paralyse beweist. Die berufliche Thätigkeit bewegt sich eben auf einem durch Jahre lange Uebung festhaftenden Gebiete, die dabei in Betracht kommenden Assoziationbahnen des Gehirnes sind, wie der technische Ausdruck lautet, ausgeschliffen und werden am Längsten von der Krankheit verschont. So kommt es, daß derartige Kranke häufig ihrem Beruf als Richter, Beamte, Kaufleute, Aerzte, Offiziere noch eine Zeit lang ohne merkbaren Defekt obliegen können, wenn bei dem Arzt über die verhängnißvolle Krankheit schon längst kein Zweifel mehr besteht.

Ich habe mich über den Beginn der progressiven Paralyse etwas ausführlicher verbreitet, um an diesem Beispiel einmal zu zeigen, daß die Geisteskrankheiten in Wirklichkeit denn doch etwas anders aussehen, als sich viele Laien es auszumalen pflegen. Um die Entscheidung des Reichsgerichtes zu widerlegen, dürfte ich schon zu viele Worte gemacht haben. Der oberste Gerichtshof hat ein Urtheil gesprochen, gegen das es eine Berufung nicht giebt, das Forum der Wissenschaft aber entscheidet anders; hier heißt der Richterspruch genau umgekehrt: wenn Brausewetter am Tage der Verhandlung sich in dem Anfangsstadium einer progressiven Paralyse befunden hat, dann war es für die Angeklagten und ihren Vertheidiger geradezu unmöglich, die Geisteskrankheit wahrzunehmen.

Dr. S. Landsberg.

Die Renaissance der isländischen Literatur.*)

Die älteste Literatur Islands, die von der Mitte des zwölften Jahrhunderts ab datirt, ist die altisländische Skaldendichtung. Eine solche hat allerdings sicher schon lange vorher bestanden (Besiedelung Islands im neunten Jahrhundert) und wurde nur durch mündlichen Vortrag und die mündliche Ueberlieferung weiter erhalten. Ihre ältesten Denkmäler aber sind uns in etwa einem halben Hundert Liedern, theils fragmentarisch, in der „Sæmundar Edda“ aufbewahrt.

Da an Stelle der alten steifen und mühevollen Runen die lateinische Schrift eingeführt worden war, blühte rasch eine außerordentlich reiche Literatur empor, die sich außer in der Dichtung sowohl in historischen als grammatischen, geographischen, biographischen, juristischen und anderen Studien bewegte und ganz bedeutende Werke aufzuweisen hat. Die „Snorra Edda“ und die „Heimskringla“ sowie die gewaltige Zahl der berühmten altisländischen „sögur“ sind mindestens dem Namen nach weitesten Kreisen bekannt.

Späterhin wurden auch die Volks-sögur aufgezeichnet, ausländische Literatur übertragen, theologische Schriften traten bald in Menge auf, auch die geistliche Dichtung schuf manch bedeutendes Erzeugniß, und so war bis nach der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in nur zwei Jahrhunderten unter dem kleinen Volke eine Literatur erblüht, welche Schöpfungen aufzuweisen hat, die zu den großartigsten, meisterhaftesten und vollendetsten Literaturprodukten aller Völker und aller Zeiten zählen.

Aber von etwa 1400 ab beginnt nach der Zeit des Glanzes eine Periode der Schlaffheit, des Verfalles; „die Zeit der Blüthe isländischer Literatur ist vorüber: diese war gediehen zur Zeit, da Island ein freier Staat war; sie zehrte noch von ihrer Größe, als die Insel unter norwegische Herrschaft kam; sie war geknickt, als die kalmarische Union die nordischen Reiche vereinte“.

In die folgenden anderthalbhundert Jahre fällt die Aufzeichnung von Volksmärchen, die „aus einer Verschmelzung einheimischer Erinnerungen und ausländischer romantischer Einflüsse“ entstanden, die rimur-Dichtung, zu der die alte Skaldenpoesie herabsank, die Abfassung trockener annalistischer Aufzeichnungen und eine Anzahl Reisebeschreibungen.

Erst nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts sind die Spuren des Erwachens eines neuen Schaffensgeistes zu bemerken: religiöse Dichter und Schriftsteller, Kirchengeschichtschreiber, rimur-Dichter, Lyriker, juristische Verfasser, Alterthumsforscher und Historiographen treten in reicher Zahl auf; und unter ihnen ist mehr als Einer, dessen Name auch hinaus in die übrige Welt gedrungen ist. Besonders das siebenzehnte und achtzehnte Jahrhundert sind als das „Gelehrte Zeitalter“ zu bezeichnen. Aber erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts traten diejenigen Geistesgrößen auf, die als Vorboten einer neuen Aera zu bezeichnen sind, die dem Geistesleben des Volkes neue Bahnen wiesen, auf denen allein es zu neuer Größe erwachsen konnte, die vorbereitend für eine neue Epoche des Glanzes wirkten. Vor allen Dingen wurde von diesen Männern auch

---

*) Die Arbeit bildet den einleitenden Theil einer „Geschichte der isländischen Dichtung der Neuzeit (1800 bis 1900)“, deren erstes Heft (Neuisländische Novellistik) bei Hermann Haacke in Leipzig erscheinen wird.

auf eine Reinigung und Wiederherstellung der Muttersprache hingewirkt, die lange Zeit unter fremden Einflüssen darniedergelegen und an Künsteleien und Abgeschmacktheiten gekränkelt hatte; und auch dadurch schon wurde das Erwachen des nationalen Bewußtseins, das Wiederaufflammen des alten Stolzes und Selbstwerthgefühles vorbereitet.

Eggert Ólafsson (1726 bis 1768) bezeichnet bereits das Herannahen einer neuen Periode. Er war einer der ersten Gelehrten seiner Zeit: Dichter, Philosoph, Naturforscher, Historiker und Philolog zugleich, ein echtes Universalgenie; und es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß er seiner Zeit weit voraus gewesen sei. Besonders bekannt ist er als Naturforscher durch sein großes naturwissenschaftliches Werk über Island. Aber er war auch groß als Dichter. Es ist eines seiner Hauptverdienste, der isländischen Poesie neue Bahnen gewiesen zu haben. Er hat in seiner Dichtung ein Auge für Alles; seine Gedanken und Naturbetrachtung sind einzig schön. Er schildert die Natur so, wie sie wirklich ist; er holt seine Farben nicht aus der Phantasie, sondern aus dem Leben, aus der Natur selbst. Dazu ist seine Sprache eine sehr gute; und er hat selbst eine Reihe von Abhandlungen über die isländische Sprache geschrieben. Wußte er doch recht wohl, wie diese Sprache zu verbessern war: nämlich, indem man auf die alte Sprache zurückgriff.

War Eggert Ólafsson ein „Vorbote des eigenthümlich-isländischen Geisteslebens in der Neuzeit“ gewesen, so waren es doch erst Jón Thorláksson (1744 bis 1819), Sigurdur Pjetursson (1759 bis 1827), Benedikt Jónsson Gröndal (1762 bis 1825) und Magnús Stephensen (1762 bis 1833), die in der Natürlichkeit, der Einfachheit und Schlichtheit die Schönheit der Poesie fanden und dadurch dem Volke näherkommen, dieses belehren und aufklären, diesem nützen und förderlich sein wollten, mit denen ein neuer Sonnenaufgang, ein neues Zeitalter des Glanzes gesichert war. Der Erste erwarb sich seine Bedeutung besonders als Uebersetzer aus dem Dänischen, Deutschen und Englischen. Vornehmlich wichtig wurden seine Uebertragungen von Klopstocks „Messias“ und Miltons „Paradise Lost“. Seine originalen Dichtungen sind schön und natürlich; seine Satire ist von beißender Schärfe. Bezeichnend für seine Thätigkeit ist der Umstand, daß er, der allezeit mit der größten Armuth zu kämpfen hatte, nicht einmal im Stande war, sich die Bücher, nach denen er übersetzte, selbst anzukaufen. Sigurdur Pjetursson, der sich in Kopenhagen besonders an die Norweger und die „Norwegische Gesellschaft“ anschloß und viel mit Wessel verkehrte, ragt hauptsächlich als Satiriker hervor. Aber auch als Lyriker war er thätig; und er ist der erste Isländer, der sich an die dramatische Dichtung wagte. Seine Komoedien sind um ihres eigen-isländischen Charakters willen nicht ohne Reiz. Benedikt Gröndal übersetzte in der Hauptsache lateinische Gedichte, während seine eigenen Dichtungen nur gering an Zahl, dafür aber vorzüglich sind. Magnús Stephensen endlich, kein bedeutender Dichter, aber Bannerführer in dem Zeitalter der Aufklärung, entfaltete eine bedeutende literarische Wirksamkeit bald als Geschichtschreiber, bald als Journalist, bald um das Volk zu unterhalten und zu belehren. Er war es, der im Jahre 1794 die „Gesellschaft zur Aufklärung des Landes“ gründete. Er war ein reicher Mann und sparte sein Geld nirgends, wo es galt, seinem Volke zu helfen und nützlich zu sein. Er war unermüdlich in seinem Wirken, aber — Vollblutrationalist — doch kein echter Patriot. Die Sprache, die er

in seinen zahlreichen Schriften handhabt, ist eine herzlich schlechte. Dennoch sind seine Verdienste groß und bedeutend; und es ist nicht unerwähnt zu lassen, daß er unter den Ersten war, die scharf gegen allen Aberglauben vorgingen, insonderheit den Glauben an den Teufel ausgerottet wissen wollten.

Im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts erwachte allenthalben in Europa das Nationalgefühl der Völker und der Ruf nach Einheit und Freiheit der Nation, nach einer besseren Gestaltung aller Verhältnisse und Lagen erscholl von Gau zu Gau, von Land zu Land. Auch im skandinavischen Norden regte sich dieses Nationalgefühl und besonders war es die altnordische und überhaupt die Literatur der alten Zeit, deren Schriften und ihre Verfasser, auf die es sich warf. Wie in Dänemark die schamlose Handlungweise der Engländer die Gemüther entflammt hatte und so das Selbstgefühl des Volkes in politischer Hinsicht geweckt worden war, so entzündete Öhlenschläger, der vor allen Anderen auf die alte Volksliteratur hinwies und sie durch Neugestaltung und Benutzung der alten Stoffe dem Volke wieder zugänglich machte, durch seine eigene Dichtung den Volksgeist in seiner eigentlichen, in geistiger, Beziehung zu neuem Bewußtsein und Stolze.

Die studirende Jugend Islands, die damals zum großen Theile in Kopenhagen weilte, wurde von diesem allgemeinen Gefühle mit ergriffen und fortgerissen und durch sie wurde die allseitige Begeisterung, der Ruf nach Erwachen, auch bis nach Island verpflanzt. Durch Gründung von Gesellschaften und zum Aufraffen mahnende Schriften, die zum großen Theile auch von Kopenhagen aus wirkten, suchte man dem Volke Aufklärung und Besserung der Zustände zu schaffen; und in der Hauptsache waren es wohl die aus diesen Bewegungen erstehenden großen Dichterheroen Islands, die mit einer neuen Literaturperiode auch eine Epoche völlig veränderten, neuen sozialen Lebens herbeiführten. Freilich war der Uebergang auf Island selbst kein so schneller wie in dem südlicher gelegenen Theil des Nordens, und die Entwickelung schritt nur langsam vorwärts; aber sie war eine desto sicherere.

Jene vier Paladine der Aufklärung stehen zum Theil bereits in dieser Zeit der Gährung und wurden durch sie zu um so kräftigerem Wirken angespornt; außer ihnen wirkten in dieser Periode auch noch eine ganze Menge anderer Dichter, namentlich rimur- und Psalmenverfasser; aber mit jenen ist das eigentliche Zeitalter der Aufklärung auf Island doch abgeschlossen und etwa das Jahr 1830 dürfte einen neuen Wendepunkt bezeichnen.

Bevor wir jedoch die Periode, die aus der durch das Vorhergehende geschilderten Bewegung neu erstand, kurz skizziren, muß noch ein Mann genannt werden, der, kein Isländer, doch in ganz hervorragender Weise für die Wiederherstellung der isländischen Sprache gewirkt und sich ein großes Verdienst um die Neuschöpfung einer isländischen Literatur erworben hat. Es ist der als einer der Begründer der germanischen vergleichenden Sprachwissenschaft rühmlichst bekannte Däne Rasmus Kristian Rask (1787 bis 1832). Schon als Schulknabe begann Rask sich mit glühendem Eifer auf das Studium des Isländischen zu werfen, verfaßte sich selbst Lexikon und Grammatik, die als die Grundlagen seiner späteren ähnlichen Arbeiten wichtig wurden, und studirte in Kopenhagen unter der Leitung großer und bedeutender Isländer, mit denen er als Student die

akademische Freiwohnung „Regensen" theilte, die isländische Sprache mit einer solchen Gründlichkeit, daß er sie fertig sprach und schrieb. Im Jahre 1813 besuchte er Island selbst, wo er drei Jahre verweilte, den Gedanken zur Gründung einer isländischen Literaturgesellschaft faßte und im Vereine mit den bedeutendsten Männern für die Wiedergeburt der isländischen Sprache thätig war. Rask verfaßte zwei isländische Lesebücher; seine Rechtschreibung wurde allgemein angenommen; er schuf eine große Anzahl neuer Worte und rottete eine Masse der eingebürgerten Fremdwörter aus; er erfand vor allen Dingen Bezeichnungen für die grammatischen Ausdrücke und verfaßte eine Menge seinen Zwecken dienliche Prosaschriften und selbst einige Gedichte in isländischer Sprache. Sein Hauptverdienst aber ist es, im Jahre 1816 die „Isländische Literaturgesellschaft" („Hid islenzka bókmenntafélag") ins Leben gerufen zu haben, die in der Folgezeit so segensreich für isländische Sprache und Literatur, Bildung, Wissenschaft und überhaupt isländisches Geistesleben gewirkt hat und heute noch, aus zwei großen Abtheilungen bestehend, die eine mit dem Hauptsitze in Reykjavik, die andere mit dem Hauptsitze in Kopenhagen, in vollster Wirksamkeit und Blüthe steht. Vorher hatte es fast den Anschein gehabt, als ob die isländische Sprache nur noch als eine Bauernsprache fortbestehen sollte, wie z. B. Norwegisch und Färöisch; zum großen Theile Rasks Verdienst war es, sie wieder zu Ehre und Ansehen gebracht und einer neuisländischen Literatur zu kräftigem Emporblühen und trefflichem Gedeihen verholfen zu haben.

Unter der Führung solcher Männer, wie wir sie im Vorhergehenden kennen lernten, war es wohl möglich, daß die isländische Literatur einen neuen kräftigen Aufschwung nahm. Dazu gab die Julirevolution des Jahres 1830 einen neuen Stoß; und von hier ab etwa sind wir berechtigt, mit gutem Grunde von einem Zeitalter der Renaissance auf Island zu sprechen. Wir können diese neue Periode eigentlich bereits von dem Erscheinen der Zeitschrift „Ármann á althingi" (1829 bis 1832) ab datiren, einer von Kopenhagen aus wirkenden Aufklärungschrift, deren Absicht es war, das Selbstgefühl des Volkes zu wecken, und deren Hauptherausgeber Baldvin Einarsson (1801 bis 1833) diesen Zweck in der Hauptsache auf die Weise verfolgte, daß er die elende Mischsprache der isländischen Hauptstadt, wo die Vornehmen gar kein Isländisch mehr sprechen zu dürfen schienen, lächerlich zu machen suchte und, so weit er Das vermochte, selbst ein gutes Isländisch schrieb.

Aber mit dem Erscheinen einer neuen Zeitschrift im Jahre 1835, die selbst aussprach, daß sie die Fortsetzung von Ármann á althingi sein wollte und an der die bedeutendsten Männer mitarbeiteten, setzt erst die neue Epoche am Kräftigsten ein und der für das „Nützliche", das „Schöne" und das „Wahre" kämpfende „Fjölnir" (1835 bis 1847) hat sich eine Bedeutung für Island erworben wie kaum jemals ein anderes Blatt. Der eigentliche Begründer dieser Zeitschrift war Tómas Saemundsson (1807 bis 1841), der im Jahre 1834 von einer großen Reise durch ganz Europa nach Island zurückkehrte, auf diese Weise Etwas gesehen und kennen gelernt hatte und so im Stande war, in seinem eigenen Vaterlande helfend einzugreifen. Er einigte sich mit Brynjólfur Pjetursson (1810 bis 1851), Konráð Gislason (1808 bis 1891) und Jónas Hallgrímsson (1807 bis 1845), den Fjölnir zu begründen, und nicht zum Mindesten Rasks Einfluß war es wohl zu danken, daß Fjölnir so tapfer für die Reinigung und

Wiederherstellung der isländischen Sprache ins Feld ziehen konnte. Mit einer Einleitung, in Harnisch und mit schneidendem Schwerte gerüstet, in der er sein vorhin angegebenes Motto darlegte, brach Fjölnir hervor. Jónas Hallgrimssons berühmtes Gedicht „Ísland“, das Vaterlandsliebe und Freiheitgefühl wecken sollte, Uebersetzungen verschiedener fremder Revolutionschriften, das Ende von Heinrich Heines „Reisebildern“ u. A. eröffneten den Reigen; eine tüchtige Abhandlung Konráð Gíslasons über die isländische Rechtschreibung suchte in dieser Beziehung Klarheit zu schaffen; die kräftigsten Angriffe des selben Mannes auf die rimur-Dichtung brachten diese öde Reimerei, die nur ein Verderb alles Geschmackes gewesen war, für die Folgezeit zu Falle; und bereits in seinem vierten Jahrgange vermochte Fjölnir Beiträge wie Jónas Hallgrimssons wunderbares Gedicht „Gunnarshólmi“ zu bringen, bei dessen Erscheinen Bjarni Thórarensen, der größte Dichter, den Island je gezeitigt hat, ausrief: „Nun, glaube ich, ist es am Besten, ich höre auf, zu dichten.“

Mit Fjölnir und Dichtern wie Bjarni Thórarensen und Jónas Hallgrimsson stehen wir aber auch bereits mitten in Jung-Islands klassischster Zeit, und besonders war es Bjarni Vigfússon Thórarensen (1786 bis 1841), der phantasiereichste, feurigste und kraftvollste Dichter Islands, in welchem dem Volke der „kräftigste Wecker und Repräsentant seiner Nation“ erstanden war. „Bjarni war ein Isländer vom Scheitel bis zur Zehe; in ihm war all die Eigenart seines Volkes vereint und höchst kräftig entwickelt. Darum war auch sein Einfluß ein so gewaltiger. Doch er war nicht der Lehrer seines Volkes oder wollte es sein, — nein, er war etwas Höheres: er war sein Vorbild, sein Meister. Das Volk erkannte in seinen Worten, in seinem Thun und Dichten, Denken und Fühlen so recht sich selbst.“

Damit war eine neue Blütheperiode der isländischen Literatur geschaffen; und nun, da der Volksgeist wieder geweckt, der alte Nationalstolz, das alte Bewußtsein wieder erstanden war, folgten auch der herrlichsten Geistesprodukte bald zahlreiche Schlag auf Schlag.

Als vollkommen neue Dichtungsgattungen hat die isländische Literatur seit ihrer Renaissance eine Novellistik und eine Dramatik geschaffen, unter deren Erzeugnissen — und zwar gilt Das besonders von der Novellistik, während der Dramatik in einem Lande wie Island ja eigentlich alle Vorbedingungen zu einer kräftigen Entwickelung und vollen Entfaltung abgehen — sich Werke von hoher Bedeutung befinden. Und bis auf den heutigen Tag kann noch durchaus etwa von keinem Rückschritte die Rede sein, da heute noch Dichter ersten Ranges auf Island wirken und in vollster Blüthe stehen und die „Isländische Literaturgesellschaft“, die Männer der bedeutendsten Namen in aller Herren Ländern zu ihren Mitgliedern zählt, immer noch ihr segensreiches Wirken für isländische Sprache und Literatur, Bildung, Wissenschaft und überhaupt isländisches Geistesleben in kräftigster und anerkennenswerthester Weise fortsetzt, zum Besten nicht nur nordischer, überhaupt germanischer Alterthumskunde als auch zum Besten der Sprachforschung und Sprachwissenschaft, vor allen Dingen aber auch zum Heile, zum Ruhme und zur Ehre des Vaterlandes.

Leipzig. Dr. Karl Küchler.

Eine Waffe im Frauenkampf.

Herr Privatdozent Dr. Hubrich in Königsberg erklärt sich in der „Zukunft“ vom siebenten März als Träger der Rolle des „Hubricius“, den ich in der Szene: „Frauenkampf ums Recht“ habe sprechen lassen. Ich gestehe, daß mir die Ansichten des Herrn Hubrich vorgeschwebt haben, als ich die Rolle schuf, aber persönlich war die Sache nicht gemeint, vielmehr gab mir Hubricius nur den Typus für alle Diejenigen ab, welche die Ehescheidung im Bürgerlichen Gesetzbuch etwa nach dem Rezept des Herrn Hubrich geordnet wissen wollen. Ueber den Standpunkt des königsberger Gelehrten rechte ich nicht; trotzdem ich ihn nicht theile, achte ich ihn als Basis einer ehrlichen Ueberzeugung. Wohl aber verwahre ich mich gegen die Behauptung, meine Schilderung der hubriciusschen Ansichten sei unzutreffend und deshalb geeignet, Laien zu irrigen Vorstellungen zu verleiten. Herr Hubrich protestirt dagegen, daß er die Scheidung in dem angeführten Beispiel „des ökonomischen Vortheiles“ wegen zulassen würde. Das, Herr Hubricius, habe ich Ihnen auch nicht in den Mund gelegt, sondern diese Interpretation giebt „Salutas“ Ihrer Begründung: „Da würde ich den Ehebund lösen, damit der Mann nicht ökonomisch zu Grunde geht.“ Und nun soll diese Ihnen zugelegte Begründung eine Verkehrung des Thatbestandes sein! Ja, was, Herr Hubrich, meinten Sie denn, als Sie im Archiv für civilistische Praxis wörtlich Folgendes sagten: „Wie bei einer unheilbaren Geisteskrankheit eines Ehetheiles unter Umständen sich ein berechtigtes anormales Ehescheidungbedürfniß äußern kann, vermag u. E. das Gleiche unter Umständen auch bei einer anderen äußerst schweren Krankheit eines Ehetheiles zu geschehen. Bereits vor Jahren ist in dieser Beziehung auf den Fall verwiesen worden, wo die Ehefrau eines kleinen Landmannes, der zahlreiche kleine Kinder hat und in seiner Wirthschaft nothgedrungen auf die thätige Mitarbeit der Hausfrau rechnen muß, — abgesehen von unheilbarer Geisteskrankheit — in schweres, unheilbares Siechthum verfällt. Wir stehen nicht an, auch jetzt noch zu behaupten, daß in einem solchen Fall, zumal wenn die kranke Ehefrau damit einverstanden ist, das Interesse der Erhaltung der ganzen Familie die Auflösung des Ehebündnisses und die Gestattung der Wiederverheirathung zur unabweisbaren Nothwendigkeit macht.“ Was soll nun mit dem Interesse der Erhaltung der Familie gemeint sein, wenn nicht die ökonomische Erhaltung? Herr Hubrich sagt in der „Zukunft,“ er habe dabei die Verwahrlosung der jungen Generation bei fehlender Mutterpflege im Auge gehabt. Ich bezweifle Das nicht, aber daß er nicht nur das erzieherische Interesse im Auge gehabt hat, sondern direkt auch das ökonomische, Das beweist die Auswahl des Beispiels. Warum spräche er sonst von einem „kleinen Landmann“ und einem solchen „mit vielen kleinen Kindern“? Fehlt etwa die Mutterpflege dem einzigen Kind eines Großgrundbesitzers weniger als den vielen Kindern des Kleinbauern? Gewiß nicht. Aber der Großgrundbesitzer kann sich bezahlte Hilfe halten, dem kleinen Landmann dagegen ist es unmöglich, die fehlende „thätige Mitarbeit der Hausfrau“ durch bezahlte Kräfte zu ersetzen. Das war offenbar die Argumentation des Herrn Hubrich, als er mit dem gewählten Beispiel seine Ansicht stützte. Und sie ist gewiß auch ganz richtig.

Ferner meint Herr Hubrich, es sei eine unzulässige Abschwächung, wenn

ich Hubricius von dauernder körperlicher Krankheit als Scheidungsgrund reden lasse, während er von schwerem, unheilbarem Siechthum gesprochen habe. Warum denn unzulässig, Herr Hubrich? Hubricius ist ja eine fingirte Person und um ein Citat Ihres Artikels handelte es sich doch nicht. Dann aber: es ist keine Abschwächung dem Sinne, höchstens dem Wortlaute nach. Eine Frau, die wegen dauernder körperlicher Krankheit ihre Wirthschaft nicht mehr besorgen kann, ist „siech", darüber kann nicht der mindeste Zweifel bestehen, wohl aber ist es ganz gleichgiltig, ob ihr Zustand als schweres, unheilbares Siechthum oder dauernde körperliche Krankheit bezeichnet wird.

Uebrigens freut es mich, Herrn Hubrich Gelegenheit gegeben zu haben, seine Ansichten über die Ehescheidung vor einem größeren Laienkreise zu vertreten. Auf dem Boden der objektiven Kritik erlaube ich mir an dieser Stelle, den Ansichten des Herrn Hubrich über die Aufnahme des landesherrlichen Scheidungrechtes entgegenzutreten. In gewissen Fällen, den sogenannten anormalen, wie der vorhin besprochene des kleinen Landmannes und ähnlichen, wo das Gesetz keine Scheidung zuläßt, soll der Landesherr kraft seiner diskretionären Gewalt eingreifen; mit anderen Worten, es soll nach Ansicht des Herrn Hubrich zwei Tribunale geben, vor denen Ehescheidungangelegenheiten zur Verhandlung kommen können: die ordentlichen Gerichte, also die Civilkammern der Landgerichte, für die Fälle mit ordentlichen Ehescheidungsgründen und das Tribunal des Landesherrn für außerordentliche Scheidungsgründe, für Fälle also, die sich nicht unter eine bestimmte Rechtsregel subsummiren lassen, bei denen aber gleichwohl die Scheidung aus sittlichen oder ökonomischen Gründen geboten scheint. Da also soll der Landesherr helfen. Und da soll eine Petition genügen. Trotzdem die Vorschläge des Herrn Hubrich von Autoritäten wie Friedberg und Baehr unterstützt werden, würde ich die Ausdehnung des jetzt äußerst beschränkten landesherrlichen Scheidungrechtes in der vorgeschlagenen Weise für ein wirkliches Unglück halten. Das Volk soll nicht an Stelle und neben dem ordentlichen Prozeßverfahren, in dem jeder Ehetheil seine Klagen und Einreden vorbringen und jede seiner Behauptungen durch Beweise stützen kann, mit so vitalen Fragen wie derjenigen der Ehescheidung auf den Verwaltungweg gewiesen werden. Oder wie denkt sich Herr Hubrich die doppelte Gerichtsbarkeit? Könnte ein Ehepaar es zuerst mit einem ordentlichen Scheidungsgrund vor dem ordentlichen Gericht versuchen und dann, wenn die Klage da abgewiesen wird, an den Landesherrn mit Vorbringung eines außerordentlichen Scheidungsgrundes gelangen? Nun, dann hätten wir ja die schönen Zeiten der englischen Common Law und Equity Gerichtsbarkeit bei uns am Ende des neunzehnten Jahrhunderts glücklich eingeführt. Der Landesherr müßte, wie Herr Hubrich selbst voraussieht, diese Ehegerichtsbarkeit durch Andere ausüben oder doch die einzelnen Fälle durch sie untersuchen lassen. Dazu bedürfte er eines Kanzlers, vielleicht, je nach der Auffassung des Landesherrn über das Wesen und die Heiligkeit der Ehe, eines geistlichen Kanzlers, — und dann hätten wir also die Konkurrenz zwischen weltlicher und geistlicher Gerichtsbarkeit in ihren herrlichsten Anfängen. Was Alles daraus weiter erwachsen würde, lehrt die englische Rechtsgeschichte. Nein, Herr Hubrich, lassen wir den Landgerichten, was der Landgerichte ist: alle Ehescheidungen ohne Ausnahme.

Dr. jur. Emilie Kempin.

Selbstanzeigen.

Die neue Rubrik hat viel Beifall gefunden; die Erwägungen, die mich auf den Gedanken brachten, möchte ich hier noch einmal wiederholen. Seit manchem Jahr dröhnt die Klage über die Mangelhaftigkeit der Bücherbesprechungen durchs deutsche Land. Die Verleger jammern, die Verfasser ächzen, das Publikum steht rathlos und weiß nicht, was es lesen, was meiden soll; und das Schlimmste ist: alle Drei haben Recht. Waschzettel werden versandt und bereitwillig abgedruckt; aber das Publikum beachtet sie nicht und die feineren Verleger wollen von dem häßlichen Brauch nichts mehr wissen. Fleißige Herren schmieden auch wohl mitunter ein paar Notizchen; aber erstens ist ihre Legitimation zum Richterberuf nicht immer unbestritten und zweitens können sie aus dem Bücherstoß natürlich nur wählen, was der Zufall oder eine besondere Empfehlung ihnen in die Hand gespielt hat. So steht es in Deutschland traurig um die Bücherkritik, namentlich um die Beachtung wissenschaftlicher Werke. Deshalb möchte ich ernste Autoren bitten, künftig hier ihre neuen Bücher selbst anzuzeigen. Es ist ja klar, daß der Verfasser nicht sein eigenes Werk loben kann; aber er kann den Inhalt angeben, sein Ziel bezeichnen, sagen, was er gewollt hat, dadurch dem Publikum die Möglichkeit schaffen, selbst das ihm Behagende aus der Masse zu wählen, und zugleich dem Kritiker den richtigen Maßstab für die Beurtheilung liefern. Freilich wird der Herausgeber selbstherrisch zu entscheiden haben, was ihm der Beachtung eines großen Leserkreises werth erscheint; aber ich denke, er hat sich bisher doch wohl als recht duldsam bewährt. Und daß eine Zeitschrift, wenn sie nicht auf das Niveau der von den Abonnenten und Inserenten redigirten Presse hinabsinken will, absolutistisch geleitet werden muß, wird Der sogar zugeben müssen, der solchen armen absoluten Regenten vielleicht für einen der größten Esel hält.

M. H.

Das Museum. Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst. Herausgegeben unter Mitwirkung erster Fachmänner im Verlag von W. Spemann, Berlin und Stuttgart. Jährlich 20 Hefte à 1 Mark.

Sie fordern mich zu einer Selbstanzeige auf? Ich soll Ihnen sagen, was ich mit der Herausgabe des „Museum" beabsichtige? Das wird nicht schwer sein.

Den Zustand unserer Bücherkritik haben Sie selbst treffend geschildert. Weit schlimmer steht es aber mit unserem öffentlichen Urtheil in Sachen der bildenden Kunst. Ausstellung drängt sich auf Ausstellung, Tausende von Bildern werden alljährlich geschaffen, Konkurrenzen für Denkmäler selbst in den kleinsten Orten abgehalten, neue Richtungen erfunden, eine Sensation will die andere ablösen, — und was ist das Resultat dieser Bemühungen? Eine Zerfahrenheit des Urtheils, ein Dilettantismus in der Kritik, eine Haltlosigkeit und ein Schwanken der Meinung, die den Kunstfreund mit Jammer erfüllt und die schließlich in den abstrusesten Dingen noch etwas Werthvolles zu erkennen glaubt.

Das ist auch nicht so sehr zu verwundern. Worauf gründet sich denn das Urtheil? Für die bildende Kunst waren wir ja von je her kein hervorragend begabtes Volk. Unser nationales Talent ist ein anderes. In der bescheidensten Pfarrerswohnung findet sich ein Klavier und die Pflege der besten klassischen Hausmusik ist schon durch Generationen unser unvergängliches Erbtheil. Aber wie ist es mit der Malerei und gar mit der Plastik bestellt? Wie viele Familien giebt es, in denen man eine größere Sammlung der herrlichen braunschen, hanfstänglschen, bruckmannschen Photographien findet? Von der italienischen Reise bringt man eine Mappe mit Photographien und, wenn es hochkommt, einen Sack voll guter Vorsätze mit; Das ist aber meistens Alles und damit wird dieser Theil der modernen deutschen Bildung bestritten.

Und wo das Interesse weiter und tiefer geht? Existiren denn unsere eigenen Meisterwerke überhaupt in guten Aufnahmen? Für die Plastik sind sie nicht vorhanden. Nicht einmal in Berlin sind Photographien unserer ersten Meister, Schadow, Rauch, Rietschel, zu finden, — „Das wird nicht verlangt". Nicht einmal vom Denkmal des großen Friedrichs existirt eine Aufnahme, die das Kunstwerk als solches gäbe. Ja, patriotisch bekränzt und mit Schusterjungen oben darauf! Das ist wahrlich ein beschämender Zustand und es ist denn auch kein Wunder, wenn beim Besuch eines Museums allgemeine Rathlosigkeit sich einstellt. Schon Manchem sind die hilflosen Gesichter aufgefallen und der Eifer, mit dem von allen Seiten die Bedrängten herbeieilen, wenn sich nur von fern ein Erfahrener zeigt, dem man ein Urtheil zutrauen zu können glaubt.

Da schien es mir richtig zu sein, ein Unternehmen zu gründen, das „eine Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst" geben soll. Die heutige Technik gestattet eine Reproduktion, die die Photographie zwar nicht ersetzen kann, die aber doch geeignet ist, Bilder und Plastik zu einem außerordentlich billigen Preise in einer Feinheit und Güte zu bringen, von der wir uns noch vor zehn Jahren nichts träumen ließen. So möchte das „Museum" dazu beitragen, eine umfassende Kenntniß der herrlichen Kunstschätze aus allen Sammlungen der Welt überallhin zu verbreiten, wo man empfindet, wie schwach es noch mit dem Verständniß bei uns bestellt ist. Die ausgezeichneten Kunstgelehrten, die sich unter fachmännischer Redaktion vereinigt haben, um mit dem erklärenden Worte die Führung zu übernehmen, sind wohl die beste Gewähr, daß diese Führung auch eine zuverlässige sein wird. Wenn unser Publikum in den Wirrnissen des Tagesurtheils und der Tageskunst sich an diese unvergänglichen Meisterwerke hält und hier sein Urtheil läutert, dann wird es bald besser werden.

Stuttgart. Wilhelm Spemann.

Die Weltordnung. Von Otto Bütow. Limbachs Verlag, Braunschweig.

Nicht ein Spezialist der Universität, sondern ein Ingenieur bin ich, ein Mann aus dem praktischen Leben, der nach des Tages Arbeit auf dem Wege freier Forschung das Weltall durchwanderte, um den „Stein der Weisen" zu suchen. Was ich auf der langen Wanderung fand, enthält mein Werk. Der erste Band beginnt an der Wiege des organischen Lebens, den Polen, schildert

die Geburt und Jugend der Menschheit, erklärt dann den ewigen Zwiespalt der Natur und zeigt schließlich, wie aus den natürlichen Verhältnissen die Kulturideen sproßten und zu religiösen und politischen Gegensätzen sich entwickelten. Der zweite Band beleuchtet den tausendjährigen Kampf der feindlichen Kulturströmungen, woraus die soziale Sphinx hervorging, die der Gegenwart das Räthsel vom „Täglichen Brot" zur Lösung aufgab. Der dritte Band wird die Antwort auf die soziale Frage zu bringen versuchen. Als Vorläufer hierzu erschien soeben im selben Verlage ein „Sozialer Aufruf an das Deutsche Volk".

Braunschweig. Otto Bütow.

Wahrheit und Dichtung in den Hauptlehren Eduard von Hartmanns. Leipzig, Friedrich Fleischer. 8°. 88 S. 1,25 M.

Diese Schrift ist keine Zeitbrochure, sie behandelt keine rasch vorüberziehende Tagesfrage, sondern Fragen von dauernder, allgemeiner Bedeutung. Sie bietet in gemeinverständlicher Form eine Kritik, und zwar im Wesentlichen eine auflösende Kritik der wichtigsten Grundanschauungen eines bedeutenden Philosophen der Gegenwart, wie sie in dessen Lehren vom Unbewußten und von der menschlichen Freiheit niedergelegt sind, daneben meine eigenen Lehren über die wichtigsten Menschheitfragen, gegründet auf Thatsachen und Erfahrungen und auf die unverbrüchliche, ausnahmelose Gesetzmäßigkeit in allen Daseinserscheinungen. Die Schrift steht mithin auf dem unerschütterlichen Boden des strengen Determinismus; sie macht nach keiner Seite hin die so beliebten halben Zugeständnisse, um es nicht etwa mit dieser oder jener Partei zu verderben. Der einzige Leitstern ist die Wahrheit. Insbesondere weise ich nach, daß auch das menschliche Thun und Lassen von strengster Nothwendigkeit regirt wird, zugleich zeige ich, daß diese Lehre, richtig aufgefaßt, nicht zur Unsittlichkeit, sondern zu den erreichbaren Höhen der Sittlichkeit führt. Die Frage der menschlichen Freiheit ist von so eminenter Wichtigkeit, daß es die vornehmste Aufgabe des denkenden Theiles der Menschheit bilden müßte, sie zum endlichen vernunftgemäßen Abschluß zu bringen und nicht der leidigen Tendenzphrase, dem hergebrachten Vorurtheil, die Herrschaft zu überlassen. Ist positiv nachweisbar, daß auch der menschliche Wille — man mag ihn so durchgeistigt wie immer möglich auffassen — dem unwandelbaren Kausalitätgesetz unterliegt, daß der Begriff „Freiheit", als Gegensatz zur Nothwendigkeit gedacht, ein wahres Nest ungeheuerlicher Widersprüche enthält, daß sittlicher Wille der gerade Gegensatz von Willensfreiheit ist, daß Freiheit, falls es eine solche gäbe, den Untergang alles menschlichen Strebens und jeder vernünftigen Entwickelung bedeuten, daß sie vielmehr identisch mit dem absoluten Zufall sein würde, so ist es eine heilige Pflicht, die wahre Lehre anzuerkennen und dazu die von der Vernunft gebotene Stellung einzunehmen.

Weimar. Dr. N. Kurt.

Börsenhoffnungen.

In den selben Tagen, wo unsere informirten Finanzkreise sichtlich das „Vertrauen" zurückgewonnen haben, daß die in der Börsengesetzkommission vorgenommenen Verschärfungen nicht durchgehen werden, hat sich in Berlin selbst eine höchst beachtenswerthe Contremine aufgethan. Zwar arbeitet sie rücksichtlos auch gegen die Banken — sogar unter Hinweis auf die bis dahin auf diesem Gebiet noch ganz unbekannten „Tilsiter Nachrichten" —, allein das eigentliche Mißtrauen gegen die Allgemeinlage findet sich gerade bei den „besseren" Bankleuten. Man hält fast alle Kurse für zu hoch, nicht etwa im Verhältniß zu den Dividenden-Aussichten des laufenden Jahres — solche Ernüchterungen pflegen erst später zu kommen und dann auch nur das Publikum zu treffen —, sondern wegen des Orientes. Die neuen Unruhen gefallen der Hochfinanz nicht, wohl weil sie der Diplomatie nicht gefallen. Zwischen Politik und Anleihegeschäft laufen die Fäden bekanntlich oft bis zur Verwirrung durcheinander und so läßt sich nicht recht feststellen, aus welchen Höhen jener Wink gekommen sein könnte. Thatsache ist jedenfalls, daß die Reise Goluchowskis mehr in den Zeitungen als in den Bankkabinetten in Verbindung mit Italiens fürchterlicher Niederlage gebracht wurde. Vorläufig ist also die Angst vor ernstlichen Verwickelungen in der Türkei wieder vorhanden, was übrigens die freudige Ueberraschung gar nicht schmälert, daß die Einnahmen der Dette Publique unter all den Aufständen ruhig weiter fließen. Auch muß die Pforte eine geheime und nicht ganz kleine Geldquelle besitzen, da sie es so lange ohne die von ihr verhandelte Anleihe aushält, bei der die Ottomanbank immer wieder günstigere Bedingungen herauszuholen versucht.

Man kann, wie gesagt, ganz ruhig behaupten, daß diese Contremine, die sich seit einiger Zeit auf fast allen Börsengebieten bemerkbar macht, von den leitenden Faktoren unseres Bankwesens gern gesehen wird. Natürlich werden die Renten möglichst aus dem Spiele gelassen. Denn wenn die Engländer einmal anfangen, z. B. Mexikaner zu kaufen, so geschieht Das mit so brutaler Kapitalskraft, daß unseren Fixern die Lust vergehen kann, sie schuldig zu sein. Und wenn Italiener eine gewisse Kursgrenze erreicht haben, so kommt jenes Land selbst mit solchen Käufen, daß nicht einmal Paris Lust hat, seine Deckungen noch irgendwie zaudernd aufzuschieben. Desto auffallender machen sich aber berliner Abgaben in Kreditaktien und Diskontokommandit, in Eisen- und Kohlenaktien bemerkbar. Bei Kreditaktien fällt auch ein gewisses Anzweifeln der ungarischen Verhältnisse ins Gewicht, über die irgend eine feurige Ministerrede — welcher Magyar ist nicht feurig? — kaum hinwegtäuschen kann. Es handelt sich dabei natürlich um das Aktienwesen, dessen Solidität ohne die Gewähr unbestechlicher Beamten immer fraglich bleiben muß. Zu Gunsten von Diskontokommandit muß die chinesische Anleihe stark in Betracht kommen. Bis auf einige Formalitäten gilt der Abschluß als perfekt und die Anfragen wegen Betheiligungen sind bereits von Paris und London aus auch an deutsche Bankhäuser ergangen. Auf die von der Diskontogesellschaft geführte Gruppe hätte die Hälfte, also ca. 180 Millionen Mark, zu entfallen. Der Uebernahmepreis ist 94 Prozent, und

da schließlich doch keine anderen Unterpfänder als der noch restirende Theil der Seezölle gegeben werden, so werden die Emissionhäuser zu beweisen haben, daß diese Zölle für den Coupon- und Amortisationdienst ausreichen. Ich habe allerdings jetzt bei sonst unparteiischen Kennern der ostasiatischen Finanzen ein festes Vertrauen, nicht allein zu dem völligen Genügen der Seezölle, sondern auch zu China als Anleihestaat überhaupt gefunden. Vielleicht ist daher die jetzige Transaktion für die nächsten Jahre keineswegs die letzte. Und es werden Welthäuser dabei mit ihrer Unterschrift auf dem Prospekt erscheinen, die sich gewöhnlich in solchen Fällen zweimal zu besinnen pflegen.

Unsere Montanindustrie, deren Aktien wieder Lieblingsobjekt der Fixer geworden sind, wird wohl viele Aufträge von China aus erhalten. In dieser Voraussetzung sehen unsere Werke auch zum Herbst wieder höhere Preise voraus und die ausländische Konkurrenz wiegt sich in den selben Hoffnungen. Deutsche Firmen, die mit ihren Aufträgen für den Export bei den überbeschäftigten inländischen Gesellschaften nicht ankommen konnten, sind in einem mir bekannten Falle an die belgische Société Cockerill gegangen und diese hat abgelehnt, — eben in Erwartung noch höherer Bedingungen zum Herbst. Selbst eine preußische Bahn mußte kürzlich auf Weisung des Eisenbahnministers ihre Radsätze im Auslande bestellen, denn die in Auftrag gegebenen 11000 Waggons nebst Zubehör halten unsere Werke genugsam in Athem. Uebrigens wird jetzt auch in den deutschen Staaten auf vaterländisches Fabrikat gehalten; die Bahnen dürfen ohne Sondererlaubniß der Regirung nichts im Auslande und bei fremden Agenten bestellen; Preußen soll diese Maßregel neuerdings veranlaßt haben. Auch aus Rußland liegen hübsche Aufträge vor und, was die Hauptsache ist, man rechnet für die nächsten Jahre auf weitere derartige Geschäftsbeziehungen, trotzdem bei unseren östlichen Nachbarn immer neue Hochöfen errichtet werden. Polen scheint in dieser Beziehung wegen der großen Entfernungen so ziemlich aufgegeben zu sein, während im Donezgebiete Eisenerze von höchster Güte und reichliche Kohle das Entstehen neuer Werke förmlich hervorzaubern. Aktien hierzu, die bei Gründungbeginn mit 72 Prozent kaum anzubringen waren, haben nach ihren ersten Jahreserträgnissen einen märchenhaften Kurs erreichen können. Man muß nur bedenken, daß die Sibirische Bahn nahezu doppelt so lang wie die berühmte Central-Pacific-Bahn zwischen New-York und San Francisko ist, um zu ermessen, wie umfangreiche Lieferungen auch da noch für uns abfallen müssen.

Wenn die Dortmunder Union Glück hat, so nimmt auch sie an diesen Dingen Theil. Im Oktober, als ihre Aktien 74 notirten, meinte man in Berlin ganz ernsthaft, der Kurs würde auf pari gehen; heute ist der Kurs um 40. Dieser Irrthum der Haussespekulation soll nun aber, wie in den „Tilsiter Nachrichten“ vom dreizehnten März behauptet wurde, einer bewußten Absicht der Diskontogesellschaft entsprungen sein, der, wenn man nicht die Geschehnisse gewaltsam zu verwirren sucht, mit dieser Annahme wohl unzweifelhaft Unrecht geschieht. Was in aller Welt sollen denn große Darlegungen klarstellen, in denen solche angeblichen Kursfeldzüge des Herrn von Hansemann „gegen die Taschen des deutschen Volkes“ geschildert werden? Was wohl das deutsche Volk mit Aktien der Dortmunder Union zu thun hat! Merkwürdig! Gewinnt das spekulirende Publikum, so wird es bis zur Adelswuth hochmüthig, verliert es sein

Geld, so steigt es mit Vergnügen zum Volke hinab und vermummt sich wohl gar als Wittwen und Waisen. Immerhin ist es interessant, daß hier zum ersten Male das Hansemanngeschäft über Tilsit berannt wurde. Der Angriff selbst ist vielleicht gleichgiltig, nicht aber das Spiegelbild, das sich daraus ergiebt. Diese immer heftiger und planmäßiger angelegten Ausfälle gegen das Börsen- und Bankwesen verhindern nahezu ein deutliches Hervortreten des wirklichen Uebels. Vor lauter Uebertreibung, ja völliger Abirrung von dem eigentlichen Gegenstande sieht man schließlich nur noch Personen und nicht mehr die Verhältnisse. Wenn statt des Großkapitals und dessen lawinenartigen Zerstörens der Einzelnthätigkeit immer nur die zufälligen Millionäre angeklagt werden, müssen die Gescheiten, die von einer Verschwörung der Geschäftsleute gegen das platte Land nichts wissen, immer verstockter werden. Und doch wäre es gar nicht so schwer, auch unsere praktische Handelswelt von den verhängnißvollen Wegen, die das moderne Geldsystem eingeschlagen hat, einigermaßen zu überzeugen. Vor mir liegt z. B. ein kürzlich in Liegnitz gehaltener Vortrag des Herrn Dr. Ruhland, eines Mannes, der gewiß mehr Gelehrter als Agitator ist. Dieser Herr setzt mit dem der Erwägung werthen Gedanken ein, daß gerade deutsches Kapital einen unserer gefährlichsten Getreidekonkurrenten, Argentinien, finanzirt habe.*) Ich glaube auch, daß die Zeit kommen wird, wo man sich einem solchen Nebenbuhler gegenüber eben so, mit Anleihen wenigstens, besinnen wird wie etwa im Verkehr mit einem politischen Gegner. Allein wie können so verständige Gedanken fruchtbar wirken, wenn sie direkt mit Vorwürfen gegen das Großkapital gepaart sind? Diese ewige Vermuthung eines Dolus, wo nur eine wirthschaftliche Erkenntniß gefehlt hat, wird aus einem bloßen Agitationmittel schließlich zum Irrwahn. Haben denn damals, als bei uns die argentinischen Anleihen erschienen, irgend welche Stimmen im Namen unseres eigenen Ackerbaues gewarnt? Nein, man wurde erst klug, als der Schaden zu besehen war. In einem Punkt irrt sich Herr Ruhland. Schon vor uns hatten die Engländer das Geld für die argentinischen Bahnen hergegeben, die die billige Ausfuhr des dortigen Weizens ermöglichen; der Erlös der in Deutschland gemachten Anleihen wurde überhaupt nicht nutzbar, er blieb an den Händen der argentinischen Beamten kleben oder auch in den Kisten so mancher dortigen Vermittler.

Alle unnützlichen Schärfen gegen Börsen- und Bankwesen haben bisher eine wirkliche Reform nur verhindert. Und neuerdings blicken die Interessenten des status quo um so hoffnungvoller in ihre schöne Welt, als selbst der Kaiser sich für das Zustandekommen der ursprünglichen Gesetzesvorlage, also ohne die von der Kommission bewirkte Verschärfung, lebhaft interessiren soll. Wir leben zwar in einem konstitutionellen Lande, aber das Monarchenwort hat schon oft genug die scheinbar selbständigen Entschließungen unserer Abgeordneten gelenkt.

Pluto.

---

*) Herr Dr. Ruhland wird seine Gedanken über die Nothwendigkeit, den Geldmarkt den produktiven Ständen mehr als bisher dienstbar zu machen, nächstens den Lesern der „Zukunft“ ausführlich mittheilen.

Das erste Grün.

Berlin ist nicht lustig. Nach den Regengüssen der letzten Zeit ist heute die Sonne eingekehrt, — eine launische Märzsonne freilich, die nicht lange verweilt, aber doch eine lustige, blitzblank geputzte Vorfrühlingssonne. Die Zimmer sind zwar noch geheizt, aber durch den Schornstein heult bereits der Lenzwind, der in ein paar Stunden die Straßen getrocknet und rein gefegt hat, draußen, am Kanal, schwanken die dürren Bäume und auf dem niedrigen Gesträuch liegt schon ein Schein wie von erstem Grün. Ists Wirklichkeit oder Einbildung? Gestern war Alles noch kahl und tot; nun, nach dem warmen Nachtregen, grüßt das Auge froh den ersten grünlichen Schimmer. Das giebt ein hübsches, munteres Morgenbild; breite Sonnenflecke auf dem bewegten Wasser und an den hohen Häusern, ringsum ein dichtes Gewirr von schlanken, schaukelnden Zweigen, hinten bunte Farbenkleckse: ein gelber Postwagen, blaue, graue und grüne Möbelfuhrwerke, ein schneeweißer Konditorjunge, der auf dem Blech Pfannkuchen austrägt, Dienstmädchen mit rothen und veilchenfarbigen Kopftüchern und nebenan beim Gärtner, eine ganze Ausstattung prangender Primeln. Auch das Frühkonzert fehlt nicht: der Sturm saust die Grundmelodie, Bolle und die Radfahrer klingeln, die Spatzen, die von den Fensterbrettern emsig ihr Futter picken, zwitschern laut und von drüben her, übers Wasser, schallen die feierlichen Klänge einer militärischen Leichenmusik. Hat der Anblick des schwarzen Totengefährtes die Wandelnden plötzlich etwa so trüb gestimmt? Gewiß nicht; sie sahen auch vorher nicht heiterer aus, werden nachher nicht heiterer blicken. In der Runde ist kein lustiger Mensch zu erlauern. Der Konditorjunge schaut mürrisch drein, die Dienstmädchen wickeln sich fest in die wärmenden Tücher und grinsen nur flüchtig den blassen Briefträger an, die Schulkinder trollen in ernsthaften Gesprächen vorbei und selbst die Radfahrer beugen sich mit so finsterer Miene über ihr Steuer, als gälte das Mühen einem lästigen, unaufschiebbaren Geschäft und nicht einem vergnügten, die Muskeln stählenden Sport. Auf einem Kahn, dessen steinerne Fracht zwei Männer mit ihrer Schulterkraft mühsälig vorwärtsbewegen, necken sich ein paar blonde, in Fetzen gehüllte Würmchen; die sind lustig, aber die gehören auch nicht zu Berlin. Nein, Berlin ist nicht lustig, nicht einmal beim ersten Leuchten der frühen Lenzsonne. Fröhliche Straßenbilder, wie man sie in Paris, in London und selbst in Amsterdam sieht, wenn der Märzwind über die Grachten weht und die Amstel kräuselt, kennen wir nicht. Und da sogar, wo Berlin sich amusirt, herrscht selten nur echte Lustigkeit. Bei uns macht man Witze, aber man ist nicht lustig; man macht den Witz, weil man ihn nicht mehr hat. Herr Thomas, der in kalter, abfegender Ironie seine stärksten Wirkungen findet, ist der Komiker, der Cirkusaugust, dessen steife Totengräberspäße den grotesken Ulk der alten englischen Lustigmacher verdrängt haben, ist der Clown Berlins und im Wintergarten finden Nacktheiten und rüde Zoten mehr Beifall als die gallische Heiterkeit des Fräuleins Méaly. Die Gewerbeausstellung wird ja gewiß sehr schön werden, aber lustig wird sie sicherlich nicht, nicht in Kairo und erst recht nicht in Alt-Berlin; sie hat mit eklen Skandalen begonnen und ein öder Katzenjammer wird sie zu Grabe geleiten. Zur Lustigkeit gehört Temperament und Temperament fehlt in Berlin. Deshalb kann man auch über die Komoedien, die bei uns aufgeführt werden, nicht herzlich lachen. Da wurde neulich ein Schutzverband gegen agrarische Uebergriffe begründet

und man durfte endlich einmal etwas Lustiges hoffen. Die Agrarier kämpfen gegen Sonne und Wind um ihr tägliches Brot, sie haben noch so gut wie gar nichts erreicht und nun soll gegen ihre Uebergriffe schon ein Schutzverband nöthig sein. Die Sache ließ sich zuerst auch leidlich an. Geheime Kommerzienräthe und Bankdirektoren erschienen als kümmerlich darbende Vertreter des armen, bedrängten Kaufmannsstandes, Herr Weigert, der cheruskische Stadtrath, deklamirte das Bardenlied, das die alten Germanen einst zum Kampf gegen die lastende Römerherrschaft aufrief, und mancher muntere Spaß war noch zu erwarten. Aber der Schein trog auch diesmal. Herr Ludwig Bamberger trat als Redner auf und mit der Lustigkeit wars gleich nun vorbei. Herr Bamberger ist zwar in Mainz geboren, aber er hat sich, mit beinahe bewundernswerther mimicry, zum Berliner akklimatisirt; wir Alle haben ihn, so lange wir noch Ganzberliner waren, wie einen Großen im Reich der Geister angestaunt und erst später erkannt, daß er eben nur ein großer Berliner ist, — und noch dazu einer, dessen Geist von der Hypothek der Eitelkeit längst bedrückt und zur Karikatur verkrümmt worden ist. Seine mühsam gefeilten Witzworte werden wie delphische Verkündungen von der Gemeinde weitergetragen, seine lächerlichen Blamagen werden verschwiegen und die schmierigen Cobdenitenphrasen, die er „auf neu" plättet, wie es in Berlin Mode ist, werden als volkswirthschaftliche Weisheit ausgebrüllt. Er hat auch jetzt die heiter beginnende Komoedie schmählich verpfuscht, denn aus seinem ekelhaften, schrillen und ruppigen Geschimpfe mußte das helle Gehör merken, daß ein einfacher Bauernfang geplant war, der diesmal nur nicht den Bauern galt, sondern den Händlern. Und da doch nicht daran zu denken ist, daß verständige Kaufleute, die mit Jobbern und Papierroggenschwindlern nichts gemein haben, die Niemand bedroht und die ganz genau wissen, wie eng ihr Vortheil an das Wohlergehen der Landwirthschaft geknüpft ist, sich für die zur Liquidation längst reife Freisinnige Vereinigung einfangen lassen werden, brauchte man sich um den albernen Spuk nicht weiter zu kümmern und mit der Lustigkeit wars wieder nichts, trotz den breiten Sonnenflecken und dem vergnügten Vogelgezwitscher. Berlin war nie weniger lustig als jetzt. Die Menschen sehen aus, als wüßten sie nicht, ob sie getrost schon den Winterüberzieher mit dem Sommerpaletot vertauschen dürfen, die Hausfrauen fragen sich in der Morgenfrühe, ob man noch heizen lassen oder schon Frühling spielen soll, die Konditorjungen fröstеln in ihren weißen Kitteln und die Dienstmädchen huschen geschwind, wenn sie einholen gehen, auf die wärmere Sonnenseite. Aber die Märzsonne duldet keine Sonnenseite, ihr Schein hüpft flink von einer zur anderen Stelle und die Wetterlaune bewirkt mehr noch als das vorösterliche Großreinmachen und die Aprilumzugsnoth eine wachsende, quälende Unbehaglichkeit. Am Ende sind die Berliner, ist die berlinische Luft gar nicht schuldig, am Ende liegts wirklich nur an der launenhaften Witterung, an der ewigen Umzieherei und dem immerwährenden Großreinmachen. Die Menschen, auch die stolzesten, nach Sensationen lüsternsten Kulturmenschen, können die Unruhe, das stete Stochern und Bürsten und Fegen, das Schwanken und Wechseln in den Entschlüssen nicht auf die Dauer ertragen und werden nervös und unlustig, wenn sie noch Schneefälle fürchten müssen, während das Auge froh schon den ersten grünlichen Schimmer begrüßt.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 28. März 1896.

Der Bismarcktag.

Ganz leicht ist es heute nicht mehr, dem Festgruß, der den Fürsten Bismarck ins neue Lebensjahr geleiten soll, den von billiger Banalität freien Ausdruck zu finden, weil längst, Paul Heyse hat es vor einem Jahr hier in liebender Sehnsucht beseufzt, von tausend Zungen gesagt und gesungen ward, was der eine Mann uns ist, und weil selbst der an Weisheit mächtigste Meister zu des Großen Ehre kaum noch ein neues Lied zu ersinnen vermöchte. Beim Reichstagsbankett ist dieser weise Meister nicht erschienen; zwar: Herr von Levetzow hat im letzten Augenblick noch eingesehen, daß er für die vorher eifrig umworbene Aufgabe nicht der geeignete Mann ist, und er hat sich und uns seinen Bismarcktoast vorsichtig erspart; aber Fürst Chlodwig zu Hohenlohe, der für ihn in die Bresche trat, hat von dem Dutzenddiplomaten zugebilligten Vorrecht, die Sprache zum Verbergen etwa vorhandener Gedanken zu benutzen, doch allzu reichlichen Gebrauch gemacht. War über den Otto Bismarck, dessen schwerer Schritt neunzehn Jahre lang laut durch den Deutschen Reichstag dröhnte, wirklich nicht mehr und nicht Anderes zu sagen, als daß er ein treuer Diener seines kaiserlichen Herrn und der „Schaffer" des Reiches war? Ließ sich aus der besonderen Art, wie er die Dienstpflicht und das Recht des verantwortlichen Dieners verstand, aus der nie genug anzustaunenden Fähigkeit, den Reichstag, diese Summe von winzigen Individuen, zu einem im Volksbewußtsein wichtigen Faktor zu erheben, wirklich so gar keine fruchtbar fördernde Lehre gewinnen? Und mußte auch diesmal wieder der alte Wilhelm, der

liebenswürdigste, stillste, bescheidenste und gewissenhafteste Herrscher, den die neue Geschichte kennt, als der große Kaiser so verherrlicht werden, wie er, trotz dem Kommando, im Empfinden der Volkheit niemals fortleben wird? Der dritte Kanzler fühlt sich, obgleich er in Straßburg gern über Nietzsche, den Einsamsten, zu plaudern pflegte, nur auf Gemeinplätzen wohl, wo papiernem Gesträuch die öffentlichen Meinungen entsprießen, er hat uns noch nie mit einem selbst gedachten, persönlich gefärbten Gedanken erfreut und so mag ihm auch jetzt mehr aus nachhallenden Leseerinnerungen als aus eigenem Gefühl das Selbstbekenntniß entstanden sein, daß Epigonen der großen Zeit uns heute regiren, — das einzige gute Wort in einer matten, grauen, keinen Widerhall weckenden Rede. Wer von Epigonen spricht, denkt nicht an die Söhne der Sieben, die einst gegen Theben zogen, nicht an den Rath des Teiresias und das delphische Heiligthum, sondern an Schwächlinge, denen die Schöpferkraft und der Schöpfermuth fehlt und die sich deshalb mit der Famulusfreude begnügen müssen: zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht und wie wirs dann zuletzt so herrlich weit gebracht. Die Epigonen von heute, die sich stolz in dem Wahn wiegen, bismärckische Politik zu treiben, wenn sie so handeln, wie unter ganz anderen Umständen Bismarck einmal gehandelt hat, konnten keinen besseren Wortführer finden als den freundlichen alten Herrn, der die kleinen Künste des Lavirens vermag, mit einem sorgfältig abgekühlten Bügeleisen alle Kniffe und Falten stets auszuplätten bemüht ist und offenbar glaubt, ein großes, gefährlich gebettetes und in einander feindliche Schichten geschiedenes Volk sei, ohne ein neues, beflügelndes Ideal, nur mit den alten, bewährten Gedanken eine hübsche Weile noch zu regiren. Daß ein im Empfinden ermüdeter Epigone die behagliche Ruhe auf nett bewachsenen Gemeinplätzen liebt, ist nicht wunderbar; auch Bismarck pries vor vierzig Jahren in einem Brief an Polte Gerlach „Trivialitäten wie die, daß man den Finger nicht ins Licht halten und des Morgens keine Schwefelsäure trinken soll"; aber er bildete sich nicht ein, auch nur im frankfurter Verkehr mit Rechberg und Montessuy von so bequemer Weisheit leben zu können. Er wollte eine tapfere Politik, sein preußisches Ehrgefühl bäumte sich, wenn er von Manteuffel eine „Chamade schlagende Instruktion" empfing, und der Reckenkörper war von Fieberschauern und Magenbeschwerden heimgesucht, so oft, statt eines fröhlichen Vormarsches, ein schwachgemuthes Kompromittiren

befohlen wurde. Müssen wir, rathlos resignirt, wirklich in armsäligem Epigonenthum stecken bleiben? Giebt es gar kein großes, weithin leuchtendes Ziel, das die Stämme und Klassen des deutschen Volkes locken und zu neuem, lohnendem Kampf leiten könnte? Nur in Kämpfen fühlt sich ein Volk als ein einheitlicher, von organischem Leben kraftvoll geschwellter Körper. Und wenn wir diesmal am Bismarcktage in die Runde blicken: wo ist die Aussicht auf frische, einende, stählende Kämpfe? Die Feinde der bürgerlichen Gesellschaft rücken, von froher Streitstimmung erfüllt, in geschlossenen Gliedern vor; die im Besitzrecht Wohnenden suchen im Erinnern an verklungene Herrlichkeiten die Sättigung.

Das sind trübe Geburtstagsgedanken. Aber vielleicht sind sie dem aufrechten Manne nicht fremd, dem der Festgruß gilt. Im Mai des Jahres 1852 schrieb er aus Frankfurt, er regire Deutschland comme le roi d'Yvetot, se levant tard, se couchant tôt, dormant fort bien sans gloire. Der Ruhm ist gekommen, in überreichlicher Fülle, Regirungsorgen drücken den Gutsherrn von Friedrichsruh noch weniger als den Bundestagsgesandten, — und dennoch will die rechte Heiterkeit sich nur selten einstellen, die der Sprichwortkönig an der Niederseine so wonnig empfand. Während der Mahlzeiten, wenn das mächtige Auge bekannte Gesichter erblickt und gute Dinge aufgetragen werden, würzt rabelaisischer Spaß wohl die Speisen und auch später, wenn die Rauchringe emporsteigen und die Tagesereignisse besprochen werden, geht es oft lustig zu; immer kommt aber die Minute, wo die Unterhaltung stockt und es wie ein unhörbarer Seufzer durchs Zimmer schleicht. Dann — abends, bei der Oellampe, deren Schein Lenbachs Meisterbild des alten Kaisers bestrahlt — ruht die Rede und die Augen der Gäste senken sich vor dem Großen, der sinnend ins Weite schaut und im Innersten wägt, was nun kommen kann, kommen wird, kommen muß. Renan hat nach der Schlacht von Sedan einmal gefragt, ob Bismarck, als ein fanatisch Gläubiger, die Dupe des eigenen Werkes sei oder ob er, als Philosoph, die Schwächen seiner künstlichen Schöpfung wohl erkenne. Der feine Franzose war zu klug, um in dem Ueberwinder nur den beschränkten Junker zu sehen; wenn er ihn jetzt in Abendstimmung träfe oder an seiner Seite durch den Sachsenwald streifen dürfte, würde er die Vermuthung bestätigt finden, daß unter dem Kürassierkoller sich der Geist eines Philosophen verbarg. Bismarck, Das darf man glauben, weiß ganz genau, was seiner Schöpfung fehlt, und er lächelt nur zu

der Frage, ob er denn nun mit der Politik zufrieden ist, die heute getrieben wird; er hat auch nicht die „eigensinnige, voreingenommene, unrektifizirliche Vorstellungart", die Goethe am alten Fritzen fand und die an den fruchtlosen Versuch, die Welthändel nach ihrem Sinn zu zwingen, schwindende Kräfte verzettelt. Wenn er mit Denen sogar, die ihn ehrfürchtig lieben und die er als Bundesgenossen schätzt, mitunter in kleine Konflikte geräth, so ists immer nur ein Streit über die Wahl der Straße, die zum gemeinsamen Ziel führen soll. Er sieht die Gefahr sozialer Verhetzung, er hält einen Zustand nicht für erreichbar, der Allen sättigenden Theil an den Genüssen der Erde gewährt, er fürchtet das Wachsen der Ansprüche, denen volle Befriedigung nie zu bewilligen ist, und er fühlt, wie durch die Klassenzerklüftung der nationale Körper geschwächt werden muß. Aber das Bewußtsein eines heraufziehenden Weltanschauungwechsels fehlt ihm gewiß nicht. Schon Metternich, der erste und, wie es scheint, auch vorletzte europäische Minister, hatte die Unhaltbarkeit der Lage erkannt, als er schrieb: Les États reposent plus ou moins tous aujourd'hui sur deux bases: sur la crainte de la révolution et sur la force de l'armée; le premier est un élément négatif, le second un danger. Soll Bismarck kurzsichtiger sein als der Mann, dem vom Schicksal beschieden war, sein eigener Epigone zu werden und im Gedächtniß der Nachwelt als das massige, den Weg sperrende Hinderniß der Entwickelung fortzuleben? Nein: der Ragende sieht sicher viel weiter als wir und nur sein Gewissen und der reichere Schatz seiner Erfahrung, nicht die Verblendung zwingt ihn da zur Vorsicht, wo er in undurchdringlichen Nebeln ein fernes Fragezeichen erkennt.

Uns bleibt die Pflicht, der bangen Frage die bündige Antwort zu finden; wir stehen auf dem Boden, den er uns erobert, gesichert, bereitet hat, und müssen, ohne von diesem theuer bezahlten Boden auch nur eine Fußesbreite zu opfern, rüstig weiter zu kommen versuchen. Dabei braucht der Gedanke uns nicht zu schrecken, wir könnten da oder dort von den Pfaden abweichen, die der starke Führer gebahnt und gewiesen hat. In ihm, der, nach dem goethischen Rath, mit Bewußtsein auf einer bestimmten Stufe stehen geblieben ist, lebt, was auch die Legende raunen mag, nicht das kleinste Fünkchen eines Unfehlbarkeitgefühles. Er fordert, heute wie vor vierzig Jahren, eine tapfere Politik, die ihr Ziel klar erfaßt und zum Zweck die Mittel richtig zu wählen weiß; er will, daß nichts Unkluges, nichts unklug gethan wird, und gewährt

den zaghaft Zaudernden — allzu selten leider in letzter Zeit — mahnende, warnende Lehre. Aber er kennt auch die Macht der verjüngenden Kräfte und hat gewiß nie gedacht, daß mit seinem Wirken für die deutsche Welt das letzte Wort schon gesprochen ist und daß ein Volk von der Begeisterung für eine große Vergangenheit allein lange leben kann. Nicht von ihm freilich, dem seit sechs schlimmen Jahren nun zu thatenloser Ruhe Verdammten, dürfen wir die neue Fahne erwarten, unter der für kommende Kämpfe und ersehnte Siege in froher Stunde die besten Deutschen sich sammeln können; aber er wird gern bereit sein, das Banner der Jugend zu segnen, wenn es im Kampf für das Mögliche, nicht utopischem Irrlichteliren voranwehen soll. Die getroste Zuversicht, im Geist Bismarcks zu handeln, darf uns nicht verlassen, so lange wir um die Bewältigung der uns bedrängenden Aufgaben mit dem selben Muth, dem selben Sinn für das Wesentliche und der selben Erkenntniß der Möglichkeiten uns mühen, wie er in einer anderen Zeit es mit leuchtender Geniekraft vermochte. Wir werden ihm auch dann nimmermehr gleichen, denn er ist groß und wir sind klein; tröstend wird uns aber das Empfinden vorwärts geleiten, daß wir den Versuch wenigstens nicht gescheut haben, mit gesammelter Kraft schöpferisch für die Volkheit zu wirken.

Solche sonnenlosen Betrachtungen ziemen der Alltagsnüchternheit. Am Bismarcktage wollen wir nur an dem Bewußtsein uns freuen, daß der Einzige uns geschenkt ward, daß im märkischen Sande das holde Wunder Wirklichkeit werden konnte, und die Neugierigen, die gar zu gern wissen möchten, ob er auch immer das Rechte that, neckend in die Aprilwirrniß schicken. Ja, Ihr Narren, die den Genius in Zeitungpapier wickeln wollt, er that immer das Rechte, denn er blieb immer er selbst und that, als ein seinem Selbst Getreuer, was die Natur in ihm nothwendig fand; er hatte früh die schwere Kunst des Wartens gelernt, ließ die Ereignisse an sich kommen und mochte nicht „Topfkicker" sein, nicht bei Staatsaktionen Statistendienst thun; er harrte geduldig, und als die Zeit dann erfüllet war, traf sie ihn bereit und gerüstet. Das Werk heischte den Mann; doch der Mann wäre nicht geringer, nicht geringerer Liebe werth, wenn ihm das Werk nicht gelungen wäre. In diesem Jahr lärmenden Jubelns, das über trostlose Dürre hinweghelfen sollte, wurde oft in feierlichen Prologen und Leitartikeln des Reichsschöpfers und selten in stillem Sinn des Menschen gedacht, der uns, wie kein Anderer seit den mythischen Tagen Siegfrieds und des

grimmen Tronjerjunkers, germanische Männlichkeit verkörpert und dem die Grazien doch ihre köstlichsten Gaben in die Wiege gespendet haben. Darin, in der wundervollen Mischung von Kraft und Feinheit, von bezwingender Gewalt und zartester Anmuth, beruht sein ganz persönlicher Reiz; und auch daraus können wir lernen: daß der Kraft nicht die Roheit, kerndeutscher Niedersachsensitte nicht täppisches Wesen gesellt sein muß. Fast möchte man glauben, die freundliche Vorsehung habe durch die Synthese zeigen wollen, was sie aus deutscher Menschheit zu machen vermag, und den Hort, der vorher an die drei Helden Luther, Friedrich und Goethe vertheilt worden war, nun Einem verliehen, um in ihrem Meisterstück ihre Macht zu verkünden. Es ist das sicherste Zeichen wahrhafter Menschengröße, daß sie ohne Retouche und ohne den Strahlenkranz der vollbrachten Thaten bestehen kann; zu diesen Ganzgroßen, deren Andenken der Nachwelt unendliche Sehnsucht erregt, gehört der Mann, dem die Liebe jetzt grüßend naht. Wenn der Tag einst erscheint, den die Zärtlichkeit weit noch hinwegscheuchen möchte, wird, wie am Grab des Achilles, die Klage ertönen, daß nun das schöne Bildniß der Erde schon fehlen soll, die ringsum am Gemeinen sich freut. Der Bismarcktag, den wir mit dem ohne Wank Aufrechten noch oft zu erleben hoffen, wird uns heilig bleiben, mag Alles auch, was in dreißig Märchenglücksjahren geschah, nach Marxens Drohung nur Episode sein. Immer wollen und werden wir an diesem Tage Dessen gedenken, der in jeder Lebensäußerung so graziös ist und doch so voll heldischer Kraft, der Bauerneinfalt mit adeligem Wesen durchwärmte, ein Deutscher blieb und ein Weltbürger wurde und das Höchste lächelnd vollbringen, das Schmerzlichste klaglos erdulden konnte, weil er in guten und bösen Stunden sich selbst stets getreu war und, ohne beschränkte Wortgläubigkeit, ohne den Gespensterwahn, der uns auf Schritt und Tritt hemmt, aus fester Anschauung der gemeinen Wirklichkeit der Dinge den Muth und die Kraft zum Handeln schöpfte. Bricht für die deutsche Menschheit wieder einmal ein schwarzes Verhängniß herein, dann darf sie, ob ringsum auch dreist der Spott sich regt, auf diesen ganz menschlichen Helden deuten und in stolzem Hoffen über das Gestrüpp hinwegrufen: Das vermochten wir, denn uns wurde, als es für Deutschland zu nachten schien, der Wunderbare geschenkt, der auf der bewohnten Erde den Neid der Völker erweckt.

Der Strike in der Konfektion.

Heute, wo in fast allen Städten die Arbeit wieder aufgenommen worden ist, wo in der Konfektion-Industrie Alles wieder seinen regelmäßigen Gang geht, ist es leichter möglich, der Bedeutung der Bewegung gerecht zu werden, als während des Ausstandes. Das Interesse, das man ihm entgegengebracht hat, so weit es ein augenblicklicher Sport war oder von dem Mitleid eingegeben, das wohl Thränen weint, aber keine trocknet, ist anderen Interessen gewichen. Auch in der Presse ist es still geworden. Als Ergebniß der Reichstagsdebatte werden „Erhebungen" veranstaltet. Jetzt liegt es wohl nahe, zu fragen: was ist denn eigentlich erreicht worden?

Mißt man das Erreichte an Dem, was gefordert wurde, so ist zunächst hervorzuheben, daß der Ausstand anfänglich mehr war als eine Lohnbewegung: der Kampf gegen eine Betriebsform. Die organisirten Arbeiter der Konfektion haben in der hausindustriellen Betriebsform die Ursache ihrer elenden Lage erkannt. Der Arbeiter, der im eigenen „Heim" für fremde Rechnung thätig ist, der Hausindustrielle, hat geringe oder gar keine Fühlung mit seinen Arbeitgefährten. Vereinzelt steht er dem Unternehmer wehrlos gegenüber. Je vollkommener dieser sich den Bedingungen anpaßt, die ihn konkurrenzfähig erhalten, um so verhängnißvoller wird dem Arbeiter seine Wehrlosigkeit. Bei dem außerordentlich scharfen Wettbewerbe in der Konfektion, bei dem Ueberhandnehmen Dessen, was die Unternehmer selbst als Schmutzkonkurrenz bezeichnen, ergiebt sich als Folge des hausindustriellen Betriebes eine erstaunliche Niedrigkeit der Löhne. Diese zwingt hier, wie überall, zu einer Arbeitzeit, die die Gesundheit und Leistungfähigkeit der Arbeiterschaft nothwendig untergraben muß. Aus der Thatsache, daß der schlecht bezahlte Arbeiter in der eigenen Wohnung die Waaren herstellt, folgt der andere Hauptmißstand: gesundheitwidrige Arbeiträume. Endlich bringt die hausindustrielle Betriebsform eine Unregelmäßigkeit der Produktion mit sich und begünstigt die Entwickelung einer Industrie zur Saisonindustrie. Der Unternehmer, der nur Heimarbeiter beschäftigt, hat keinerlei Interesse an einer stetigen Produktion, da er weder in Arbeiträumen noch in Maschinen Gelder angelegt hat. Jederzeit kann er seinen Betrieb erweitern oder einschränken, die Zahl seiner Arbeiter für einige Monate vermehren, um nachher vielleicht Alle, die in seinem Lohne standen, zeitweilig arbeit- und brotlos zu lassen. Selbst dem ungeschützten Fabrikarbeiter gegenüber ist der Heimarbeiter durch schlechte Löhne und unregelmäßige Beschäftigung im Nachtheil. Seitdem man den Fabrikarbeitern, besonders den weiblichen, Schutz gewährt hat, der, sei er auch noch so gering, seinen wohlthätigen Einfluß geltend macht, fällt

der Vergleich zwischen der Lage der beiden Arbeiterkategorien noch mehr zu Ungunsten der Hausindustriellen aus. Auch die Arbeiterversicherungsgesetze kommen diesen nicht zu Gute.

Gegen alle diese Nachtheile haben die Arbeiter den Kampf aufgenommen, indem sie mit der Forderung nach Errichtung von Betriebswerkstätten in den Strike eintraten. Sie verlangten vom Unternehmer, daß er in eigenen Arbeiträumen seine Waaren herstellen lasse, wie es in den meisten anderen Industrien geschieht. Dem Unternehmer, nicht dem Arbeiter, sollten die Betriebskosten zufallen; er sollte für die Arbeiträume verantwortlich sein, gleich dem Fabrikbesitzer. Mit dieser Forderung wäre gleichzeitig eine Stellung der Arbeiter unter die Arbeiterschutzbestimmungen durchgesetzt worden. Die Unternehmer haben mit einem: non possumus geantwortet, doch hat sich ihr Hauptorgan, der „Konfektionär,“ gehütet, ein Loblied auf die Hausindustrie, auf ihre Freiheit von Versicherungzwang und Fabrikinspektion, zu singen, wie im vorigen Jahre. Die Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkte mußte herhalten.

So weit bis jetzt Nachrichten vorliegen, hat sich nur eine einzige hamburger Firma zur Errichtung von Betriebswerkstätten bis zum ersten Juli 1897 verpflichtet.*) Dagegen haben viele Händler sich bereit erklärt, nur von solchen Unternehmern ihre Waaren zu beziehen, die in eigenen Werkstätten arbeiten lassen. Es ist anzunehmen, daß auf diese Art ein Druck ausgeübt werden kann, der, namentlich wenn ihn das konsumirende Publikum unterstützt, den Bestrebungen der Arbeiter förderlich sein wird.

Die zweite Forderung, die der Anerkennung von Lohntarifen, gewinnt eine besondere Bedeutung, wenn man ins Auge faßt, wie in dem uns beschäftigenden Zweige die Produktion organisirt ist. Hier findet ein unmittelbarer Verkehr zwischen Unternehmer und Arbeiter nicht statt. Die Arbeit wird einer Mittelsperson, dem Zwischenmeister, übergeben, der sie entweder in seiner Werkstätte ausführen läßt oder sie an Heimarbeiter weitergiebt. Vom Geschäft erhält der Zwischenmeister Stücklöhne, die meistens schwanken, je nachdem viel oder wenig Arbeit da ist. Welchen Bruchtheil der empfangenen Gelder der Zwischenmeister dem Arbeiter giebt, ob er selbst an der Produktion betheiligt ist — etwa das Zuschneiden oder Bügeln besorgt —, das Alles untersteht keiner Kontrole. In Folge davon sind die Löhne äußerst verschieden und der Antheil der Arbeiter am Ertrage ihrer Arbeit ist wohl bisher mehr durch „Machtverhältnisse“ als durch Billigkeitrücksichten bestimmt worden. Die Forderung eines Lohntarifes wurde als unerfüllbar hingestellt und Das versuchte man auf die merkwürdigste Weise zu begründen. Im „Konfektionär“

*) In Pforzheim sind Betriebswerkstätten in Aussicht gestellt. Hier handelt es sich aber nur um Maßarbeiter.

las man am neunten Februar dieses Jahres wörtlich: „Der Schneidermeister zahlt seinen Arbeitern, die für ihn außer dem Hause arbeiten, die verschiedenartigsten Löhne, so daß sich also (!) bestimmte Lohnfestsetzungen gar nicht machen lassen." Die Logik dieses Satzes ist etwa so zwingend, wie wenn man sagte: Dieser Hund hat lange Haare, also kann man ihn nicht scheren! Gerade, weil er lange Haare hat, soll er ja geschoren werden! Eine Anerkennung fester Lohntarife hätte die Basis für gesündere Verhältnisse schaffen helfen. Auch in Unternehmerkreisen hat man sich vereinzelt für Festsetzung eines Minimaltarifes ausgesprochen, der der ärgsten „Schmutzkonkurenz" steuern und also auch den Unternehmern unmittelbaren Vortheil bringen würde. Trotzdem ist nur in folgenden Städten ein Lohn- oder ein Minimaltarif bewilligt worden: in Berlin (und zwar hier nur für die Herrenkonfektion), in Erfurt, Görlitz und in Hamburg, hier nicht einmal von allen Firmen.

Weiter wurde von den Strikenden die Anerkennung von Arbeitnachweisen in Händen der Arbeiter gefordert. Jetzt herrscht auf diesem Gebiete ein Mangel an Einheitlichkeit, der weder dem Unternehmer noch dem Arbeiter vortheilhaft ist. Die Innung, der Verband der Meister, weist Arbeit nach und steht in beständiger Konkurrenz mit dem Arbeitnachweise der organisirten Arbeiter. Erkennen die Unternehmer diesen an, was in dem Falle gleichbedeutend wäre mit der Verpflichtung, nur durch ihn Arbeiter zu beziehen, so ist den Arbeitern eine Uebersicht über den Arbeitmarkt möglich. Auch hätten dadurch die organisirten Arbeiter es in der Hand, auf solche Unternehmer, die unwürdige Zustände in ihrem Betriebe dulden, dadurch einen Druck auszuüben, daß sie ihnen keine Arbeiter mehr zuwiesen. So bliebe den Arbeitern ein Mittel, ihre Rechte zu wahren, das unter Umständen dem Strike an Wirksamkeit gleichkommen kann. Wer es ihnen hartnäckig verweigert, verweist sie geradezu auf die Arbeiteinstellung, die immer ein zweischneidiges Schwert ist. Die Forderung ist nirgends bewilligt worden.

Um einem friedlichen Ausgleich die Wege zu ebenen, haben die Ausständigen die „Einsetzung einer Kommission zur Austragung etwaiger Streitigkeiten" gefordert, die zu gleichen Theilen aus Geschäftsinhabern oder deren Vertretern und aus Schneidern bestehen soll. In Berlin, Breslau, Görlitz haben die Unternehmer ein solches Einigungamt zugestanden. Welcher Werth dieser Errungenschaft beizumessen ist, muß die Zeit zeigen.

Daß die Arbeiterschaft selbst weit entfernt war, eine baldige Errichtung von Betriebswerkstätten zu erwarten, wird am Besten durch die fünfte Forderung bewiesen, die sie aufgestellt hatten: „Schnelle Abfertigung bei Empfangnahme und Abliefern der Arbeiten. Bei länger als einstündigem Warten werden pro Stunde 40 Pfennige vergütet." Mit der Bewilligung der Hauptforderung wären Bestimmungen über das Abliefern gegenstandslos. Die

Forderung wendet sich gegen einen Mißstand, der nur bei hausindustriellem Betriebe möglich ist. Hier werden die zu Hause gefertigten Waaren an bestimmten Tagen von den Arbeitern abgeholt und zurückgeliefert. Es ist vorgekommen, daß Arbeiter drei bis vier Stunden ihrer kostbaren Zeit durch Warten verloren haben. Dafür hat man einen Entgelt verlangt, der aber nur in Erfurt bewilligt worden ist (15 bis 25 Pfennige pro Stunde). In den anderen Städten hat man sich begnügt, eine schnelle Abfertigung der Arbeiter zu versprechen.

Die übrigen Forderungen, die einer anständigen, eines Menschen würdigen Behandlung und wöchentlicher Lohnzahlung, haben in ihrer schlichten Selbstverständlichkeit nicht zu längeren Auseinandersetzungen geführt. Wie weit Beides den Arbeitern fernerhin gesichert ist, wird im Wesentlichen davon abhängen, ob die Unternehmer ihren Zwischenmeistern etwas auf die Finger sehen und von dem Verhalten der Arbeiter, namentlich von ihrer Organisation.

Anstatt der angeführten Forderungen wurden Lohnerhöhungen bewilligt. In Berlin kam es für die Herren-Konfektion unter Mitwirkung des Einigungamtes zu folgenden Abmachungen:

1. Die Konfektionäre bewilligen einen $12\frac{1}{2}$prozentigen Lohnzuschlag auf alle vor dem Strike gezahlten Lohnsätze. Sofern diese die Minimalsätze des von den Konfektionären vorgeschlagenen Minimaltarifs nicht erreichen, ist mindestens der Betrag des tarifmäßigen Minimallohnes zu zahlen.

2. Unter den Lohnsätzen zu 1 dürfen Arbeiten weder an Zwischenmeister noch an Arbeiter ausgegeben oder übernommen werden.

3. Die nach diesen Sätzen zu zahlenden Lohnsätze sind für jedes Geschäft durch Aushang im Geschäft und bei den Zwischenmeistern bekannt zu geben.

4. Die Zwischenmeister verpflichten sich zur Anbringung des Aushanges, sowie ferner, ihren Arbeitern den vollen erzielten Lohnzuschlag zu gewähren.

5. Die Konfektionäre verpflichten sich, Zwischenmeister, welche die Bestimmungen zu 4 nicht erfüllen, fernerhin nicht mehr zu beschäftigen. Eben so verpflichten sich die Zwischenmeister, für Konfektionäre, welche die vorstehenden Verpflichtungen nicht erfüllen, nicht zu arbeiten.

An dem selben Tage nahmen die Arbeiter und Arbeiterinnen der Damen- und Kinderkonfektion die Arbeit wieder auf, nachdem ihnen sowohl als den Zwischenmeistern auf die bisher gezahlten Löhne bis zu 1,75 Mark ein Zuschlag von 30 Prozent bewilligt worden war, auf Löhne von 1,80 bis 4 Mark 20 Prozent, von 4,10 bis 8 Mark 15 Prozent, von 8,10 Mark an 10 Prozent. Befremdend ist, daß für die erst seit wenigen Jahren in Berlin bestehende Arbeiterkonfektion nichts vereinbart ist. In Erfurt erzielte man eine $12\frac{1}{2}$prozentige Lohnerhöhung, in Breslau eine solche von 10, in Halle und Görlitz von 15 Prozent. In Dresden wurde am siebenten März nach achtzehntägigem Ausstande auf die bisher den Zwischenmeistern gezahlten Löhne

ein Aufschlag von 15 bis $33^1/_3$ Prozent zugestanden und die Inhaber der Firmen verpflichteten sich, nur an die Zwischenmeister Arbeit zu geben, die bei Stücklöhnen unter 3,50 Mark 60 Prozent, über 3,50 Mark 50 Prozent ihren Arbeitern zahlen.

Ganz erfolglos ist der Strike in Aschaffenburg verlaufen. In Halle sind noch 65 Arbeiter ausständig, die für ein Geschäft arbeiteten, das die 15prozentige Lohnerhöhung nicht bewilligt hat. Theilweise dauert der Strike in Hamburg-Altona fort. Nach einer Meldung des Hamburger Fremdenblattes vom zehnten März beharren 105 Personen bei der Arbeiteinstellung, während die Mehrzahl der Ausständigen, nachdem ein Lohnaufschlag von 4 bis 20 Prozent erzielt war, die Arbeit wieder aufgenommen hat. Unterhandlungen haben begonnen und werden voraussichtlich mit der allgemeinen Annahme eines Lohntarifes und einem Lohnaufschlage enden.

Anders stehen die Dinge in Stettin, einem Hauptorte der Herren- und Knabenkonfektion. Nach einer Meldung des „Konfektionär" striken fast sämmtliche Jaquet- und Rockschneider. Es sind Arbeiter, die zum Theil durch den siegreichen Ausstand vom vorigen Jahre geschult sind und von denen die Meisten unter Bedingungen arbeiteten, die ihnen auch die furchtbarste Noth nicht mehr furchtbar erscheinen läßt, wenn ein einmüthiges Erdulden dieser Noth Besserung verheißt. Den Ausständigen steht ein Unternehmerring gegenüber. Sämmtliche Engrosfirmen, 26 an der Zahl, sind entschlossen, keinerlei Zugeständnisse zu machen. Man droht mit der Aussperrung der Strikenden. Das, was eine Frage der Billigkeit und Gerechtigkeit sein sollte, wenn der Unternehmer der sittlichen Verpflichtungen eingedenk wäre, die er gegen den Arbeiter hat, wird als Machtfrage behandelt. Wenn die Menschlichkeit den Unternehmern nicht verbietet, so vorzugehen, dann sollte ihr Geschäftsinteresse sie hindern, die Motive ihres Vorgehens so ungeschminkt zu zeigen, wie sie es thun. Es könnte doch eine Zeit kommen, wo die „öffentliche Meinung" in Deutschland nicht blos in den Zeitungen ein friedliches Dasein führt, sondern ihren praktischen Ausdruck im Leben findet, wie Das in England schon lange der Fall ist.

Für das materielle Ergebniß des Strikes, so weit die Bewegung nach den Nachrichten vom vierzehnten März einen Abschluß erlangt hat, ist charakteristisch, daß durch die errungenen Vortheile den Symptomen des Leidens zwar gesteuert, das Uebel selbst aber nicht beseitigt wird. Keinem, der die Verhältnisse näher kannte, kann dieses Resultat überraschend gewesen sein. Nachdem die Unternehmer die ihnen am zwanzigsten Januar dieses Jahres übersandten Forderungen mit einem „Nein" beantwortet hatten, war es klar, daß ein langwieriger Kampf beginnen würde, beginnen müßte. Die Arbeiteinstellung im vorigen Monat hat ihn eröffnet.

Das Erreichte ist nicht zu unterschätzen. In sechs Städten haben die

Arbeiter unter besseren Bedingungen die Arbeit wieder aufgenommen. Es bleibt dahingestellt, ob bei einheitlicherem Vorgehen, vor Allem bei gleichzeitiger Niederlegung der Arbeit in den verschiedenen Städten, mehr hätte erzielt werden können. Wo feste Lohntarife bewilligt wurden oder wo man, wie in Dresden, die Zwischenmeister verpflichtet hat, den Arbeitern einen bestimmten Bruchtheil des Stücklohnes zu gewähren, haben die Arbeiter eine wesentliche Besserung ihrer Lage errungen. Ohne derartige Bestimmungen leistet nichts den Arbeitern Gewähr für den erlangten Lohnzuschlag. Dem „Konfektionär" wird in Bezug auf die Beilegung des breslauer Strikes geschrieben: „Der ganze Strike wird sich als ein Schlag ins Wasser erweisen, denn so lange Angebot und Nachfrage die Preise reguliren, sind Abmachungen irgend welcher Art illusorisch." Dieser Satz, wie die mehrfach wiederholte Erklärung, daß ein Theil der berliner Zwischenmeister seine Werkstätten nach außerhalb verlegen werde, um sich den übernommenen Verpflichtungen zu entziehen, enthält eine Lehre für die Arbeiterschaft und für Alle, denen eine gesunde, eines Kulturstaates würdige Gestaltung der Verhältnisse am Herzen liegt. Deutlicher als durch alles Andere wird die Wichtigkeit der Hauptforderung hierdurch Jedem vor Augen geführt. Wohl sind Mißstände verringert; aber die Hausindustrie besteht fort und wird die selben Mißstände immer neu erzeugen. Bindet sie doch den Unternehmer an keinen Ort und ermöglicht ihm so, die von der organisirten Arbeiterschaft der Städte errungenen Vortheile dadurch nichtig zu machen, daß er seinen Betrieb in ländlichen Bezirken ausdehnt. Bis in die Hütten, wo dort gearbeitet wird, reicht nicht das Auge des Gesetzes, aus ihnen dringt kein Laut der Klage. Wer fordert Rechenschaft von einem Unternehmer, der vielleicht im Taunus oder Spessart seine Waaren herstellen läßt, für die Bedingungen, unter denen seine Arbeiter leben? So lange wir eine Hausindustrie haben, haben wir auch Unternehmer, die der sittlichen Verantwortlichkeit für die Lage der für sie Arbeitenden entschlüpfen. Das schlägt aber den Grundsätzen ins Gesicht, von denen unsere Arbeiterschutzgesetzgebung eingegeben worden ist.

Außer den Verbesserungen ihrer Lage, die der Arbeiterschaft durch die Einigungverträge zugesprochen sind, hat die Arbeiterbewegung in der Konfektion moralische Errungenschaften zu verzeichnen. Sie sind zweifacher Art. Einerseits wurden die Arbeiter direkt, andererseits wurde die Stimmung zu Gunsten der Arbeiter beeinflußt. Wie jeder erfolgreiche Strike hat auch dieser eine Stärkung des Solidaritätgefühles zur Folge gehabt. Bei einer hausindustriell zersplitterten Arbeiterschaft, die durch ungünstige Lebensbedingungen in jeder Beziehung tief steht, ist diese Errungenschaft nicht hoch genug anzuschlagen. Ihren wirthschaftlichen Ausdruck findet sie in einer Kräftigung der Organisation. An Berufsvereinen für das Bekleidungsgewerbe kommen in Betracht

der central geleitete „Verband der Schneider und Schneiderinnen und verwandter Berufsgenossen Deutschlands“, in viel geringerem Maße die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine und die Lokalverbände. Wie mir der Vorstand des Centralverbandes mittheilt, hat diese Organisation während des Strikes etwa 9000 Mitglieder gewonnen; im Ganzen sind ungefähr 19000 Schneider und Schneiderinnen gewerkschaftlich organisirt. Ueber die Stärke der anderen Verbände liegen neuere Zahlen meines Wissens nicht vor. Im Verhältniß zu der Zahl der in der Bekleidungindustrie thätigen Personen ist die Zahl der Organisirten sehr klein. Das ist charakteristisch für alle schlecht bezahlten Gewerbe.

Der ganze Geist einer Arbeiterschaft wird gehoben und gestählt durch gemeinsames Handeln für eine gerechte Sache. Es giebt Dinge, die sich nicht wägen noch zählen lassen und doch den Lauf der Ereignisse beeinflussen, die nicht Geld sind noch geldeswerth und die doch berufen sind, in der Welt eine Rolle zu spielen. Gemeinsinn und Aufopferungfähigkeit, Muth und Entschlossenheit sind nicht leere Worte. Man wähne nicht, daß ohne sie eine gemeinsame Handlung der Selbsthilfe möglich sei. Unlautere Elemente schließen sich jeder großen Bewegung an; sie mögen auch hier nicht gefehlt haben. Eine große Zahl Gleichgiltiger mag mit fortgerissen worden sein, ohne die Tragweite der Sache zu kennen. Die aber, die fortzureißen vermögen, sind Menschen, die nicht allein für das eigene Wohl kämpfen. Das stumme, klaglose Elend der Arbeitgefährten lehrt sie handeln. Was die Gebildeten in der Regel von einem Strike zu Gesicht bekommen, sind seine Wirkungen auf die Unternehmer. Darum sahen sie bisher in jeder Arbeiteinstellung nur einen Akt roher Gewalt. Man versuche doch, zu ermessen, was es bedeutet, wenn ein Arbeiter, für den bisher das Wort Arbeitlosigkeit alle Schrecken einschloß, freiwillig die Arbeit einstellt, wenn er der Noth die Thür öffnet, der nüchternen, erbarmunglosen Noth. So handelt man nicht aus Leichtsinn oder Begehrlichkeit. Und wenn der Einzelne es ablehnt, für sich allein mit dem Unternehmer zu unterhandeln, wenn er günstige Bedingungen zurückweist, um den ausständigen Gefährten nicht wortbrüchig zu werden, so geschieht Das auch nicht aus Trotz oder Uebermuth. Im einigen Kampf für ein heiliges Recht erhebt sich der Mensch über das Werktagselend, lernt er Höheres erstreben als das eigene Wohl und den Wortbruch mehr fürchten als Hunger und Durst. Auch Das ist eine Errungenschaft.

Durch den Strike ist den Arbeitern noch Eins erworben: die Aufklärung der Gebildeten und Besitzenden über die Zustände in der Konfektion-Industrie.*) Daß dadurch sich weiten Kreisen die Nothwendigkeit einer

---

*) In erster Linie durch das ausgezeichnete, in seiner phrasenlosen Knappheit wirksame Buch der Verfasserin dieses Aufsatzes: „Das Elend in der Hausindustrie der Konfektion“ (Leipzig, Grunow, Preis 1 Mark). M. H.

Aenderung aufgedrängt hat, versteht sich von selbst. Es ist unmöglich, von diesen Zuständen zu hören, ohne anzuerkennen, daß sie ein Hohn sind auf Kultur und Gesittung, daß sie vom Standpunkt der Menschlichkeit und der Vernunft zu verdammen sind. Die Kunde von großem und furchtbarem Unglück dringt oft an das Ohr der Gesellschaft, ohne etwas Anderes zu wecken als ein Gefühl des Grauens, das man möglichst schnell abzuschütteln sucht. Hier war von einem Elend die Rede, das in seiner schlichten, grauen Nüchternheit, in seiner erbarmunglosen Alltäglichkeit unserer Vorstellungwelt erreichbar war. Und dieses Elend war mitten unter uns und wir wußten nicht darum! Die Aufschlüsse, die bei Gelegenheit des Ausstandes den Gebildeten geworden sind, haben nicht nur erschüttert und gerührt, sie haben zum Handeln angespornt. Man hat es über sich gewonnen, die alte Scheu vor dem Strike, die bisher blindlings verdammte, ohne zu prüfen, abzulegen. Fast die gesammte Presse hat die Forderungen der Arbeiter sachlich besprochen. Ein Unternehmerblatt, die „Schweizer Konfektionzeitung,“ schreibt über das Verhalten der gebildeten Kreise: „Endlich ist das Eis gebrochen und die Reichshauptstadt Berlin giebt das Beispiel der Behandlung solcher Fragen im brüderlichen Sinne, ohne Voreingenommenheit und ohne das lange genährte Vorurtheil von der unersättlichen Begehrlichkeit der Massen und von der Verpflichtung der Unternehmer, im Interesse der göttlichen Weltordnung dieser zu Unrecht angenommenen Begehrlichkeit Widerstand zu leisten. Was ist auf Grund dieser Vorurtheile bisher an dem Frieden der Welt und dem Wohlbefinden von Millionen gesündigt worden!“ Möge dieser Strike einen Wendepunkt bezeichnen.

Bessere Arbeitbedingungen, Stärkung des Solidaritätgefühles und der Organisation in der Arbeiterschaft, Erkenntniß der Mißstände und ein ernster Wille, ihnen zu steuern in der ganzen Gesellschaft —: Das sind die Errungenschaften des Strikes. Wie weit sie eine Gewähr bieten für eine gesunde Gestaltung der Verhältnisse, wie weit die Arbeiterschaft das Errungene als Staffel benutzen wird, um sich zu besseren Lebensbedingungen zu erheben, — Das zu erörtern ist hier nicht meine Aufgabe. Und daß die Erkenntniß des Uebels der Gesellschaft Verpflichtungen auferlegt, braucht nicht erst gesagt zu werden. Ein Wille ist da, aber wo ist ein Weg? Wie immer man sich eine Lösung denkt, Eines ist wohl klar: der Staat kann nicht den einen Arbeiter schützen und den anderen schutzlos lassen. Das „freie Spiel der Kräfte“ hat unserem Arbeiterstande schon zu viel Freiheit und zu viel Kraft gekostet: wir stehen hier vor einer Arbeitergruppe, die es zu Grunde zu richten droht. Sie hat ein Recht auf gesetzlichen Schutz. Dehnt man aber die Arbeiterschutzgesetze auf die Hausindustrie aus, etwa im Sinne der nationalliberalen Anträge vom elften Februar dieses Jahres, so legt man dieser

Betriebsform die Axt an die Wurzel. Den Forderungen der Schutzbestimmungen vermag sie sich nicht mehr anzupassen. Der unzeitgemäße Kleinbetrieb bietet dem Unternehmer keine Vortheile mehr, sobald er aufhört, dem Arbeiter zum Schaden zu bestehen. Eine Hausindustrie, die in gesunden Räumen, die nicht als Schlaf- oder Wohnzimmer dienen, betrieben wird, in Räumen, deren Miethe doch vom Arbeitlohn gedeckt werden muß, wird sich als weit kostspieliger erweisen als der Großbetrieb. Ueberführung in eine moderne Betriebsform: Das war die Losung der Arbeiterschaft, Das ergiebt sich auch als nothwendige Folge Dessen, was Gerechtigkeit und Konsequenz der Gesetzgebung zu thun gebieten.

Sollte das als nothwendig Erkannte an den allerdings unverkennbaren Schwierigkeiten der Ausführung scheitern? Dies Armuthzeugniß kann und wird sich die deutsche Regirung nicht geben. Nein, hier kommt eine andere Hauptfrage in Betracht: die Konkurrenzfähigkeit der Industrie auf dem Weltmarkte. Die Sorge, daß diese durch die Umgestaltung der Betriebsform gefährdet werden könne, lähmt ein energisches Vorgehen. Aber war nicht der Untergang der englischen Baumwollindustrie prophezeit durch die Schutzgesetze von 1847? Sollte nicht die ganze englische Industrie zu Grunde gehen, falls die Ten Hours Bill angenommen würde? Die Arbeiten von Brentano, von Schulze-Gävernitz, Schönhof und Anderen haben es zur Genüge dargethan, daß man mit der Lebenshaltung der Arbeiter auch ihre Leistungfähigkeit erhöht. Ein Blick auf die Stellung, die von den Amerikanern, Engländern und Holländern auf dem Weltmarkte eingenommen wird, von Nationen, deren Arbeiterbevölkerung eine viel höhere Lebenshaltung hat als die deutsche, sollte Das beweisen. Der Engländer spottet der deutschen Konkurrenz, er zahlt weit höhere Löhne und hat vollkommenere Arbeiterschutzgesetze als der Deutsche. Deutsche Waare ist als „billig und schlecht“ im Auslande bekannt. Wird man nicht endlich einsehen, daß der Preis, den wir für sie zahlen, viel zu hoch ist? Mit den Produkten unserer „Sweated Industries“, die sich nicht durch ihre Qualität, sondern nur durch erstaunlich niedrige Preise auf dem Weltmarkt einen Platz erobert haben, wandern Güter hinaus, die kein Geld bezahlen kann: Gesundheit, Kraft und Sittlichkeit unsers Volkes! Können wir ohne sie dauernd Macht und Reichthum, Gesittung und Kultur haben?

Leipzig, am sechzehnten März 1896. Oda Olberg.

Papins Dampfmaschine.*)

Der Lufthauch, sagt Aristoteles, kommt von der gemeinsamen Wirkung der Trockenheit und der Feuchtigkeit. Das flüssige Element sickert in die Erde ein und bringt, von der Sonne und dem inneren Feuer der Erde erwärmt, die Erdbeben hervor. Eben so erklärt Seneca die Erdbeben als eine Wirkung des Dampfes der von unterirdischem Feuer erhitzten Gewässer. Diese allgemeinen Ideen wurden durch die griechischen Physiker Alexandriens in Experimente umgesetzt und ihre von Heron aus Alexandria in dem Traktat über die Pneumatica zusammengestellten Schriften sind uns erhalten. Er weist darin unter Anderem die wirkliche Existenz der Luft durch ein Experiment nach. Wenn er ein hohles Gefäß umgekehrt untertaucht, so dringt das Wasser nicht ein, doch wenn man nun von oben her ein Loch in das Gefäß bohrt, so füllt das Wasser das Gefäß voll und die Luft entweicht, während sie ein leicht wahrnehmbares Geräusch hervorbringt. Setzt man das Wasser der Wirkung des Feuers aus, so verwandelt es sich in Luft — für uns in Gas — und diese unter der Wirkung des Feuers sich beständig erneuende Veränderung verursacht die selben Bewegungen wie die atmosphärischen Fluida.

Daraus ergeben sich zwei Experimente: das eine beruht darauf, eine leichte, über die schmale Oeffnung eines Kessels gehängte Kugel tanzen zu lassen; das andere, eine hohle Kugel sich drehen zu lassen, indem man durch ihre Achse einen warmen Wasserdampfstrom hindurchführt, der dann durch zwei am Aequator der Kugel angebrachte rechtwinklige und einander entgegengekehrte Tuben entweicht. Das ist der erste auf die motorische Kraft des Wasserdampfes begründete Apparat (Aeolipile), den man kennt.

Heron beschreibt noch viele andere, bei denen die Bewegung bald durch die Luftkompression hervorgebracht wird, die man durch Einführung von Wasser in ein geschlossenes Gefäß erzielt, bald durch die Ausbreitung der erwärmten Luft, die das in einem bestimmten Raum enthaltene Wasser verdrängt. Darauf beruht bekanntlich die Maschine, die dazu diente, das Thor einer Kapelle in dem Augenblick zu öffnen, wo man das Opferfeuer anzündet, und sie zu schließen, sobald das Feuer erlischt. Der Altar, worauf man das Feuer anzündet, ist hohl und steht unten mit einem Wasser enthaltenden Gefäß in Verbindung. Die erhitzte Luft übt auf das Wasser einen Druck aus, der durch ein Steigerohr das Wasser in ein anderes Gefäß treibt, das an Schnüren aufgehängt und durch ein Gegengewicht in der Schwebe gehalten wird; das zugeströmte Wasser vermehrt das Gewicht des Gefäßes, in das es hineinfließt, und hebt das Gegengewicht in die Höhe. Dieses nun öffnet die Thore des Heiligthumes. Sobald das Feuer erloschen ist, zieht sich die unter dem Altar

*) S. „Zukunft“ vom 21. März 1896.

eingeschlossene Luft wieder zusammen: der Druck in dem unteren Gefäß vermindert sich, das Steigrohr funktionirt im umgekehrten Sinne und läßt das Wasser wieder zurückfließen. Dadurch wird das schwebende Gefäß leichter, das Gegengewicht senkt sich und schließt das Thor der Kapelle wieder.

So wurden die Eigenschaften der Luft und des Wassers von den alten Physikern zu Kinderspielzeugen, wie den Aeolipilen, oder zu Priesterlisten verwandt. Aber Niemand kam bei den Griechen und Römern darauf, in den Eigenschaften der Körper selbst eine Quelle für motorische Kräfe zu suchen und so die menschliche Arbeit zu erleichtern. Die Bürger, die durch die Einrichtung der Sklaverei von dem harten Gesetz der körperlichen Arbeit befreit waren, verachteten diese Arbeit, wenn sie nicht dem Krieg oder Ackerbau galt. Das war die Zeit, wo Aristoteles die Sklaverei mit dem Wort rechtfertigte, das Weberschifflein könne nicht von selbst gehen; er dachte nicht daran, daß man es mit Hilfe der natürlichen Kräfte in Bewegung setzen könne. Die Kirche hat während des ganzen Mittelalters die Mißachtung der Dienstarbeit, die als eine Strafe für die Ursünde angesehen wurde, beibehalten.

Die Kriegskunst war die einzige, die von diesen Entdeckungen Vortheil hatte, und zwar werden diese Fortschritte schon um die Zeit des peloponnesischen Krieges in der Abhandlung des Taktikers Aeneas und später in verschiedenen griechischen und lateinischen Werken erwähnt. Die Legenden, die die Römer an den Namen des Archimedes und an die Belagerung von Syrakus knüpften, bei der sie die unerwarteten und furchtbaren Wirkungen jener Maschinen und Kunstwerke erfahren sollten, müssen als Wirklichkeit auf verschiedene Generationen von Geometern und Mechanikern übertragen werden. Aber keiner dieser Fortschritte im Alterthum beruhte auf einer der Luft oder dem Dampf entliehenen motorischen Kraft. Erst die Erfindung des griechischen Feuers hat später die Forscher dazu geführt, mit Staunen die Triebkraft der Explosivstoffe zu konstatiren und aus ihnen das Schießpulver zu gewinnen. In dem langen Zwischenraum, der die Ptolemäer von Salomon de Caus trennt, finden wir nur zwei Thatsachen, die auf eine Anwendung der Dampfkraft schließen lassen. Die eine ist eine Anekdote von Agathias, wonach Anthemius, der gelehrte Architekt der Hagia Sophia, sich den Spaß gemacht haben soll, die Gemächer seines Feindes Zenon durch den Druck von Wasserdampf zu erschüttern. Die andere gehört ins Gebiet der vorhin erwähnten Priesterlisten.

Man fand um das fünfzehnte Jahrhundert im Schlosse zu Rothenburg unter Trümmern begraben ein altes bronzenes Götzenbild, das seitdem Entpustend oder Pustorich (der Bläser) genannt wurde und das Bildniß des Perun oder Perkunas, des Gebieters über die Phänomene der Luft, einer alten wendisch-slavischen Gottheit, gewesen zu sein scheint. Es ist eine hohle

Statue, deren Kopf in Form eines Mundes eine ringförmige Oeffnung und weiter eine kleinere Oeffnung oben am Scheitel zeigt. Die Statue konnte mit einer Kette an einen Balken befestigt werden; sie wurde im Jahre 1522 von dem Kastellan von Sondershausen angekauft. Nach der Ueberlieferung spie dieses Götzenbild, wenn es, mit Wasser gefüllt, auf Feuer gesetzt wurde, Flammen und verbrannte die Häuser und Gärten der thüringischen Sachsen, als diese den Priestern einen Antheil an der Ernte verweigerten, über die Perun gebot. In neuerer Zeit wurden vielfache Versuche angestellt, diese Eigenschaften zu prüfen. Der erste hatte einen verhängnißvollen Ausgang: das Idol setzte das Schloß Rothenburg in Brand. Beim zweiten Versuch stürzte die Statue um; das darin enthaltene Wasser löschte das Feuer aus. Im Jahre 1807 erdachte Ludloff, der Konservator am Museum zu Sondershausen, ein besseres Experiment. Das Idol wurde zu drei Vierteln mit Wasser gefüllt und auf einen Herd gestellt, seine Oeffnungen wurden außerdem mit starken Stöpseln verstopft und nach einiger Zeit fing es an, zu brüllen; darauf sprang der Pfropfen aus dem Munde geräuschvoll heraus und ein Dampfstrahl, begleitet von scharfem Pfeifen, strömte auf dreißig bis vierzig Fuß Entfernung aus und hüllte den ganzen Raum in dichten Nebel.

Man hat sich daran gewöhnt, wenn man von der Dampfmaschine spricht, einige leere Phrasen von Roger Bacon über die Schiffe zu citiren, die eines Tages ohne Ruder die Meere durchfurchen werden, und über die schnellen Wagen, die ohne Hilfe eines Thieres laufen sollten: Das waren Träume eines Enthusiasten, der dunkel die künftige Macht der Wissenschaft ahnte; aber man sollte in ihnen nichts Realeres erblicken wollen als in den Prophezeiungen des Tragoediendichters Seneca über die jenseits der ultima Thule gelegenen Länder. Im Jahre 1826 hat de Novarette in der Astronomischen Korrespondenz von Zach eine angeblich aus den Archiven von Simancas stammende Note veröffentlicht, nach der ein gewisser Blasco de Garay im Jahre 1543 eine Maschine in Vorschlag gebracht hätte, die ohne Ruder und Segel die Schiffe in Gang setzen sollte. Die motorische Kraft der Maschine ist unbekannt geblieben; außerdem wurde, was noch schwerer ins Gewicht fällt, das fragliche Dokument weder jemals veröffentlicht noch von irgend einer glaubwürdigen Person gesehen. Und bis Das nicht geschieht, wird man gut thun, mit seinem Urtheil zurückzuhalten.

Vielleicht wird mir der Leser gestatten, mit jener Ankündigung die folgenden authentischen Texte zu vergleichen, die in einem lateinischen Manuskript (Nr. 197 der Königlichen Bibliothek zu München) sich finden. Es ist ein illustrirtes, auf das Geschützwesen und die mechanischen Künste bezügliches Manuskript, das Legenden in althochdeutscher Sprache enthält, und es stammt etwa aus dem Jahre 1430. Da sieht man ein Schiff mit Rädern und liest

die folgende Legende: „Das hier ist ein Schiff mit vier Rädern aus Weißdorn, das von vier Mann bedient wird . . . . Dieses Schiff kann zwanzig bewaffnete Menschen tragen; das Fahrzeug muß bedeckt werden, damit Niemand die Männer sehen kann. Am Vordertheil wird es einen Schlachtsporn haben und auf jeder Seite einen zweiten Vorsprung nebst einer Kanone. Das nennt sich ein Schlachtschiff und die Leute aus Katalonien bedienen sich seiner, um Herren zu werden über die anderen Schiffe.“

Valturius (De Re militari, 1472) bildet auch Schiffe mit einem und sogar mit fünf Räderpaaren ab. Man sieht, daß die Schiffe, die ohne Segel und (sichtbare) Ruder fuhren, lange vor den Dampfschiffen existirten. Als die Renaissance die alten Autoren wieder zu Ehren brachte, überraschte das Experiment mit der Aeolipile mehr als einen Gelehrten und Ingenieur; es galt als Beweis für die Dampfkraft. Man machte nun mehrere Versuche, um seine Anwendung kennen zu lernen: so zum Beispiel einen von einer Aeolipile bewegten Bratenwender, der im Jahre 1597 nach R. Stuart (A descriptive history of the Steam Engine) erfunden wurde, und eine Pulvermühle, die in einem 1629 zu Rom gedruckten Werke von Branca beschrieben wird. In jener Mühle überträgt der durch einen Hohlraum geführte Wasserdampf seinen Druck auf ein Zahnrad und von da durch verschiedene Mechanismen auf die beiden Stampfer, welche die Substanzen, aus denen sich das Schießpulver zusammensetzt, zu zerreiben haben. Bei einem anderen ähnlichen Apparat ist es ein warmer Luftstrom, der die Triebkraft hergiebt. Seit zwei Jahrhunderten und länger beschäftigte die Frage der Schießpulvermaschinen, wegen der immer zunehmenden Bedeutung der Geschützkunst, viele Ingenieure.

Die Zeit der Veröffentlichung von Brancas Werke (1629) liegt fünfzehn Jahre hinter der des Buches von Salomon de Caus zurück. Das gilt auch von dem kleinen kircherschen Springbrunnen, der eine ähnliche physikalische Spielerei ist wie die Fontaine Herons, der aber auf dem Drucke des Wasserdampfes beruht. Kircher, der im Jahre 1602 geboren ist, war erst zwölf Jahre alt bei der Veröffentlichung des französischen Ingenieurs und das Museum Kircherianum wurde erst 1719 gedruckt. Der im Jahre 1614 geborene englische Bischof Wilkins, einer der Begründer der Königlichen Gesellschaft, hat in einem 1648, also 34 Jahre nach dem von Salomon de Caus veröffentlichten Werke ebenfalls von den Aeolipilen und der Verwendung des durch sie hindurchgeführten Luftstromes gesprochen; er wollte die Wärme beim Schmelzen von Glas und Metallen benutzen und auch den Bratenwender dadurch in Bewegung setzen. Auch Das sind immer noch Varianten der Aeolipile; sie zeigen, daß deren Rolle bei der historischen Betrachtung unserer Erfindungen nicht zu vernachlässigen ist. Aber eine viel sicherere Erkenntniß der elastischen Kraft des Dampfes und der direkten Wirkungen seines

Druckes, selbst ohne Bewegung, war schon früher in einem Werke Salomons de Caus ausgesprochen worden. Dieses hieß: „Die Gründe für die bewegenden Kräfte“ und wurde 1614 in Frankfurt und dann 1624 in Paris gedruckt.

Salomon de Caus (Das heißt: gebürtig aus Caux bei Dieppe), ein sehr geschickter Mensch, war Ingenieur des Königs und galt für einen äußerst gelehrten Architekten; er starb in Paris zur Zeit Ludwigs des Dreizehnten. Man hat ihn 1834 mit einer Legende umgeben, die sich auf einen gefälschten Brief der Marion de Lorme stützte; danach hätte er die Dampfmaschine erfunden und wäre als wahnsinnig in Bicêtre eingeschlossen worden. Diese Legende entbehrt, wie ich gleich sagen möchte, jeglicher Begründung. Glücklicher als Papin, lebte Salomon de Caus geachtet und ruhig und war in Folge der Fürstengunst mit gewinnbringenden Unternehmungen beschäftigt. Er hat den Park des Prinzen von Wales in Richmond und die wunderbaren Gärten des Kurfürsten in Heidelberg geschmückt. Er kannte die Kunst, das Wasser zu Berieselungzwecken in die Höhe zu pumpen; er wußte Springbrunnen und Wasserfälle anzulegen. In seinem vorhin erwähnten Werke nennt er beiläufig unter den leicht ausführbaren Kunststücken „die Hilfe des Feuers, dessen man sich bei verschiedenen Vorkehrungen bedienen könne“. Er erwähnt zunächst als eine sehr bekannte Thatsache, daß eine geschlossene, mit Wasser gefüllte und über Feuer gesetzte Kugel bald mit großem Geräusch platzt; dann führt er als ein besonderes Beispiel für die Fähigkeit des Dampfes, Wasser in die Höhe zu treiben, die Verwendung einer kupfernen Kugel an, die eine Seitenöffnung für das Wasser hat und eine vertikal aufgelöthete Röhre; Beides ist mit einem Hahn versehen. Bringt man die Kugel über das Feuer, so wird das Wasser in der Röhre hoch steigen; zur Erklärung ist eine Abbildung beigefügt. Es ist klar, daß es sich eher um ein Prinzip und um einen, wie wir heute sagen, schematischen Apparat handelt als um eine in solcher Form praktisch verwendbare Maschine. Salomon de Caus war ein mit den Schwierigkeiten der praktischen Mechanik viel zu vertrauter Ingenieur, als daß er nicht gewußt haben sollte, wie unvollkommen ein so primitiver Apparat sein mußte. Wie Dem auch sei, so ist doch klar, daß hier mit zum ersten Male deutlich das Prinzip der elastischen Kraft ausgesprochen wird, auf der unsere Dampfmaschine beruht. Weiter konnte man kaum gelangen in einer Zeit, wo man die Gesetze der Dehnbarkeit der Luft und des Wasserdampfes, die Spannungverhältnisse, kurz, die Möglichkeit noch nicht kannte, den luftleeren Raum und den atmosphärischen Druck zu erzeugen.

Was soll ich nun über den Marquis von Worcester sagen, für den man so oft den Ruhm des Erfinders der Dampfmaschine in Anspruch genommen hat? Er war nach Walpole, seinem Zeitgenossen, ein ganz phantastischer Mechaniker, von Hirngespinsten bethört, die er in einem Werke:

A century of inventions (1663) erwähnt hat. Er bringt darin eine Maschine in Vorschlag, die mit Hilfe des Feuers, also mit Wasserdampf, das Wasser in die Höhe treiben soll. Das ist genau das selbe Problem, das im Prinzip von Salomon de Caus bereits gelöst war. Aber die Beschreibung von Worcesters Maschine ist nach der Meinung Aller unverständlich; Das kann daran liegen, daß er sein Geheimniß nicht preisgeben wollte, es kann aber auch auf Rechnung der Unwissenheit des Marquis kommen, der den Vorschlag einem Mitarbeiter verdankt haben mochte, und dieser Mitarbeiter konnte ihm nachher bei der Herstellung des Apparates im Stich gelassen haben. Daher erklären denn auch die bedeutendsten englischen Fachschriftsteller, wie Robert Stuart, daß „die Rechte des Marquis auf den Titel eines Erfinders zu dem emphatischen Lobe zusammenschrumpfen, das er selbst von den Vorzügen und den wunderbaren Eigenschaften seiner Erfindungen anstimmt. Wenn es wahr ist, daß er überhaupt eine Entdeckung gemacht hat und daß er sie durch den Bau einer Maschine nutzbar machen wollte, so ist es auch wahr, wenn man behauptet, daß von der Entdeckung eben so wenig eine Spur übrig geblieben ist wie von der Maschine. Die wahrscheinlichste Annahme ist, daß er weder eine Entdeckung noch eine Maschine gemacht hat."

So kommen wir zur Zeit Papins, des Ersten, der methodische Untersuchungen über die Anwendung des in einem geschlossenen Gefäß vorhandenen Wasserdampfes zu industriellen Zwecken angestellt hat. Thatsächlich suchte er nicht anfangs die Triebkraft des Dampfes selbst anzuwenden, da er erst später der Frage von dieser Seite näher trat. Was Papin zu Beginn auszunützen sich bestrebte, ist die der Wirkung des luftleren Raumes, also dem atmosphärischen Drucke, verdankte Kraft. Dieser neue Gesichtspunkt war die Folge der Entdeckungen, die in der Physik eben Torricelli, Pascal und Otto von Guericke gemacht hatten. Man hat die Geschichte oft erzählt, aber man muß sie doch noch einmal gleichsam als Einleitung in wenigen Worten wiederholen. Es gab eine alte Doktrin, die Natur dulde den luftleeren Raum nicht. Heron von Alexandrien giebt die Existenz eines völlig leeren Raumes nicht zu. Man weiß, wie die Brunnenmeister von Florenz aus der Praxis her von der Unmöglichkeit überzeugt waren, das Wasser in Saugpumpen über 32 Fuß hoch zu bringen. Galilei, den sie befragten, zog sich durch eine nichtssagende und ganz unbestimmte Antwort aus der Affaire. Aber sein Schüler Torricelli fand die wahre Erklärung. Er zeigte, daß, wenn man ein mit Quecksilber gefülltes Barometerglas umgekehrt in ein Gefäß stellte, dieses Metall nur 28 Zoll in die Höhe steige; die Höhe der Wasser- und Quecksilbersäulen steht also in dem gleichen Verhältniß zu der Dichtigkeit jener Flüssigkeiten und sie bildet den Maßstab für die selbe Kraft, nämlich für den atmosphärischen Druck. Pascal verifizirte diese große Entdeckung dadurch,

daß er das Experiment auf einem Berge wiederholte, und Otto von Guericke verwandte sie durch Pumpen zur Hervorbringung des luftleeren Raumes in einem geschlossenen Gefäß: er ist der Erfinder der Luftpumpe.

Die Ideen der Physiker und der Philosophen wurden alsbald durch diese großen Entdeckungen beeinflußt. Vom Gesichtspunkte der Mechanik folgte unter Anderem daraus jene unerwartete und überraschende Thatsache, daß alle Körper auf der Erde einem ungeheuren Drucke ausgesetzt sind; dieser Druck beträgt auf einem Quadratcentimeter Fläche ungefähr zwei Pfund. Daher eine Menge von Experimenten, die man anstellte, um das Vorhandensein dieses Druckes zu erweisen und um die Konsequenzen daraus zu ziehen. Huygens und Boyle, die Lehrer Papins, haben darauf viel Zeit verwandt und Papin lernte unter ihrer Leitung diese Experimente kennen. Er kam auf den Gedanken, eine motorische Kraft zu gewinnen, die für verschiedene Industriezweige verwendbar wäre; diese Idee, die übrigens mehr als einen zeitgenössischen Naturforscher beschäftigte, leitete ihn bei seinen ersten Arbeiten. Man braucht thatsächlich nach Erzeugung des luftleeren Raumes unter einem über der Oeffnung der Luftpumpe angebrachten Kolben blos den atmosphärischen Druck wirken zu lassen, um über eine Kraft zu verfügen, die gleich ist einem bestimmten, nun leicht zu berechnenden Gewicht. Dieses Gewicht wirkt eine Zeit hindurch, die nach der Länge der Pumpenröhre zu berechnen ist. Man konnte also Wasser in die Höhe steigen lassen. Dieses Experiment beschäftigte zugleich die bei Bergwerken angestellten Ingenieure, die beständig mit Ueberschwemmungen zu kämpfen hatten, und auch die Architekten, die die Gärten in Versailles erbauten. Man konnte außerdem so Mühlen in Bewegung setzen, Projektile schleudern, kurz, man war auf dem besten Wege, die natürlichen Kräfte, die Wind- und Wasserströme, durch ein viel leichter zu regelndes Agens zu ersetzen.

Es handelte sich also darum, ein bequemes und wenig kostspieliges Verfahren zu endecken, um den luftleeren Raum herzustellen und ihn je nach Bedarf immer wieder zu erneuern, so daß man stets eine motorische Kraft entwickeln konnte. Man hoffte, das neue Agens in dem Schießpulver zu finden. Der Abt von Hautefeuille brachte das Pulver in Vorschlag; Huygens (1681) und darauf Papin prüften seine Verwendbarkeit. Das Schießpulver wurde mit Hilfe eines Zünders von genügender Länge angebrannt und trieb beim Explodiren die in einem Kolben enthaltene Luft durch ein Ventil aus. Der Kolben, der sich hierauf senkte, hob ein Gewicht in die Höhe: bei einem Experiment von Huygens belief sich dieses Gewicht etwa auf 1200 Pfund. Aber wie gut auch das Prinzip sein mochte, der Apparat funktionirte schlecht, besonders wenn es sich darum handelte, seine Wirkung zu erneuern. Man mußte die Masse des Pulvers genau abmessen, um

nicht eine Explosion der Luftpumpe zu veranlassen; eben so war auch das Anzünden, da man immer die Entladung zu besorgen hatte, gefährlich. Das Ventil schloß sich nicht zur rechten Zeit und ließ im Augenblick der Explosion alle Luft heraus, ohne daß sofort neue zuströmte. Das Pulver selbst entwickelt, was man damals noch nicht wußte, Gase.

Nach wiederholten Experimenten in Marburg und London gab man das Verfahren auf. Es ist erst in unserer Zeit, und zwar nicht mit Pulver, sondern mit Gasmaschinen, die die Entzündung, die Ausdehnung und die Spannung besser zu regeln gestatten, wieder aufgenommen worden.

Damals kam Papin auf seine geniale Idee, den Wasserdampf zur Hebung des Kolbens zu benutzen. Er sah es dabei anfangs nur auf die Hervorbringung des luftleeren Raumes ab; aber gar bald bemerkte er die wichtige Rolle, die der Dampf dabei spielte, und er schreibt an Leibniz: „Außer mit dem Aufsaugen der Luft beschäftige ich mich auch mit der Kraft des Druckes, den das Wasser, in Folge seiner Verdunstung, auf die Körper ausübt.“ In seiner Begeisterung über die neue Kraft, die er eben erst vermuthet, ruft er aus: „Ein Pfund Wasser hat mehr Gewalt als ein Pfund Schießpulver.“ Dieser Satz drückte seine Hoffnungen und seine Illusionen aus. Wir müssen dabei einen Augenblick verweilen, um zu zeigen, wie wenig Papin den ersten Ursprung der Kräfte ahnte, die er spielen lassen wollte; sein theoretisches Denken erhob sich nicht über ein gewisses Niveau und die damalige Zeit war für diese Forschungen noch nicht reif. Es hat dazu erst aller Entdeckungen der Chemie und der Thermodynamik bedurft.

Sprechen wir zunächst von dem Pfund Wasser. An sich, bei seiner gewöhnlichen Temperatur, wird es keine andere Kraft liefern als die, welche aus seinem Gewicht resultirt. Um ihm andere Kräfte zuzuertheilen, muß man es erhitzen, Das heißt: man muß eine fremde Energie einführen, die der Wärme. Diese resultirt gewöhnlich aus den chemischen Energien, die bei der Verbrennung gewonnen werden, also aus der Verbindung des Sauerstoffes der Luft mit dem Kohlenstoff und dem Wasserstoff der brennbaren Stoffe. Diese, von denen Papin kaum spricht, sind in Folge ihrer Rückwirkung auf den atmosphärischen Wasserstoff die eigentliche Quelle für die durch die Dampfmaschine entwickelte Kraft. Im Prinzip könnte diese durch ein Pfund Wasser aufgebrachte Kraft als eines ungeheuren Wachsthumes fähig betrachtet werden; aber in der Praxis ist sie doch sehr begrenzt, da sie bei unseren Maschinen mit hohem Druck nur eine nutzbringende Arbeit verrichtet, wenn sie höchstens sechs Wärmeeinheiten gleichkommt und mit der Entwickelung eines Druckes von acht Atmosphären arbeitet. Die in dem Schießpulver und in den Explosivstoffen enthaltene Kraft ist von ganz anderer Natur und von größerer Intensität. Wir müssen zunächst bedenken, daß

diese Stoffe ihre Energie in sich selbst tragen. In den meisten Fällen entwickelt sie sich durch innere Verbrennung, da die zündenden und entzündbaren Stoffe in der selben Mischung wie im Schießpulver oder in der selben Verbindung wie im Nitroglyzerin und in der Schießbaumwolle vorhanden sind. Diese Energie ist übrigens nicht unbeschränkt und in ihrer Ausdehnung nicht unbekannt, wie nur allzu oft unwissende Erfinder glauben. Die Grenzen der Kraft jener Explosivstoffe sind in einer bestimmten Formel gegeben und leicht zu berechnen: es genügt, die chemische Natur der durch die Explosion hervorgebrachten Reaktionen zu kennen, ferner das Volumen der Gase und die Quantität der Wärme, die sie entwickeln. Ohne auf Einzelnheiten, die zu weit führen würden, einzugehen, sieht man, wie groß die Illusionen Papins waren, die aus der Unkenntniß entstanden, in der man sich damals über den wahren Charakter der Wärme, über die Gesetze der Spannung und besonders über die Natur der Verbrennung befand. Diese Umstände thun aber in keiner Weise der Wichtigkeit der papinischen Entdeckungen Eintrag.

Er hatte wohl gesehen, daß er mit dem Wasserdampf zu Wege bringen würde, was er mit dem Pulver nicht auszuführen vermochte. Die Experimente mit seinem Digestor hatten ihn einmal über die wirkliche Macht dieses Agens belehrt und dann auch über die zu ihrer Anwendung, Leitung und Hütung nothwendigen Mittel. Daher beruht seine Entdeckung nicht auf der einfachen Aussprache oder der ungewissen Anzeige eines Prinzipes. Nein, er hat genau in allen Einzelnheiten seine Methode und seine Maschine in dem Werke beschrieben: Nova methodus ad vires motrices validissimas levi pretio comparandas (Acta eruditorum, Lipsiae, September 1690). Er hat dieses Werk zum zweiten Male 1695, ebenfalls französisch, in Kassel in seiner Sammlung verschiedener Stücke unter dem folgenden Titel drucken lassen: Ein neues Verfahren, um mit geringen Kosten außerordentlich große bewegende Kräfte hervorzubringen. Papin zeigt darin das Prinzip seiner Maschine an: „Da das Wasser, wenn es durch Feuer in Dampf verwandelt ist, die Eigenschaft besitzt, wie die Luft zu federn und danach bei Kälte sich wieder so zu verdichten, daß auch keine Spur mehr von dieser Federkraft übrig bleibt, so habe ich gemeint, es müßte nicht schwer sein, Maschinen zu machen, in denen durch eine mäßige Wärme und mit geringem Kostenaufwand das Wasser einen vollkommen leeren Raum hervorbringen würde.“ „Man sieht“, sagt er weiter, „wie diese Maschine, die so einfach ist, billig Wunder wirkende Kräfte bilden könnte. Denn man weiß, daß eine Luftsäule, die auf eine Röhre von einem Fuß im Durchmesser drückt, 2000 Pfund wiegt.“ Und da er alsbald bemerkt, mit welcher Schnelligkeit eine wissenschaftliche Idee sich industriell verwenden läßt, schreibt er: „Diese Erfindung ließe sich zum Heben des Wassers aus den Bergwerken, zum Schleudern von

Bomben, zum Rudern gegen den Wind ausnützen. Diese Kraft wäre, um schnell auf dem Meere fortzukommen, der Muskelkraft der Galeerensträflinge vorzuziehen."

Die Dampfmaschine war etwas zu Komplizirtes, als daß sie gleich in allen Stücken von einem Menschen ausgeführt werden konnte; doch hat man nach meiner Meinung und auch nach der Ansicht Aragos Folgendes als das persönliche Werk Papins zu betrachten. Im Jahre 1690 hat Papin die Möglichkeit erfaßt, eine Dampfmaschine mit Kolben zu erbauen; er hat einen Apparat beschrieben, der diese Bedingungen erfüllte und bei dem er die elastische Kraft des Wasserdampfes mit der Eigenschaft dieses Dampfes, sich im Kalten zu verdichten, kombinirte, so daß der Raum leer gelassen wurde, den der Dampf vorher einnahm. Darauf folgt eine doppelt motorische Kraft: die elastische Kraft des Dampfes und die Kraft des atmosphärischen Druckes. Die Maschine Papins machte beide Kräfte nutzbar. Sie war so eingerichtet, daß sie, nach den seit mehreren Jahrhunderten bekannten und immer mehr vervollkommneten Künsten, eine geradlinige Bewegung in eine beständige Rotationbewegung verwandelte. Das Sicherheitventil verdanken wir ebenfalls Papin.

Das sind die wesentlichen Erfinderansprüche Papins. Ihre Veröffentlichung und ihre Beschreibung sind mehrere Jahre älter als die englischen Patente, die Savery im Jahre 1698, später Newcomen, Cawley und Savery im Jahre 1705 nahmen, — Patente, deren Inhaber von Papin die Idee des durch Dampf bewegten Kolbens und der Verdichtung des Dampfes entlehnten. Das folgt nicht nur aus Papins unantastbaren Publikationen im Jahre 1690 und 1695, sondern auch aus den Beziehungen Newcomens zu Hookes, der eine genaue Kenntniß von der Erfindung Papins besaß. Aber was Papin nicht erreichen konnte, nämlich die Anwendung der Dampfmaschine in der Industrie, Das setzten die englischen Techniker durch. Dazu war nothwendig — erkennen wir es ruhig an —, daß auf einen richtigen Erfinder, auf einen Projektemacher, der sich in seine Werkstätte verschloß, richtige, mit allen überlieferten Erfahrungen der Industrie vertraute Ingenieure folgten. Das eigentliche Verdienst der Engländer besteht darin, daß sie die Maschinen Papins mit Hilfe geeigneterer technischer Vorrichtungen praktisch ausführten. Man muß die Dinge hier in ihrem wirklichen Lichte betrachten. Ein Anderes ist die wissenschaftliche Priorität, die Papin gebührt, ein Anderes das industrielle Eigenthum, das durch gesetzliche Patente geregelt ist und das auf Savery, Newcomen und Cowley übertragen ward. Kein Vorwurf trifft diese Männer, so hart auch dem Erfinder die Uebertragung erscheinen konnte. Nun begann die Dampfmaschine seit 1710 sich zu verbreiten. Doch hat die neue Erfindung ihren vollen Aufschwung erst mit den Arbeiten Watts (1769) genommen. Watt ist im eigentlichen Sinne der zweite Begründer der Dampfmaschine geworden.

Es ist hier nicht der Ort, eine vollständige Geschichte dieser Maschine

zu schreiben, die sich mit der Zeit ihrem ersten Erfinder völlig entfremdete. Aber es wäre ein großes Unrecht, zu vergessen, daß Papin zuerst seine Erfindung für den Betrieb von Schiffen verwandte, wie er es in seinem Projekte von 1690 anzeigte. Er hat das erste Dampfschiff erbaut, das aufs Wasser kam, ein Schiff, dessen Katastrophe ich hier neulich erwähnte. Während er die erste Verwendung seiner Maschine in der Industrie noch erlebte (was um so härter für ihn war, als Andere, die ihm dafür keinen Dank wußten, die Früchte seiner Mühe genossen), so mußte hingegen mehr als ein halbes Jahrhundert verfließen, bis Périer und der Marquis von Jouffroy neue Versuche anstellten, die endlich das ganze System der Schiffahrt umgestalteten. Die Dampfwagen, die Papin gleichsam nur im Traume geschaut hatte und deren Verwirklichung er für weit schwieriger hielt als die der Dampfschiffe, sind erst viel später aufgekommen. Papin und seine Zeitgenossen ahnten nicht die Erfindung der Schienen, die zum Gang der Eisenbahnen nothwendig sind.

Kein Zweig der Geschichte kennzeichnet den Fortschritt der modernen Industrien, die heute die menschliche Gesellschaft umgestaltet haben, besser als dieser. Die Entwickelung geht von den rein wissenschaftlichen Theorien der Gelehrten, wie Galilei und Torricelli, aus, die zuerst die Thatsachen und die Grundsätze in ihren Laboratorien entdeckten. Dann treten die Erfinder auf, die die wissenschaftlichen Ideen nutzbar machen wollen; es sind unruhige und geplagte Geister, ein Gemisch von tüchtigen Leuten, von Charlatanen und Träumern, die wohl die Nutzanwendung gewahren, sie aber doch nicht realisiren können, bis dann der Tag kommt, wo die Ingenieure, die selbst weder Thatsachen noch Grundsätze gefunden noch ihre Nutzanwendung geahnt haben, sie glücklich auf rein praktischem Wege an der Hand ihrer technischen Erfahrungen ausführen: und zwar führen sie sie aus in ihrem eigenen Interesse und zugleich in dem der Gesellschaft. Es ist selten, daß diese drei Rollen oder auch selbst nur zwei von einer Person gespielt werden. Daher die vielen Irrungen, Wirrungen und Proteste. Prinzipiell und nach abstraktem Recht müßten der legitime und der ideale Antheil an dem Nutzen der Erfindungen irgendwie unter diese drei Kategorien vertheilt werden. Aber thatsächlich fällt die Frucht gewöhnlich ganz den Praktikern in den Schoß. Glück genug, wenn der Nutzen nicht gar einem — wie der Fabulist sagt — „letzten Räuber“, ich meine einem schlauen Spekulanten, zu Theil wird, der ohne irgendwelche geistige Anstrengung ruhig die Stunde abwartet, wo das zur Verwirklichung nothwendige und noch dazu oft von Anderen hergegebene Kapital gestattet, zu ernten, was die wirklichen Schöpfer gesät haben. So gehts in der Welt; die verzweifelte Klage der genialen Erfinder hat noch nichts an diesem bitteren Geschick zu ändern vermocht. Und ich weiß nicht, ob die neue Weltordnung, wie die Sozialisten sie träumen, findigen Genies eine bessere Zukunft sichern wird.

Paris. M. Berthelot.

Die XI.

In den fünf Jahren, die nun die Vereinigung der XI besteht und Ausstellungen veranstaltet, ist so viel von den Gegnern an ihr bekrittelt, so viel getadelt, so viel von ihren Freunden gelobt und bewundert, ist ihr schließlich von den Wohlwollenden so Vielerlei vorgeschlagen worden, daß wir jetzt für Jahre hinaus versehen sind. Wir wissen jedenfalls genau, wie es gemacht werden muß, um selig zu werden.

Das Verblüffendste war von je her der Aerger über die Zahl. Warum XI? Warum nicht XII? Ja, lieben Leute, warum nicht Hundert? Warum nicht Einer? Warum nicht Keiner?

Natürlich machte der Zufall die Zahl. Man muß es immer wiederholen: es war wirklich keine Bosheit dabei. Ach Gott, die Leute, die das Bekritteln gelernt haben — und auch sie werden ja nie alle — sind so überaus mißtrauisch. Nein, im Auftreten der XI lag und liegt keine Bosheit. Wir Alle, die wir uns da zusammenthaten, sind so sanfte Leute, leben in Frieden auf unseren Jagdgründen und kennen nicht einmal dickbäuchige Thürme und bemooste Mauern, gegen die wir schweres Geschütz richten sollten. Nein, — an solche Niederträchtigkeiten hat Niemand gedacht. Wir wollten nur gern mal unter uns sein. Von dieser Idee versprachen wir uns Vergnügen und der Kunst der Hauptstadt . . . nun ja, vielleicht ein Bischen Erfrischung, ein Bischen Erregung — und damit: Leben.

Nachgerade ist es Gemeingut geworden: wir sind Alle einig darin, daß die großen Ausstellungen für die Entwickelung nicht Das leisten, was sie versprochen haben. In der Unmenge erstickt das Einzelne. Das Bemühen, mehr und noch immer mehr in jedem neuen Jahre zu bringen, macht schon von vorn herein eine Auslese des Besten unmöglich; da hilft auch die tugendhafteste Jury nicht. Dann hat dieses Massenaufgebot bemalter Leinwand auch den bedauerlichen Nachtheil, daß Kopf und Beine des Kunstgierigen über Gebühr bemüht, allzu sehr angestrengt werden. Ermattet muß er sehr bald das Studium aufstecken und sich bei Dreher und der Militärkapelle für gutes Geld erfrischende Realität kaufen. Und Das gerade ist es auch, was die XI will. Etwas erfrischende Realität im Kunstgenuß. Wir glauben, daß nur eine kleine Ausstellung im Stande ist, anzuregen und nicht zu ermüden.

Die XI hat kein Programm. Es ist deshalb auch ganz zwecklos, geistreiche Untersuchungen darüber anzustellen, welches wohl das gemeinsame Prinzip sei, das diese Maler in ihrer Kunst miteinander verbindet. Diese Frage nach dem Prinzip, das Liebermanns Bilder mit denen von Schnars-Alquist verbindet, ist wirklich spaßhaft. Nein, wäre Das beabsichtigt worden, dann hätte es klüger, jedenfalls ganz und gar anders angefangen werden müssen.

Was uns zusammenführte, war allein der Wunsch, eine kleine gemeinsame Ausstellung zu arrangiren, in der Jeder frei und ungenirt, ohne Rücksicht auf Wünsche und Liebhabereien des kaufenden Publikums, ohne ängstliches Schielen auf Paragraphen der Ausstellungprogramme, sich geben konnte. Der Nutzen, der aus derartigen Arrangements für das Kunstleben, für die Kunst selbst herauswachsen konnte, ist zunächst wohl ein indirekter. Mit Sicherheit ließ sich in erster Reihe erwarten, daß durch dieses gemeinsame Vorgehen — bei dem Jedem völlige individuelle Freiheit gelassen wurde — eine Steigerung von Wollen und Können bewirkt würde durch Anspannen und Heraufschrauben der eigenen Fähigkeiten. Sollte es in der That nicht anspornend und fördernd auf die mittleren Talente wirken, wenn sie in eine Schlachtlinie sich gestellt sehen mit Leuten, die — im lieben Vaterlande wohl hier und da noch nicht begriffen und deshalb angefeindet — in der ganzen Welt gekannt und geschätzt sind? Umgekehrt wirkt dieser Einfluß wieder zurück auf die Führenden selbst und erzeugt auch hier gesteigerten Ehrgeiz und gesteigerte künstlerische Resultate.

Man hätte erwarten können, daß dieses Unternehmen gern und fröhlich willkommen geheißen wurde. Es kam aber anders. Püffe regnete es von allen Seiten, Peitschenhiebe knallten in der Luft, ein Hohngelächter durchtobte Schultes Saal. Das war vor fünf Jahren. Ach, es war so ein schönes Frühlingswetter. Die Sonne meinte es so gut, der Himmel war so blau, daß Einem die Brust schwellen und das Herz aufgehen mußte vor Frühlingsahnen und Hoffnungfreude. Und in dieser schönen Sonne standen die armen XI Maler und schauten sich gar verwundert an. Alles Andere, — aber bei Leibe Das hatten sie nicht erwartet.

Seitdem ist Vieles von Dem, was damals aufrührerisch und erregend wirkte, was Veranlassung zu ganz unerhörten Ausfällen, zu sehr eigenartigem Betragen, ja zu gesellschaftlichen Unarten gab, ruhig in den eisernen Bestand einer jeden Kunstausstellung aufgenommen, Vieles ist gar akademisch geworden. In allem Ernst: was vor fünf Jahren schreckte, ist heute kaum mehr im Stande, ein leichtes Erstaunen hervorzurufen. So schnell geht die Zeit, — und selbst die Kunstkritik muß mit. Das thut sie freilich nur ungern, denn es geht ihr gegen den Strich.

In diesem Jahre sind Stimmen genug laut geworden, die sich wie ein Totengeläute anhörten. Prediger gingen in der Wüste umher und verkündeten mit tönender Stimme: Siehe, der Geist ist der XI genommen, sie wird eines elenden Todes sterben! Gemach, gemach, liebe Leute! Der Teufel holt den Menschen nicht, ehe denn er gestorben!

Ich will ja gern zugeben, daß die diesjährige Ausstellung keine Glanzausstellung war, daß sie hätte besser sein sollen, besser sein können. Schon

dieses Zugeständniß wird mir sauer; ganz ohne Thränen gehts kaum. Du lieber Gott, ich war ja mit dabei und das Bischen Eitelkeit ist doch schwer ganz zu unterdrücken. Aber die Schwäche der diesjährigen Ausstellung ist eine zufällige. Sie liegt in der ganz zufällig schwachen Vertretung einiger Bundesbrüder. Selbst Klinger kann nicht alle Jahre eine Kreuzigung malen, — und wenn er sie malt, fällt man drüber her!

Ein positives Resultat hatte doch diese letzte Ausstellung trotz ihrer Schwäche. Einen Triumph haben wir: Liebermann, dieser einst so große Stein des Anstoßes, ist populär geworden. Er, der vorzüglich vertreten war, hatte — man muß Das konstatiren — einen Erfolg, der in die Breite, in die Tiefe geht.

Daß XI Leute nicht alle Jahre Gleichwerthiges schaffen, ist wohl bedauerlich, aber erklärlich und natürlich. Es ist zu hoffen, daß die nächstjährige Ausstellung um so viel besser wird. Es ist zu hoffen, daß es der XI gelingen wird, nicht nur den Erwartungen zu entsprechen, die bisher auf sie gesetzt wurden, sondern auch noch einen Schritt weiter zu kommen. Man wird versuchen — zum Theil haben diese Gedanken schon greifbare Gestalt gewonnen —, dafür zu sorgen, daß fortan mit mehr Energie und mehr Nachdruck auf dieses Ziel hin gearbeitet werde.

Jedenfalls kann die XI schon heute das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, eine Bewegung im berliner Kunstleben bewirkt zu haben.

Walter Leistikow.

Mitleid.

Turiri, der alte Khalif von Bagdad, war sehr reich, sehr gelehrt und galt für den weisesten aller Menschen. In seinen Gärten hielt er schöne Frauen — von denen er nie etwas Anderes begehrte, als daß sie schön und prächtig geschmückt waren, ohne ihnen zu zürnen, wenn sie sich dumm oder launisch zeigten —, hielt er Dichter — von denen er nie etwas Anderes begehrte, als daß sie Verse und Lieder schrieben, wenn die Lust sie anwandelte, ohne ihnen zu zürnen, wenn ihre Lieder nicht gut waren —, hielt er Philosophen, von denen er nie etwas Anderes begehrte, als daß sie mit ihm über die Natur Gottes und den Ursprung der Welt diskutirten, ohne ihnen zu zürnen, wenn sie zuweilen Unsinn schwatzten.

An einem Frühlingsmorgen ging Turiri in der Hauptstraße von Bagdad spaziren. Die Orangen und Rosen, die die Wagen der Händler füllten, das bunte Getriebe der blauen, rothen und grünen Gewänder, das Alles glitzerte in der leuchtenden Weiße der Straße, Magnolienbüsche neigten sich über die Mauern

der Höfe und das Wasser sang in leichten, lustigen Tönen in den Becken der Springbrunnen. Auch die jungen Frauen glichen den Blumen, die schon ein Bischen welk geworden waren und nun von einem leichten, lauen Thau neu belebt wurden. Und dieser Duft, diese Farben, diese helle Freude wirkte so verjüngend auf den weisen Turiri, daß sein alter Körper wieder biegsam und geschmeidig ward; mit innigem Behagen gedachte er vergangener Tage; er hatte nichts mehr an der Welt auszusetzen, er fand beinahe, das Leben sei schön, gut und vollkommen und sprach mit fast lauter Stimme:

„Ach! diese sanfte Wärme! Und diese schöne, schöne Sonne!"

Auf seinem Spazirgange begegnete er einem kleinen Mädchen von fünf Jahren, einem blonden, rosigen, hübschen Kinde, das nur mit einem Hemde bekleidet war. Mit ernster Miene betrachtete die Kleine, einen Finger im Munde, durch die Strähnen ihrer flachsblonden Haare den Khalifen und schien Turiris langen Bart, vielleicht auch die auf seinen Mantel gestickten geheimnißvollen Thiere, eifrig zu bewundern. Weil sie hübsch war, beugte sich Turiri zu ihr hinab, küßte sie und legte ihr zwei Goldstücke in ihre kleine Hand.

Dann begegnete er einem kleinen, etwa zehnjährigen Jungen. Das Kind war häßlich, mit Lumpen bedeckt und bis an die Nasenspitze mit Sommersprossen besäet, seine Augen aber waren glanzlos wie ein schmutziges Wasser. Der Kleine streckte die Hand aus und erzählte mit scharfer, mißtönender Stimme, als sage er eine Lektion her und denke dabei an etwas Anderes, seine Mutter läge im Bett, er habe sieben kleine Brüder und seit drei Tagen nichts gegessen. Turiri runzelte die Stirn und gab ihm ein Goldstück.

Zwanzig Schritte weiter sah er einen alten, zerlumpten und verkrüppelten Bettler. Sein Bart war gelb wie schlecht gewaschener Flachs; und seine rothen, wimperlosen Augen glichen den Spalten, wie sie sich in den allzu reifen Feigen öffnen. Mit heiserer, rauher Stimme sprach er langsam und begann stets von Neuem, wenn er den Satz beendet hatte: „Habt Mitleid, Ihr Leute, mit einem armen Manne, der nicht mehr arbeiten kann. Gott Ormuzd wird es Euch lohnen!"

Turiri reichte ihm eine Silbermünze, aber aus so weiter Entfernung, daß das Geldstück zur Erde fiel; der alte Bettler kniete mühsam nieder, um es aufzuheben.

Gleich darauf begegnete Turiri einer Frau, von der man nicht hätte sagen können, ob sie jung oder alt war, und die in ihren Armen einen kranken, blassen Säugling trug; demüthig, wie der Staub des Weges, und so tief gebeugt, daß man ihre Augen nicht sehen konnte, folgte sie ihm und murmelte mit leiser Stimme eine flehende Bitte. Nicht aus Härte, aber aus Unbehagen beschleunigte Turiri seinen Schritt; aber das Elend und die Klage schleppten sich noch immer hinter ihm her. Er wühlte in seinem Beutel, fand aber nicht, was er suchte, und warf der Frau schließlich mit zorniger Geberde ein paar Kupfermünzen hin.

Nun bemerkte er, dreißig Schritte vor sich, einen Mann ohne Arme und Beine, der gegen eine Mauer gelehnt saß. Mit starker, falscher und trauriger Stimme sang der Mann ein Lied des Firdusi, ein Lied voller Blumen, Liebe, Strahlen und Vögel, — aber dieses Lied war dennoch grausig anzuhören. Turiri blieb stehen; da der Krüppel ihm aber nicht zu folgen vermochte, so that er, als sähe er ihn nicht, und ging auf die andere Seite der Straße hinüber.

Er ging noch eine kurze Zeit, aber er empfand keine Lebensfreude mehr.

„Diese Sonne ist unerträglich!" sagte er ganz laut und kehrte in seinen Palast zurück.

Nach längerem Nachdenken rief er seinen Vezier und sagte zu ihm:

„Geh' in die Große Straße. Du wirst dort einen alten Bettler finden und ihm ein Goldstück geben. Ferner eine arme Frau mit einem Kinde; der wirst Du zwei Goldstücke, endlich einen Mann ohne Arme und Beine, dem wirst Du drei Goldstücke geben."

Von diesem Tage an schritt jedesmal, wenn Turiri in die Stadt ging, ein Diener vor ihm her, vertheilte Geld an alle Bettler und befahl ihnen, sich zu entfernen, damit sein Herr sie nicht sehe.

Und der weise Turiri wurde immer wohlthätiger und mitleidiger. Man konnte glauben, er habe sich selbst einen Schwur geleistet, es solle in Bagdad keine Armen mehr geben. Alle Tage vertheilte man in den niedrigen Sälen seines Palastes Geld und Speise an Alle, die sich einstellten. Er gründete ein Krankenhaus für die Kinder, ein Hospiz für die Greise, eins für die Mütter und noch ein besonderes für die Kranken und Elenden. Und wenn man ihm berichtete, ein Betrüger habe sich durch List Unterstützung erschlichen, so versetzte er: „Laßt mich in Frieden. Ich habe keine Zeit, lange nach der Wahrheit zu forschen oder sie von der Lüge zu unterscheiden."

So verausgabte er, um die Leiden der Menschen zu lindern, mehr als neun Zehntel seiner ungeheuren Reichthümer. Er schränkte sogar seinen Haushalt ein und behielt nur die Jüngsten unter seinen Frauen, die Faulsten unter seinen Dichtern und die Unbedeutendsten unter seinen Philosophen bei sich. Im Uebrigen führte er sein herrliches Leben unter den schönsten Werken der Kunst, der Industrie und des Geistes fort; und nie, nicht ein einziges Mal, besuchte er die Häuser, die er gegründet hatte, nie stieg er in die Säle, wo man die Unglücklichen auf seinen Befehl speiste.

Eines Tages, als er wieder in der Stadt spaziren ging, umringten ihn arme Leute und schrieen, daß sie ihm ihr Leben verdankten; ja, Einzelne knieten sogar nieder und küßten den Saum seines Kleides. Er aber ward zornig, als wenn diese Dankesbezeugungen ihn verletzten oder ihm Schmerzen verursachten. Und das Volk betrachtete ihn als den der Verehrung würdigsten und erhabensten Mann, der je in Persien gelebt hatte.

Als er seinen Tod herannahen fühlte, entfernte er die Dichter und Philosophen und behielt nur ein schönes, junges Mädchen von sechzehn Jahren an seinem Lager; er bat, sie möge nicht mit ihm sprechen, sondern ihn nur mit ihren Veilchenaugen ansehen.

Er starb.

Die Armen — d. h. die früheren Armen — von Bagdad folgten seinem Sarge und viele weinten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Seele Turiris erschien vor dem Richterstuhle des Gottes Ormuzd.

„Was hast Du auf Erden gethan?" fragte ihn Ormuzd. „Wie waren Deine Werke?"

Beruhigt sagte Turiri, bescheiden und aufrichtig: „Herr, ich war schwach, denn ich bin nur ein Mensch. Ich habe mich ergötzt an schönen Frauen, schönen

Farben, an Tönen, Düften und an dem Spiele des flüchtigen Wortes. Aber ich habe auch mit meinem Gelde vier Siechenhäuser gegründet, ich habe den Armen neun Zehntel meines Vermögens hingegeben und nur ein Zehntel davon für mich behalten."

„Es ist wahr", sprach Ormuzd, „Du bist kein schlechter Mensch gewesen und hast Dich sogar oft liebreich gezeigt. Trotzdem wirst Du diesmal noch nicht in mein Paradies kommen. Deine Seele wird in einen anderen Körper hinabsteigen und Du wirst ein neues irdisches Leben leben, um zu sühnen und zu lernen."

„Was habe ich denn zu sühnen, Herr?" fragte Turiri erstaunt.

„Lerne Dich besser kennen!" sprach Ormuzd. Was dachtest Du Dir, wenn Du den Armen Dein Vermögen gabst? Und was empfandest Du in Deinem Herzen an dem Tage, wo Du den alten Bettler, die bleiche Frau mit ihrem Säugling und den Mann ohne Arme und Beine trafest?"

„Ich empfand ein unendliches Mitleid mit dem menschlichen Schmerz," erwiderte Turiri.

„Du lügst!" rief Ormuzd. „Ihr Anblick war Dir zuerst eine unangenehme Ueberraschung. Sie erinnerten Dich zu deutlich daran, daß es Leiden und Elend auf der Welt giebt. Dann zürnest Du ihnen, weil sie Deine Augen mit ihrer Unreinlichkeit und Häßlichkeit verletzten. Du zürntest ihnen auch wegen der Demuth und Niedrigkeit, mit der sie Dich anflehten, wegen der Hartnäckigkeit ihrer häßlich klingenden Bitten, und mit Ekel nur warfst Du ihnen das Almosen hin. Du verachtetest die Unglücklichen so sehr, daß Du eines Tages ihren Dank nicht mehr ertragen konntest; denn die Plumpheit ihrer Herzensergüsse erzürnte Dich und die Feinfühligkeit Deines Geschmackes verweigerte diesen armen Leuten das Recht, Dir durch ihre Dankbarkeit zu beweisen, daß sie Deiner Wohlthaten nicht unwürdig waren. Du bemühtest Dich, das Elend zu unterdrücken, Du glaubtest, daß es die Welt beschmutzt und das Leben entehrt. Ich aber, der ich die Gewissen prüfe, sage Dir, es liegt Empörung und Haß in Deinem Mitleid."

„Aber was ich haßte," entgegnete Turiri, „waren doch nicht die Elenden; es war das Leiden, es war das Böse, es war Ahriman, Dein ewiger Feind."

„Ich bin Ahriman!" entgegnete Ormuzd.

„Du, Herr?"

„Ich bin Ahriman und bin Ormuzd. Das Gute kommt nur aus dem Schlechten; die Tugend nur aus dem Leiden."

„Und was hast Du dabei für Gutes gefunden, Herr?"

„Schweig und lästere nicht. Das Böse wird vergehen. Es besteht nur, um das Glück und die Tugend zu erzeugen. Wenn die Erde, auf der die Prüfung stattfindet, verschwunden ist, wenn alle gerechten Seelen bei mir wohnen werden, dann wird es sein, als habe das Böse nie existirt!"

„Aber, Herr, was kann ich unglücklichen und häßlichen Geschöpfen Besseres thun, als daß ich ihr Leben und ihr Elend erleichtere?"

„Um Das zu lernen, schicke ich Dich auf die Erde zurück."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es giebt nichts Einfacheres und nichts Traurigeres als Tirirus Leben. Er ward in Eschub als Sohn armer Handwerker geboren. In seiner Kindheit

erhielt er wenig Essen und viel Schläge. Er lernte ein Handwerk, von dem er sich mühsälig ernährte. Er besaß die Tugenden des armen Mannes: er war ziemlich ehrlich, ziemlich gut und sehr genügsam; aber er hatte weder Stolz noch Zartgefühl.

Um nicht allein zu sein, verheirathete er sich. Oft fehlte es ihm an Arbeit. Seine Frau und seine beiden Kinder starben vor Elend. Eines Tages fiel er von einem Gerüst und blieb, da er nur schlecht geheilt worden war, auf beiden Beinen lahm; außerdem blieb ein Arm steif und an dem anderen hatte er eine unheilbare Wunde.

Er mußte betteln. Zuerst benahm er sich ungeschickt dabei; er schämte sich und bekam fast nichts. Nach und nach gewöhnte er sich an Grobheiten und Demüthigungen und erhielt jetzt durch hartnäckige Bitten so viel, daß er nicht gerade vor Hunger zu sterben brauchte. Und da er keine Freude auf der Welt besaß, so betrank er sich, wenn ihm einige Heller übrig blieben, in Maisschnaps.

Ein armes, junges Mädchen, das in seiner Nähe wohnte, hatte Mitleid mit ihm. Jeden Morgen wusch sie Tirirus Wunde, machte ihm sein Bett, kochte seine Suppe und besserte seine Kleidungstücke, ohne dafür Etwas zu verlangen. Sie hieß Krika und war durchaus nicht schön, aber ihre Augen waren so gütig, daß man ihnen gern begegnete. Ohne eigentlich zu wissen, warum, wartete Tiriru jeden Morgen auf den Augenblick, da Krika endlich an ihrem Fenster erscheinen würde.

Eines Tages, als Tiriru wie gewöhnlich bettelte, warf ihm ein reicher Mann verächtlich ein Geldstück hin.

In dem selben Augenblick gestattete Ormuzd, daß sich die Seele Tirirus daran erinnerte, wie sie einst die Seele Turiris gewesen war. Und Tiriru, der den haßerfüllten Blick des reichen Mannes sah, begriff, warum Turiri von Ormuzd verdammt worden war. Er begriff auch, daß er die Unglücklichen, denen er geholfen, in seinem früheren Leben gehaßt hatte, — und zwar wegen ihrer Häßlichkeit und Erniedrigung, für die sie doch keine Verantwortung trugen.

Als Krika am nächsten Morgen zu ihm kam, um seine Wunde zu verbinden, betrachtete er sie. Er sah, daß sie es ohne Abscheu that und daß ihre Augen sanft und ruhig blieben. Und nun erst bemerkte er, daß dieses junge Mädchen, das ihn pflegte und nicht von seiner Seite wich, wahrhaft gut und wahrhaft heilig war. Als sie ihm den Verband angelegt hatte, küßte er ihr schweigend die Hand und weinte. Und Ormuzd erwies ihm die Gnade, daß er ihn noch in der selben Nacht sanft entschlummern ließ.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Nun, was hast Du gelernt?“ fragte Ormuzd die Seele Turiri-Tirirus.

„O, Herr!“ sprach der Angeredete. „Man muß den Armen wahrhaft dienen. Man muß in ihre Seelen eindringen und darf sie nicht verachten ob ihrer Niedrigkeit; denn das Ziel des Alls ist nicht die Erzeugung der plastischen Schönheit, sondern die der Güte!“

„Du sprichst wahr,“ sagte Ormuzd. „Und nun, treuer Diener, komm in mein Paradies zur ewigen Ruhe!“

Paris.

Jules Lemaître.

Brot.

Zu mir rein, wer hat Hungersnot,
Jch hab gut Weitz und Rücken Brot,
Aus Korn, Weitzen und Kern backen,
Gesaltzn recht mit allen sachen,
Ein recht gewicht, das recht wol schmeck,
Semmel, Bretzen, Laub, Spuln und Weck,
Dergleichen Fladen und Eyerkuchen,
Thut man zu Ostern bey mir suchen.

„Eygentliche Beschreibung aller Stände auf Erden. 1574."

Als Hauptnahrungmittel aller Völker und aller Zeiten spielt das Brot eine große Rolle in der Geschichte der Menschheit. Die Leichtigkeit, es zu erwerben und sicherzustellen, sowie seine Güte und sein Nährgehalt stehen in enger Beziehung zum Wohlstande und zur kulturellen Entwickelung eines Volkes. Die Frage des täglichen Brotes steht thatsächlich im Mittelpunkt einer civilisatorischen Politik.

In Religion und Sage, in Gebrauch und Sitte, in Dichtung und Redensart erhält das Brot einen Ehrenplatz, hohe Bedeutung und weiten Sinn. Christus selbst nimmt im unblutigen Opfer am Altar die Gestalt des Brotes an und heiligt es dadurch. „Im Schweiße Deines Angesichtes sollst Du Dein Brot essen" 1. Mos. 3, 19. „Aber Melchisedech, König von Salem, brachte Brot und Wein" 1. Mos. 14, 18. „Und ich will Euch ein Bissen Brots bringen, daß Ihr Euer Herz labet" 18, 5. „Ich will Euch Brot vom Himmel regnen lassen" 2. Mos. 16, 4. „Brich dem Hungrigen Dein Brot" Es. 58, 7. „Bist Du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden" Math. 4, 3. „Unser täglich Brot gieb uns heute" 6,11. „Brach die Brote und gab sie den Jüngern" Marc. 6, 41. „Und wie er von ihnen erkannt wurde an Dem, da er das Brot brach" Luc. 24, 35. „Ich bin das Brot des Lebens" Joh. 6, 35. „Was sein Engelsmund gelehret und gelesen, war nichts als Himmelsbrot" Ps. 105, 40. „Er giebt ein Stückchen Brot, so dünn, daß man den Psalter dadurch lesen kann." „Der Bäcker hat seine Seele in das Brot gebacken" (wenn es viele Löcher hat). „Nicht das liebe Brot im Hause haben." „Sein letztes Brot ist ihm gebacken." „Einen vom Brote thun" (hinrichten). „Ihm vom Brote helfen" (umbringen). „Nun wöll wir in vom brot than" (Hanns Sachs). „— daß kein Hund ein Stück

Brot von ihm nehmen möchte." „Er kann mehr als Brot essen". „Nach dem Brote gehen." „Um das Brot gehen." „Brot heischen" (betteln). „Das Brot vom Munde wegstehlen" (um die Existenz bringen). Das sind Sprichwörter, die uns die Bedeutung des Brotes zum Bewußtsein bringen.

Weil das Brot wesentlicher Bestandtheil der Nahrung ist, bedeutet es überhaupt Speise, Kost, auch Stelle, Unterhalt, tägliche Arbeit und den Zustand, in dem man sich anhaltend befindet. „Ich habe mein gutes Brot." „Ich verdiene mein Brot." „Das giebt mir Brot." „Wir stehen in einem Brote." „Du hast sein Brot zehn Jahre gegessen." „Er verdient sich nicht mehr als das Salz zu seinem Brote" (Das Allergeringste und das Nothwendigste). „Sich nicht die Butter vom Brote nehmen (sich nicht zu nahe kommen) lassen." „Bei Wasser und Brot". „Kunst geht nach Brot." „Wess' Brot ich schlinge, Dess' Lied ich singe." „Brotherr." „Wenn Euch Euer Brot lieb ist." „Kümmerliches Brot, unsicheres Brot, mühsäliges Brot." „Faullenzerbrot." „Rauben, Brennen und Stehlen, Das ist ihr tägliches Brot" (Uhland). „Mein Morgenbrot sind Thränen." „Wer nie sein Brot mit Thränen aß." „Das Weh ist täglich Brot auch bei der besten Eh'." „Tabak (also ein anderes Genußmittel) ist sein täglich Brot." „Schweres Gold und Silber, Das war ihr Brot" (Nibelungen 650, 518, 1156). „—ir herzeliep, ir herzeleit deist aller edelen herzen brot" (Tristan 7, 32). Bei manchen Völkern, insbesondere Slaven, besteht die Sitte, daß dem Gaste Salz und Brot gereicht werden, auch dem Landesherrn oder dessen Vertreter, zum Zeichen der Ergebenheit. Bei anderen Völkern, insbesondere deutschen Stämmen, wird dem Gaste der Brotlaib gereicht, damit er sich selbst ein Stück abschneide. Verweigerung gilt als Beleidigung.

Die Wurzel von „Brot" ist die von „brauen". „Brot" bezeichnete ursprünglich nicht das Gebäck (dieses hieß „leib"), sondern das als tägliche Nahrung dem Gesinde verabreichte Mehlmuß. Erst später wurde „Brot" für Gebäck angewendet.

Die erste Kunde vom Brot stammt aus dem Orient. Im frühesten Alterthum aß man geröstete Gerste, die sogar heute noch an manchen Orten die Stelle des Brotes vertritt.

In Egypten kannte man bereits in Oefen gebackenes Brot. Die Backöfen glichen einem umgestürzten bodenlosen Steinkruge, aus Lehm gebrannt, einen Meter hoch; darin machte man Feuer und klebte an die heiße Außenwand den Brotteig an. Aber auch gesäuertes Brot war bekannt. Zur Säuerung hat wohl der Zufall geführt, weil man den Teig nicht gleich verbacken konnte und deshalb länger stehen lassen mußte. In einem großen Grabe von Ramses dem Dritten zu Theben (1200 Jahre v. Chr.) wurde ein Gemälde gefunden, auf dem man links oben einen Korb mit schon gährendem Teige

sieht, während darüber zwei Bäckerknechte sich befinden, welche die gesäuerte Masse mit Füßen kneten.

Bei den Juden gebrauchte man zu Abrahams Zeiten ungesäuertes Brot (1. Buch Moses XVIII. 5. 6 und XIX. 3.) Aber schon Moses untersagte den Israeliten das gesäuerte Brot beim Genuß des Osterlammes; und noch heute feiern die Juden beim Passahfeste durch Genuß ungesäuerten Brotes das Andenken an die Zeit, wo sie aus Egypten ausgezogen sind und das Brot in der Eile nicht mit Sauerteig bereiten konnten.

Von Egypten und den Phönikern kam die Kunst der Brotbereitung nach Griechenland, wo man Dionysos als deren Erfinder feierte. Schon Hesiodos und Homer erwähnen ein Brot, wahrscheinlich aus Mais oder Gerste, als das Hauptnahrungmittel der Athener und anderer griechischen Völker. Man unterschied zwischen dem gewöhnlichen Brote, einem einfach an der Luft getrocknetem Teige, und dem feineren, in Oefen oder am Spieße gebackenen und gesäuerten Brot aus Weizenmehl. Zur Zeit der Tyrannen soll es in Mitylene schon viele Bäcker gegeben haben. Athens Bäcker, deren damalige Zahl Aelian mit 45 angiebt, hatten viele Vorrechte und waren durch ihr ausgezeichnetes Gebäck berühmt. Der bekannteste Bäcker war Theario, durch Plato in dessen Dialogen verherrlicht, der in seinem Laden die hervorragendsten Persönlichkeiten versammelte. Athenäus, ein Schriftsteller des zweiten und dritten Jahrhunderts n. Chr., erwähnt 72 Arten von Gebäck, die zu seiner Zeit in Athen gebacken wurden.

Erst von Griechenland kam die Bäckerei nach Italien, wo man bis in die Wiegenzeit Roms Brot nicht kannte. In frühester Zeit aß man das Getreide, als es noch unreif, weich und milchig war. Erst Numa lehrte die Römer das Getreide rösten. Das Getreide wurde dann einfach geröstet und gekocht und man kannte dafür keine andere Bezeichnung als jene für das Saatgetreide: „far“. Später suchte man die äußersten groben Schalen zu entfernen; man weichte das Getreide auf, zerstieß es in Handmörsern, trocknete es an der Sonne, brachte es abermals in den Mörser, wo es in kleine Stückchen zerstoßen und nun nochmals getrocknet und endlich geröstet wurde. So gelangte man langsam zur Mehlbereitung; aus „far“ wurde „farina“, das Mehl, aus dem man Breie, Kuchen und Brot herstellte. Im Jahre 170 v. Chr. wurde der Gebrauch der Backöfen in Rom bekannt und man ehrte in Pan ihren Erfinder; daher die Bezeichnung „panis“ für Brot. Das Brot, das damals in Rom bereitet wurde, bestand aus Gerstenmehl und hatte die Form viereckiger oder runder, vier Centimeter dicker Kuchen mit sechs bis acht sich kreuzenden Einschnitten. Der Gebrauch des Roggens zu Brot trat erst nach der Völkerwanderung auf.

Von Rom lernten zunächst die Gallier die Brotbereitung und ihnen

schreibt man die erste Benutzung der Hefe zu. Am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts war es jedoch gerade die medizinische Fakultät der Universität in Paris, die das mit Hefe bereitete Brot für ungesund erklärte. In Frankreich bediente man sich schon im achten Jahrhundert des Weizenbrotes, und zwar bereitete man runde, glatte Brote.

Bei den germanischen Völkern kam das in Oefen gebackene Brot erst am Anfang des Mittelalters in Gebrauch. In England war im achten Jahrhundert Weizenbrot noch unbekannt und auch später wurde es nur bei Kommunionen von den Bischöfen ausgetheilt. Bis ins achtzehnte Jahrhundert war Gerstenbrot das gewöhnliche Nahrungmittel der ärmeren Bevölkerung.

Aus in Sachsen gemachten Funden besitzen wir übrigens auch Kenntniß vom Brote unserer heidnischen Vorfahren. Es war Brot in Kugelform aus grob geschrotetem Getreide, das, mit fetter Erde gemengt, in Töpfen gebacken wurde. Aus den Pfahlbauten-Ausgrabungen an den schweizer Seen hat man gleichfalls sichere Hinweise gefunden, daß die Menschen schon zur Steinzeit Kornfrüchte angebaut und Brot gekannt haben müssen.

Die Czechen backten schon bei ihrer Einwanderung nach Böhmen Brot, und zwar bereitete es die Hausfrau in jeder Familie in Form eines dünnen Kuchens. Das erste aus dem Backtrog genommene Brot war den Göttern geweiht. Die Polen und Schlesier opferten das erste Brot, „Taswirzis“, ihrer Hausgöttin „Matergabia“. Im Uebrigen kannte man in Schweden wie bei den Slaven noch im sechzehnten Jahrhundert kein anderes Brot als harten, ungegohrenen, gerösteten Teig aus Roggen- oder Gerstenmehl.

In der Kunst der Brotbereitung sind seit dem Alterthum fast gar keine Fortschritte zu verzeichnen. Das Bäckereigewerbe ist stehen geblieben und wurde von der Kultur nicht beleckt. Es besitzt keine Fachschule, keine Pflegestätte, keine Versuchsanstalt und das Brot wird nach wie vor ohne jede Kenntniß der chemischen und physikalischen Vorgänge bereitet. Die Herstellung erfolgt in höchst ekelhafter und gesundheitwidriger Weise und mit bedeutenden Kosten, da mit wenigen Ausnahmen alle Verrichtungen durch Handarbeit besorgt werden. Den Nährgehalt hat man noch heute kaum zu erhöhen vermocht; höchstens werden in Laboratorien solche Versuche gemacht. So stehen wir am Ende des Jahrhunderts, das sich stolz den Namen des Jahrhunderts der Erfindungen beilegt, nicht viel klüger als unsere Vorfahren vor der einfachen Brotfrage.

Innsbruck. Dr. Friedrich Freiherr zu Weichs-Glon.

Submissionen.

Jeder weiß, welche bedeutende Rolle heutzutage die Submissionen spielen. Solche öffentlichen Lieferungen werden von den Regirungen, den Gemeinden, den Aktiengesellschaften ausgeschrieben, ferner von besonders großen Firmen. Im Allgemeinen werden diese Verdingungen dem Sinne nach ziemlich gleich gehalten, namentlich im Verhältniß zu der Verschiedenartigkeit früherer Zeiten. Abweichungen giebt es nur in der Art der Ausführung, d. h. in der Handhabung der Vorschriften; aber Das wissen die Submittenten schon und werden so z. B. Mauerwerk in Württemberg doch mehr vom Kunststandpunkt aus behandeln als etwa in Preußen. Heute haben wir übrigens so viele große Unternehmer, daß es selbst dem strengsten Urtheil schwer wird, eine einzelne Firma als die beste zu erklären.

Eine mittlere Baufirma, die sich heute noch so bewegen würde, wie es vor zehn Jahren erste Häuser thaten, würde einfach als Stümper gelten; so merkwürdig sind seitdem die Fortschritte im Geräth und in der Technik gewesen. Deshalb gelten auch Submissionen von 400 000 bis 500 000 Mark, die früher selbst den Großen zu groß waren, heute bereits als zu klein; bei der scharfen Konkurrenz ist eben nur noch an der Masse zu verdienen, wo der ungleich billigere maschinelle Betrieb angewendet werden kann. Nehmen wir einmal den Nord-Ostsee-Kanal, so ist der Durchschnittspreis für die Bodenbewegung mit 80 Pfennigen für den Kubikmeter vergeben worden, während vor fünfzehn Jahren gewiß unter 2 Mark nicht anzukommen gewesen wäre. Bei unserem größten Bahnhof, dem frankfurter, finde ich die Terrainauffüllung nebst Lieferung des Materials mit 79 Pfennigen angegeben; die gleiche Baufirma hatte aber geraume Zeit vorher den Boden eines benachbarten Lokalbahnhofes zu 1 Fl. 48 kr., also zu 3 Mark per Kubikmeter aufgearbeitet. Besonders die Wegschaffung ist sehr erleichtert worden, da die großen Unternehmer mit ihrem oft riesigen Wagenpark über so ausreichende Betriebsmittel wie die Bahnen verfügen. Ganz streng wird natürlich das Prinzip der öffentlichen Vergebung selten durchgeführt. Mit der wachsenden Konkurrenz wuchsen auch die schlechten Erfahrungen und so werden die Verdinger unbekannte oder auch solche Bieter, die schon zweimal eine Offerte wieder zurückgezogen haben, von vorn herein ausschließen. Die bedeutenden Unternehmer wissen daher, sobald die Submissiongebote bekannt werden, ob sie Aussicht auf Sieg oder Niederlage haben. Imponirt ihnen der Charakter der billiger Bietenden nicht, so erscheinen sie sehr rasch auf dem zuständigen Amt mit der Frage, ob sie den Zuschlag bereits bekommen hätten. Verweist man sie da auf die vorangehenden Häuser, so erklären sie, daß die Firma X., die sich hier etwa um eine Hochbausache bewirbt, bisher nur im Tiefbau gearbeitet habe, daß der Firma Y. die nothwendigen Maschinen fehlen u. s. w. Und es ist ziemlich sicher darauf zu rechnen, daß die Behörden sich solchen Darlegungen nicht völlig entziehen.

Die Preisunterschiede bei solchen Verdingungen sind oft sehr bedeutend. Es wird mir angegeben, daß bei Hochbauten Differenzen von 20 Prozent vorkommen gegenüber solchen Geschäftsleuten, die unter Umständen nur der Ehre wegen arbeiten wollen, und Differenzen von 10 Prozent gegenüber Firmen, die fest entschlossen sind, noch Etwas zu verdienen. Zuweilen sind auch bei Beträgen von über einer halben Million Mark nur Preisunterschiede von 500 bis 700 Mark.

Anders im Tiefbau, wo die Angebote oft 100 Prozent von einander entfernt sind. Man kann eben wohl große Bauten, wie etwa Kasernen, schärfer kalkuliren, da sich die Preise von Kalk, Sand und Steinen übersehen lassen; aber bei Bahnanlagen sind vielseitige Vorstudien, zu Hafenbaggern sind große Betriebsgerüste nöthig und nicht jede Firma besitzt Geräthe, die bis 60000 Mark kosten.

Interessant sind auch die Tunnel-Verdingungen. Alle besseren Tiefbauunternehmer können heute auf mehrere Kilometer Tunnel reflektiren, um so mehr als die Arbeiter von Hand zu Hand gehen und die Firma nur die Oberleitung behält. Mir ist ein Tunnel bekannt, an dem ein Unternehmer binnen anderthalb Jahren eine Million Mark verdient haben soll. Das sind Gewinne, die den ferner Stehenden stutzig machen, die aber auch durch den sorgfältigen Mechanismus der preußischen Verwaltungbehörden nicht verhindert werden können. Den Behörden selbst ständen die technischen Kräfte gar nicht zur Verfügung, ihr Personal ist einseitig ausgebildet, ohne kaufmännische Erfahrung und stets gewöhnt, nur nach einem Schema zu arbeiten. Heute würde der preußische Staat wahrscheinlich doppelt so theuer wie der Unternehmer arbeiten. Es ist aber kaum anzunehmen, daß das gleiche Verhältniß auch in anderen Ländern besteht, denn gerade bei uns hat das Baugewerbe einen enormen Aufschwung genommen.

Ganz anderen Windungen und Krümmungen muß man bei städtischen Verdingungen folgen. Nehmen wir an, eine deutsche Großstadt schreibt die Lieferung von tausend eisernen Schlammkasten aus, so sind die genauen Spezifikationen im Tiefbauamt einzusehen. Dieses pflegt dann wohl einfach die Fragenden auf das städtische Lagerhaus und dessen Muster zu verweisen; aber durch bloßes Ansehen läßt sich keine Offerte feststellen. Man bittet also um eine Zeichnung. Sie ist nicht da. Man weiß auch nicht, ob die Sachen patentirt sind. Das ist Ihre Sache! antwortet das Kommunalamt dem Geschäftsmann. Dann muß sofort mit der Lieferung begonnen werden und die Modelle erfordern doch Monate. Die ganze Verdingung ist also nur Schauspiel. Sollen Riesenobjekte wirklich freihändig vergeben werden, so wissen die Stadtverwaltungen recht gut, was sie hier zu thun hätten. Der Bedarf ist doch gewiß ein halbes Jahr vorher bekannt; man könnte also den Submittenten Muster oder deutliche Zeichnungen zukommen lassen. Ferner weiß die Stadt durch ihre alten Lieferanten, was von dem Zubehör patentirt und mit dem Stempel D. R. P. versehen ist, sie ist also in der Lage, auch mit diesem Nachweise den Submittenten entgegenzukommen, — wenn sie nur will. Ob sie aber will? Da ist irgend eine Hütte, deren Verdienste eben so unstreitig sind wie ihre guten Modelle, und ihr möchte man wegen der soliden Lieferung den Zuschlag geben. Das mag nun vernünftig und richtig sein, dann soll man aber andere Geschäftsleute nicht erst umsonst arbeiten lassen.

Ein guter Gewährsmann erzählt mir von einer rheinischen Stadt, wo die Messing- und Eisengußstücke zur Wasserleitung mit höchstens einer Woche Frist ausgeschrieben waren. Ein anderer Ort nimmt seine Modelle für eine wichtige Verdingung aus dem Musterbuch einer tüchtigen mannheimer Gießerei, schreibt dieser also die Submission förmlich auf den Leib. Dem Dezernenten fehlen in den Mittelstädten oft die einschlägigen Kenntnisse. Dazu kommt, daß z. B. die rheinische Kommunalgesetzgebung die Bürgermeister in den Stand setzt, ihren Baurath recht hart den Herrn fühlen zu lassen. In dieser Beziehung giebt

besonders der kürzlich beendete bocholter Prozeß zu denken, wo der Stadtbaumeister ausdrücklich deponirte: „Ich konnte anordnen, was ich wollte, der Bürgermeister war dagegen, ich konnte nichts machen!“ Die Gebiete, die Lebenssicherheit oder Gesundheit angehen, sind selbst in großen Städten nicht immer gleich sorgfältig geleitet; zum Glück erreicht man nur selten die Naivetät der Breslauer, die vor einigen Jahren eine Steuer auf Waterklosets bereits genehmigt hatten und zu ihrer Verwunderung dann merken mußten, daß die Regirung auch bei einer Steuer einmal Nein sagen konnte.

Schleuderpreise sollen besonders bei Submissionen über Entwässerung-Anlagen auffallen, da in Röhren und emaillirtem Geräth sich große Gesellschaften von der Konvention ausgeschlossen haben. Auch das Publikum greift da zum Billigsten, weil ihm die Prüfungfähigkeit fehlt. Eine große Anzahl erster Firmen submittirt daher auch gar nicht. Gegen das Schleudersystem bilden sich vielleicht noch Aktionärvereine nach Branchen. Denn ohne jenen Mißstand könnten die Arbeiter besser bezahlt werden, während heute die Konsumenten ihre Gegenstände nicht um einen Pfennig billiger bekommen, sondern der ganze Preisunterschied bei den Detaillisten bleibt. Als ausgenommen hiervon werden mir Bausachen genannt, aber der Konsument, der etwas Schlechtes billig erhält, kauft es immer noch zu theuer.

Auch das Sparsystem der Städte ist nicht immer zu loben. So mußte Schlesiens Hauptstadt zweimal ihre Röhren wieder aufreißen, weil der Durchmesser zu eng war; Koblenz richtete eine neue Entwässerunganlage ein, behielt dabei aber die bisherigen verfehlten Zuführungen. Sehr deutlich zeigt sich die verschiedene Auffassung über die Nützlichkeit von Geldausgaben, wenn man bei den Kanalisationen die vorschriftmäßige Wasserstandslinie betrachtet. Es wird mir gesagt, daß sie in Hanau $6^1/_2$ Centimeter zu sein hat, in Frankfurt a. M. 5, in Aachen 4, in Hamburg, uneingedenk der Cholera, nur $1^1/_2$, während sie in Köln auf 6 Centimeter erhöht wird. Das geschieht, nachdem dort Versuche mit Glasröhren die alte pettenkofersche Behauptung bestätigt haben sollen, daß bei 6 Centimeter Wasserstand Kanalgase nicht mehr gefährlich seien. Auch für ein falsches Sparsystem ist sehr oft der Chef des Tiefbauamtes entscheidend. Nicht jeder Beamte ist muthig genug, für eine große Summe bei Magistrat und Stadtverordneten persönlich und nachdrücklich einzutreten.

Besonders schlimm sind die Submissionen für Handwerker. Man bedenke, daß in Preußen über 300 Mark nichts freihändig vergeben wird. Handwerker, mit ihrem Mangel an kaufmännischer Bildung, verrechnen sich aber auch leichter. Dagegen betheiligen sich die unreellen Elemente sehr gern, und zwar aus folgendem Grunde. Fast keine Einrichtung wird so ausgeführt, wie sie vorgeschrieben war; da die Vorgesetzten stets dreinreden möchten, kommt immer noch Neues hinzu und gerade solche Veränderungen lassen sich die Ausführenden schwer bezahlen. Umgekehrt saugen auch oft die Verwaltungen so einem Handwerker, der sich nicht zu drehen und zu wenden versteht, den letzten Blutstropfen aus.

Endlich noch eine Kleinigkeit: die Bezahlung. Ein häßlicher Formalismus bringt es dahin, daß oft das Geld Monate lang in der Kasse liegt, bevor es in die Hände der sehnsüchtig die Bezahlung Erwartenden gelangt. Gut gemeinte Erlasse der Regirenden haben diese Härte bereits zu mildern versucht. Pluto.

Judith.

Da Gott der Herr aus der Rippe des friedlich schlummernden Menschen das Weib gebaut hatte und es dem Erweckten brachte, sprach der Mensch: „Das ist doch Bein von meinen Beinen und Fleisch von meinem Fleisch. Man wird sie Männin heißen, darum, daß sie vom Manne genommen ist.“ Der Mensch war zum Manne geworden und die Männin sorgte mit Schlangenzauber dafür, daß Jahwes dumpfsinniger Knecht, der diesseits von Gut und Böse gewesen war und nicht gesündigt hatte, weil er Sünde nicht kannte, rasch nun das Sündigen und das Schämen lernte. So lange der Mensch dem Gethier ähnlich geblieben war, das Ebenbild Gottes, aber göttlichen Wissens nicht voll, so lange gab die Erde ihm freiwillig, was er zur Stillung primitiver Begierden brauchte; sobald er in seinem Denken und in seinem Gelüsten aber fortschreitet und vom verbotenen Baum die Erkenntniß des Guten und Bösen pflückt, ist es mit der ungetrübten, der mühelosen Seligkeit auch vorbei und nichts bleibt dem Gottähnlichen als die harte Pflicht, für den Nächsten und für den Künftigen zu schaffen und sich zu plagen, wenn der bewußt Gewordene den Zweck seines Daseins begreifen soll. Diesen Wechsel der Weltanschauung, den Uebergang von der ersten zur zweiten Menschheitstufe, hatte das Weib gewirkt, das doch gebaut war, um als Gehilfin den Mann vor gefährlichem Denken zu bewahren. Seitdem schmerzt den Menschen die Stätte, aus der Gott der Herr einst die Rippe nahm und die er mit Fleisch dann wieder verschloß; es ist manchmal ein wollüstiger Schmerz, der das Blut erhitzt und die Sinne zum Sieden bringt, manchmal ein leises, fast wonniges Zucken, das zur Zärtlichkeit stimmt, manchmal ein jäh aufflammender Zorn, wie er in den Höhlen der Urzeit die wüthenden Männchen über die Weibchen warf. Immer regt sich in diesem Schmerz ein Erinnern an die sündenlos herrlichen Tage der Einsamkeit, an die nackte Blöße, die in Eden das reine Paar nicht erröthen ließ, an die Stunde, wo mit der Sünde die Scham entstand, an das erste knappe Kleid aus den breiten Blättern des indischen Feigenbaumes, an die Röcke von Fellen, die Gott der Herr Adam und seinem Weibe machte, und an den traurigen Zug aus dem prangenden Paradies. Der einsame Mensch hatte nicht gesündigt; erst die Gehilfin hatte ihn in die Sünde gelockt; und so oft dämmernd nun ein Erinnern an die früheste Versuchung und an den Ursprung der theuer erkauften Feigenblattkultur aufsteigt, schmerzt die mit Fleisch verschlossene Stätte und der Mann sieht fragend auf die Frau, als müßte er endlich die Art des Wesens ergründen, das ihm so ähnlich ist und doch von ihm so verschieden, das Bein von seinen Beinen ist und doch so anders geartet, das geschaffen ward, ihn vor gefährlichem Denken zu hüten, und ihn doch zur Erkenntniß, zur Gottähnlichkeit, zum Sündenfall trieb. In solchen Stunden denkt Adam

wieder der Worte, die Gott der Herr einst zum Weibe sprach: „Ich will Dir viele Schmerzen schaffen, wenn Du schwanger wirst; Du sollst mit Schmerzen Kinder gebären; und Dein Wille soll Deinem Mann unterworfen sein und er soll Dein Herr sein", — und Adam reckt in so stolzen Stunden das Haupt höher und fühlt sich wieder den Herrn der Schöpfung.

Es ist eines der holdesten Bibelwunder, daß der düstere Chronist, der den Weltenschöpfer der Frau fluchen ließ, dennoch dem Weibe sich zärtlich zeigt. Der großartige Pessimist, der nach dem verfehlten Experiment der Sündfluth die Menschheit, die von Natur sündige, ihre Bahn weiterwandeln läßt, wird weich, wenn er des Weibes gedenkt. Er weilt in Liebe vor den Gestalten der Rebecca, Rahel und Ruth und giebt uns köstliche Idyllen von liebenden und geliebten Frauen. Es ist, als hätte er den furchtbaren Richter völlig vergessen, der im Garten Eden einst ging, da der Tag kühl geworden war, oder als hätten feine Frauenfinger von der Stirn des Drohenden sacht die finstere Falte fortgestreichelt und flehende Bitten aus Frauenmund den Paradiesesfluch in Segen gewandelt. Hat er auch die von ihm selbst bestimmte Rolle des Weibes vergessen und der dem Herrn unterworfenen Gebärerin den Ruhm heldischer Thaten gewährt? Fast möchten wirs glauben, wenn wir das Buch Judith lesen und staunend vernehmen, wie die streitbare Wittwe des Manasses in Israel die Männer beschämt. Aber dieses Buch gehört zu den Apokryphen, „welche der Heiligen Schrift nicht gleich gehalten und doch nützlich und gut zu lesen sind." Dieses Buches fremd fühlender Verfasser ist nicht der Unvergleichliche, der uns die Genesis gab. Es ist eine patriotische Novelle, die man ohne Andacht und innere Bewegung liest und in der man deshalb auch die schrillen Anachronismen spürt. Die fromme Schlächterin, die sich berühmt, daß sie während der Prostitution fürs Vaterland nicht „verunreiniget" ward, und singend vor allem Volke das eigene Vollbringen laut lobt, hat unserem Geist, der dem Hebräerpatriotismus entfremdet ist, nichts mehr zu sagen und wir sehen in dem Buch nur noch das Denkmal einer für das Volk des Logos wichtigen Entwickelung. Als das Buch Judith, nach Renans Annahme um das Jahr 80 nach Christi Geburt, nach Volkmar um die Zeit der hadrianischen Kriege, entstand, war Jahwe aus einem Nationalgott längst schon ein Universalgott geworden, der nicht mehr Israel allein, der nun die gesammte Menschheit liebend umfing und dem bald, nach der Bekehrung der goïm, der ganze Erdball sich beugen würde. Jahwe, der Kamos, Milkom, Baal und alle die anderen Götter besiegt hatte, war nicht mehr der Schutzgott eines kleinen Stammes; er war wieder Elohim, war Adonai, der Herr, der vom Mutterleibe an dem kleinen Stamm beigestanden, ihn gehegt und für die Welteroberung bereitet hatte und durch den Mund Jesaias also jetzt sprach: „Ich bin der Erste und ich bin der Letzte und außer mir ist kein Gott." Dieser Gott, der keinen Eigennamen

mehr braucht, weil er, als der Einzige, die Unterscheidung von anderen Göttern entbehren kann, blickt auf die gespenstische Welt des Buches Judith herab. Das Buch gehört nicht zu denen, deren wahrer Verfasser, nach dem Wort des François de Sales, der Heilige Geist ist; dennoch ist es nützlich und gut zu lesen, weil es uns Israel auf einer bestimmten Stufe, auf einem Höhepunkt schwärmenden — fast dürfte man sagen: schwindelnden — Selbstbewußtseins zeigt. Ein Volk und ein Gott; und der Gott, dem das Meisterwerk dieses Volkes gelang, wird der auserwählten Schaar den Erdkreis unterwerfen: Israels Macht wurzelte in dieser Gewißheit; und die Wurzel traf der strafende Blitz, der Sems allzu siegessichere Söhne heimlos und friedlos über den Erdkreis verwehte. Ueber dem Buch Judith lastet Gewitterschwüle, die hohe Temperatur verkündet das Nahen des Wetterwechsels und mit den Idyllen ist es vorbei, vorbei mit der deutlich begrenzten Geschlechterscheidung. Männermuth versagt in der äußersten Noth, die Gehilfin befreit sich vom Herrn und thut Heldenarbeit und vor der Starken sinkt, dankbar anbetend, das Volk in den Staub. Daß nicht die Stärke siegte, sondern die List, daß, wie in Eden, auch hier noch einmal der alte Schlangenzauber wirksam war, wird von den Blinden nicht gleich begriffen. Aber die Herrschaft ist unter den Geschlechtern wieder streitig geworden und die Zeit zieht herauf, wo das Weib der Apokalypse erscheinen wird, auf dessen Stirn das Wort Geheimniß geschrieben steht.

Nationales Selbstgefühl ist immer, sogar in verzerrender Uebertreibung, ein gutes Ding und ein Zeichen kraftvollen Willens, wenn es frei aus der Seele des Volkes dringt, wie ein natürlicher, unbezwingbarer Strom, der durch Stein, Geröll und schlammiges Schlinggewächs sich trotzig das breite Bett bahnt. Solches kunstlos entstandene Nationalgefühl wird die Wirkung niemals versagen, nicht in den Lebenskämpfen der Wirklichkeit, nicht in dem Echo, das es hinauf in die hellen Höhen der Dichtung schickt. Anders wird der Erfolg sein, wenn die künstliche Bewässerung eines dürren Erdreiches versucht oder in dumpfer Treibhaushitze die üppige Tropenpracht nachgeahmt werden soll, wenn trübsinnige Epigonen, die rathlos in der Finsterniß sitzen, die Volksseele, die alte, längst schon gestorbene, die nur noch durch Lieder und Psalmen und Zeitungen spukt, lebendig zu machen bemüht sind; dann verflattert das stolze Gefühl beim Donner der ersten Schlacht, dann klingt aus der Dichtung nur ein mattes, müde wimmerndes Echo. Vielleicht liegt es daran, daß uns das Buch Judith so kühl anhaucht, daß seine Leidenschaft nicht zu uns spricht und wir, wie in einer Gespensterwelt, nach einem frischen Menschenathemzug gierig langen und bangen. Als die Novelle entstand — oder vielmehr: entstanden sein soll, denn die Vermuthungen schwanken —, war Israel über den Gipfelpunkt schon hinweggeschritten und seine Sonne neigte zur Rüste. Das alte Jeruschalajim, die Wohnung des Friedens, deren herodische Glanztage Josephus

in leuchtenden Farben gemalt hat, lag in Trümmern, die drei Mauern hatten die Stadt Davids und die feste Burg Zion nicht vor den Römern beschützt und die höchste Behörde der Judenheit hatte flüchtend in Jamnia, der Philisterstadt nahe bei Joppe, ein unheiliges Obdach gefunden. Und aus Israels geweihtem Schoß selbst war vorher die Gefahr entbunden worden, die schlimmer war als Römerherrschaft und Heidenschrecken: der milde Mann war gekommen, der dem alten Gesetz neue Erfüllung brachte und in dem der Allwissende und Allwaltende freundlicher jetzt als in Eden einst und am Sinai sich verkörperte. In den Grundmauern wankte der mächtige Bau, den Moses gethürmt hatte und den die Propheten, die zornigen Satiriker der Verfallszeit, vergebens zu stützen bestrebt waren, und die Zeit war vorbei, wo Sems Söhne aus eigener Kraft ein neues Ideal noch gebären konnten. So oft ein Volk diesen Daseinspunkt erreicht hat, so oft es empfindet, daß ihm die Schöpferkraft erlahmt und die Noth des Tages doch Hilfe heischt, kehrt es zu den alten, stolzen Erinnerungen zurück und sucht die Flicken der fernen Heldensage zusammen. Dieses Mühen spürt man im Buche Judith. Hier ist das nationale Selbstgefühl nicht mehr jung und froh und streitbar: hier ist es, während draußen ein Neues ward, künstlich aus vergilbten Büchern heraufbeschworen und, in lehrhafter Absicht, für das Bedürfniß der Stunde sorgfältig zurechtgestutzt.

Die Erfindung der Fabel ist alt. Aus dem Buch der Richter kennen wir das scheinbar so kühne Weib, das, als die Kinder Israel wieder einmal übel vor dem Herrn gethan hatten und er sie zur Strafe in die Hand des Kananiterkönigs gab, den Obersten der Bedränger erschlug und dem auserwählten Volk so die Freiheit wiedergewann. Die Keniterin Jael, Hebers Weib, empfing in ihrer Hütte den Feldhauptmann Sisera, der vor Barak und Debora floh, und hämmerte ihm, während er schlummernd lag, den spitzigen Nagel durch seinen Schlaf. Und Debora, die Richterin, verkündete in ihrem Jubellied die angeblich große That laut vor allem Volke: „Gesegnet sei unter den Weibern Jael, das Weib Hebers, des Keniters; gesegnet sei sie in der Hütte unter den Weibern.“ Die starre Prophetin des alten Bundes kennt kein zartes Frauengefühl, sie höhnt in schrillem Triumph selbst die Mutterliebe der fernen Heidin und hängt ihr Empfinden nur an den Judengott, dessen Feinde umkommen, dessen Anbeter die Erde erobern müssen, „wie die Sonne aufgehet in ihrer Macht.“ Mußte in der Noth einer sinkenden Zeit das Gedächtniß sich nicht an den starken Glauben klammern, der so Gewaltiges zu wollen gewagt und zu vollbringen vermocht hatte? Mußte Israel nicht in der Erinnerung an diese große Zeit der Zeichen und Wunder Trost suchen und finden? Vielleicht wars ein schlauer Priester, der zuerst auf den Gedanken kam, die alte, dem Kindergefühl vertraute Weise noch einmal zu spielen, noch einmal den Ton anzuschlagen, der in der Seele des alten, nun alternden

Volkes so mächtig erklang. Für seinen besonderen Zweck konnten die lieblichen Idyllen von Rebecca, Rahel und Ruth ihm nicht taugen; er brauchte das Heldenweib, das sich vermännlicht, wenn im Manne des Mannes zu wenig ist; er dachte, als ein im Unglück erglühender Patriot, an Esthers frommen Frauenmuth, an Deboras Triumph und Jaels Erkühnen, — und er schuf Judith, die Jüdin. Die That des schwachen Weibes sollte die Männer zu wehrhaftem Stolz aufstacheln und zugleich sollte dem Volk die aus der Richterzeit herüberhallende Mahnung wieder eingeprägt werden, daß es unüberwindlich ist, so lange es dem Herrn gehorcht, und Gefahr nur zu fürchten hat, wenn es frevelnd vom Gebot abweicht. So entstand ein Lehrgedicht, das auf die Lebenden die Wirkung gewiß nicht verfehlte, das aber rasch, wie alle Tendenzdichtung, welken mußte und uns heute fremd und duftlos erscheint. Nebukadnezar, der hier der Repräsentant des apokalyptischen Römerreiches ist, will die Welt erobern und sich, als den einzig überlebenden Gott, von allen Völkern anbeten lassen. Nirgends rüstet sich Widerstand, überall findet Holofernes, der Feldherr, gekrümmte Rücken und willige Schmeichelei. Nur Israel beugt sich nicht; soll der Heidenherrscher da thronen, wo Jahwe, wo Adonai den Schaaren der Frommen gebot? Israel ist kein kriegerischer Stamm; wo es aber ohne Bogen, Pfeil, Schild und Schwert still die Straße zieht, da streitet und siegt Gott für sein Volk und macht es unüberwindlich, so lange es den Gesetzen gehorsam ist. Achior, der Hauptmann, der Judas Licht leuchten sah, warnt den wüthenden Holofernes: er soll forschen, ob Israel sich versündigt hat, und dann erst, nicht früher, gegen die Unreinen das Zeichen zum Angriff geben. Umsonst; der Feldherr will nicht dulden, daß ein elendes Bergvolk ihm widersteht, er belagert Bethulien und hofft, durch die Plage von Hunger und Durst die Bedrängten zur Uebergabe zu zwingen. Mit dieser Erfindung war ein vergrößerndes Bild der Heimsuchung gegeben, die Israel in den Tagen der Titus und Hadrian wirklich erfuhr; und nun mußte gezeigt werden, wie die Vorsehung das schwache Geschöpf zur entscheidenden That weckte und stärkte. Judith, die strenggläubige Wittwe des Manasses, schreitet hinaus ins feindliche Lager und meldet dem Holofernes, die verschmachtenden Brüder seien gesonnen, das Blut ihres Viehes zu trinken und das heilige Opfer an Korn, Wein und Oel gierig zu essen, dessen Berührung Gottes Gesetz ihnen verbietet; wenn ihr Frevel erfüllt ist, wird es Zeit für den Feldherrn Nebukadnezars sein und er wird das Volk Israel vor sich hertreiben können, wie verirrte Schafe, denen der wachsame Hirt entrissen ist, und kein Judenhund wird den Feind anbellen dürfen. Als sie den Heiden so eingelullt und mit ihrer Schöne und Weisheit umsponnen hat, schlägt sie dem an ihrer Seite Entschlummerten mit starkem Streich das Haupt vom Rumpf, lebt dann noch lange Jahre, von andächtiger Liebe des Volkes umringt, und sichert Israel Frieden und

Ruhe. Sie ist tugendhaft, denn sie blieb dem Gesetz treu und hat sich an Speise und Trank im Heidenlager nicht „verunreiniget". Sie ist die vorbildliche Jüdin einer Zeit, die eigensinnig an ein absolutes Gesetz glaubt, in dem starren Mechanismus dieses Gesetzes die ewig währende Weltregel sieht und fest überzeugt ist, daß Israel auserwählt ward, um dem Gesetz den Erdkreis zu unterwerfen. In dieser künstlich aufgefrischten Agada hat der altsemitische Größenwahn, hat das Bewußtsein, dem vor allen anderen Völkern begnadeten Stamm anzugehören, den deutlichsten Ausdruck gefunden. Man muß nachsichtig sein und bedenken, daß wir ein Lehrgedicht vor uns haben, das religiöse und patriotische Gefühle entflammen sollte; das innere Jugendfeuer aber, das solchen Gedichten — wir brauchen nur an Kleists Hermannsdrama zu denken — auch den kühl widerstrebenden Sinn leicht gewinnt, fehlt hier und lastend bleibt nur die Gewitterschwüle. Diese leblose, mechanisch verkünstelte, nur von Erinnerungen kümmerlich genährte Welt kann nicht dauern, dieses schwindelnde Selbstbewußtsein muß aus steiler Höhe der Sturz bald in die Tiefe reißen. Ein überhitzter Fanatiker konnte das Buch Judith ersinnen; ein innerlich freier Dichter hätte erkannt, daß kein Heldenweib das in der Stickluft des engsten Spiritualismus verzärtelte Volk mehr erretten konnte.

Ist Judith wirklich ein Heldenweib und wollten die Frommen, die Jael und Judith schufen, die Judenheit lehren, daß der Herr, der einst durch Eden schritt, die von ihm selbst bestimmte Rolle des Weibes vergessen und der dem Mann unterworfenen Gebärerin den Ruhm heldischer Thaten gewährt habe? Muß Adam in Demuth sich beugen und an der höher ragenden Gestalt der Männin scheu emporschielen? Fast sieht es so aus, denn den Frauen gelingt ja die That, vor der Männermuth zagte; und dennoch kann Adam getrost lächeln, wie der Pelide lächelte, als Penthesilea ihm vom fernen Fabelreich der männischen Amazonen erzählte. Nicht die Stärke, er weiß es jetzt, siegte im Keniterland und vor Bethulien, sondern die List, und nicht Männerkraft vollbrachte die That, sondern Frauentücke, der die kluge Schlange Lehrerin gewesen war. Das Buch der Richter sagt uns nichts über den heikelsten Punkt; aber wir wissen aus der agadischen Literatur, daß Jael sich dem Sisera ergab und den nach der Brunst Erschlafften mit dem Todesstreich traf. Wir wissen auch, wie Judiths Mordstahl den Holofernes aus heißen Wonnen riß, den Glücklichen, den Heine beneiden konnte, weil er aus dem Genuß ohne Zwischenspiel von Qual und Krankheit in die weiße Nacht ewiger Vernichtung schied. Der altjüdische Sinn nahm an solchen Frauenthaten kein Aergerniß; er kannte keine Pflicht, kein Treugefühl, das zur Schonung des Fremden, des Feindes, des gottlosen Barbaren zwang; ihm schien gegen den Bedränger jedes Mittel erlaubt und er konnte, da ihm Israel als das Höchste und Heiligste galt, als ein besonders reines und geweihtes Gefäß das Weib bewundern, das, um Israel

aus drückender Noth zu erlösen, in seinem Geschlechtsreiz die todbringende Waffe fand. Wir sind, nach mancher moralklimatischen Umwandlung, längst anderen Sinnes geworden. Uns ist ein Weib, das die Vereinigung der Leiber listig zu schnödem Gaukelspiel benutzt und das wundervolle Geheimniß der Paarung, dem neues Leben entsprossen soll, in ruchlosen, blutigen Unsinn entstellt, das Alles giebt, nur um dem Empfangenden Alles zu nehmen, höchstens die scheusälige Heldin aus einer Schreckenskammer. Wir fragen nicht fürwitzig, ob Israels Gott so abscheuliche Opfer wohlgefällig sah, aber wir fühlen, wie welk die Welt geworden sein mußte, die solchen Gott träumen und in solchem Gott das Vaterland finden konnte, während draußen, ganz nah, der zu warmer Lenzlust erwachenden Menschheit die frohe Botschaft der Liebe verkündet wurde.

Die Künstlichkeit einer Kultur kann man fast immer daran zuerst erkennen, daß die Weiber aufsässig werden. Die Frau ist sozial nicht so gebunden wie der Mann, sie hat — oder hatte doch Jahrtausende lang — keine Berufsthätigkeit, die in Kasten zwängt, sie steht der jungen Natur näher und empfindet die Unnatur stärker als der ins Joch gespannte Genosse. Deshalb haben Alle, die den Menschen von der Natur scheiden wollten, die in Asketenträumen oder perversen Trieben schwelgten, das Weib als die Urverderberin innig gehaßt, — von manchen Kirchenvätern bis auf Baudelaire, Strindberg und den greisen Dichter der Kreutzersonate. Und deshalb ist, so oft eine Kulturübermüdung eintrat, auch die Herrschaft unter den Geschlechtern streitig geworden. Wenn die Frau sieht, wie die Männer verschwächlichen, wie künstliche Sitte die natürliche Sittlichkeit verdrängt und der Gattung, die Zeugerkraft braucht, Gefahr droht, erhebt sie sich in unruhiger Bewegung und sucht den mythischen Zustand der Matriarchie wieder herbeizuführen. Diese Regung hat mit leidenschaftlicher Ekstase nichts zu thun. Die Frauen, die als Prophetinnen, in visionärer Verzücktheit, ihre Wirkung geübt haben, die Schwestern der Philomene und Priscilla, standen nicht für die Natur wider die Unnatur, für die Kraft der Gattung wider die Mannesschwäche auf. Die Frau, die, mit einem Krug und einer Fackel in den Händen, durch die Straßen Alexandriens schritt, mit der Fackel den Himmel anzünden und mit dem Wasser das Höllenfeuer auslöschen wollte, damit der Mensch endlich lerne, daß er Gott selbstlos, ohne Hoffnung auf Lohn und ohne Furcht vor Strafe, lieben soll, — diese hysterische Heilige gehört nicht in die Schaar der um die Herrschaft streitenden Weiber, sondern zu denen, die den Gott stärker fühlen und in Delphi deshalb Priesterinnen sein konnten. Den Kulturstand, bei dem die Einrichtungen dem Bedürfniß nicht mehr entsprechen und der Art Verfall und Untergang droht, zeigen die starken Frauen, die sich vorher ruhig in ihr Schicksal fanden. Sie richteten das Jagdgeräth, halfen beim Bau der Hütte, fertigten aus Häuten die Kleidung, kochten und

besorgten die Hausarbeit und blieben dem Waffenhandwerk vorsichtig fern. Wenn solche Frauen der Hörigkeit entlaufen, darf man sicher sein, daß ein Wetterwechsel heraufzieht und im Männerstaat Etwas schlecht bestellt sein muß. Dann entbrennt der alte Kampf aus den Höhlen aufs Neue und das Gesetz aus Eden scheint aufgehoben; dann geschieht es wohl auch, daß wilde Weiber das Küchenmesser, das ulu der Eskimos, mit der scharfen Waffe vertauschen und entmannten Männern den Weg zu blutrünstigem Kriegerruhm zeigen.

Dem Lehrgedicht von der mehr tückischen als tapferen Jüdin ist alles Menschliche fremd. Darum berührt es auch nicht den tiefen Konflikt, der auf dem Grund aller Dichtung von heldischen Weibern ruht. Die Judith des apokryphen Buches ist kein Weib, sondern ein Begriff, ein unlebendiger, und kann deshalb das Weibgeschick nicht erleiden, nicht den schmerzenden Riß im Innersten spüren, da sie sich über die Geschlechtsfunktion hinausgereckt und, als Gebärerin, das blutige Mordwerk unternommen hat. Sie hat den Heiden verlockt; und als er sie erkennt, zu erkennen glaubt, täuscht den trunkenen Blick die undurchdringliche Maske. Wie wird die Frau nun fortleben, die zwiefach jetzt Wittwe ist und immer des Mannes gedenken muß, dem sie, nur um ihn zu töten, sich Liebe lügend gewährte und dessen Kraft ihrem dürren Schoß vielleicht Frucht erweckte? Der große Stoff hat, von Hans Sachs bis auf Giacometti und Maupassant, manchen Poeten und manchen Macher gereizt. In den Moralitäten und in den Narrenspielen, die auch nach Luthers Fehderuf wider Hans Worst im sechzehnten Jahrhundert noch lustig weiterlebten, spielten Judith und Holofernes eine große Rolle; aber sie waren nur Typen, die, wie Frau Potiphar an verbrecherische Frauenliebe und Susanna an böses Greisengelüsten, an die Christenkämpfe gegen die Türken mahnten. Ueberall beschritt dann Judith die Bretter, als Tragoedin und Opernheldin, und Maupassant übertrug in schwacher Stunde das wirksame Motiv in die niedrigste Dirnensphäre. Nirgends aber wurde das geheimnißvolle Problem auch nur gestreift. Einer nur hat es gefühlt, fest angeschaut und mit Meistergriff mächtig gestaltet: ein deutscher Dichter, der aus der Eisregion des halb erstarrten Gedankens kam, den Spiritualismus floh und die Natur, die wärmende, sehnsüchtig suchte. Der lange und Manchem wohl langweilige Weg war nicht zu vermeiden, wenn wir für die Betrachtung des Werkes, das uns Friedrich Hebbel geschenkt hat, den richtigen Standpunkt gewinnen wollten. Als er es, in den Blüthetagen des jungen Deutschlands, schuf, war die Herrschaft unter den Geschlechtern wieder einmal streitig geworden, wieder schmerzte die mit Fleisch verschlossene Stätte und der Mann sah fragend auf die Frau, deren Wesen sich ihm fremd verschloß. Und als im reinen Reich der Dichtung der Streit geschlichtet war, hatte die Männin ihr Weibthum erkannt und Adam durfte das Haupt hoch tragen und sich behaglich wieder als Herr der Schöpfung im Sonnenlicht räkeln. M. H.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.